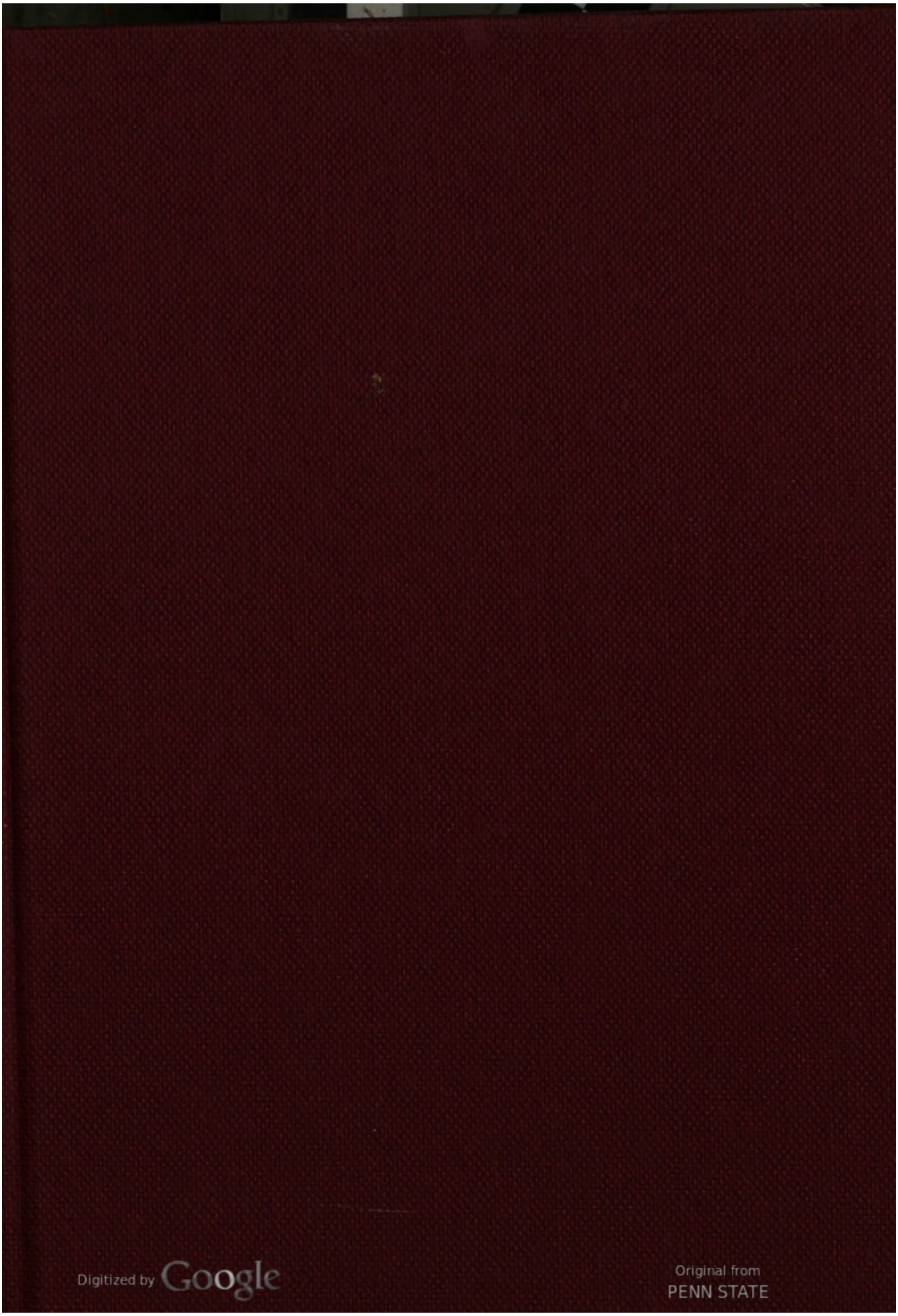
Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$$\frac{1}{1-x}$$

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Elfter Jahrgang 1917

Erster Band

(Januar bis März)

STUTTGART 1917

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des ersten Bandes 1917

Hauptteil

	Seite
Achelis, T. O.: Burckhardt und Heyse	92
Albrecht, Krafft: „Das Täubchen von Amsterdam“	233
Balázs, Béla: Auf Grenzwache	114
Behne, Dr. Adolf: Künstler und Kritiker	163
Bonus, Artur: Zu den deutsch-polnischen Beziehungen	6
Buß, J. P.: Anmerkungen zur Friedensfrage	260
Charmatz, Richard: Die Politik der Deutsch-Österreicher	251
Corbach, Otto: Amerikas Lebensmittelausfuhr	26
Eisenstein, Karl von: Vor einem Angriff	78
* * *: England und die Kriegsziele der Entente	197
Fenigstein, Berthold: Les Boches	55
Fischer, Max: E. T. A. Hoffmann	213
— Über allen unseren Taten blaut der Traum	243
Goldschmidt, Dr. Alfons: Gewinn- und Verlustrechnung 1916	21
Gothein, Georg: Gedanken zur Friedensfrage	41
Greeven, E. A.: Erwartung	94
Haebler, Rolf Gustav: Pastorale	51. 68. 90
— Zwei Gedichte	142
Hansen, Dr. N.: Die amerikanische Kriegsbereicherung	61
— Englands verwundbarste Stelle	152
Haußmann, Conrad: Die erste Etappe	1
— Europa und Amerika	101
— Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges	187
— Graf Zeppelin	225
Hennig, Richard: Rußlands militärische Verkehrspolitik	179
Hesse, Hermann: Erlebnis	20
Heuß, Theodor: La Tour	87
— Zeppelin und der Volksgeist	238
— Die sechste Kriegsanleihe	282
Hutter, Heinrich: Die Zeit	20
Jacques, Norbert: Wilson	201
Kahn, Ernst: Die Kriegsinteressen Amerikas	129
Kleeis, Friedrich: Mehr Schutz der Mutter und dem Kind	84
Kliche, Josef: Deutsche Preßorganisation in Rußland	64
Knapp, Ludwig: Zwei Sonette	264
Kosztolányi, Desider: Graue Glorie	284

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Seite

Krüger, Alfred: Schicksalsreise 33
Lachmann, Eduard: Zwiesprache 158
Liefmann, Prof. Dr.: Gold- oder Papierwährung? 173
Linter: Bankenverschmelzung im Krieg 171
— Unsere Valuta 194
— Die englische Siegesanleihe 222
— Kirdorf und Duisberg 247
— Verlosbare Kriegsanleihe 273
— Das englische Schiffsproblem 293
* * *: London—Paris 30
Löwenberg, Karl: Die gefesselten Genießer 184
Nordström, Ludwig: Jan Ageens Heirat 10
—o— —u—: „Die heilige Not“ 74
Planck, Mathilde: Zeitstimmung und Philosophie 116
Rabindranath Tagore: Sage, Liebster 289
Rohrbach, Dr. Paul: Die russische Revolution 275
Schäff, H.: Grenzen 156
Schäffer, W.: Stellungswechsel 211
Schairer, Dr. Erich: Staat und Inseratenwesen 48
Schmidt, Axel: Rußlands Friedensbesorgnisse 149
Schmidt, Karl Eugen: Der Amerikaner 108. 132
Schulz-Mehrin, Otto: Nationalpolitische Aufgaben der deutschen Industrie 229
Stegemann, Hermann: Die Schlacht am Ourcq 121
Stein, E. K.: Die ungarischen Parteikämpfe 81
Thoma, Ludwig: Lied aus „Heilige Nacht“ 167
— Künstler und Kritiker 240
Tömörkény, Stefan: Die Seele begibt sich vor den Herrn . . 137
Weer, Reinhard: Ostseetage 205
Wentscher, Erich: Erwachen 57
— Deutschland 95
— Aus einem alten Park 190

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

	Seite
Aphorismen aus dem Herrenhaus	268
Baguſche, Hermann: Die Kakteenſammlung	39
Barthel, Max: Geſpräch in der Nacht	80
— Kotz	193
Blech-Merwin, Thekla: Ein pietiſtiſcher Dichter	289
Bormann, Hans Heinrich: Leo Sternberg	246
Buß, J. P.: Geiſt und Macht	146
Corbach, Otto: China und der Krieg	265
Dünnwald, Willi: Goethe und ſeine Frau	34
Fiſcher, Max: Der Hauptmann	57
— Der Vampir	97
Graetzer, Franz: Gruß aus dem Grab	98
Harbeck, Hans: Guſtav Sack †	78
Heuß, Theodor: Guſtav Schönleber †	119
— A. Suppers „Herrenſohn“	143
— Politiſches Leben	169
— Steuer auf Kohle und Verkehr	191
— Zwiſchenſpiele	220
— Nachträgliches zu einem Vorwort	271
Hutter, Heinrich: Karl V. und Luther	192
Jungnickel, Max: Soldatenmoden	143
Kampffront, die innere	267
Kiefer, Otto: Volk in Not	292
Lapp, Adolf: Hans im Schnakenloch	36
Mohr, H.: Politiſche Diſziplin	95
Nikolaus, Paul: Stendhal	268
— Raimanns Grotesken	293
Pernerſtorfer, E.: Ein Junkerleben	60
— Johann Heinrich Fehrs	79
— Finnland	98
— Stille Bücher	244
Rick, Otto: Eine Schickſalstragödie	38
Ries, Richard: Kurt Münzers Märchen vom „Ladenprinz“	58
— Ludwig Thomas Weihnachtslegende	145
v. S.: Feindliche Propaganda	243
Thoma, Ludwig: Der Münchner Kritikerprozeß	221
Wiedmer, Emil: Der ſtarke Mann	148
Zentner, Wilhelm: Pepi Ludl	99

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Die erste Etappe

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Stuttgart, den 26. Dezember 1916.

Der Krieg hat alles in Bewegung gesetzt und alles provisorisch gemacht. Nun ist er selber für provisorisch erklärt von einer Note. Und die andere Seite fährt auf, er sei nicht provisorisch, er sei noch stabil, das heißt „zur Zeit noch fortdauernd". Die neutralen Zuschauer rufen gedämpft dazwischen: 's wäre Zeit!

Dieses Schauspiel fällt in die empfängliche Zeit der heiligen Nacht, in der die Lippen seit zwei Jahrtausenden aufzuatmen sich gewöhnt haben: „Pax vobis cum!" Das gedankenlos gesprochene Wort erhält auf einmal den gewaltigsten Inhalt. Die Hoffnung ringt mit dem Zweifel in jeder Brust, die Wünsche mit dem Trotz in jedem Volk.

Es ist der interessanteste und folgenschwerste Konflikt und Augenblick in dieser Zeit, die übergroß ist an grauenhaften Anstrengungen, die in sich zusammenschauert unter dem lastenden Zweifel an ihre Fruchtbarkeit.

„Schluß!" sagt ein englisches Parlamentsmitglied, der Korporal war und in den Schützengräben die Blicke gesehen hat. „Dann wäre alles vergeblich", sagt Bonar Law. Dieses Wort ist banal und erschütternd, wahr und unstaatsmännisch. Das Wort ist der bittere Vorgeschmack vor dem Nachgeschmack nach dem Trank aus dem Becher. Blut ist ein ganz besonderer Saft.

Das Wort Bonar Law's müssen alle Engländer und alle Europäer durchdenken, und erst wenn sie das gelernt haben, ist die Zeit der endgültigen Antwort gekommen. Die Frist, die sie zu diesem Lernen gebrauchen, entspricht genau dem Zeitraum, der uns von den Friedensverhandlungen trennt. Die Deutschen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kraft ihrer Gelassenheit, sind den Gegnern schon geraume Zeit voraus, obwohl es auch bei ihnen noch Bruchteile gibt, die meinen, dem Schicksal und Kriegsgott befehlen zu können; Bruchteile, die heimlich auf das Scheitern der Friedensbewegung infolge der gegnerischen Sprödigkeit rechnen. Aber es ist die kleine Minderzahl. Die übergroße Mehrzahl ist in ihrem Willen vertreten von Bethmann Hollweg, und zwar deshalb durch ihn, weil seine Urteilsbildung und Handlungsweise der deutschen Betrachtungsweise und Gedankenbildung entspricht, folgt und vorausgeht. Bethmann ist ebenso ein Ausdruck des deutschen Temperaments, wie Briand ein Spiegel der französischen Mentalität ist. England war in der Ueberlegtheit von Asquith, im Hochmut von Lloyd George repräsentiert und darum mußte jener diesem weichen, als durch die rumänische Katastrophe der englische Hochmut getroffen und herausgefordert war. Dieser Zustand flüchtet zum Trotz als seiner Kraftquelle und darum trifft die deutsche Note gerade in dem Augenblick des englischen Ministerwechsels auf den rauhesten Resonanzboden.

Verkehrt wäre es daraus den Mittelmächten mit ihrem Schritt den Vorwurf mangelnder Psychologie bei Wahl des Zeitpunkts zu machen. Sie mußten ihren starken Moment wählen, um dem Schein der Schwäche zu entgehen und darum mußten sie zum Voraus auf den Fall von Bukarest abstellen — vielleicht wäre eine Woche vorher noch scharfsinniger gewesen, wenn sie des nachfolgenden Ereignisses durch Hindenburg versichert waren. Im einen wie im andern Fall wußte Bethmann-Hollweg genau, daß unser starker Moment der nichtstarke des Gegners war und daß die Complementärfarbe der Stimmung bei der Entente ihrem Einlenken schon wegen dem Schein des Schwächebekenntnisses, nicht am allergünstigsten war. Aber man kann nicht beides gleichzeitig haben, die gehobene Stimmung in beiden Lagern.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir wissen in diesem Augenblick nur, wie England und Entente auf offener Redetribüne öffentlich reagierten. Der Inhalt der diplomatischen Erwiderung ist heute noch nicht bekannt. Die hohe Wahrscheinlichkeit und die Verlegenheit welche die Zentralnote auf der Peripherie ausgelöst hat, auslösen mußte und im Interesse des Friedens auslösen sollte — spricht für eine in der Form kurzangebundene Gegenfrage nach den Bedingungen der Mittelmächte.

Was sollen dann die Mittelmächte tun? Sich keinen Augenblick besinnen und erklären: Unser Schritt wollte dem Frieden dienen und deshalb haben wir wohlüberlegterweise den Vorschlag mündlichen Gedankenaustausches über die Friedensmöglichkeiten durch verantwortliche Vertreter dem schriftlichen Verfahren d. h. einem öffentlichen Wortgefecht in achthundert Zeitungen und acht Parlamenten vorgezogen. Es liegt in der Natur von Friedensverhandlungen, daß die Forderungen am Beginn der Verhandlungen und vor allem, wenn dies in öffentlichen Noten geschieht, allerseits höher gespannt werden, als voraussichtlich durchzusetzen ist. Dies führt wieder mit psychologischer Notwendigkeit dazu, daß die Forderungen des einen auf den andern abstoßend wirken und das Echo in der leidenschaftlich erregten Presse, die meist ebenso gutgläubig als ungeschickt einen Druck auszuüben zu sollen meint, steigert die Kontrastwirkung. So wird der Zweck, den wir ohne Hintergedanken anstreben, geschädigt und zerstört, durch die unrichtige Form. Im Interesse des Friedens wollen wir die andere Form und wir sind durch den Gang der Dinge und die Erregung in den Ententeparlamenten und Zeitungen, so sehr von der Richtigkeit unserer Auffassung überzeugt, daß wir im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht von ihr abgehen können, ohne den Hauptzweck zu gefährden, der uns am Herzen liegt.

* * *

Nun hat sich am 21. Dez. Wilson mit einer Kundgebung eingestellt fast genau so, wie ich im „März" am 2. Dez. 1916 an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genommen habe. Ich habe damals gesagt, man solle „Wilsons Vermittlungsneigung weder sanguinisch noch spöttisch behandeln." Das wird auch heute noch das richtige sein. Der Schritt ist ernst und er rechtfertigt die deutsche Aktion, die ihm zuvorkam. Unwillentlich sekundiert er auch diese Aktion. Besonders glücklich ist die Schweizer Note, in der sich Bundesrat Hoffmann als ein Staatsmann aufs neue ausweist.

Die Mittelmächte können diese Note ohne sauersüßes Gesicht freundlich und zustimmend erwidern. Gerade auch dann, wenn sie eine vorhergehende schriftliche Bedingungenpublikation seitens des einen Teils als unzweckmäßig ablehnen. Diese Möglichkeit einer offen zustimmenden Antwort auf neutrale Friedlichkeitsanregung ist ein politischer und diplomatischer Vorteil, der sich von der Verlegenheit der Entente, die neutrale Anregung zu erwidern, erfreulich abhebt und die Probe auf die Richtigkeit der Politik Bethmann-Hollwegs darstellt — auch wenn der Schritt jetzt nicht zum Ziele führt.

Ich habe am Tag nach dem 12. Dez. 1916 geschrieben: „Es ist die Zeit des Schnees, man darf Blüten erst im Mai erwarten" und „Bethmann-Hollweg hat stattliche Mehrheiten hinter sich: Alle Frauen der ganzen Welt, alle Soldaten in allen Lagern, alle Bauern, alle Arbeiter und alle übrigen vernünftigen Leute." Das halte ich auch heute noch für ein erfolgverheißendes Gefolge. Die Hauptsache ist die werbende und bohrende Kraft der verkündeten Vernünftigkeit im Kopf und Herz der Menschen in den zur Zeit noch trotzenden Ländern.

Nachschrift vom 30. Dezember.

Die erste Vorfriedensverhandlung verlief bisher folgendermaßen:

Die Note der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916 ist bis heute von der Entente nicht beantwortet. Dagegen hat Nord-Amerika durch die Wilson-Note vom 21. Dezember ds. Js. die Stunde zu Friedenserwägungen für gekommen erklärt. Die Schweiz hat sekundiert. Bethmann-Hollweg hat sofort Wilson

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der Schweiz zustimmend erwidert und sich zu alsbaldigem Gedankenaustausch zwischen Vertretern der kriegsführenden Mächte an einem neutralen Ort bereit erklärt.

Darnach ist mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit das folgende Ergebnis vorweg zu nehmen: Die Entente wird, halb trotzig und halb verlegen, äußerstenfalls in ihrer Antwort eine Rückfrage nach den Friedensbedingungen der Mittelmächte stellen, deren Mitteilung aber schriftlich verlange, bevor sie sich über die Antwort auf die Note vom 12. Dezember schlüssig macht. Deutschland wird auf seine Antwort an Wilson verweisen, die eine Festlegung auf die Form des mündlichen Gedankenaustausches enthält. Die Entente wird „feststellen", daß ihrer Forderung, der vorherigen Mitteilung der Friedensbedingungen, nicht entsprochen worden sei — und der Krieg wird fortgeführt.

Der Krieg wird weitergeführt, bis der große Schritt Deutschlands seine Früchte trägt und der Vernunft auch in der Entente Wortführer erstehen.

Der englische Kolonialminister hat unter dem 26. Dezember die Premierminister der Dominions (in Canada, Australien, Capland) zu einer „dringlichen Reichskriegskonferenz auf Ende Februar eingeladen", in welcher die „Kriegsfortsetzung" und die „etwaigen Friedensbedingungen der Alliierten", sowie die „daraus sich ergebenden Probleme" vom Londoner Kriegsrat mit den Premierministern in fortlaufenden Sondersitzungen besprochen werden sollen.

Daraus ergibt sich: erstens Friedensbedingungen der Entente werden jetzt nicht bekannt gegeben, zweitens sie werden Ende März beraten werden, also vor einer etwaigen Frühjahrsoffensive der Entente; drittens England will die Stunde festsetzen.

Diesen Schein der Initiative, die doch nur die Folge des deutschen Schritts sein wird, mag England sich „wahren," wenn es seine Entschließungen erleichtert. Was dann herauskommt, ist abzuwarten. Zwischenfälle können bei solchen Hochspannungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Rolle spielen. Der Wahrscheinlichkeit nach aber wird Krieg und Kampf die nächsten Monate an allen Fronten erfüllen, soweit nicht der Winter eine teilweise Abschwächung der Kämpfe bringt.

Deutschland ist, mit voller Kraft weiterkämpfend, frei von dieser Blutschuld.

Zu den deutsch-polnischen Beziehungen

(Ein Siebenhundertjahrgedächtnis)

Von Arthur Bonus

Es ist natürlich, daß wir in diesen Tagen der Wiederaufrichtung Polens die beiderseitigen Beziehungen erneut durchgehen. Ich meinerseits möchte dabei auf zwei kulturpolitisch wichtige Punkte aus der Anfangs- und aus der letzten Zeit zu sprechen kommen. Bei den unerquicklichen Eindrücken der Debatten im Abgeordnetenhaus braucht es meiner Ueberzeugung nach nicht zu bleiben. Sie sind wohl überwiegend nur Nachwehen der Mißverständnisse der letzten Jahrzehnte. Hans Delbrück hat gewußt, was er sagte, als er sich dahin ausdrückte, daß kaum je in der Geschichte zwei Nachbarvölker soviel freundschaftliche, so wenig feindliche Beziehungen zu einander gehabt haben, als gerade Deutsche und Polen. Es fließt zudem mehr polnisches Blut in unsern Adern, als man gemeinhin weiß und glaubt. Gerade verwandtschaftliche Häkeleien sind ja mitunter besonders giftig, aber im Fall der Versöhnung ist dann das Band auch um so fester. Kopernikus und Nietzsche sollen nicht umsonst zu unsrer Kultur gehört haben. Und hier liegt der eine Punkt, den ich besprechen wollte.

Einer der Renegaten dieses Kriegs, die jetzt von neutralen Grenzen her die Zungen gegen uns ausstrecken, hat vor längerem den besonderen Glanzspruch gegen uns formuliert: Deutschland in seiner innerstaatlichen Nationalitätenpolitik gegen Franzosen, Dänen, Polen gehe darauf aus, „die Seelen der Völker zu töten."

Ging unsere Politik darauf aus, so hat sie jedenfalls das Gegenteil erreicht, nämlich sie geweckt. Nicht ganz von ungefähr; denn die Seele tötet man nicht durch geradeausgehenden Zwang, sondern durch Schmeicheln und Verhetzen. Dafür werde ich nachher ein anschauliches Beispiel geben; es stammt nicht aus Deutschland. Der offene Zwang hat auch nicht einmal

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Absicht, die Seele einer Nationalität abzutöten. Er hat lediglich die Absicht, gewisse staatliche Notwendigkeiten zu sichern. Darauf scheint mir auch das Wort hinweisen zu wollen, das neulich („De Standard", Amsterdam vom 8. November) der frühere niederländische Ministerpräsident Dr. Kuyper den Polen gesagt hat: „Wenn die jetzigen Polen noch Aehnlichkeit mit ihren Ahnen haben, so bricht alles wieder zusammen: Nur ein neugeborenes Geschlecht kann ein bleibendes Polen schaffen." Ein solcher Zwang ist notwendig und er ist nie angenehm; aber er mildert sich alsbald und verschwindet schließlich ganz, sobald die Einsicht in das, was die staatlichen Notwendigkeiten fordern, sich durchgesetzt hat.

Natürlich dennoch, daß es dabei nicht selten zu unnützen Härten dabei kommt. Wo das geschehen ist, wurde es in Deutschland selbst am heftigsten bekämpft. Immerhin sind dergleichen unnütze Härten bei uns vorgekommen: das Seeletöten, Seeleverbiegen haben wir andern überlassen.

In einem spanischen Blatt wird von jemandem, den man, wenn es nach dem Wortlaut geht, als einen Soldschreiber der Entente ansprechen müßte, sehr lebhaft die Behandlnng belgischer und elsässischer Kinder durch die Franzosen beschrieben. Die Schilderung ist so voll unfreiwilliger Komik, daß man auf den Verdacht kommt, der Verfasser mache sich über seine Auftraggeber lustig. Er hält es nämlich für gut, hierbei Frankreich als den Vertreter des Nationalitätenprinzips zu feiern. Ausgerechnet bei einer Verhandlung über das Elsaß, den Raub Ludwigs XIV. zur Zeit der größten Schwäche Deutschlands, das Elsaß, in dem noch Goethe für Herder deutsche Volkslieder sammeln konnte, die für deutschen Volksgeist charakteristisch sein sollten. Deutschland, hören wir, halte das Elsaß nach dem Eroberungsrecht zurück, das seit seiner Verpreußung für es geheiligt sei. Für Frankreich sei es nach dem Nationalitätenrecht französisch geblieben. Es handle sich also in Bezug auf die elsässischen Kinder, die nun aufhören müßten, Deutsche zu sein, nicht sowohl um eine Umwandlung in Franzosen, als um eine Rückerziehung, eine Wiedergeburt. Möge uns nun dieser Augenzeuge französischer Nationalisierungsmethoden darüber belehren, wie man „die Seele der Völker tötet" in ihren Kindern:

„Diese elsässischen Mädchen, die in dem weiten Gebäude im Walde von Ailly Zuflucht gefunden haben, befinden sich nicht in einem Asyl noch in einer Schule, sondern in einer Art Lazarett, wo sie von deutscher Ansteckung gereinigt werden, wo man ihnen in sanfter Weise die unechte (!) Nationalität herausreißt ..... Die elsässischen Mädchen, die ich gesehen habe, sind zum mindesten Enkelinnen französischer Bürger (die deutsch sprachen!) Trotzdem ist, um in diesen Kindern die Spur der Eroberer auszulöschen, ein großer Takt, eine besonders geschickte, zarte, einschmeichelnde Erziehung erforderlich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man muß in sanfter Weise entgermanisieren. . . . . Aber obwohl ich sie lächeln und spielen sah, und obwohl ich sie eine süße französische Weise singen hörte, habe ich doch tiefes Mitleid empfinden müssen. In jeder einzigen dieser kindlichen Seelen haben Frankreich und Deutschland Kämpfe ausgefochten und in einigen von ihnen kämpfen sie vielleicht noch."

Dies etwa dürfte es sein, was man in nationaler Beziehung mit dem Ausdruck „Seele töten" bezeichnen könnte, falls er mehr als ein Schimpfwort sein soll, — und falls man nicht präzisere Ausdrücke vorzieht, wie etwa „Seelen verkrüppeln" oder „vergiften".

Es ist derselbe Geist, welcher den Plan Maurice de Walesses im Oeuvre vom 14. März vorigen Jahres ausgeheckt hat. Dieser fromme Ehrenmann führte aus: Man müßte die Deutschen bis auf den letzten Mann ausrotten, wollte man warten, bis sie von selbst Menschen würden. Von den Franzosen allein könnten sie zur Vernunft zurückgeführt werden. Natürlich drohe den *ersten Missionaren, die sich in Verkleidung nach Deutschland* wagen würden, die Märtyrerkrone. . . . . „Ihr französischen Christen, die ihr Deutsch versteht, jetzt ist der Augenblick gekommen zu zeigen, was ihr könnt!"

Diese von Jsuna geschilderte Art hat uns freilich nie gelegen. Wir empfinden wohl alle schon der bloßen Schilderung gegenüber etwas wie ein körperliches Unwohlsein, eine Art Ekel. Wir haben, wie wir wohl sagen können, sehr viel Arbeit an alle unter uns vertretenen nationalen Minderheiten gewandt, an ihre Wohlfahrt, ihre kulturelle Förderung, ganz besonders ihre Schulung. Aber was man unserer Schule vorwerfen mag, die „besonders geschickte, zarte, einschmeichelnde" Methode hat ihr noch niemand vorgerückt. An Gutmütigkeit fehlt es uns dabei gewiß nicht, wohl aber ganz und gar an den psychologischen Vorbedingungen für die Art Ethik, die hinter dieser Methode steckt.

Ich will auch für die Gutmütigkeit, die uns nicht fehlt, ein Beispiel bringen; Zur Zeit des blutigen Aufstands der sechziger Jahre in Russisch-Polen zwangen einige zerstreute Vorkommnisse unter den preußischen Polen Bismarck zu Vorsichtsmaßregeln. Das preußische Abgeordnetenhaus stellte sich schützend vor die Polen. In der Tat waren die kleinen Putsche bei uns recht ungefährlich. Geschichten in der Art der folgenden wurden darüber noch in den siebziger Jahren bei uns in Westpreußen über die Methode, die man den Unruhen gegenüber anwandte, erzählt: Man hatte einen Haufen „Aufständischer" gefangen genommen und führte ihn ins Gefängnis ab. Ein Unteroffizier und zwei Wachtsoldaten mit altertümlichen Gewehren eskortierten ihn. Als man weit draußen über offenes Feld kam, sagte der Unteroffizier sehr laut zu den Solden: „Kinder, wie viel Schuß habt Ihr?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— „Zu Befehl, jeder einen." — „Könnt Ihr denn auch gut schießen?" — „Zu Befehl, es geht so." — „Nun, dann schieß mir mal den Vogel da, links von der weißen Wolke, mein Sohn!" wandte der Unteroffizier sich an den einen der beiden, — „nicht getroffen! — — Nun Du!" — So schoß auch der andre seinen Schuß ab, — und die Gefangenen rissen aus. Was in aller Welt sollte man auch mit diesen braven Leuten im Gefängnis, von denen man genau genug wußte, was das bißchen Schreierei auch im schlimmsten Fall bedeuten konnte und vor allem, was es nicht bedeutete.

Als später 1867 Bismarck den polnischen Abgeordneten das Recht zu einem Protest abstritt, weil dieser Protest nicht im Sinn ihrer Wähler wäre, konnte er mit einigem Stolz auf die deutsche Kulturarbeit im preußischen Polen hinweisen. Er war damals Rußland gegenüber aus politischen Gründen sehr vorsichtig; wenn er trotzdem betonte: „gerade derjenige Teil der ehemaligen Republik Polen, welcher unter preußischer Herrschaft steht", zeichne sich durch Zivilisation, Wohlstand, Rechtssicherheit aus, so hatte das Gewicht. Unsere kämpfenden Brüder polnischer Nationalität werden das im verlausten Russisch-Polen mit einigem Schauder empfunden haben.

Nein, getötet haben wir die Seele der Polen gewiß nicht, so wenig als die irgend eines andern Fremdvolkes unter uns. Aber geweckt haben wir sie: in einer Anteilnahme, die sich in Freundschaft bis zu romantischer Schwärmerei und freilich auch in brüderlichen Derbheiten äußerte, kurz gesagt: mit Schule, aber auch — wie es eben in der Schule hergeht — mit Püffen.

Dies wäre der eine Punkt, den ich verhandeln wollte. Der andere bezieht sich auf die Anfangszeit deutsch-polnischer Beziehungen.

Max Weber in seiner trefflichen Münchener Rede über „Deutschland unter den europäischen Weltmächten" (abgedruckt in der „Hilfe") erzählt von einem Brief, den ihn vor etwa zwanzig Jahren ein Pole aus Lemberg geschrieben habe. Er habe darin bedauert, daß Webers Urahne nicht von einem mongolischen Schwein gefressen worden sei: davor hätten ihn nämlich die Polen bewahrt und nun habe er sich schlecht bewährt. Weber galt damals für einen Polenfeind: mit Unrecht, denn er hatte sich nicht gegen die Polen, sondern nur gegen das Unterbieten der deutschen Arbeitslöhne durch billigere ausländische Arbeitskräfte gewehrt. Die Anspielung auf das mongolische oder tatarische Schwein aber hat, wie wir gleich sehen werden, ihre Richtigkeit.

Man ist meines Wissens noch nicht darauf aufmerksam geworden, daß wir im letzten Jahr das Siebenhundertjahrgedächtnis desjenigen Ereignisses begingen, in dessen Verfolg sich zum erstenmal genau dieselbe Front gegen Nordostasien richtete wie heute. Genau wie heute Deutsche, Polen, Ungarn, Türken gemeinsam.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war im Jahre 1216, als Dschings Khan sich entschloß, mit den Nomadenhorden Hochasiens, mit denen er China erobert hatte, nunmehr sich gegen den Westen zu wenden.

Er brach zuerst gegen Turkestan auf. Zur selben Zeit, als der Hohenstaufe Friedrich II. sich an seinem Hof zu Palermo von islamischen Weisen belehren und erfreuen ließ, brachen dort in Asien unter Feuer und Brand der Tataren die hochkultivierten islamischen Reiche in Turkestan, Persien, Mesopotamien zusammen.

Marco Polo, der in diesem denkwürdigen Jahrhundert mit seinem Vater und Vatersbruder die asiatischen Schauplätze der Mongolenstürme bereiste, zuletzt siebzehn Jahre lang als Vertrauter des letzten großen Khans aus dem Blute des Dschingis, Kublai-Khans, der noch das ganze ungeheure Reich in Einer Hand hielt, erzählt da, wo er vom „See von Baku" berichtet, dem Kaspischen Meer, daß darin verschiedene Inseln seien mit schönen Schlössern und Städten: „Einige von ihnen werden von einem Volke bewohnt, welches vor dem großen Tatarenkhan floh und Schutz auf diesen Inseln oder in der Wildnis der Gebirge suchte". Das damals noch junge Osmanenreich in Kleinasien hielt Stand. Die Tataren wandten sich gegen Rußland. Rußland wurde unterjocht und in über zweihundert langen Jahren bis in den Grund des Blutes tatarisiert, also daß mit gutem historischen Recht jenes Wort sagt: „Kratze den Russen und der Tatar springt heraus." Erst Polen, Deutsche, Ungarn, Türken hielten den kulturvernichtenden Ansturm mit ihren Leibern auf. Speziell in der berühmten Schlacht auf der Wahlstatt kämpften polnische und deutsche Heere gemeinsam. Damals auf der Wahlstatt haben die Polen gewählt für immer und die Grenzen der europäischen Kultur um ihre Ostgrenze gezogen.

Polnische, deutsche, ungarische, ja und auch türkische Heere haben damals vor siebenhundert Jahren den tiefen Graben gezogen, der heute ungefähr in gleicher Linie als Schützengraben wieder da ist.

Jan Aagrens Heirat

Novelle von Ludwig Nordström

Berechtigte Uebertragung von Else v. Hollander

I.

Am Mittwochmittag sah man die Aadalswiesen wie einen zarten Nebel auf den Bergen im Westen. Die Wolken kamen wie Rauch aus Kanonenbatterien. Die Möven flohen das Meer und schwebten über dem Hafen wie losgerissene Blumenblätter, mit denen der Wind spielte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jan Aagren stand auf seiner eigenen Anlegebrücke und sah sehr nachdenklich aus. Sein Gesicht war von der Sonnenglut des Sommers so braun gebrannt, daß es wie gegerbtes Fell glänzte. Die Augen waren wie kleine weiße Kieselsteine mit blauer Bemalung. Die Hände in den Hosentaschen, stand er auf seiner eigenen Anlegebrücke, bald in Sonne, bald in den langen Schatten des Septembermittags.

Unter ihm, gegen den ersten Brückenpfosten gelehnt, stand Lina Bergman aus der Stadt, groß, goldblond und rosig, mit Augen, die hart leuchteten, und tückisch zusammengekniffenem Munde.

„Du sollst sehen, es gibt Sturm," sagte Jan Aagren.

„Dann hast du ja, was du willst."

„Ich habe doch nicht über das Meer zu befehlen."

„Aber," sagte Lina und ballte die rechte Hand, „ich glaube wahrhaftig, du betest des Nachts zum lieben Gott oder zum Teufel, es möchte jeden Tag Sturm sein, damit wir nicht zum Pfarrer können."

Jan Aagren lachte.

„Glaubst du, der liebe Gott oder der Teufel kümmert sich drum, was ein armer Fischer betet?"

„Du wirst schon sehen, wer das letzte Wort behält," sagte Lina, drehte um und ging ins Dorf hinunter.

Als Jan Aagren sie um Hardins Haus verschwinden sah, ging er langsam zum Heuschober hinunter, wo es kühl war und die gelben Sonnenflecke über die Holzwand tanzten, wickelte sich in seine Decke, legte sich auf den Rücken, schloß die Augen unter dem Mützenschirm und dachte.

Den ganzen Sommer lang hatte er gedacht, hier im Bett, draußen auf der See, beim Essen, beim Mähen, beim Ernten, im Wald.

Lina war ja doch ein Arbeitsmensch. Sie wollte die Hände voll Mühe haben. Es sollte Lärm und Bewegung um sie sein. Sie wollte alle kommandieren und der Herr im Hause sein, über Knechte und Mägde, so wünschte sie es. Wollte die Schlüssel und das Geld in der Hand haben und alles in Gang bringen.

Das Kind, das sie mit Jan Aagren hatte, band sie mit einem Gefühl der Notwendigkeit an ihn. Sie wollte sich nicht eine Frau schimpfen lassen, die unverheiratet sich mit Kindern schleppen mußte. Wollte nicht als Mutter von eines andern Kind zu irgend einem Mann kommen. Daß sie das Kind bekommen hatte, war hauptsächlich ihre eigene Schuld, da sie ihn in einer Art Trotz gereizt hatte, aber außer als Mittel zum Kind und Hausfrauenmacht war er ihr gleichgültig.

Das wußte Jan Aagren.

Die beiden Kontrahenten hatten einen Prozeß angestrengt. Jan hatte sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

losschwören wollen, hatte aber in seinem feigen Herzen die Gottesstimme vernommen und hatte nachgegeben. Sie waren scheinbar versöhnt vom Gericht nach Hause gefahren. Es war ein Frühlingsabend, die ersten Blumen waren da, und die Erde dampfte. Sie hatten auf der Heimfahrt im Boot miteinander gesprochen, hatten plötzlich Mitleid miteinander gehabt, hatten umschichtig ein paar Schluck aus seiner Schnapsflasche getrunken, waren weichmütig geworden, und schließlich, als sie in der kalten Nacht landeten, waren sie in den Heuschober gegangen und waren dort zusammengeblieben.

Dieser Tag und diese Nacht nahm ihm jede Möglichkeit, frei zu werden, Als sie am folgenden Tage ihn kujonierte, so daß alle es hörten und erzählte. daß er klein beigegeben hatte, bereute er. Aber es war zu spät.

Und jetzt waren sie schon aufgeboten worden.

Und nun, anderthalb Jahre nach diesem, dachte Jan Aagren:

Ich hab nur zwischen zwei Dingen die Wahl. Entweder muß ich ins Wasser gehen, oder ich muß mich das ganze Leben mit ihr schleppen. Etwas anderes gibt es nicht.

Ginge er ins Wasser, so würden alle frohen Stunden, die er sich von seinem Leben erhofft hatte, unmöglich werden. Und seinen Namen würde sie und das Kind verfluchen, und sein Gedächtnis würde im Dorf viele Generationen hindurch geschändet sein.

Andrerseits aber konnte es auch passieren, daß sie ihm so viel höllischen Schabernack spielte, daß er für alle Zeit unglücklich wurde.

Was war zu tun?

Als er schließlich einschlief, während ein Gewitter losbrach und den Regen gegen das Dach peitschte, hatte er noch keine Antwort auf die Frage gefunden. Aber er hatte nicht das Gefühl, als wenn er jetzt schon sterben sollte.

II.

Die Uhr war am Samstag morgen noch nicht ganz fünf, als in Jan Aagrens Brückenschuppen schon Licht war. Im Dunkeln stand Jan unter den Septembersternen auf der Brücke und hörte zu, wie das Meer gegen den Strand donnerte. Aber das Dröhnen war seit gestern abend schwächer geworden, der Wald rauschte kaum noch, der Himmel war klar, die Luft still, und der Glanz der Sterne sah nicht nach mehr Sturm aus. Als er durch die Tür eintrat, fiel der Feuerschein vom Herd auf sein weißes Hemd, die schwarze Weste und Hosen und die blanken Schuhe. Die Mutter stand über den Kaffeekessel gebeugt, eine krumme und abgemagerte alte Fischerfrau, das Haar in Flechten über dem braunen und runzligen Gesicht. Sie war barfuß. Sie hatte noch jetzt auf ihre alten Tage schöne Füße und einen vornehm geformten Spann, — diese vielgeprüfte Stina Aagren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Willst du fahren, Jan," sagte sie.

„Muß wohl sein. Es ist ja heut kein Sturm!"

Der Sohn setzte sich an den Tisch und starrte ins Feuer. Nach einer Weile kam die Alte mit Kaffee und Brot und Butter und etwas gebratenen Fisch herangehastet.

„Hol den Schnaps!" sagte der Sohn.

Die Mutter setzte schweigend die Schnapsflasche vor ihn hin, und der Sohn goß sich einen ordentlichen Schluck ein.

„Willst du nicht auf mein Wohlergehn trinken?" sagte er düster.

„Danke für Schnaps, du weißt, ich trinke nie," antwortete die Mutter.

„Willst du nicht auf mein Wohlergehn trinken?" sagte der Sohn noch einmal und hob die Tasse und bohrte den Blick in die Mutter.

„Denkst du, aus solcher Heirat kommt Wohlergehn?"

„Man heiratet doch ums Wohlergehn und nicht ums Unheil."

„Gott weiß die Wege. Ich werde zu ihm beten, wenn ihr fort seid," blieb die einzige Antwort der Alten.

Als der Tag dämmerte, kam Lina. Sie trat zur Tür herein, setzte sich an den Herd und sagte kein Wort. Jan stand auf und ging in die Dunkelheit hinaus.

Als er fort war, sagte die Alte: „Ja, heut ist es nun mit mir hier zu Ende, glaube ich."

„Meinst du?"

„Hast du das nicht im Dorf gesagt?"

„Es wird vieles gesagt in all den Jahren. Man kann sich nicht an alles erinnern, was man gesagt hat."

„Aber vielleicht kann man den Augen ansehen, was du denkst."

„Das ist etwas, was ich selber nicht weiß."

„Trink jetzt Kaffee und iß, damit du nicht umklappst. Es tut nicht gut, mit leerem Magen auf die See hinauszukommen."

„Danke vielmals."

Jan war in den Schuppen hinuntergegangen und hatte das Boot in Ordnung gebracht und hatte nachgesehen, ob auch Segel und Eßkorb und Ruder und Steuer da waren. Eine Decke lag zusammengerollt auf der Bank. Er stellte sich dann ganz vorn auf die Außenbrücke und blickte zum Dorf hinüber.

Nirgends war ein Licht zu sehen. Die Schuppen waren wie Schatten oder wie Riesenfelsblöcke unten am Strande, die Bootsmasten hingen wie niedergebeugte Aeste oder Grashalme über dem Wasser, in dem die blaß gewordenen Sterne sich spiegelten und wie Pastorkrausen aussahen, die auf den Wellen schwammen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Luft war noch voll von Dunkelheit, aber rings am Horizont dämmerte der Morgen, und man hatte das Gefühl, als würde ganz leise etwas Schweres und Unbeschreibliches von dem Dorfe genommen. Jan wußte, daß alle seine Freunde und Verwandten, Burschen und Mädels, alte und junge, jetzt in all den Häusern im Schlaf lagen. Erik Hardin und Simon Lockneus wollten ihn begleiten. Ob sie nicht bald kamen? Es wurde immer heller, und der Morgenwind legte hier und da schwarze Streifen auf den Sund.

Es wurden Schritte auf der Brücke hörbar, und als Jan aufblickte stand Lina da.

„Bist du hier, Jan?" sagte sie.

„Ja."

„Was machst du?"

„Das Boot in Ordnung." Sie kam zu ihm hin und nahm seine Hand.

„Weißt du noch, wie wir jetzt vor drei Jahren hier auf der Brücke standen, damals im Herbst?"

„Ja —, du hattest damals schon lange um mich gefreit. Du sagtest, du wolltest mich heiraten. Das glaubte ich. Ich habe nicht geahnt, daß du so handeln würdest wie du gehandelt hast. Wärst du damals ein besserer Kerl gewesen, hättest du es nachher nicht so schwer gehabt. Und jetzt auch nicht."

„Weißt du, ob ich es jetzt so schwer habe?"

„Man sieht, was vor Augen ist."

„Was soll das heißen?" — „Ich will nur sagen, daß du es nicht unnötig schlecht zu haben brauchst. Wenn du jetzt ein Mann bist, dann kann ich, glaube ich, so sein, daß keins von den Mädels hier im Dorf besser ist."

„Aber du gehörst nicht zu uns! — „Nicht zu euch? Bin ich nicht aus der Stadt und gehören Stadt und Dorf nicht zusammen?"

„Und du bist nicht so gewesen, daß man viel Freude an dir haben konnte."

„Du bist ja auch nicht so gewesen!"

„Wäre man nur sicher, daß du einem nicht die Hölle auf Erden machst, dann — gewiß — könnte man sagen, — daß du — schöner bist als die andern."

Jetzt schmiegte sich Lina, im Schummern vor sich hinlachend, dicht an ihn. „Jan, es ist viel, was von dieser Stunde abhängt!" sagte sie und hob das Gesicht zu ihm empor. Die Augen und die Zähne schienen vom weißen Licht der Dämmerung erfüllt. „Ich verspreche dir, so gut zu sein, wie ich sein kann," sagte sie.

„Versprichst du das?" — „Ja." — „So war du lebst?" — „Ja." — „Nun, dann mag unser Herrgott bei dem übrigen helfen," sagte Jan, legte die Arme um sie und küßte sie.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erik und Simon saßen im Hause und tranken Kaffee, als das Paar wieder hereinkam. Sie waren wie für eine Polarfahrt zurechtgemacht und sahen ernst und schläfrig aus.

Es war so weit hell geworden, als das Boot von der Brücke abstieß, daß nur noch ein großer Stern über dem Meere stand, und unter dem dunkleren Himmelsgewölbe ruhte eine grünweiße Morgenluft über Wogen und Ufern.

Die Schuppen standen noch immer ohne ein Zeichen von Leben, und nur hier und da in einem Fenster sah man einen Lichtschein.

Die alte Frau Aagren stand auf der großen Brücke und sah dem Boote nach, das auf den Wellen schaukelnd aufs Meer zufuhr. Als sie es hatte verschwinden sehen, ging sie hinauf, aber als sie in die Haustür trat und den Rauch friedlich und still wie an einem gewöhnlichen Arbeitsmorgen aus dem roten Schornstein zu den Fichtenwipfeln und dem metallgrünen Morgenhimmel aufsteigen sah, fühlte sie es wie einen Krampf im Halse, und es wurde ihr schwarz vor den Augen.

Dort hinten stand im Morgendämmern die alte baufällige Kapelle mit dem Friedhof, in dessen linker Ecke ihr Mann begraben lag. Draußen auf dem unruhigen Herbstmeer fuhr der Sohn mit einer bösen Frau seiner Zukunft entgegen, und hier stand sie, die Sechzigjährige, allein, verzweifelt und abgearbeitet.

Die Alte lehnte sich gegen den Türpfosten, und sie weinte ohne einen Laut, die Knie brachen unter ihr zusammen, und sie warf sich in die dunkle Ecke nieder.

Dort lag sie in einem Klumpen wie ein fortgeworfenes altes Lumpenbündel.

III.

Der Diakonus und seine Familie saßen bei Tisch, als der Fischer Jan Aagren mit seiner Braut und seinen beiden Zeugen kam, um getraut zu werden.

Die Gesellschaft mußte im Arbeitszimmer warten und seinen Geruch von altem Holz, das schimmlig geworden war, von Tabaksrauch, Aufwaschwasser, Schmutz, Bücherstaub und vielem Unnennbaren einatmen.

Man setzte sich in einer Reihe neben die Tür und blickte auf die Bücherregale und den Schreibtisch und die Christusbilder und die Pfeifen und all das, was diese Stube zum Arbeitszimmer eines Landpfarrers machte. Lina aber saß und sah zu, wie ein Zweig einer großen alten Birke draußen vor dem Fenster neben dem Schreibtisch vom Winde auf und ab bewegt wurde. Die Blätter waren gelb geworden, und manchmal fielen ein paar zur Erde nieder. Der blaue Himmel und ein paar kleine weiße Mittagswolken sahen ganz fern aus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein junges Mädchen kam mit den Betschemeln herein und warf im Vorbeigehen einen prüfenden Blick auf die Gesellschaft. Sie sah sofort, daß es Fischer weit draußen von den Inseln waren.

Der Diakonus kam. Erik und Simon malten ihre Namen auf ein großes Papier, und dann wurde das Paar an die Schemel beordert, bekam seinen Spruch, fiel auf die Knie, wurstelte mit den Ringen herum, drückte dem Pfarrer eine Münze in die Hand, wie es Sitte war, und wurde in den Saal zum Kaffee genötigt.

Die Frau Diakonus sprach von der Insel und den Bewohnern. Sie kannte alle alten Frauen da draußen. Wie ging es denn jetzt der alten Frau Aagren und der alten Frau Lockneus und der alten Frau Aabygge? Und wie war der Fischfang im Sommer gewesen? Und mit dem Lachs war es nur schlecht wie meistens. Ja, ja, es ist eine schwere Mühe, auf dem unruhigen Meer Fischer zu sein.

Lina sah, daß es von Kindern in allen Größen wimmelte. Eines schrie hier, und eines schrie da, eines hing in einem Baum im Küchengarten, so daß der Diakonus auf die Veranda hinausmußte und es rufen. Dann schlenderten auch die Fischer hinaus, um all die Herrlichkeiten innerhalb des grüngestrichenen Zauns zu besehen, die Stachelbeersträucher und die Weinreben und den Apfelbaum und die Mohrrüben und alles andere.

Die Frau sprach mit Lina ein paar ernste Worte über den Wert und die Bedeutung der Ehe für das innere Zusammenleben und über Kinder und Kinderpflege und Jesu Macht über die Seelen.

„Draußen auf den Schären sind die Kinder knapp," sagte sie.

„Man hat an andres zu denken als an Kinder, wenn man durchkommen will."

„Aber jedes Kind ist doch auch ein Segen Gottes."

„Ja, nach der Bibel allerdings, und hier im Hause gäbe es wohl sehr viel solchen Segen. Wenn sie fragen dürfe . . .

„Sieben . . ."

„Sieben! Herrje!"

„Ganze sieben!" sagte die Frau und fügte leiser hinzu: „Bis jetzt!"

„Man muß es gut haben, wenn man sich so viele Kinder aufladen kann! Wenn alle Leute so viele Kinder hätten, wäre gar kein Platz mehr im Lande," sagte Lina ihre Gedanken frei heraus.

Die Frau lachte und rief dem Diakonus, der mit den Fischern hereinkam, die jetzt zum Aufbruch rüsteten.

Es war Nordwestwind, und die Wolken verhießen, daß er bis in die Nacht anhalten würde. Bevor man von der Brücke wieder abfuhr, wo man an Land gegangen war, aß man ordentlich zu Mittag aus dem Eßkorb, Fische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und kalte Kartoffeln und Pfannkuchen mit Eingemachtem und Zucker, und Wurst und Butter und Brot und Milch und Schnaps.

Jan Aagren hatte schon vorher tüchtig Schnaps zu sich genommen. Jetzt trank er so viel, daß es ihm vor den Augen zu schwimmen begann. Er sah ein paar Bauernburschen am Lande, die sich für das Essen interessierten.

„Seid ihr hungrig, Jungens?" rief er, und winkte ihnen zu.

„Halt bloß deinen Mund, Jan!" sagte Lina über einen Pfannkuchen hinweg.

„Was redest du da für Zeugs, Weib? Kriegst wohl Mücken, weil du jetzt den Ring am Finger hast. Du bist diejenige, die untertan sein muß. Wie du weißt, hat der Pfarrer das gesagt. Du hast es selbst gehört. Ihr habt es alle gehört. Das Weib sei . . ."

„Halt bloß deinen Mund, sage ich," bemerkte Lina noch einmal ruhig.

„So schweig doch still, Jan!" sagte Simon.

„Nein, hol euch der Teufel allesamt! Jetzt raufen wir uns mal tüchtig, Jungens," rief Jan in voller Wut und warf den Rock ab, verlor aber das Gleichgewicht, fiel gegen die Reling und tauchte mit beiden Armen ins Wasser. Da wurde er ruhig, wickelte sich in die Decke und lag wie ein Toter im Boot.

Die beiden Burschen hißten die Segel und man fuhr durch den Fjord hinaus, vorbei an den sandigen Ufern, auf deren dunkle Tannen und gelbe Laubbäume die Nachmittagssonne schien. Die Luft war hoch und durchsichtig, und die Mündung des Fjords schimmerte blau.

Als man um eine Landzunge herumgefahren war und ein paar rote Schärenklippen passiert hatte, kam porzellanblau das Meer mit schwebenden Möwen. Da fühlten die Burschen sich befreit von der Schwermut, die das Festland über sie geworfen hatte. Sie steckten die Pfeifen an und holten die Flasche wieder heraus, und mit Schaumwirbeln neben sich und Wogenkämmen am Bug ging es mit geblähten Segeln nach Hause auf die Insel zu, die langgestreckt und hoch draußen am Horizont lag.

„Gebt mir einen Schluck!" bat Jan Aagren und reckte sich aus der Decke heraus.

Lina nahm den Milcheimer und hielt ihn ihm hin. Er sah sie an und rollte sich wieder in seine Decke, ohne ein Wort zu sagen.

Als man in die Nähe der Heimatinsel kam, stand er aus der Decke auf, und sein Gesicht und die der andern leuchteten in der untergehenden Sonne, die glühend und rot über den Bergen westlich des Meeres floß.

„Wir wollen lustig sein, wenn wir nach Hause kommen," sagte er.

„Wir müssen wohl etwas draufgehn lassen," sagte Erik.

„Schnaps haben wir zu Hause," — sagte Jan und schaute zu Lina hinüber.

„Wann sind wir denn zu Hause?" sagte sie.

„In einer Stunde," antwortete Simon, der am Steuer saß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„An den Hochzeitstanz wird man denken," sagte Jan, hohnlachend.

„Wie an die ganze Fahrt!" sagte Lina.

„Allerdings, ja!" lachte Jan wieder höhnisch. „Wie an die ganze Fahrt, jawohl. Das ist genau die Sache. Aber das letzte ist das beste, das kann man wohl sagen!"

„Jetzt mußt du mir die Schnapsflasche geben, Lina," sagte er nach einer Weile. „Mich friert, daß ich nur so fliege."

Er bekam sie und tat einen langen Zug. Dann hielt er die Flasche gegen die Sonne, so daß das braune Glas einen goldenen Schein bekam.

„Ist das ein schöner Schnaps!" lallte er. Es ist genau, als hätte man Gold in der Flasche."

Plötzlich wurde er ernst. Dann lachte er wieder.

„Seht! Seht doch das Wasser!" rief er plötzlich und zeigte luvwärts.

In demselben Augenblick, wo die andern die Blicke dorthin wendeten, sagte er hastig: „Erst die Flasche und dann das Glas!"

Damit schleuderte er die Flasche direkt in den wogenden Sonnenstreifen hinein und stürzte sich über Bord. Erik aber war schneller als er, und gerade als der Oberkörper plumpsend in den Wogen untertauchte, kriegte er die Beine zu fassen und hielt fest. Das Boot schwankte, das Segel klatschte und die Wellen spritzten über den Mast. Lina saß weiß und regungslos auf der hintern Bank, Simon aber eilte hinzu und half Erik den zappelnden Bräutigam an Bord ziehen.

Da lag er nun im Boot und das Wasser rann wie ein Blutbach von ihm herunter. Keiner sagte ein Wort. Das Boot kreuzte und nahm den Kurs auf den Strand zu.

Keiner mochte schimpfen oder fluchen. Keiner fühlte sich im Recht. So saß man eine lange Weile stumm. Lina war noch immer bleich, und Jan lag still mit geschlossenen Augen im Boot und das Salzwasser sickerte aus ihm heraus, und die Luft und das Boot mit den vier Menschen wurde immer röter.

Schließlich nahm Lina die Decke und breitete sie über Jan, und da sahen die beiden Trauzeugen, daß sie weinte. Sie hatten noch niemals Tränen in ihren Augen bemerkt und hatten sie auch nie erschüttert gesehen. Aber jetzt zitterte sie am ganzen Leibe und war völlig zusammengebrochen, wie sie da auf der Ruderbank saß.

„Er war besoffen!" sagte Simon, als sie näher an Land kamen.

Es wurde nicht mehr gesprochen.

Als das Boot in den Sund kam, saßen vor einigen Schuppen Fischer bei ihrer Arbeit. Die Sonne stand über dem Lotsenberg, und es war ruhig und still.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die alte Frau Aagren kam auf die Diele hinunter und empfing das Brautpaar, und ein paar andere Leute kamen auch noch. Als sie die ernsten Gesichter und den triefenden Sohn sah, begriff sie, was passiert war, drehte sich um und ging hinauf, ohne ein Wort zu sagen.

„Geht hinein und trinkt Kaffee!" sagte Jan. „Ich komme auch, wenn ich was Trockenes auf dem Leib habe."

Lina und er gingen mit einander auf den Heuboden.

„Weißt du noch, worüber wir gesprochen haben, ehe wir zum Pfarrer fuhren?" sagte sie.

„Ja," antwortete er, und zog die Hosen aus.

„Findest du, daß dies richtig war?"

„Findest du, daß es recht ist, mich vor den Burschen zu schikanieren?"

„Bist du denn ein so feiger Kerl, daß du dich ertränken willst, wenn ich dich schikaniere?"

„Immer besser, als unter seiner Frau zum Weib werden!"

„Fühlst du dich denn als Weib?"

„Halt's Maul!"

„Hör einmal, Jan, ich hatte mir gedacht, wir würden die Feinsten hier im Dorf werden. Ich dachte, ich wollte mein Teil dazu tun, und du solltest dein Teil dazu tun, und wir ließen nicht nach, bis wir alle andern überholt hätten. Wir sind doch drei, die arbeiten können."

„Drei?"

„Und Schwiegermutter?"

Jan Aagren stand im Hemd vor seiner eben angetrauten Frau, die ihn blaß aber mit ruhigen Augen betrachtete.

„Ich glaube, das beste ist, du machst alles, wie du willst," sagte er nachdenklich.

„Ich glaube nicht, daß du und das Haus dabei schlecht wegkommt," antwortete sie rasch. Aber zieh dich trocken an, dann gehen wir nach oben. Ich gehe vorher noch zur Schwiegermutter."

„Sind wir also einig, Lina?" fragte Jan.

„Wenn du einig sein willst, will ich es schon sicher. Und wenn wir einig sind, glaube ich nicht, daß wir es zu bereuen haben werden."

„Dieses — Unglück vergessen wir also?" fragte Jan und stand barfüßig und zitternd in seinem bloßen Hemd da.

„Natürlich!" antwortete Lina, und dann nahmen sie einander in die Arme und küßten sich und waren beide sehr zufrieden.

Der Tag endete mit Tanz, und die Jahre sind nicht bitter geworden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erlebnis

Wieder seh ich Schleier sinken
Und Vertrautestes wird fremd,
Neue Sternenräume winken,
Seele schreitet traumgehemmt.

Abermals in neuen Kreisen
Ordnet sich um mich die Welt
Und ich seh mich eiteln Weisen
Als ein Kind hineingestellt.

Doch aus früheren Geburten
Zuckt entfernte Ahnung her;
Sterne sanken, Sterne wurden,
Und der Raum war niemals leer.

Seele beugt sich und erhebt sich,
Atmet in Unendlichkeit;
Aus zerrißnen Fäden webt sich
Neu und schöner Gottes Kleid.

Hermann Hesse

Die Zeit

Die Zeit, das arme kranke Wesen,
Die, fiebernd schon im dritten Jahr
Nur Krieg und wieder Krieg gebar,
Kann sie des Friedens noch genesen?

Der, gottgezeugt und auserlesen,
Ersehnt wie je ein Heiland war,
Schwebt in der tödlichen Gefahr,
Im Schoß der Mutter zu verwesen.

Kann ihn die müde bleiche Frau
Mit ihres Herzens Blut ernähren?
Ach ihre Flechten sind schon grau.

Kann sie das blonde Kind gebären
Mit Herrscheraugen himmelblau,
Die uns den lichten Tag bescheren?

Neujahr 1917

Heinrich Hutter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewinn- und Verlustrechnung 1916

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Das Wirtschaftsjahr 1916 war ein Organisationsjahr. Nur Partikelchen blieben frei von der direkten Regelung. Aber auch sie konnten sich dem Organisationseinfluß nicht entziehen. Das Ergebnis war auf allen Gebieten kriegsgünstig. Man hat vieles vernichtet und zum Erstarren gebracht, Zwischenkräfte brach gelegt, Findigkeiten bei Seite geschoben, Verteilbares nicht gefunden oder nicht bekommen, Grenzen nicht niedergelegt, Schlupflucken gelassen, Personalfehler begangen, Aufhäufungen und Leeren nicht ausgeglichen, einfachen Menschen krause Verordnungen vorgelegt, den Gewinntrieb zu ungunsten der Lebensmittelversorgung angereizt anstatt ihn zu mildern, Bundesratsbestimmungen extrem ausgeführt, Schiebungen vergeblich bekämpft. Aber dieser ungeheuer komplizierte Apparat, diese Maschine mit immer neuen Rädchen, sie haben doch funktioniert. Schließlich sind unsere Truppen durch Rumänien gedrungen und im Innern ist keiner verhungert. Ob es auf andere Weise besser gegangen wäre, läßt sich heute kaum entscheiden. Wir müssen froh sein, daß es nicht schlimmer wurde und müssen aus den Fehlern und Erfahrungen des Jahres 1916 für die Praxis 1917 lernen.

* * *

Die vielen Aemter, Prüfungskörperschaften, Strafandrohungen und Kritiken haben nicht vermocht, die Preisschwierigkeiten zu beseitigen. Zu Beginn des Jahres schwankte man zwischen der Verurteilung des Produzenten- und Händlerwuchers und der Bemängelung des hamsternden Konsumenten. Man hieb heute auf ganze Berufe los und rief morgen die Verbraucher zur Vernunft auf. Der eine nannte den Großhändler einen Räuber, der zweite den Kleinkrämer und der dritte den Erzeuger. Nutzen hat diese unlogische und unsichere Polemik nicht gebracht. Die Preise kletterten und wenn sie angehalten wurden, so verschwanden die Waren, obwohl das Haltesignal erst ertönte, als sie beinahe schon oben waren. Darüber vergaß man die Entwicklung der Industriepreise. Sie wurde nur in den Fachblättern besprochen. Erst gegen Ende des Jahres merkte das Publikum den schnellen Aufstieg der Kohlen- und Eisenpreise, der Papierpreise, aller der Notierungen, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sonst nur den Fachmann interessieren, die aber die Gesamtpreisgestaltung wesentlich beeinflussen. Die Industriegewinne schossen auf. Lange arbeitete man mit der Gestehungskostenerklärung. Aber das Plus der Selbstkosten und die Kriegssteuerrückstellungen hinderten die Gewinnsteigerung nicht. Die Umsätze wuchsen, die Preise sprangen und damit auch die Nettogewinne, Tantièmen und Dividenden. Die Industrie war mit Steuern belastet worden, mit Kriegszulagen, Lohn- und Gehaltserhöhungen, Materialverteuerungen: dennoch ging ihre Rentabilität aufwärts. Sie war von der Preispsychose erfaßt, von der Wirkung des Umgebungsgesetzes. Es ist eine Ueberteuerung gewesen, daran kann nicht gezweifelt werden. So wurde der Ausgleichsgedanke, den der Kriegssteuerentwurf vergeblich geweckt hatte, wieder lebendig. Mit welchem Erfolge, muß abgewartet werden.

* * *

Die Spekulation bekehrt sich nie. Immer wieder galoppiert sie über Vernunftgrenzen hinaus. Auch dieses Preisproblem scheint unlösbar. Die Rüstungskurse konnten kein Wegende finden. Man hatte sich in den Zustand eingelebt. Was vorübergehend ist, wurde für dauernd gehalten und wenn man ein Ende sah, so mit den Augen des Spielers. Sie mußten es wissen: das erste Friedenssäuseln wirkt auf die Kriegspapiere wie ein Sturm. Weshalb handelten sie nicht danach? Das ist Geheimnis und Wesen der Börsenspekulation. In New-York, in Amsterdam, in Stockholm, in Christiania brachte das Friedensangebot des Vierbundes die Kurse zum Purzeln. Man hatte getrieben, gegründet, fusioniert, gebaut, erweitert und aufgekauft, als währte der Krieg ewig. In Schweden, Norwegen und Dänemark sind vielleicht fünfhundert Schiffahrts- und Schiffbaugründungen in zwölf Monaten entstanden. Trotzdem sprangen die Kurse ins Nebelhafte. Verzehnfacht, verzwanzigfacht hatten sich die Notierungen. Während die Regierungen kriegführender Länder vor einem Friedensangebot zitterten und Maßregeln dagegen bedachten, während sie den Börsenverkehr einschränkten, lebte die Spekulation wie in einer Orgie. Der Krach kann nicht ausbleiben. Er wird erschütternd sein. Wir müssen alles daransetzen, seinen Wellenschlag von unseren Ufern fernzuhalten. Die Enttäuschung ist gründlich und lehrreich. Auch in Deutschland lebten Leute, die die Preise über den Krieg hinaus wachsen sahen. Sie haben ihre Behauptungen auf Druckpapier verfochten, dieses Papier binden lassen und unter das ahnungslose Volk geschickt. Auch sie waren von der Preispsychose angesteckt, auch sie unterlagen dem Umgebungseinflusse. Was sagen sie zu dem Sturz der Getreidenotierungen in den Vereinigten Staaten? Der Friede wird den Preisstand herunterdrücken. Die Kurve wird nach unten gehen. Dagegen helfen alle Trusts,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbände, Zollmauern und bösen Absichten nicht. Sobald der Wettbewerb freier wird, eilen die Waren den Märkten zu, das Angebot wird dringender, die Bezugsnot verschwindet, es herrscht wieder frischere Luft. So einfach zwar werden sich die Dinge nicht entwickeln, aber eine Preissenkung ist sicher. Wieder einmal hat die Spekulation sich verrechnet, das heißt sie hat sich nicht verrechnet, denn sie rechnet nicht.

* * *

Nicht nur Unvernunft, Rauschempfindung und Gier beherrschen die Preisgestaltung. Hinzu kommt die Theorie. Sie ist so schlimm wie die Statistik. Sie schafft Dogmatiker und, was noch fürchterlicher ist, dogmatische Praktiker. Einige Dutzend Professoren haben ein Devisenschema aufgestellt, dieses Schema scharfsinnig begründet und gesagt, die Währungswertung könne nur nach diesem Schema erfolgen. Gewiß trieben Feindesschikanen die Devisenkurse nieder, aber sie allein bewirkten doch nicht, daß die schwedische Krone uns M. 1.74 kostete. Sie allein bewirkten nicht, daß das Vertrauen in unsere Zahlkraft fast außer Rechnung gesetzt wurde. Schuldiger waren jene Lehren von Goldpunkten, Exportausgleichen usw., die die Köpfe verwirrt haben und Deutschland schwer schädigten. Die Herren Theoretiker sollten sich in Zukunft etwas mehr um das Leben kümmern und etwas weniger um Starrheiten in Gestalt von Lehrsätzen. Sie haben gerade genug Unfug angerichtet. Sie haben daneben geschätzt, und daneben gelehrt. Besinnuug tut ihnen dringend not. Die Währungsentwertung war zu solchen Prozentsätzen keine Notwendigkeit. Mit den „Naturgesetzen" unserer Nationalökonomen ist es eine sehr eigene Sache.

* * *

Auch sonst hat das Jahr 1916 den Volkswirtschaftlern Enttäuschungen und Mahnungen gebracht. Wie Kindermärchen lesen sich heute die Goldwährungsbibeln. Stücker Tausend mögen es sein, und aus allen tönt der Schwur: die Goldwährung währet ewiglich! Schon vor dem Kriege gab es Zweifler, Leute, die vor der ungeheuren Kluft zwischen Goldproduktion und Goldbestand einerseits und Menge der Zahlungsmittel andererseits warnten. Die Bedeutung des Goldes scheint ja der Krieg gesteigert zu haben. Aber es scheint nur so. In Wirklichkeit ist sie gesunken und zwar zu einem Seltenheitswerte, der nicht mehr den Erfordernissen eines Zahlungsmittels, Tauschmittels und Wertmessers entspricht. Vielleicht 40 Milliarden Mark gemünzten Goldes gibt es in der Welt. Man halte dieser Summe nur einmal die gesamten Kriegskosten entgegen. Ich bin kein Quantitätstheoretiker. Hat es aber noch Zweck, eine Währung aufrecht zu erhalten, deren metallische Unter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lage zu einer Winzigkeit geworden ist? In der Flut der Kreditmittel ertrinkt das Goldstück, es ist keine Umlaufsmünze mehr. Wir dürfen uns auch nicht mit Sophismen zu drücken suchen. Auch die Anleihen sind Zahlungsmittel, denn sie können jeden Augenblick mobilisiert werden. Tatsächlich gibt's heute in den kriegführenden Ländern Goldwährungen nicht mehr. Man muß schon einen Ausweg finden, vielleicht einen allgemein gültigen Verrechnungsmodus. Der „bargeldlose Zahlungsverkehr" weist den Weg. Aber es gilt nicht nur den nationalen Zahlungsverkehr und den Zahlungsverkehr der Verbündeten zu regeln, sondern auch den Weltzahlungsverkehr. Diese ungeheure Aufgabe ist bis heute kaum erkannt, obwohl das Jahr 1916 die Dringlichkeit ihrer Lösung von Monat zu Monat verschärfte.

* * *

Das Immobile macht uns viel zu schaffen. Die Städtekongresse, die Fachverbände, die Parlamente, die Regierungen, die Presse haben Pläne geschmiedet, Vorschläge unterbreitet, Gesetze gemacht, Notverordnungen erlassen und Kritik geübt. Die zweite Hypothek ist immer noch das Karnickel. In Preußen wollen das Schätzungsamtsgesetz und das Stadtschaftsgesetz den Zustand verbessern. Gewiß ist die Ueberschätzung ein Krebsschaden und ebenso gewiß ist die Kündbarkeit der Hypothek ein Unsicherheitsfaktor. Aber radikale Reformgesetze sind die beiden nicht. Auch die Schutzbanken werden das Grundübel nicht beseitigen. Die Bodenspekulation bleibt und damit das Preisfieber, das Aufbauschen der Grundrente, die Verteuerung der Mieten. Minderschätzungen und Hypothekenfestlegungen sind nur Mittelchen. Man hat nun einmal gepökelt, Kasernenstädte gebaut und damit jedes Quadrätchen zu einem Riesenwert gemacht. Enteignen will man nicht. Was soll man tun? Einst wird Dezentralisierung die Parole werden. Mindert die zentralisierte Nachfrage und ihr mildert die Spekulation, verstärkt das Angebot, drückt die Preise, bringt den Menschen Licht, Luft und Boden unter den Füßen. Ohne Katastrophen wird das nicht abgehen. Aber wann ist eine schwere Krankheit ohne Erschütterung der Kräfte vergangen?

* * *

Die Notwendigkeit von Rechtsreform drängt sich auf. Das Kriegssteuergesetz und die Kontrollinstanzen sind Anfänge einer größeren Publizität im Wirtschaftsleben. Das Handelsrecht darf diese Anregungen nicht unbenutzt lassen. Publizität und Kontrolle sind das A und O aller Solidität. Sie sind die Bürgschaft einer brauchbaren Verwaltung fremden Geldes, einer genügenden Interessenverteilung der Minderheiten. Auch Sozialpolitik kann in das Handelsrecht hineingearbeitet werden, Berechtigungen für Arbeiter und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Angestellte, Mitbestimmungen bei Transaktionen. Auch der geistige Arbeiter würde davon profitieren. Heute sind nur die Arbeitgeber und Verwalter bestimmend. Das bedeutet Ausschaltung, Interessenverletzung, Aufdiestraßesetzen. Vielleicht untersucht man einmal die Transaktion „Deutscher Kurier". Sie ist ein Schulbeispiel. Aber man muß gründlich untersuchen. Sonst richtet man die Kritik gegen Leute, die selbst Opfer sind. Wie es leider geschehen ist. Das Jahr 1916 hat eine Reihe solcher Ausschaltungsbeispiele gebracht. Es ist Zeit, daß Arbeiter und Angestellte das Recht zur Mitwirkung erhalten, ohne daß der Unternehmungsgeist geschädigt wird. Es ist ferner Zeit, daß die Wirtschaftsrechtsprechung weitzügiger und einsichtiger wird, daß nicht mehr das Wesen des Geschäftes verkannt wird wie beim Schiffmann-Prozesse, dessen Führung ein sehr verwickeltes Problem hätte erleuchten können, wenn sie den Stoff beherrscht hätte.

* * *

Die Feinde ringsum haben ihr Wirtschaftsziel und ihr Finanzziel nicht erreicht. Unsere Anleihepolitik war gesunder und erfolgreicher. Sie haben mit Pumpversuchen in der Fremde, schwebenden Schulden, Verwässerungen der Bankstaaten operiert. Heute möchten sie gern nach deutschem Muster decken, denn von der Hand in den Mund und bei schwindender Anleiheliebe der Vereinigten Staaten läßt sich nicht leben. Englands Reichtum soll nicht unterschätzt werden, doch geht die Gesamtfinanzierung des Verbandes über seine Kräfte. Der Handelskrieg ist verloren. Die Kriegswünsche der Pariser Wirtschaftskonferenz sind ebenso unerfüllt wie es die Friedenswünsche dieses fiebrigen Kongresses sein werden. Die Festungsmauer des Vierbundes ist an einer Stelle weit ausgebuchtet, der Produktenaustausch ist erleichtert, die Produktenmenge wesentlich vermehrt. Die Verkehrsverbindung der Zentralmächte wird für Krieg und Frieden ausgebaut. Ein großes Kanalsystem soll angelegt werden, man will die Tarife und die Transporttiefen vereinheitlichen. So hat der Druck Günstiges gewirkt. Die Frachtraumnot des Vierverbandes dagegen wurde verschärft, die Verteilung der Kohle, der Lebensmittel und der Kriegsmaterialien erschwert. Politische Krisen waren die Folge. Als Deutschland das Hilfsdienstgesetz bekam, schrie man im Vierverbande nach Diktatoren. Der englische Ministerpräsident veröffentlichte ein Zusammenfassungs- und Enteignungsprogramm radikalster Art. Das Wesen des englischen Zwischenhandelsstaates schien vernichtet. Alles ist auf den Kopf gestellt, die Bedingungen sind verschoben, die Perspektiven verdüstert. Europa ist sanierungsreif, aber der Vierverband muß kräftiger zuzahlen als wir. Der Friede des Jahres 1917 wird uns nicht entkräftet sehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Amerikas Lebensmittelausfuhr

Von Otto Corbach

Es könnte leicht für den Vierverband zum Verhängnis werden, daß die amerikanische Erde ihn nicht ebenso reichlich mit Brot wie mit Eisen versorgt. In gewissem Umfange konnte Amerika sogar seine Waffen- und Munitionsherstellung für den Verband nur auf Kosten der landwirtschaftlichen Erzeugung ausdehnen. Die Landwirtschaft beansprucht in den überseeischen Getreideausfuhrländern in Friedenszeiten Jahr für Jahr einen starken Zustrom europäischer Landarbeiter. Dieser Zustrom geriet natürlich durch den Krieg auch in den Vereinigten Staaten ins Stocken und mußte also, zumal die Landflucht auch dort überall eine chronische soziale Krankheit geworden ist,*) eine empfindliche Leutenot hervorrufen. Die europäischen Kriegsaufträge aber in Verbindung mit den durch den plötzlichen starken Rückgang der europäischen Warenausfuhr bedingten vermehrten Absatzgelegenheiten verhinderten nicht nur, daß die steigende Nachfrage nach Arbeitskräften auf dem Lande keine Rückwanderung aus den Städten aufs Land veranlaßte, sie steigerten vielmehr noch die Landflucht. Die Kriegspreise für Getreide konnten keine Ausdehnung der Anbaufläche bewirken, weil sie durch die Kriegspreise für Waffen, Munition und anderes Kriegsmaterial noch überboten wurden. So erklärt es sich, daß England, Frankreich und Italien wegen der

*) Im Jahre 1890 wohnten in den Vereinigten Staaten erst 36,1% der Bevölkerung in Orten von mehr als 2500 Einwohnern, 1910 46,3%. In den Neu-England-Staaten, d. h. in dem großen nordöstlichen Industriegebiet der Union leben bereits vier Fünftel aller Bewohner in Städten, in Massachusetts und Rhode-Island mehr als neun Zehntel, in Newyork und Newjersey mehr als drei Viertel, in Pensylvanien und Illinois mehr als drei Fünftel, in Ohio 56%, in Maryland mehr als 50%. Im Jahrzehnt 1900 bis 1910 vermehrte sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten um 17 Millionen Köpfe; 70 Hundertstel fielen davon den Städten zu, und nur 30% dem platten Lande.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlechten Ernteergebnisse der überseeischen Getreideausfuhrländer im dritten Kriegsjahre mit wachsenden Ernährungsschwierigkeiten zu kämpfen haben, die natürlich durch die Frachtraumnot noch gesteigert werden.

Zu seinem Unheil sieht sich der Vierverband noch aus finanziellen Gründen genötigt, den Getreidemarkt der nordamerikanischen Union stärker, die Märkte der übrigen Getreideausfuhrländer, selbst die Kanadas und Argentiniens, weniger in Anspruch zu nehmen, als dem Verhältnis der Ertragsüberschüsse entspricht. Nur die Vereinigten Staaten sind in der Lage, den Verbandsmächten für Kriegslieferungen soviel Kredite zu bewilligen, wie sie unbedingt brauchen. Die ausschlaggebenden Personen im nordamerikanischen Korntrust ließen sich gern darauf ein; denn sie konnten das von ihnen übernommene Risiko leicht auf die breiten Massen der Bevölkerung im eigenen Lande abwälzen. Im ersten Kriegsjahr führte die Union 145 Millionen Bushels Weizen zugunsten der Vierverbandsländer mehr aus als im Jahre vorher, trotz des Ausfalls der früher nach den Ländern der Mittelmächte ausgeführten Mengen. Da die Weizenerzeugung nicht gestiegen war, konnte man das nur dadurch ermöglichen, daß man dem heimischen Verbraucher den Brotkorb höher hängte. Dem Eisenbahnkönig Hill, der zugleich im Korntrust eine führende Rolle spielt, wußte sich außerdem noch durch eine Erhöhung der Tarife aus den Taschen der amerikanischen Bevölkerung genug flüssige Mittel zu verschaffen, um bei den vierverbändlerischen Geschäftsfreunden auf prompte Bezahlung verzichten zu können.

Das Volk der Vereinigten Staaten hat diese im Zeichen der „Neutralität" vollzogene Ausplünderung vor lauter Mitleid mit den vom preußisch-deutschen Militarismus „überfallenen" und „mißhandelten" oder erst bedrohten kleinen Völker lange Zeit gar nicht gemerkt, aber seit einigen Monaten schwillt die Bewegung für ein Verbot der Ausfuhr von Lebensmitteln mächtig an. Reuter möchte das natürlich nicht wahr haben. Mit der harm-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

losesten Miene von der Welt meldet er aus Washington, unter der „Masse" von Vorlagen für den Kongreß, die von einzelnen Mitgliedern eingebracht worden seien, aber „wenig Aussicht auf Annahme" hätten, befände sich auch ein Antrag, die Ausfuhr von Lebensmitteln zu verbieten. Daß man in den Vereinigten Staaten über diese Frage nachgerade weniger harmlos urteilt, beweist allein die Entschließung, die der amerikanische Arbeiterbund am 25. November auf seiner Tagung in Baltimore angenommen hat, in der er verlangt, daß die Ausfuhr von Weizen und anderen Lebensmitteln verboten werde, „da es angesichts der steigenden Lebensmittelpreise für die arbeitende Bevölkerung unmöglich werde, genügend Lebensmittel für ihre Familien zu beschaffen." Inzwischen hat die „Kölnische Zeitung" unmittelbar aus Amerika Nachrichten erhalten, wonach die amerikanische Regierung ihre ursprünglich ablehnende Haltung gegenüber der Forderung eines Ausfuhrverbotes zu ändern Miene macht. Jedenfalls hat Staatssekretär Lansing erklärt, daß ein Ausfuhrverbot rein aus innerамerikanischen Gründen durchaus innerhalb des Gesetzes liege. Wilson hatte vor einiger Zeit eine gegenteilige Auffassung bekundet.

Daß überhaupt über die theoretische Berechtigung Amerikas, sich zu weigern, dem Vierverbande mehr Lebensmittel zu liefern, als das amerikanische Volk wirklich entbehren kann, in den Washingtoner Regierungskreisen gestritten werden konnte, ist für die Art der amerikanischen „Neutralität" bezeichnend genug. In der Rede, die Wilson im Oktober letzten Jahres zu Washington vor der Liga zur Erzwingung des Friedens hielt, erklärte er mit dem ihm eigenen sittlichen Pathos, die Vereinigten Staaten hätten den einzigen Wunsch, im Interesse der ganzen Menschheit zu handeln, indem sie alle ihre Bemühungen gegen den Krieg und seine unseligen Folgen richteten. Diese Bemühungen könnten aber, da die Welt noch in Waffen starre, nur Erfolg haben, wenn hinter dem Willen zum Frieden auch die militärische Macht stände, ihn zu sichern. In diesem Sinne legte der Präsident

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann die gewaltigen Rüstungen aus, die die Union unter seiner Führung begonnen hat und noch plant. In Wirklichkeit aber hätte gerade die nordamerikanische Union schon während dieses Krieges eine bewaffnete Macht einen wirksamen „Krieg gegen den Krieg" führen können, wenn es mit seinen Zuneigungen nicht auf Seiten gerade der wirklichen Friedensstörer gestanden, sondern so gehandelt hätte, wie es seine eigenen dauernden wirtschaftlichen Interessen erheischten. Was liegt für eine Macht, die im Kriege grundsätzlich eine „Pest" sieht, näher, als daß sie sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln wirtschaftlicher Natur während eines Krieges gegen jede Maßnahme wehrt, durch die irgend eine der kriegführenden Mächte seinem friedlichen Handel Abbruch und Eintrag zu tun sucht! Wie lange aber wäre dieser Krieg nicht entschieden und vorbei, wenn das Volk der Vereinigten Staaten seine Souveränität über das eigene große Gebiet, mit seinen gewaltigen natürlichen Reichtümern, deren Nutznießung gerade für England eine Lebensnotwendigkeit bedeutet, wie den Einfluß, den es durch die Manroedoktrin über alle andern Völker der neuen Welt ausüben kann, dazu verwandt hätte, England zur Duldung eines freien Handelsverkehrs zwischen Amerika und den Ländern der europäischen Mittelmächte zu zwingen. Das wäre nur der Ausdruck eines gesunden Egoismus des amerikanischen Volkes gewesen, wie er leider erst jetzt unter dem Drucke der durch die Getreidelieferungen für den Vierverband hervorgerufenen Teuerung zum Durchbruch zu kommen verspricht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

London-Paris

Von * * *

. . . . . (Schweiz), 21. Nov. 1916.

Unserer Abmachung gemäß war ich am 5. in London und am 12. in Paris und sitze nun nach fast neunmonatlicher Abwesenheit wieder hier und blicke durch das Fenster auf den See, der so ruhig ist, wie hier die ganze Umgebung. Wenn ich nun dadurch selbst ruhig geworden, versuche als Neutraler in neutralem Lande die Situation zu erfassen, in der Europa zur Zeit steckt, so komme ich zu der allgemein gültigen Formel, die ich in den Ausspruch zusammenfassen möchte: Man baut ab, in England, in Rußland und nicht zum mindesten in Frankreich. Auch Deutschland scheint mir von dieser Alterskrankheit des Krieges nicht frei.

Was das Leben in London anlangt, so ist die Losung Kriegspreise. Alles, auch das, was scheinbar nicht das geringste mit dem Kriege zu tun hat, ist enorm teuer geworden. Ich habe am Sonntag vor 14 Tagen von früh Morgens beim Beaf bis Abends unter der Straßenblendlaterne die Leute gefragt, was sie vom Krieg dächten, Bekannte und Unbekannte. Jeder antwortete natürlich nach seinem persönlichen Interesse. So, wer Einrücken fürchtet, ist für sofortigen Schluß dieses unrentablen Unternehmens. Nur zwei Dinge halten die Sache noch aufrecht, sagte mir ein Herr im Foyer des Ch . . . . Hotels, erstens, daß die Regierung keine Umkehr mehr kennen kann in ihrer Politik und, daß, wer nicht direkt vom Kriege betroffen ist, seinen Stolz noch nicht beugen kann. Ja, die Menschheit entbehrt und hungert aus Haß oder Dummheit. Dennoch sieht man, daß die leitenden Kreise nach einem Ende sich sehnen. Die letzten Aeußerungen der Politiker in London haben in Petersburg, Rom und Paris, wie ich mich zum Teil selbst überzeugen konnte, tiefen Eindruck gemacht. In Petersburg sah man den alles belebenden Goldstrom, der dem Golfstrom bisher der norwegischen Küste entlang gefolgt war, versiegen, ebenso in Rom. Die bisher mit den Wechseln ihrer Freunde lebenden Regisseure bekamen den ersten Katzenjammer. In die Trauer um die ausbleibenden Checks mischte sich, besonders in Rom, die Angst vor dem Volke, eine Angst, die in Paris auch bereits Hauptsorge geworden ist. Das Wort Transportkrise war, als ich nach Paris kam, in aller Munde. Daß es keine Kohlen mehr gibt, Frankreich produzierte im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

letzten Jahre nurmehr knapp 12 Millionen Tonnen gegen 40 im Frieden, und daß man infolge dessen um 6 Uhr in ganz Frankreich alle Geschäfte schließt, daß die Cinemas, die Theater, ja selbst das beliebte Café nurmehr 2 Tage in der Woche nach 6 Uhr noch offen ist, daran ist nur die Transportkrise schuld. Als ich daher um halb 7 Uhr von Port Saint Martin die Boulevards entlang durch die Rue Rivoli zum Place Vendôme pilgerte, ging ich durch eine Finsternis wie sonst um 3 Uhr früh. Nur ein paar Cafés waren offen, das Café Riche, Madrid, Americain und darin saß die Menge und trank zum Teil ungezuckerten Kaffee, die Transportkrise hatte die Cafébesitzer von ihren Lieferanten abgesperrt. Ich ging in unser Restaurant Angel Rue Combot und Saint Honoré. Die Speisekarte war gegen sonst kläglich. Ich fragte den Kellner, warum man gar so bürgerlich geworden sei: „La crise du transport, Monsieur, arrêt tout" sagte der Kellner mit Lächeln und hochgezogener Schulter. Dreimal vermaledeite Transportkrise, sagte ich, das ist noch der Ruin von Frankreich. Ich zahlte über 14 Francs für ein Diner, das sonst vielleicht 5 gekostet hatte, indem ich bemerkte: „Das ist wohl alles so teuer wegen der Transportkrise." Wohl mein Herr, antwortete prompt der Kellner. Es war 8½ Uhr. Sonst war es natürlich noch zu früh für „Olympia" und „Sans Souci". Aber wegen der T.... beginnt doch das Leben jetzt schon zu der frühen Stunde, sagte man mir. Ich war angenehm enttäuscht, daß wenigstens die Zufuhr der Halbwelt doch nicht zu stark unter der T.... gelitten hatte. Auch von der Front her mußten die Stockungen noch nicht zu groß sein. Lange schon, bevor sonst der historische Aufmarsch der Garçons, der Triumphzug der Schinken, Austern, Hummern und der anderen Leckerbissen, den meist noch kärglich versammelten Venuspriestern und den leicht gekleideten Vestalinnen der Bar den alltäglichen, besser nächtlichen Beginn der Opferstunden anzeigte, machte man heute Schluß. — Die Väter der Stadt hatten verboten, länger Licht zu brennen, wegen der T..... Vor dem Portal konnte wegen der — nun Du weißt schon — nur mit einem Pferdelenker ein diskretes Zwiegespräch führen, wo man denn um 11 Uhr noch etwas zu sich nehmen könne. Nach langem Hin und Her gings gegen die Hallen, aber es war nicht der alte „Bon père" wo man sonst um 4 Uhr früh Lammsuppe aß, mit der schönen Stinkenden tanzte und die absurdesten Gemeinheiten aus der schmalzigen Kehle des feisten Italieners anhörte, sondern ein mir vollständig unbekanntes Lokal im zweiten Stock, zu dem man über halsbrecherische Treppen gelangte. Auch dort natürlich T.... preise, besser aber Polizeipreise. Ich hatte genug, da ich aber dachte, Dir nicht genügend berichten zu können, so ging ich nach Hause, um eventuell noch etwas zu erleben. Doch umsonst, es war über rein nichts mehr zu berichten als über die Finsternis. Mißmutig warf ich mich ins Bett. Da fiel mir ein,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß mein Schlafpulver, das Abendblatt noch in der Manteltasche steckte. Ich steckte die Kerze wieder an, das elektrische Licht dreht der Concierge bereits um 9 Uhr jetzt ab, und entfalte das halbe Blatt. „La Crise du Transport" steht da groß in der zweiten Spalte. Ich balle das Blatt zusammen, puste die Kerze aus und versuche einzuschlafen, indem ich ununterbrochen denke: La crise du transporte et la débacle de la France, La crise du transporte ....

Also erlebt habe ich gar nichts an dem Tage und so muß ich Dir schreiben was mir andere erzählten. Als man in London das erste Mal das Wort Friede aussprach, bekam man in Paris die Gänsehaut. Man dachte in den Salons bei diesem Wort an Abrechnung, Aufhebung von Moratorien, Stundungen und Kriegsrecht. Abergläubische lasen in den Karten, daß dieses Aufhebungsdekret die Aktennummer 1792 tragen würde. Die Leute sehen zu schwarz, aber man möchte selbst fast auf den Gedanken kommen, denn englische Minister sprechen von Vermeidung von Luxus, um das Volk nicht zu beleidigen, und von allgemeinem Solidaritätsgefühl. In Paris weht ein milder Wind aus allen Ministerien, der von möglichster Milde und Vermeidung aller Härten spricht. Dem Kleinbauern läßt man heute auch wieder genügend Haustrunk brennen, nach dem Grundsatz „wer Sorgen hat, braucht auch Liqueur." Italien sendet Brandbriefe mit Frankreich um die Wette nach England um Kohle und Lebensmittel. Gegen mehr als ein und eine halbe Milliarde Francs in Gold hat England 24 Millionen Tonnen Kohle für Frankreich zugesagt. Die französischen Minister mit Monsieur Sembat an der Spitze mochten sich winden und drehen wie sie wollten, Gold mußte her. Von Italien, das fast keines hat, hörte man noch nichts von bedeutenden Zusagen, hier gibts nur immer einzelne Ladungen gegen die größte Not. ... H. von der Sorbonne sagte mir: Gewinnt Deutschland, so gewinnt es durch Frank, der zur rechten Zeit fand, daß ihnen das Pulver nicht ausging, sowie allgemein gesprochen durch seine hochentwickelte Wissenschaft und Technik. Dann aber auch durch die Leute, die der Kronprinz der Bayern täglich aufs Neue in den Somme-Schlund steckt. Zu dem Treiben der Engländer in Boulogne und Calais meinte er: Les Anglais ou les Prussiens, la même carte. Auf schwyzer Dütsch: „Bischt unta dur, mit wem'st a gosch't." —

Vor kurzem fand die Jahreszusammenkunft der Radikalen statt. Hervé stieß zu der geistigen Zirkusaufführung mächtig ins Horn und leistete dabei an rhetorischer Schlangengymnastik fast Unmögliches. Er sprach im selben Atem, daß er mit aller Kraft und prinzipiell gegen jene sei, die von Annexionen sprechen — doch fordere auch er die Rückgabe von Elsaß und Lothringen und da Deutschland jedenfalls die auferlegte Kriegsentschädigung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht zahlen könne, so müsse man eben das dem Moselbassin von der Vorsehung so nahe gelegte Saarbecken nehmen. Von einer Angliederung des ganzen Rheinlandes rate er ab. Daraus möge man einen selbständigen Staat machen. Nach dieser Leistung wagte er noch mehr. Mit Worten, die der größte Speichellecker der Plutokratie nicht besser bringen könnte, räte er ab vom Klassenkampf und zur Zusammenarbeit der Klassen des Kapitals, des Talentes und der Arbeit. Als Beweis, daß er selbst bereits damit begonnen hat, könnte man den neuesten Pariser Skandal, in dem Hervé eine Hauptrolle spielt, anführen. Hervé hat nämlich dem 90 Millionenschwindler Rochette den Paß seines Mitarbeiters gegeben, damit der Inkognito in Frankreich sich Aufhaltende bei der militärischen Rekrutierung nicht entdeckt wurde. So zog er mit Lepine, einigen Rochette-Verwandten, die Multimillionäre, und dem Generalstaatsanwalt am selben Gaunerstrick, er, Hervé, der radikalste Führer der Masse, welcher die Regierung und die Besitzenden jeweils wechselweise zum Nachtisch verzehrt. Das Volk hat mich gedauert, als es so zur Schlachtbank mußte, aber man kann eigentlich nur ein Achselzucken dafür haben, es ist und bleibt la canaille, die Herrschenden bauen stets darauf und aus der Charakterschwäche des Volkes erwächst jenen die Berechtigung zu ihrem Handeln. Das ist nun hier der Stand nach 27 Monaten Krieg. Mit dem Rufe: Vive la guerre, vive la canaille gibt im Salon der Mdme.... Hervé dem Kanonenkönig den Bruderkuß.

Schicksalsreise

Immer tragen noch die Gleise
Eisenzüge, Menschenfracht.
O, wie tief und leise
Ist die letzte Heimatnacht,
Wenn die dunkle Schicksalsreise
Tausend Herzen schluchzen macht.

Alfred Krüger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goethe und seine Frau

Eine Liebe, die mehr als eine Passion, die eine Krankheit gewesen, war gemach, ihm selbst kaum bewußt, gestorben; im formenreichen Italien, unter heiterem Himmel, war er genesen von seinen letzten 10 Lebensjahren, die nichts weiter gewesen als eine aufreibende und aufzehrende übersinnliche Freierei um Frau von Stein. Also wiedergeboren im Süden, hatte er sich zugleich auf sich selbst, auf sich als Dichter, besonnen und war tatverlangend rückgekehrt ins gestaltlose Deutschland und in die Nähe jener Frau, die ihm so lange eine Lust und eine Qual gewesen. Deren Dasein war nun verarmt, und er litt darum, weil er ihrer stets dankbar eingedenk blieb, auch dann noch, als ihre Liebe sich umgekehrt hatte in Haß gegen ihn und — ihre Erbin in seiner Liebe. Und doch hatte Christiane Vulpius, dieses liebliche Kind aus dem Volke, das ihm kurz nach seiner Heimkehr im Weimarer Park gegenüber trat und ihn erinnern machte an seine römischen Tage, und doch hatte grade sie das geben können, wonach den einstens Geliebten so sehr verlangte: Das harmonische Gleichgewicht, und dies wohl einzig und allein durch das Naturwüchsige, Unverfälschte, das in ihrem kindlich einfachen Wesen eingeschlossen lag, und sich, durch seine glutvolle Zuneigung vollends geweckt, immer herrlicher entfaltete.

Charlotte oder Christiane, das ward für eine Welt nach Goethe die Frage, nachdem eine klatschsüchtige Mitwelt ihm Christiane nicht verziehen, weil er über ein flüchtig Verhältnis mit ihr hinausgegangen war zu einer Gewissens- und späteren bürgerlich-regulären Ehe, die achtundzwanzig Jahre, bis zum Tode Christianens, dauerte. Charlotte war auch für die Nachwelt stets töchterpensionatsfähig, während Christiane — abgesehen von den letzten Jahrzehnten, wo sie gar als die für Goethe einzig in Betracht gekommene Gefährtin gepriesen wurde — stets als die tanzwütige und der Trunksucht ergebene und überhaupt undiskutable Mamsell Vulpius abgetan wurde, so man diese peinliche Person im Leben eines Goethe überhaupt zu erwähnen geruhte. Und nun erschien, zum 100. Todestag Christianens und ihrem Andenken gewidmet, der Briefwechsel dieser Ehe,*) zwei wertvolle Briefbände, die Klarheit schaffen, wie es um diese Liebes- und Ehegemeinschaft bestellt gewesen. In 600 Briefen, geschrieben von beiden Beteiligten in kürzeren oder längeren Trennungszeiten, offenbart sich das Gefühl herziger Zusammengehörigkeit, geschweißt aus Liebe und der freundlichen Gewohnheit. Fast in jedem Briefe bittet er, bittet sie: behalte mich lieb, und fast in jedem Briefe das Geständnis: ich bin Dein. Das kam ihr aus tiefstem Herzen und das wußte Goethe, und so scherte er sich, weil er kein Schulmeister war, den Teufel um die Unorthographie, in der ihre Briefe geschrieben waren. Ihm war sie recht, wie sie gewachsen war, mochte sie auch immerhin an einem Abend ein Paar Schuhe durchtanzen und, so wie er, gern eine gute Bouteille trinken; blieb doch das unverfälschte kleine Naturwesen, das neben aller Lebenslust häuslich zu sorgen verstand und ihn zu betreuen nicht müde wurde; darum auch seine Mutter ihre Freude an ihr hatte, und es ihr tröstlich blieb, Hätschelhans nicht in einer fatalen Ehe zu wissen. In diesen Briefen

*) „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau", herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Lit. Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1916, 2 Bände.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geht es allerdings nicht um Anschauungen, um Kunst und Literatur, sondern einzig und allein um das rein Menschliche: Liebe um Liebe und Vertrauen um Vertrauen. Kindlich ist ihr Vertrauen, und nur selten sorgt sie sich wirklich um die „Aeugelchen", was in dieser Ehesprache das Liebäugeln, oder auch die Person, mit der man liebäugelt, bedeutet. Und er lohnte ihr Vertauen mit Vertrauen und stand ihr stets bei, wenn ihre Schmäher allzu laut wurden. Laßt sie reden, tröstete er, und genieße, was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben hast, und suche dir's zu erhalten. Nur, als nach seiner Trauung ein Unflat sich besonders hervortat, wehrte er offen ab in einem Briefe an den Verleger Cotta: „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber etwas davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ es noch."

Eben weil er ein ernstes Leben geführt hatte, mußte wohl auch der Grund ein ernster sein, warum er so lange zögerte, seine Frau offen aller Welt als seine Frau hin zu stellen, zumal er die Ehe, wennschon an sich unnatürlich, als eine „Kulturerrungenschaft des Christentums von unschätzbarem Wert" erachtete. Gewiß, er fühlte sich vor seinem Gewissen mit Christiane in Ehe lebend — „ich bin verheiratet, nur nicht mit Ceremonie," äußerte er einmal, und mit: „ich war immer verheiratet mit ihr," lehnte er einen Glückwunsch nach vollzogener öffentlicher Trauung ab —, aber die Welt bleibt die Welt. Weil aber die Welt die Welt bleibt — und das ist Professor Gräf's Ansicht, der man beistimmen kann — eben darum unterließ er seine Geliebte vor der Welt zu seiner Frau zu machen: er hatte es an sich erfahren müssen, wie man in der aristokratischen Gesellschaft einen Bürgerlichen empfängt und so konnte er sich ausdenken, was seinem Naturwesen in solch einem Kreis peinlich vorgeschriebener Regeln bevorstehe. Lieber der Welt das Aergernis einer freien Liebe gegeben, als nochmals Demütigungen und Schmähungen dieser Art, und diese diesmal gar auf das Haupt der Geliebten. Und bekam dennoch ihr geschüttelt Maß davon. Für die Frau Geheimrätin durfte er sich schon der nötigen Achtung versichert halten, als er die Weggenossin seit achtzehn Jahren und die Mutter seiner Kinder der Gesellschaft zuführte. Und da war er jeder Hand dankbar, die sich ihr und ihm helfend entgegen streckte, wobei sich zumal Johanna Schoppenhauer ein Denkmal bei ihm setzte. Frauen mit Einsicht anerkannten denn auch, daß diese Christiane besser sei als ihr Ruf, daß sie einen hellen natürlichen Verstand besitze, an dem sich selbst ein Goethe orientieren durfte, deshalb er sie auch gerne in kritischer Tätigkeit ins Theater schickte.

Dieser, ihr heller Verstand, und ihre unverwüstbare Frohnatur, muß ihm wohl Glückes genug gewesen sein. Oder vielleicht auch nicht, wo er doch einst jene heilige Liebe geahnt, die aufstrebt zur höchsten Frucht gleicher Gesinnung, gleicher Ansicht der Dinge, „damit im harmonischen Anschaun sich verbinde das Paar, findet die höhere Welt —". Zu solchem Streben war Christiane allerdings nicht geschaffen und an ihr herum zu bilden und dabei zu verbilden, das verbot sich ihm, weil er ihr ein Recht zuerkannte auf ihre Natur und ihr dies nicht verkümmern wollte; und weil er wußte, daß sie nur auf ihre Art glücklich sein konnte neben ihm.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und so wäre er denn doch, was schmerzlich zugestanden sein muß, am Ende, ach, ein König gewesen ohne Königin, um mit Gottfried Keller zu sprechen. Seine Königin, mit der er die höhere Welt wohl gefunden, die war ihm begegnet in Marianne von Willemer, kurz bevor sich Christianens „frohglänzend Auge" für immer schloß, und die war ihm in Briefen nahe geblieben bis an sein Ende. Aber da war es nicht zuletzt sein Begriff von der Heiligkeit der Ehe, der Heiligkeit seiner und Mariannens Ehe, die ihm gebot, es als Schicksal hinzunehmen, seine Königin nur haben ahnen zu dürfen, nicht aber mit ihr in einer durchgeistigten leiblichen Gemeinschaft zu sein.

Willi Dünwald

„Hans im Schnakenloch"

Einige Jahre vor der großen westöstlichen Katastrophe schrieb der Straßburger Professor Werner Wittich: „Das Verhältnis des Elsaßes zu Deutschland gleicht einstweilen einer ohne Liebe geschlossenen Ehe zwischen zwei reiferen Menschen, deren jeder seine Erfahrungen, Ueberlieferungen und Lebensgewohnheiten hat. Die Neigung entspringt nicht daraus, daß man sich gegenseitig die eigenen Lebensgewohnheiten aufzwingt, nur gemeinsame Interessen, Erlebnisse und große Schicksale können zwei solche Menschen in Liebe zusammenführen."

Inzwischen ist das erwartete große Erlebnis herangereift, ward tragisches Schicksal einer Generation und brachte die wilde, stürmische Reinigung einer von schweren, narkotischer Dünsten geschwängerten Atmosphäre. Weltpolitische Notwendigkeiten haben es gefügt, daß die Lösung der elsässischen Frage, die vom literarischen Generalstab der Revue Alsacienne immer wieder eifervoll zum „europäischen Problem" gesteigert wurde, nun tatsächlich mit der ungeheuren, qualvollen Entwirrung europäischer Rivalitäten endet. Anders, freilich, als die Henri Lichtenberger, Delahache und M. Lalance sich träumten; anders: radikaler, tiefer, grundsätzlicher wird die neue Definition des europäischen Kulturbegriffes gefaßt sein, mag der Weg dazu über zwischenstaatliche Organisation oder nationale Neorganisation führen. Um die Unterschiede zwischen „Culture" und „Kultur" wird man sich kaum mehr abmühen und auch der von beiden Seiten polemisch ausgewertete Elektizismus, der das Elsaß mehr als dreiundvierzig Jahre nicht zu Ruhe und eigener Entfaltung kommen ließ, wird seine Charlatanrolle ausgespielt haben. Hartes Erlebnis und Schicksal werden die Ehe festigen, die der Reiz dreieckiger Verhältnisse gelockert hat.

*

Aus der spätsommerlichen Perspektive des Jahres 1914 heraus hat der Elsäßer René Schickele sein reichsländer Schicksalspiel gesehen und gestaltet. Die Ehe, die er schildert, hat noch nicht tiefere Gemeinsamkeit erfahren. Sie flackert noch in Unbeständigkeiten, ist noch nicht durch das große Schicksal hindurchgegangen, das sie bedroht. Hans Boulanger, der „Hans im Schnakenloch", ist der ruhlosere, flüchtigere Teil; ein wenig absichtlich ins Abenteuerliche gereckt, Brausewind und Temperamentkerl („Ja, die Boulangers haben das Feuer nah am Strohdach") und in die Freiheit mit einer Art verschlossener Raserei verliebt. Dennoch, im Grunde genommen, nichts weniger als ein Libertiner; eher noch ein schwerblütiger, schwermütiger alemannischer Dickschädel aus der westlichen Rheinebene, einer von denen, die ihre elsässische Zwiespältigkeit hinter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem französischen Namen verbergen, den sie dann deutsch aussprechen. Den grauen Alltag fertigt dieser „Hans im Schnakenloch" schrullig und launenhaft ab, gibt Sicheres — nicht aus Leichtsinn, sondern aus innerer Unruhe — für Unsicheres hin; „was er hat, das will er nicht, und was er will, das hat er nicht" (wozu man übrigens noch kein Elsäßer zu sein braucht) und am Ende weiß er weder was er hat, noch was er will, verliert sich selbst, wird Krampf, Qual und Zerwühltheit und geht, als der Krieg ausbricht und ihn aus Zwiespalt zum Bekenntnis drängt, auf die Seite derer, die, wie er glaubt, nicht siegen werden. Nach Belfort . . .

Neben ihm die blonde deutsche Frau, die er gelegentlich betrügt, ohne ihr im Herzen untreu zu werden, ist etwas bläßlich und schemenhaft geraten. Vielleicht, weil das Abenteuerliche und Phantastische seines Wesens, das ihrem tastenden Suchen und Werben zur Folie wird, nicht frei und selbstverständlich genug durchbricht, um jede Verjüngung ihrer Liebe an seiner Wandelhaftigkeit glaubhaft werden zu lassen. Vielleicht auch, weil sie als Frau mit leeren Händen vor dem Mann steht, dem sie — um ihn vor Abenteuern zu bewahren — Geliebte sein will (indes im Nebenzimmer die Kinder plärren). Diese Frau ist dazu bestimmt, von ihrem Geliebten nnd Mann verlassen zu werden: Sie sucht voll Ahnungslosigkeit an ihm das Rätsel, das sie ihm aufgeben müßte, zu lösen. Sie ist eine von den Frauen, die es sich zur Aufgabe machen, den auserkorenen Mann ganz zu verstehen und die darüber vergessen, daß sie selbst immer wieder lockendes, lauerndes Rätsel sein müßten, um im Schleier ihrer Unverstandenheit das glutende Geheimnis der Sinne zu bewahren.

Diese Ehe zwischen Klär und Hans Boulanger leidet an einem kleinen Dispositionsfehler, an einer unscheinbaren rhythmischen Differenz. Man weiß von Anbeginn, daß sie die große Prüfung nicht überdauern wird.

*

Klarer und unproblematischer als in dem Wechsel dieser beiden Temperamente spiegelt Schickele den elsässischen Dualismus in Episodischem. Balthasar Boulanger, der Bruder Hansens, wurzelt so tief in der heimatlichen Erde, daß sein nationales Bewußtsein kaum Versuchungen kennt; für ihn ist die Frage seines nationalen Bekenntnisses damit entschieden, daß der Boden, den er liebt und dem sein Leben gehört, deutsch geworden ist. Ein seltsam glimmendes Mißtrauen ist zwischen ihm und Hans, eine seelische Rivalität mit feinen Schwankungen verwandtschaftlicher Neigung.

Hopla und Hopsa sind der Dualität, die Balthasar mit seinem Bruder bildet, ein derbes und groteskes Widerspiel. Der Hopla — Roßknecht, Räsonneur und Querkopf — kann sich noch immer nicht recht dran gewöhnen, daß jetzt die elsässischen Uhren nach der deutschen Zeit schlagen; der Hopsa — Viehknecht nicht minder Räsonneur und Querkopf (nur vielleicht um eine Spur verbissener und tückischer als Hopla) erschlägt den Hopla, den Franzosenkopf, der ihn, wie's ernst wird und die Mobilmachung kommt, zum Deserteur machen will.

Zwischen dem Hopla und dem Hopsa liegt in Stufungen die ganze elsässische Seele ausgebreitet. Elsässische Atmosphäre atmet um das kluge, freundliche Wesen der alten Madame Boulanger ebenso wie um die groteske Silhuette der Gräfin Sulz; der weltmännische Abbé Schmitt und der Magister Dimpfel sind aus demselben Blut: zwei Temperamente haben sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in ihnen zu herber Einheit verbunden. Zwei Temperamente, deren Zusammenschluß in einem Menschenherzen tragischen Zwiespalt zeugt: die elsässische Tragik.

*

Es ist ein Faktum von — man kann wohl sagen: historischer Bedeutung, daß dieses Stück vom „Hans im Schnakenloch", in dem ein Dichter die elsäßische Tragik mit freiester Objektivität gestaltet hat, . . . daß dieses Stück im leidenschaftdurchbrausten Sommer 1914 geschrieben, im ehernen Jahr 1915 zu Leipzig gedruckt und verlegt (Verlag der Weißen Bücher), alsdann von einem militärischen Zensor freigegeben und darauf im Winter 1916, mitten in Deutschland und sozusagen am Vorabend der Friedensabsage der Entente, in einer öffentlichen Theatervorstellung mit lautem Beifall und tiefster innerlicher Anteilnahme gespielt und aufgenommen wurde.

Es ist ein Faktum, daß in dieser Aufführung im Frankfurter Neuen Theater kein Widerspruch, keine Mißbilligung laut wurde; mochten nun auf der Bühne französische Deputés über die elsäßische Frage, ganz selbstverständlich als Franzosen, sprechen oder ein preußischer Leutnant als widerwillig Mitwirkender eine elsäßisch-französische Huldigung durch seine Gegenwart verschönen helfen. Es ist ein Faktum, daß französische Soldaten, wie deutsche, auf die deutsche Bühne kamen und niemand sich darob entrüstete. Es hätte ebenso gut auch Faktum sein können, daß auf der Bühne, wie im Elsaß, Deutsch und Französisch durcheinander geklungen hätte, wenn nicht — und das ist eben das Bedeutungsvollste — gerade dieses Stück von reinster, übernationaler Objektivität in keiner anderen Fassung als in deutscher denkbar wäre.

Und während man vor dem halbdunklen Raum der menschenbelebten Bühne saß und das verworrene und verwirrende Schicksal des „Hans im Schnakenloch" vorüberbranden sah, erlebte man das doppelte Schauspiel: das tragische des elsäßischen Zwiespaltes und das in aller Schlichtheit heroische eines Volkes, das über den dumpfen Alb der Stunde hinweg den Ausblick nicht vergißt in europäische Regionen.

Adolf Lapp

Eine Schicksalstragödie

„Ach, ein trauriges Schicksal, keines zu haben!" klagt ein Doktor Vogelfrei in Paul Kornfelds Tragödie „Die Verführung" (S. Fischer Verlag, Berlin 1916). Schicksallose von dieser Sorte, halbe Helden, die wortreich ihre Halbheit aussagen — man kennt sie aus vielen „modernen" Dramen, in deren Mittelpunkt sie von den Autoren gestellt wurden. Paul Kornfeld, jung, intelligent und von einer gewissen zarten Robustheit, unternimmt es, Menschen mit Schicksal auf die Bühne zu stellen, sie den Kampf gegen eine Welt, die den Schicksalslosen Recht gibt, aufnehmen zu lassen.

Unbedingtheit, Ausschließlichkeit scheint die Forderung zu lauten, welche dieser Dichter an seine Helden und an sich als Künstler stellt. Das Schicksal des modernen Menschen, der die Welt und alles Geschehen gleichsam von innen und von außen, als Mitspieler und Zuschauer, als Hoffender und schon Enttäuschter, als sein eigner Vorfahre und Nachkomme zugleich mit scharfen Augen betrachtet, das Schicksal dieses Hemmungslosen besteht in eben diesem gleichzeitigen Uebersättigt- und Hungrigsein, in der verhängnisvollen Fähigkeit seines Geistes, hinter der Schale den Kern zu sehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weltschmerz des zwanzigsten Jahrhunderts möchte man diesen Zustand des Geistes nennen, der dem Hans Ulrich Bitterlich der Tragödie zum Schicksal im guten und im bösen Sinne wird. Und das ganze Drama handelt (das Motto von Laotse spricht es aus) letzten Endes von den äußersten Folgen geistigen und physischen Aufruhrs gegen das, „was Alle verehren", gegen Ueberlieferung und wohlgehegte Weltmoral.

Bitterlich, bürgerlicher Uebermensch, schrankenlos dem Spiel seiner Phantasie ausgeliefert, taumelt durch die Welt, erkennt die bereits von Tausenden erkannte Sinnlosigkeit gewisser Daseinsformen, wird ob seiner Hingegebenheit an Geistiges von den Frauen geliebt, die, indem er ihnen entgleitet, sich an sein Schicksal gekettet vermeinen. Er, sich gefesselt fühlend, wo keine Fesseln zu gewahren sind, verzweifelnd an einem Dasein, das ihm andere neiden würden, von Sehnsüchten aller Arten zerrissen, deren Erfüllung seine Skepsis zunichte macht, dieser Desperado des Geistes, der im Innersten ein warmfühlender junger Mann ist, geht daran zugrunde, daß die Unbedingtheit, mit welcher er seine Erkenntnisse verficht, ihn trotz alledem Lügen straft. Immer wieder mischt sich ein Mißton in die Fanfaren seiner unbändigen Freude, wenn er einmal die äußersten Konsequenzen gezogen hat. Er tötet kalten Blutes einen dummen Durchschnittskerl, aber bald kühlt sich die rauschende Freude, in dem Einen die Dummheit aus der Welt geschafft zu haben, angesichts der Erkenntnis ab, daß hier weder Einer für Alle vernichtet ist, noch daß diese Tat das Bewußtsein der Weiterexistenz des Antigeistes im Täter auslöschen konnte.

Aber es ist Größe in diesem Schicksal. Und es wirkt begreiflich, daß gerade die Frauen ihm in Ekstase folgen: Ruth, eine Namensschwester jener Zarten, die von Emanuel Quint nicht lassen konnte, und seine alte Mutter, deren Schicksal es ist, an dem Sohne zu leiden, für ihn zu bluten und, das Furchtbarste für ihr Herz, ihn zu überleben.

Ein Nachwort an den Schauspieler entwickelt sehr richtige Ansichten über das Wesen der Darstellungskunst, als welche nicht in der Gestaltung von Charakteren in der Form, wie die Erinnerung des Schauspielers sie behalten hat, besteht, sondern darin, daß der Darsteller Gestalten *lebt*, wie *er* sie fühlt. Es scheint mir auch der Wert dieser neuen Tragödie in der bereits erwähnten Unbedingtheit und Selbstsicherheit zu beruhen, die kühn ist, ohne sich billig revolutionär zu geberden, und eigenwillig, ohne verstiegen zu wirken. Otto Pick.

Die Kakteensammlung

Ein leises Buch, das jenseits dieser lauten Zeit steht. Man fühlt sich in die Welt Spitzwegs versetzt, denkt an die winkeligen Gassen altdeutscher Städte, an denen der Alltag vorüberzog, ohne an die spitzen Giebel zu rühren, und erinnert sich an das bekannte Spitzwegbild „Der Kakteenfreund". Ein alter Archivar steht in seiner kahlen, kleinen, aktengefüllten Schreibstube am Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und betrachtet mit seitwärts gebogenem Kopf die Kaktuspflanzen, die auf dem Fenstersims in der Sonne stehen. In der toten Aktenwelt dieser Schreibstube ergibt sich nun zwischen den verwachsenen Kaktuspflanzen und dem alten gebeugten Archivar eine merkwürdige Beziehung. Und ich denke, nur ein Künstler des kleinen Lebens wie Spitzweg, der überall Daseinswerte zu entdecken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wußte, war beglaubigt, uns in diese intime Welt feinster Beziehungen zu führen.

Kaspar Ludwig Merkl hat sein Novellenbuch (das bei S. Fischer, Verlag, Berlin erschien) „Die Kakteensammlung" genannt. Und unwillkürlich denkt man an Spitzwegs Welt. Er erzählt von einem Stadtchronisten, der daheim in seiner Stube eine Sammlung der verschiedenartigsten Kakteen hegt, deren sonderbare Formen seine Phantasie reizen. In diesen wunderlich geformten Gewächsen findet er einen Abklatsch des Lebens, und es erregt seinen Geist, wenn er abends mit dem Kerzenlicht die Schatten der Pflanzen sich bewegen läßt, und wenn das Gerinnsel von verbogenen Linien über die Wand läuft, und im Spiel des Lichts Form und Größe wechseln. Er beobachtet, forscht und sucht (hier im Reiche seiner Kakteen, wie draußen auf der Straße) nach der „interessanten Persönlichkeit", die seinen Wesenswerten einen Gegenwert bietet. Aber er findet sie nicht. Auf dieser Suche begleiten wir ihn nun und lassen von Merkl eine Welt erschließen, in der sich die Phantasie mit den Banalitäten des Alltags auf skurrile Art kreuzt und mischt. Man findet, losgelöst von seiner Eigenwelt, eine Menschengruppe, deren Treiben man mit Lust und freundlichem Sinn beschaut. Der Weinwirt, den das Leben über den Schmerz um seine verstorbene Frau nicht zu trösten vermag, flüchtet aus dieser Welt, indem er zum Revolver greift. Der Chronist bleibt unerschüttert und findet bei einer roten Schlafzimmerampel den Anschluß an diese Erde.

Die zweite Erzählung des Bandes führt den Titel „Die Geschichte mit den Feiertagen". Wieder eine Spitzweg-Welt. Einfach in ihren Linien. Reizvoll und verschnörkelt in der Zeichnung der Charaktere. Da ist irgend ein Privatgelehrter, der sich bemüht, „das Wunder der Feiertage" zu ergründen. Er beobachtet die Menschen seiner Umgebung, und er findet endlich, daß es die Mittellosen sind, diejenigen, die die Härten des Lebens zu bezwingen genötigt waren, denen sich das Wunder der Feiertage willig erschließt. Das Schicksal legt ihnen Entbehrungen auf, aber diese Menschen empfinden inniger und dankbarer das Glück der Freiheit, das in den Feiertagen beschlossen ist. Gewiß hat jeder seine besondere Art, sich seinen Feiertag zu bereiten. Der Kanzlist tuts, indem er eine Woche hindurch knausert, um am Sonntag den vornehmen Herrn spielen zu können. Der Agent flüchtet ins Wirtshaus und hält sich an die roheren Freudenquellen. Der Bürovorstand ist das satte Behagen und kennt keine erhöhten Glückszustände. Der gelehrte Doktor zieht Parallelen, und ihm erblühen Erkenntnisse, die ihn bei der Betrachtung seines eigenen Lebens entmutigen. Er gibt es auf, weiterhin über Lebenskunst nachzudenken und geht auf Reisen.

Dieses Buch, das Merkl schrieb, besitzt alle intimen Reize, die ein Buch liebenswert machen. Hier ist der Duft einer Welt, die verloren schien, aber dennoch weiterlebt. Sie lebt weiter durch die bezaubernde Kunst eines stillen Dichters, den man hinfort zu seinen besten Freunden zählen wird. Er ist heiter und auch zuweilen ein wenig bitter, und seine Güte findet den Weg zu unserm Herzen.

Hermann Bagusche

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedanken zur Friedensfrage

Von Georg Gothein, M. d. R.

Breslau, den 1. Januar 1917.

Man kann die Abgeneigtheit unserer Feinde in Friedensverhandlungen einzutreten psychologisch verstehen. Die von ihnen ständig vorausgesagten Siege sind nicht eingetreten oder haben — wo sie militärische Vorteile errungen haben — an der gesammten strategischen Lage wenig oder gar nichts geändert. Die enormen Opfer an Blut und Gut, die sie gebracht haben und ständig weiter bringen müssen, sind vergebens gewesen. Um die Fortsetzung des Krieges ihren Völkern plausibel zu machen, suchen sie ihnen immer aufs Neue die Ueberzeugung zu suggerieren, daß ein Dauerfriede nur möglich sei, wenn Deutschland, das den Krieg 43 Jahre vorbereitet, das die Friedfertigen anderer Staaten aufs Frivolste überfallen habe, so niedergerungen und so geschwächt werde, daß es in Zukunft keine Gefahr mehr für den Frieden Europa sei.

Diese Suggestion der öffentlichen Meinung ist ihnen dadurch wesentlich erleichtert, daß die offizielle Kriegserklärung an Serbien von Oesterreich, an Rußland von Deutschland ergangen ist, daß wir die Neutralität Belgiens eingestandenermaßen verletzt haben.

Unzweifelhaft würden wir uns bei den Neutralen wie bei den feindlichen Völkern einer besseren Meinung erfreuen, wenn wir auch den Schein, die Friedensbrecher zu sein, nicht auf uns genommen hätten. Wenn wir rascher zu dem Entschluß gekommen wären, den Rest der österreichisch-serbischen Streitfrage einem Schiedsgericht oder einer internationalen Konferenz zu unterbreiten. So wenig ich zu den Lobrednern der österreichischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie der deutschen Diplomatie gehöre, so wenig ich jemals die Schwierigkeiten gebilligt habe, die der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit deutscherseits auf den Haager Friedenskonferenzen gemacht worden sind, so unumwunden muß ich zugestehen, daß die Erfahrungen mit der Konferenz von Algesiras wahrhaftig nicht dazu angetan waren, den Glauben an die Gerechtigkeit internationaler Konferenzen bei uns und bei Jedem zu erwecken, der noch ein Gefühl für Unparteilichkeit besitzt.

Ich appelliere an den ehemaligen Friedensfreund, den französischen Senator Baron Constans d'Estournelles, der, als wir gelegentlich der Nürnberger Tagung des Verbandes für internationale Verständigung mit einigen eigens dazu herbeigekommenen französischen und Schweizer Pazifisten ein Verständigungsprogramm für die deutsch-französischen Beziehungen berieten, die französische Kolonialpolitik und ihre Haltung in der Marocofrage auf das Entschiedenste verurteilte. Als ich im Frühjahr 1914 für den internationalen Friedenskongreß, der am 19. Sept. 1914 in Wien stattfinden sollte, das deutsche Referat über die deutsch-französischen Beziehungen schriftlich erstattete, habe ich auf die schweren Gefahren hingewiesen, die eine solche französische Politik für den Frieden bedeute. Ich habe darin weiter von den Franzosen das unbedingte Anerkenntnis der elsaß-lothringischen Frage als einer ausschließlich innerdeutschen verlangt. Auch darüber war es — nach langen Auseinandersetzungen in Nürnberg — schon zu einer Verständigung gekommen.

Und wenn heut von feindlicher, vorher pazifistischer Seite gegen Deutschland der Vorwurf erhoben wird, daß es seit 43 Jahren diesen Krieg vorbereitet und seine Rüstung zum Zweck des Ueberfalls seiner Nachbarn vorbereitet habe, so bin ich, der ich zu den eifrigsten parlamentarischen und publizistischen Vertretern des Gedankens der internationalen Rüstungsverständigung gehörte, wohl ein einwandsfreier Zeuge dafür, daß unsere letzten großen Heeresvermehrungen diktiert waren von den Truppenvermehrungen, Standortsverschiebungen und sonstigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

agressiven Rüstungen Rußlands und Frankreichs. Nach den streng geheimen Vorberatungen der letzten Wehrvorlage habe ich, der ich daran teilgenommen hatte, — und zwar nicht bloß als Hörer, sondern auch als lebhafter Kritiker — nicht umhin gekonnt, meinen politischen Freunden die Annahme der Wehrvorlage zu empfehlen, da die Gefahr der russischen und französischen Rüstungsmaßnahmen dazu zwang.

Es mag dahingestellt bleiben, ob dieser Krieg zu vermeiden war — ich vertrete nach wie vor den Standpunkt, daß jeder Krieg vermeidbar ist — jedenfalls aber hat ihn der Kaiser wie der Kanzler vermeiden wollen. Dafür sind die dringenden Depeschen nach Wien und Petersburg unzweideutige Belege. Sein Ausbruch wurde unvermeidlich, als Rußland die allgemeine Mobilmachung anordnete, die, wie inzwischen gefundene Belege erweisen, die Kriegserklärung an Deutschland bedeutete. Wollte Frankreich, wollte England den Krieg vermeiden, so mußten sie in Petersburg die entschiedene Haltung einnehmen, wie wir in Wien. An den ehemaligen Pazifisten Baron Constans d'Estournelles richte ich die Frage, ob er von jeher zu den Herren Poincaré und Delcassé das Vertrauen gehabt hat, daß ihre Absicht war, den Frieden mit Deutschland zu erhalten. Die belgischen Gesandten in Berlin wie in London waren jedenfalls anderer Ansicht.

Das französische Volk in seiner großen Mehrheit wollte diesen Krieg gewiß ebenso wenig als ihn das deutsche Volk gewollt hat. Das bewies der Ausfall der Wahlen. Aber Herr Poincaré blieb trotz desselben, und Herr Viviani nahm sich Herrn Delcassé als Minister des Auswärtigen. Männer, welche die deutsch-französische Verständigung ehrlich wollten, wurden durch eine systematisch angelegte Intrigue politisch tot gemacht. Jaurès wurde, als er sich erfolgreich dem Kriegsausbruch widersetzte, ermordet. Können es die Franzosen den Deutschen verargen, wenn diese in all dem einen groß angelegten Plan sehen, der mit der Ermordung des österreichischen Tronfolgers, mit der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einladung Poincarés und Vivianis nach Petersburg eingeleitet wurde. Man brauchte gar nicht die Phantasie eines Alexandre Dumas zu haben, um zu dem Gedanken zu kommen, daß damit das jahrelang gesponnene Einkreisungsnetz zugezogen werden sollte. Und wenn jetzt Baron d'Estournelles seine leidenschaftliche, fanatische Anklage gegen Deutschland erhebt, wenn er jetzt im Widerspruch zu seiner besseren Vergangenheit einseitig alle Schuld uns zuwälzt und gegen uns den Krieg bis zum Aeußersten predigt, so kann man ihn, der sein großes Lebenswerk zerstört sah, wohl psychologisch begreifen, aber nur nach dem Worte: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren." Wir Deutsche, denen es um die Verwirklichung der Völkerverständigung nicht minder ernst ist, als es dem leidenschaftlichen Franzosen war, haben uns so viel kaltes Blut gewahrt, um das furchtbare Verhängnis zu beklagen, das über die Kulturwelt hereingebrochen ist, ohne die Schuld daran den Völkern selbst, geschweige nur einem von ihnen, zuzumessen; ohne darauf zu verzichten, sobald als möglich dem unseligen gegenseitigen Vernichtungskampf ein Ende zu machen, in der Hoffnung, nach den furchtbaren Erfahrungen dieses Krieges auf besser vorbereitetem Boden die Verständigungsarbeit erneut aufzunehmen.

Auf besser vorbereitetem Boden! All die Millionen von Familien in den kriegführenden Staaten, die den Gatten, Vater, Sohn oder Bruder verloren haben, all die Millionen, die an Gliedern oder Gesundheit Einbuße erlitten, all die Millionen, die jahrelang das bittere Brot der Gefangenschaft gegessen haben, werden sie nicht mit verschwindenden Ausnahmen zu der Ueberzeugung kommen, daß solch ein Krieg für alle beteiligten Völker das denkbar größte Unglück ist. Und hat das Wort si vis pacem, para

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bellum! versagt, hat alle Bündnispolitik den Frieden nicht erhalten, den Ausbruch des furchtbarsten aller je dagewesenen Kriege nicht verhindern können, muß da nicht die Ueberzeugung siegreich werden, daß man den Frieden auf dem Wege der Verständigung, der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit suchen muß!

Ist doch auch der Einwand nicht stichhaltig, daß es an der Macht fehlen würde, dem Schiedsspruch Gehorsam zu verschaffen. Wenn alle Neutralen sich verpflichten, dem Friedensstörer keine Ware irgendwelcher Art zu liefern, so muß selbst England, das seine Kolonien in allen Erdteilen und in allen Breiten hat, trotz seiner weltbeherrschenden Seemacht sich fügen. Um so mehr, als seine Versorgung durch die U-Bootwaffe in Zukunft mehr als die jedes andern Landes gefährdet ist. Es bedarf also gar nicht einmal eines bewaffneten Einschreitens der Neutralen gegen den Friedensstörer, die rein wirtschaftliche Maßnahme der Ausfuhrverweigerung genügt. Aber auch die, welche Sicherheit nur in der höchsten Machtentfaltung sehen, werden sich nach diesem Krieg überzeugen müssen, daß solche für die Kriegführenden gar nicht mehr möglich ist. Die völlige Zerrüttung der Finanzen macht in der Zukunft das Wettrüsten unmöglich. Die internationale Verständigung über die Einschränkung der Rüstungsausgaben ist unabwendbar. Neben der Verzinsung und Tilgung der riesenhaften Kriegsschulden, neben den Renten an Hinterbliebene von Gefallenen und an Kriegsbeschädigte, können die doch auch wirtschaftlich erheblich ins Hintertreffen gekommenen kriegführenden Staaten unmöglich noch die bisherigen Rüstungsausgaben tragen, unmöglich noch so enorme Massen von Männern der Werte schaffenden Friedensarbeit entziehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das einfache Mittel des Staatsbankerotts versagt; denn mit ihm wird die Kreditfähigkeit des Staates verloren. Vielleicht werden trotzdem einige Staaten dazu greifen müssen. In erster Linie Rußland. Aber damit schneidet es sich die Möglichkeit neuer Anleihen ab. Und die braucht es schon zur Entwicklung seiner wirtschaftlichen Kräfte, schon zur Wiederherstellung seiner Eisenbahnen und des rollenden Materials. Weder Frankreich noch England werden ihm die notwendigen Anleihen in Zukunft gewähren, schon aus dem einfachen Grund, weil sie sich selbst derart in Schulden gestürzt haben, daß sie selbst kaum wissen werden, wie sie ohne Bankerott damit fertig werden sollen. Und die Vereinigten Staaten von Amerika werden ihr Geld besser verwenden können, als daß sie es einem bankerotten Staatswesen für Rüstungszwecke leihen. Aber auch Deutschland wird unsagbar schwer und lange an seiner Schuldenlast zu tragen haben, um so mehr, wenn es noch seinen Verbündeten helfen soll. Und jeder Versuch der jetzt Kriegführenden, auch im Frieden den Rüstungswettlauf fortzusetzen, würde sie wirtschaftlich immer weiter hinter den Staaten zurückbleiben lassen, die aus diesem Krieg Vorteile gezogen haben. In England will man sich noch nicht eingestehen, wie — je länger der Krieg dauert, um so mehr — wirtschaftlich, wie politisch Macht und Einfluß an die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan übergehen. Das Telegramm des japanischen Ministerpräsidenten, in dem er nach der deutschen Aufforderung zu Friedensverhandlungen England zur verstärkten Fortsetzung des Krieges aufhetzte, sollte Lloyd George ebenso zu denken geben, wie der gleichzeitig erfolgende Kurssturz der Rüstungswerte an den amerikanischen Börsen. In Europa wiederholt sich jetzt in unendlich vergrößertem Maßstab die Tragödie, die sich im Altertum zwischen Athen und Sparta abgespielt hat, die sich gegenseitig erschöpften, um schließlich die Macht an das inzwischen aufgestiegene Rom übergehen zu sehen. Nicht Deutschland ist die Gefahr für Eng-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land, aber Japan im Osten, die Vereinigten Staaten im Westen sind die Gefahr für Europa.

Aber sind denn nicht etwa die Friedensziele, welche auf den Friedensbund der Völker gegen die Friedensstörer, welche auf den Ausgleich der Streitigkeiten der Staaten durch internationale Schiedsgerichte hinausgehen, utopische Forderungen verstiegener Pazifisten.

Nein, denn der deutsche Reichskanzler hat sie unter dem stürmischen Beifall des Reichstags als unsere Friedensziele hingestellt. Es sind im Wesentlichen dieselben Ziele, die die amerikanische Friedensliga unter der Leitung des früheren Präsidenten Taft, die Präsident Wilson in seiner Botschaft aufgestellt hat. Es sind die Ziele aller neutralen Staaten, die diese Botschaft unterstützt haben. Ja, es sind dieselben Ziele, die angeblich auch unsere Feinde erstreben. Nur wollen sie uns vorher vernichten, oder uns eine völlige Niederlage beibringen. Als ob das mit ihrem angeblichen Friedensziel überhaupt vereinbar wäre!

Glücklicherweise macht die militärische Lage die Erringung dieses ihres Zieles hoffnungslos. Die Fortsetzung des Krieges kann noch Millionen von Männern das Leben kosten, weitere Millionen zu Krüppeln machen; sie kann die Schuldenlast der Kriegführenden um weitere hunderte von Milliarden vermehren, kann die Kriegführenden total verarmen, kann über die Welt eine Hungersnot heraufbeschwören, die nach der Eroberung der Walachei für uns und unsere Verbündeten am wenigsten droht; sie kann zur vollständigen Erschöpfung aller Kriegführenden führen, aber nicht zum Siege über uns.

Was soll in solcher Lage die französische Phrase, daß man nicht verhandeln könne, solange der Feind im Lande stehe. Wir wollen kein französisches Land behalten, aber es ist eine kindische Zumutung es zu räumen, bevor man sich über den Frieden verständigt hat. Und will es Frankreich zurückerobern, so würde es — selbst wenn ihm dies gelingen sollte, was wohl ausge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlossen ist — nur einen völlig verwüsteten Trümmerhaufen bekommen und dafür den Rest seiner kriegsfähigen Mannschaft opfern.

Zwischen unsern Feinden und uns besteht eine babylonische Sprachverwirrung; keiner versteht den andern. Unsere Gegner wollen uns nicht verstehen, wollen uns nicht glauben. Wir aber wollen einen Dauerfrieden, in dem die Völker sich wieder verstehen, sich mit einander vertragen, sich gegenseitig fördern. Wir wollen ihn, nicht gegründet auf die Macht des Stärkeren, sondern auf die Macht der Vernunft und wahrer Sittlichkeit d. h. auf der Achtung des Rechts, auf der Achtung des Einen durch den Andern. Gegründet auf dem Friedenswort:

Nicht mit zu hassen, mit zu lieben sind wir da.

Freilich, nachdem die Feinde die ausgestreckte Friedenshand höhnisch zurückgewiesen haben, bleibt uns nichts anderes übrig, als mit verdoppelter Kraft den Kampf zum siegreichen Ende zu führen.

Staat und Inseratenwesen

Von Dr. Erich Schairer.

Im heutigen Zeitungswesen sind zwei Bestandteile, das Nachrichtenwesen und das Anzeigenwesen, so eng miteinander verknüpft, daß ihre Verbindung förmlich als ein zum Wesen des Begriffs gehörendes Merkmal betrachtet wird. Ihre Trennung erscheint undenkbar; und die wenigsten wissen, daß beide Einrichtungen in Deutschland ein volles Jahrhundert lang — bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein — parallel nebeneinander hergelaufen sind, ohne sich zu berühren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dabei war das Inseratenwesen als Ausfluß der Marktboheit staatlich geregelt und wurde vielfach vom Staate selber verwaltet. In Preußen z. B. bestand bis zum Jahre 1850 ein staatliches Inseratenmonopol, das von Friedrich Wilhelm I., dem Vater des großen Friedrich, 1727 ins Leben gerufen worden war. Ich habe im „März" (Jahrgang 1915, Heft 36) schon einmal darauf hingewiesen.

Seit Abschaffung des Monopols durch den ersten preußischen Landtag haben sich hin und wieder, und zwar aus den verschiedensten politischen Kreisen heraus, Stimmen für seine Wiedereinführung und die erneute Trennung des Inseratenwesens vom Nachrichtenwesen erhoben.

Ferdinand Lassalle sagt 1863 in seiner Rede „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag": „In einem sozialdemokratischen Staat muß ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgend eine Annonce zu bringen, und diese ausschließlich und allein den vom Staate oder von den Gemeinden publizierten Amtsblättern zuweist."

Heinrich von Treitschke äußert sich einmal, in seinen „Vorlesungen über Politik" (herausgegeben von M. Cornicelius, Berlin 1897), folgendermaßen: „Die moderne Presse trägt einen Januskopf. Ein tief gewurzelter Schaden neben der Anonymität ist die völlig unnatürliche Verbindung ihrer politischen Aufgabe, der Vertretung und Verbreitung bestimmter Parteigedanken, mit dem Inseratenwesen. . . . Dem Staat stand ein Monopol des Inseratenwesens zu; der preußische Staat hat aber sein Regal verjähren lassen. . . ."

Und Karl Bücher schreibt 1915 in einem Aufsatz über die Zukunft der deutschen Presse über das Annoncenwesen die Worte: „Vielleicht wird die kommende Generation dieses Verkehrsinstitut des geschäftlichen und sozialen Lebens ebenso in die öffentliche Obhut nehmen müssen, wie die jetzige die Verstaatlichung der Eisenbahnen durchgeführt hat."

Eingehend begründet und ausgestaltet worden ist die Forderung der Wiedereinführung des Inseratenmonopols nur einmal, nämlich im Jahr 1879 von R. Schmölder in seiner Schrift: „Das Inseratenwesen ein Staatsinstitut."

Schmölder stellt hiebei folgende Leitsätze auf:

1. In jeder Kreisstadt, Provinzialhauptstadt und in der Residenzstadt müssen Intelligenzblätter (so hießen jene Inseratenblätter des 18. Jahrhunderts) und Adreßkontore (wir würden sagen: „Annoncenexpeditionen") eingerichtet werden.

2. Die Kompetenzen der Intelligenzblätter und der politischen Zeitungen sind scharf gegeneinander abzugrenzen. Letztere dürfen nur Inserate über Parteiversammlungen und Parteischriften aufnehmen. Oeffentliche und private

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bekanntmachungen sollen „indifferent" sein, d. h. in jeder Art von Blatt erscheinen können.

3. Der Insertionstarif der öffentlichen Intelligenzblätter soll nur drei Sätze enthalten: für die Kreisblätter, die Provinzblätter und das Berliner Blatt. Die Inseratenaufträge sind von den Adreßkontoren für ganz Deutschland zu vermitteln; nötigenfalls kann dies auch durch die Post geschehen.

4. Für die Verbreitung der Intelligenzblätter ist zu sorgen durch Anschlag, Auflegen an öffentlichen Orten und in Wirtschaften und durch Ausgabe an Private gegen einen äußerst niedrigen Abonnementspreis.

Wie Lassalle, Treitschke und Bücher verspricht sich auch Schmölder von einer derartigen Verstaatlichung des Inseratenwesens in erster Linie eine allgemeine Hebung des geistigen Standes der Presse und eine Reinigung des Marktes von unsauberen und betrügerischen Angeboten. Daneben reizt ihn der Gedanke einer streng sachlichen Organisation des Anzeigenwesens an Stelle des bisher vorhandenen „Chaos". Endlich aber vergißt er auch nicht, auf die finanzielle Bedeutung einer solchen Maßregel hinzuweisen: Dem Staat, der durch Preisgabe des ehemaligen Monopols unberechenbare Summen verscherzt habe würde damit eine ungleich mächtiger gewordene Einnahmequelle wieder erschlossen.

Einen ungefähren Begriff von der heutigen Stärke dieser Quelle mag die Schätzung des Reichsschatzamts bei der Anzeigensteuervorlage des Jahres 1908 geben. Die Anzeigensteuer sollte damals 33 Millionen jährlich bringen, bei einem Jahresumsatz für Inserate in Deutschland von 500 Millionen Mark.

Bei dem ungeheuren Finanzbedarf des Reichs, der unabhängig von dem schließlichen Ausgang des Kriegs zu erwarten ist, erscheint es nicht ausgeschlossen, daß man versuchen wird, auch dieses Gebiet in irgend einer Form wieder für die Staatskasse fruchtbar zu machen.

An den radikalen Schnitt mit dem Messer, wie ihn Schmölder damals verlangte („quae medicamenta non sanant, ferrum sanat" heißt das Motto seiner Schrift) wird dabei praktisch kaum gedacht werden können. Einen Mittelweg, der sämtliche von einer Monopolisierung des Inseratenwesens erhofften Folgen — Ausschaltung der Schwindelanzeigen und Schundinserate, Erhöhung des geistigen Niveaus der Presse, Organisation des Marktes und finanziellen Ertrag — ebenfalls gewährleisten würde, könnte vielleicht die Handhabung des preußischen Inseratenmonopols in der zweiten Hälfte seines Bestehens weisen, wie ihn ein kürzlich von mir entdecktes amtliches Dokument aus dem Jahre 1795 andeutet. Dem Oberhofbuchdrucker Georg Decker zu Berlin wird darin das Privileg zum Druck und Verlag einer politischen Zeitung (der „Südpreußischen Zeitung") erteilt, mit der Erlaubnis, „Privat-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Averdissements" zum üblichen Preis von 2 Groschen für eine ganze und 1 Groschen für eine halbe Zeile abzudrucken unter der Voraussetzung, daß sie vorher im offiziellen Intelligenzblatt gestanden hatten.

Das Staat brauchte also das private Inseratenwesen keineswegs zu unterdrücken; das Monopol in dieser Form wäre lediglich ein „ius primae noctis" der staaatlichen Inseratenorgane, die auf dem Boden der privaten Konkurrenzwirtschaft gegründet werden könnten.

Daß solche möglich sind, beweist eine Anzahl von gut rentierenden städtischen Anzeigeblättern in Deutschland. Und daß die Inserate in den privaten Blättern dadurch nicht unterdrückt würden, geht aus den Beispielen blühender privater Blätter an solchen Orten und überdies ganz allgemein aus dem Reklamecharakter des modernen Anzeigewesens hervor. Das Wesen der Reklame ist ja die Wiederholung.

Zu erwägen wäre neben einem solchen Schritt eine Monopolisierung nicht des Inseratenwesens, sondern der Anzeigenermittlung, die sowieso die Tendenz zur privaten Monopolisierung zeigt. Als Träger eines solchen Inseratenvermittlungsmonopols käme die Einrichtung in Betracht, die ehedem das „Intelligenzwerk" verwaltet hat und die auch von Schmölder wieder in ihr altes Amt eingesetzt wissen wollte: Die Post.

Eine Verstaatlichung der Anzeigenvermittlung würde wohl die Voraussetzung für eine wirksame Kontrolle bei jenem milderen Mittelweg einer Verstaatlichung des Inseratenwesens bilden müssen. Sie wäre aber auch für sich allein denkbar und würde schon dann eine nicht zu unterschätzende Finanzquelle darstellen, deren Ertrag dem 1908 veranschlagten Steuerergebnis mindestens gleichkommen dürfte.

Pastorale

Von Rolf Gustav Haebler

I.

Das Dorf

Irgendwo zwischen Heidelberg und Heilbronn liegt ein kleines Dorf. Es hat 162 Einwohner, besteht aus einigen Mühlen, ein paar kleinen Höfen, einem großen Gut, einem Wirtshaus und einem Schul- und Rathaus, wo der Lehrer wohnt, ein Herrscher über 21 Schüler und Schülerinnen und einen Fortbildungsschüler. Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Haus liegt an der Steige, die vom Gut heraufführt zum Wirtshaus und dann weiter zum nächsten Dorf, mit einem kleinen netten Gärtchen ringsum und einem Türmchen auf dem Dach, in dem die Betglocke hängt. Neben dem Schulzimmer ist das Bürgermeisteramt: drin waltet neben einem achtzigjährigen Bürgermeister seit dem Krieg ein junges Mädchen als Ratschreiber, das aber in noch drei Dörfern den gleichen Dienst versieht und außerdem noch in zweien der Gemeinderechner ist. Dafür hat sie aber auch neulich einen Kriegsorden bekommen. Aber sicher gibt es heute Dörfer und junge Mädchen genug in Deutschland, die mit Gleichem aufwarten können. Dies Haus und dies Dorf nun war mir Standquartier acht schöne Herbsttage lang. Man geht ja auch in diesem Jahr nicht gern außer Landes; der Eisenriegel ist noch immer vorgeschoben. Kein Schaden: man schaut sich zu Hause um und findet Schönes genug. Nicht nur gerade hier zwischen Heidelberg und Heilbronn. Ja, es gibt sicherlich in Deutschland noch schönere Landschaften, Berge, Burgen, Städte, Wälder, Seen und Flüsse. Aber es ist auch ganz gut, einmal abseits von der Heerstraße der schönen deutschen Landschaft zu gehen; in Tälern und Wäldern, die kein gedruckter Reiseführer nennt. Und einen Gewinn hat man sicherlich davon: man lernt sehen. Es geht einem wie dem Kunstliebhaber, dem die große Bilderschau verschlossen ist; aber das Kupferstichkabinett ist offen, und so läßt er sich Zeichnungen geben und Radierungen und Stiche und Mappen und ist entzückter denn je . . .

Das Gut

Das ist garnichts Besonderes. Da sind große, nüchterne, langweilige, lange Scheuern und Ställe. In dem einen Hof stehen ein Dutzend Wagen, ein paar Dutzend Pflüge, Eggen, Walzen, und in den geräumigen Gebäuden ringsum warten die Sämaschinen, die Mähmaschinen und allerhand Gerät. Im zweiten Scheunenviereck auf der anderen Seite der Landstraße, die mitten hindurchführt, ist das gleiche, nur mitten im Hof noch ein gro-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ßer, hoher Dunghaufen und daneben ein kleines hölzernes Häuschen, das einem Zweck dient, den man durch Ideenassoziationen sehr leicht erraten kann. Praktisch sei der Mensch! Zu diesem Gut nun gehören große Aecker ringsum. Aecker, wie man sie bei uns nicht kennt, bei uns in der Tiefebene, wo es nur Kleinbauern gibt und Handwerkerbauern und ein jeder ein paar Streifen Allmend besitzt und noch ein paar eigene Wiesen vielleicht. Es war grade die Zeit, da die Aecker neu bestellt wurden zur Wintersaat. Da zogen mächtige Ochsengespanne, zu Paaren und dreien den Doppelpflug, und es waren auf so einem Acker zehn und zwölf Gespanne in Arbeit. Die mächtigen lehmigen Schollen lagen rot und fest da, soweit man sehen konnte, eine ungeheure Tafel, auf der das Brot des nächsten Jahres sorgsam aufgezeichnet werden sollte. Polen und Kriegsgefangene schritten daneben her. Es brauchte einen ganzen Tag, bis die vielen Pflüge gezackert hatten, zwei Tage bis geeggt und gewalzt war und gesät und hergerichtet. Mittlerweile war schon wieder auf einer anderen Seite des Tales ein neuer großer Acker gepflügt, und so ging diese Arbeit eine ganze schöne Woche lang und noch länger. Es war ein schönes Bild, auf dem welligen Gelände der fruchtbaren Hochebene die starken Schattenrisse der pflügenden Ochsen in den Abendhimmel hineinwachsen zu sehen: eine weidende Ziegenherde an einem felsigen Abhang Capris, mit all ihrem Blau von Himmel und Meer ist nicht schöner. (Nur kann man sich, zumal wenn man vorher in Anacapri eine gute Flasche getrunken hat und von einem geschäftsgewandten capreser Lausbub in deutschen Brocken auf die Schönheit der Landschaft aufmerksam gemacht wird und zudem seinen Bädecker oder Meyer gut kennt, mit geringerem Aufwand an Formgefühl und Farbensinn begeistert zeigen ....)

Das Mühlental

Die Straße längs der Tamina bis zur Schlucht; die via mala; der jähe Abstieg von Maloja ins Italienische hinab; Täler um

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Florenz; Hänge der Riviera; Gassen Neapels; Albanergebirge; Schwarzwald; Inntal; die letzten Kurven des Taubertals und dann plötzlich oben, im Abendlicht, Rothenburg: das alles ist natürlich kein Vergleich. Wir schalten alles aus, was wir gelernt haben und gelesen und gesehen und gepriesen, und wandern wie kleine Kinder, die zum erstenmal in den Ferien aus der Stadt aufs Land kommen und ihre Freude haben an Blumen und Gänsen, Bach, kuhwarmer Milch, blauem Himmel und Bauernbrot. Wir freuen uns, daß wir sind, daß es Bäume gibt, einen kleinen Bach daneben, Aepfel auf den Bäumen, die wir auflesen können und essen, ohne daß irgend ein Mensch etwas dagegen sagt. Wir wandern gemächlich und beschaulich, wie Land und Weg es wollen: da ist ein kleiner Bach — seinen Namen habe ich längst vergessen, wenn ich ihn überhaupt je gewußt habe — und an diesem Bach liegen, in je 15 Minuten Abstand, fünf Mühlen. Alte einfache grobe Mühlen, die einmal einem Kloster gehörten oder einem Raubritter drüben überm Berg im Neckartal. Das Mühlental ist ziemlich eng, links und rechts Wald, Buchen, Erlen, Eichen, Linden, ein paar Tannen dazwischen, am Wegrand Haselbüsche, und alles Laub schon herbstlich, farbig, raschelnd und bald ganz welk. In jeder Mühle ist ein Hund, der fürchterlich bellen kann und wütend an seiner Kette reißt. Viele Hühner sind da, die viele Eier legen, und viele Kinder, welche die vielen Eier essen. In einem Pferch springt ein Hutsch und will von den Vorübergehenden Zucker haben. Russen sind da und schleppen die schweren Säcke in die Mühle oder schaffen in Stall und Scheuer. Dann kommt wieder ein Stück weit Bach, Wiese, Wald, und dann wieder eine Mühle mit Müller, Kindern, Hühnern und einem bellenden Hund, Das ist alles. Aber über all dem liegt ein blauer, herbstlich tiefer Himmel und Sonne und Frieden. Eine weite singende Stille, der Friede der Heimat, Ruhe und Umsorgtsein. All der große Schlachtenlärm ist unendlich fern, und nur wirklich im Denken der Menschen. Hier ist all das zu Bild und Wahrheit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geworden, um das die Söhne der Heimat draußen kämpfen und das sie alle, alle empfinden und wollen, wenn sie den Feind mit eisernen Händen fernhalten: Friede der Heimat. So wird Gang und Weg durch dies kleine stille, bescheidene deutsche Waldtal zu Dank, Gebet und Zuversicht. Und es ist mehr als Zufall, mehr als ein schöner, tapferer Abschluß eines innigen Bildes, wenn nach der letzten Krümmung des Tales Ausgang und Eingang, hoch oben, in großen und kräftigen Strichen und Flächen gegen den Himmel gezeichnet, gesperrt ist durch eine alte, feste Burg.

Les Boches

Von Berthold Fenigstein, Zürich.

Viel ist vor einiger Zeit über den Ursprung des Wortes „Boches" geschrieben und gestritten worden. Wer da recht hat? Keine Erklärung konnte den Philologen ganz befriedigen. Aber schließlich kommt es ja auch garnicht darauf an. Tatsache ist dagegen, daß das Wort in seinem jetzigen Gebrauch etwas Verächtliches enthält, und das ist der Grund zu diesen Zeilen.

In der ersten Nummer der neuen, in Florenz und Paris erscheinenden Zeitschrift „Revue des Nations Latines" wendet sich einer der Redaktoren, J. Luchaire, in einem übrigens vornehm gehaltenen Tone gegen Romain Rollands Vermittlungsschrift „Au dessus de la Mêlée". Er wirft dem Dichter des „Jean-Christophe" vor, nicht genügend die Partei der Franzosen ergriffen, und die Deutschen nicht nach Verdienst gemaßregelt zu haben. Luchaire schreibt u. a.: „Die Gerechten Deutschlands machen gemeinsame Sache mit den Gewalttätigen, die sie nicht zurückzuhalten vermochten; die Gewalttätigen auf unserer Seite werden dagegen von den Gerechten überdeckt, die sich nicht von jenen (den Gewalttätigen) hinreißen lassen. . . . Es giebt kein gemeinsames Maß für den verzweifelten Haß, der das Herz des verletzten Frankreichs erfüllt und dem tückischen Einverständnis beinahe ganz Deutschlands mit der Idee und den Formen der Gewalt".

Niemand wird an der Aufrichtigkeit Luchaires zweifeln, daß er und die meisten Franzosen von Krieg und Gewalttat nichts wissen wollten. Mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welchem Recht kann sich aber Luchaire das Urteil anmaßen, daß in Deutschland, in der Großzahl der Deutschen, die Sehnsucht nach Friede und ehrlicher Kulturarbeit geringer gewesen sei als in Frankreich? Woher weiß Luchaire, daß in Deutschland der Krieg nicht stets ebenso sehr als Verzweiflungsakt empfunden wurde und wird wie in Frankreich? Gewiß gibt es und gab es in Deutschland Gewalttätige, Kriegssüchtige, die es mitverschuldeten, daß sich die Verhältnisse zuspitzten. Sie stehen und standen vereinzelt. Aber vergißt Luchaire, daß die gleiche Erscheinung auch stets in Frankreich anzutreffen war, daß ein Teil der französischen Presse, an der Spitze der „Matin", seit Jahrzehnten gleichsam keinen anderen Existenzzweck kannte, als bei jeder Gelegenheit gegen Deutschland zu schüren und zu hetzen? Oft scheinbar nur in geringfügigen Sticheleien; aber sie blieben haften.

Der Krieg muß selbstverständlich einmal sein Ende finden. Die neuen Beziehungen der Guten beider Länder werden wieder die früheren freundschaftlichen Formen annehmen. Anstatt dieser Entwicklung vorzubauen, ist es nicht bedauerlich, wenn selbst die „Gerechten" Schritte tun, die eine für beide Teile segensreiche Zukunft erschweren? Das ist das Schlimme an der Gründung der neuen Zeitschrift. Man könnte es den lateinischen Nationen nicht übelnehmen, daß sie durch eine neue Zeitschrift versuchen, ihre Kultur zu fördern; daß es aber nur durch Angiftelung einer anderen Kultur, der germanischen, geschehen soll, ist verhängnisvoll.

Der anständige Mensch bekriegt seinen Gegner nötigenfalls; er beschimpft ihn nicht. Man begreift es, wenn das niedrige Volk gegenwärtig nicht müde wird, den Gegner anzugeifern. Aber der Krieg wird ein Ende nehmen; das schnell erregbare Gemüt des Mannes aus dem Volke kann sich wieder besänftigen; der schnell aufgeloderte Haß kann wieder schwinden. Anders wird es aber sein, wenn dieser Haß durch die höhere Gesellschaft fortwährend weitergeschürt wird, wenn, den Gegner beleidigende, häßliche Ausdrücke auch in den höheren Klassen, in der Gelehrten- und Künstlerwelt und ihren Werken platzgreifen.

Kürzlich veröffentlichte Paul Bourget in der „Revue des Deux Mondes" einen problemreichen Einakter; von Marcel Prévorst erschien ein neuer Roman. Beide Werke verdienen durchaus, als künstlerische Leistungen eingeschätzt zu werden; beide Dichter vermeiden in korrekter Form eigentliche Angriffe gegen Deutschland oder die Deutschen. Und doch bringen es beide nicht über sich, dort, wo sie von Deutschen sprechen, diese anders als mit dem beleidigenden Ausdruck „Boches" zu bezeichnen. Darf derart Unkünstlerisches sich wirklich in einem Kunstwerk vorfinden? Unter keinen Umständen. Bedenkt man aber, daß Kunstwerke keine vorübergehende Erscheinungen bleiben, sondern Dauerwert behalten wollen, so wird man erkennen, daß Beleidigungen in Kunst-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werken nicht nur unkünstlerisch, sondern auch äußerst schädlich wirken. Wenn einst der Krieg aufhört, soll der Friede ein ehrlicher, ganzer sein. Nichts soll ihn mehr stören. Am allerwenigsten dürfen die Gebildeten, und unter ihnen die Gelehrten und Künstler zur Trübung des ehrlichen Friedens beitragen. Wenn sie auch gegenwärtig persönlich noch antipathische Regungen empfinden, für ihre auch der Zukunft angehörenden Werke haben sie sich Selbstzucht aufzuerlegen. Au — dessus de la Mêlée.

Erwachen

Erdfarben hüllt der Graben ein
Gras und müde Soldaten.
Feuerstreif, Morgenschein,
Wirst du uns verraten?

Golden überfließts den Stahl,
Stäubt ins blasse Schummern.
Rosenstreif, Abendstrahl,
Wo werd ich schlummern?

Ueberm Tal reckt sich der Feind,
Kommt der Tag gestiegen,
Und wenn der Abendstern scheint,
Wo werd ich liegen?

Erich Wentscher

Der Hauptmann

Die große Masse der Kriegsbelletristik ist von so unerlebter Künstlichkeit und so effekthaschender Berechnung, daß es um so freudigeres Erlebnis ist, auf ein Buch hinweisen zu können, das durch Innerlichkeit des Empfindens die Seele anrührt und mehr als nur stoffliches Interesse abnötigt.

Arnim Steinart hat mit seinem Erstlingswerk „Der Hauptmann" (Stuttgart, Cotta) erwiesen, daß er ein Dichter ist. Noch zeigt das Buch in der Brüchigkeit seiner Technik ganz die unbeholfen tastende Hand des literarischen Dilettanten. Aber eben durch diese Unzulänglichkeit des technischen Könnens bricht Beobachtung und Schauen der Dichterseele reiner, hemmungsloser, untouchierter hervor. Ist es auch nicht gelungen, dem Buche das zu geben, was man so eine „spannende Handlung" nennt, wirkt seine Lektüre dennoch spannend durch das blutwarme Soldatenleben, das in ihr pulsiert. Nur selten stört ein fast kolportagehafter Einzelzug, den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht effekthaschende Absicht, sondern kompositionelle Unbeholfenheit des literarischen Anfängers schuf.

Ein winziges Stückchen Schützengrabenkrieg, das ist der ganze Inhalt des Buches. U-Boot-Fahrten und Fliegerabenteuer mögen mehr buntes schillerndes Erleben aufweisen. Aber sie sind die einzelnen Auswirkungen eines Kriegertums, das willkürlicher und persönlicher sich entfalten kann, als sonst der Rhythmus des gegenwärtigen Krieges gestattet. In der herben, ruhmlosen Entbehrung des Grabenkrieges, der weder den großen Triumph des Abenteurers kennt noch die weithin strahlenden Erfolge, wird hingegen dieses Krieges Wesenheit Symbol. Auch er hat sein Heldentum. „Helden in einem neuen, größeren Sinne", als ihn die Welt vorher gekannt hat. Männer, die der Gnade des Kampfesrausches entbehren mußten und dennoch mit wachen, klaren Sinnen dem Tod ins Auge sahen. Seltsam einfach und ergreifend diese Mischung von tierhafter Dumpfheit und heroischer Kraft. „Hier hausten sie wie Tiere in Erdlöchern, von Kälte geschüttelt, von Schmutz überkrustet. Nichts, nichts der Inhalt ihres Lebens als Töten und den eigenen Tod Erwarten. Alles, was vordem lebenswert gewesen war, das verschwand jetzt in unwahrscheinliche Fernen .... Wohl! Sie lebten wie die Tiere. Aber darin lag wohl das Größte, dessen sie hier fähig waren. Geschah es doch, weil ein heiliger Menschheitstraum sie führte. Die Liebe zu Vaterland und Heimat."

An einem winzigen Einzelschicksal ward diesem heroischen Ringen von Volk zu Volk symbolische Gestaltung, gerinnt es gleichsam zu persönlichem Inhalt. Nach unglücklichem Gefecht liegt der Hauptmann der deutschen Kompagnie verwundet zwischen den englischen und deutschen Schützengräben. Ihren Hauptmann zu retten, ist Bestreben der Deutschen; es zu verhindern, Bemühung der Feinde. In diese anspruchslose Handlung flutet lebenswahr und ergreifend das intime Leben des Schützengrabens. Beständige Nähe des Todes gibt jeder Geste, jedem Händedruck, jedem Wort vielfältiges Gewicht. Flächenhafte Maske fällt zu Boden: die Todesgefahr entnacktet die Menschen und gibt ihren Aeußerungen Wesenhaftigkeit. Ohne vertuschende Beschönigung enthüllt diese erlebte Erzählung alle harten und weichen Seiten des Soldatenlebens, Ungerechtigkeit und Milde, Leichtsinn und Bangigkeit, prahlerischen Uebermut und Not der Todesstunde. An einer Stelle reckt sich die bescheidene Schilderung zu visionärer Größe empor. Nacht in einem Unterstand und flackender Lichtstumpf wirft wundersame Schatten über ausgestreckte Gestalten. Der greise todesreife Geistliche und der lebensfrohe Freiwillige schauen mit offenen Augen den nahen, sicheren Tode.

So ragt dieses Buch aus der Fülle der Kriegserzählungen durch literarische Qualität und zeitpsychologische Bedeutung.

Max Fischer

Kurt Münzers Märchen vom „Ladenprinz"

Kurt Münzer nennt seinen neuen dickleibigen Roman, der soeben bei Georg Müller in München erschienen ist, ein Märchen. Er tut es, wie man glauben will, deshalb, weil er sich damit der Verantwortung für vielzuviel allzu romantisches Geschehen seines Buches entheben weiß. Im Mittelpunkte der Handlungen steht ein junger Mensch, der, als Sohn eines Prinzen

Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

und einer Kaufmannsfrau, als vermeintlicher Sprößling des Kaufmanns erzogen wird und schließlich, trotz hochfliegender Pläne und verschwenderischer Begabung, als Lehrling ins „väterliche" Geschäft eintritt. In Herrn Luzian aber ringen, seit er denken kann, fürstliches Blut und standeshoher Wille mit den kleinbürgerlichen Verhältnissen, in denen er leben muß. Er selber weiß nichts von seiner Herkunft, aber er ahnt, daß er zu Großem berufen sei. Die Mutter kannte er nie, da sie den Ehemann kurz nach der Geburt des Kleinen verlassen hatte und nun für tot gilt. Nach den Jahren der „Prüfungen", der Lehrzeit im kleinstädtischen Geschäft, beginnt Luzians Höhenweg. In der Reichshauptstadt erringt er sich durch die Genialität seiner Pläne und durch das Glück, das all seinen Unternehmungen geradezu märchenhaft treu bleibt, eine große Stellung als erster Angestellter eines von ihm geschaffenen Kunsthauses. Seine (ebenfalls märchenhafte) Schönheit unterwirft ihm jede Frau, die seinen Weg kreuzt und es gewinnt den Anschein, als bestehe die ganze Welt nur aus Frauen, für die der Genuß eines ideell schönen Menschen die letzte und höchste Lebenssehnsucht bildet ... Aber nie schweigt in all den Jahren der Zwiespalt Laden und Prinz und der Ladenprinz wird, auch von außen her, gerade in seines Lebens Siegeraugenblicken an die Krämerniedrigkeit seiner Herkunft und an das Ladentischverhängnis seines Berufes erinnert und damit gestürzt. Das erste Mal, als er sich gerade in der Berliner „Großen Welt" als gleichberechtigtes Mitglied fühlen darf; zum anderen: als er, der Bräutigam seiner unendlich reichen Prinzessin, in die Lage kommen soll, auch äußerlich das zu werden, was er seinem Blute nach ist. Zweimal scheint der Prinz in ihm zu siegen, aber der Hohn: Ladenprinz schneidet ihm, beide Mal, den Weg ab, und — dem Laden bleibt der gute Luzian verfallen. Von seiner Wanderschaft durch Europa kehrt er, tausend zerbrochene Herzen im Wegranzen seines Gewissens, nach Berlin zurück und ... heiratet „ins Geschäft" seines reichen Prinzipals ...

Dieser „Held" Luzian, dessen Schicksale wir auf fast sechshundert Druckseiten erfahren, kann nur rein äußeres Interesse finden. Denn er ist eine kalte, hundeschmutzige Natur, die all die reichen Gaben, die wir ihr glauben wollen, nur in den Dienst seines kleinlich-äußerlichen Strebens nach Standesmacht und dem Aufschwung (der Heimkehr) zur Fürstlichkeit stellt. Daß er dabei auf peinlichste Anständigkeit der Gesinnung hält, bewußt hält, kann ihm nicht sehr hoch angerechnet werden und ihm keine neuen Sympathien erwerben. Denn sein Ethos ist Mittel zum Zweck: Er will eben ein wahrer Prinz sein, um ein wirklicher Prinz werden zu können. Gut sein erheischt aber, uninteressiert, das Gute. Derartige Naturen können, im Kunstwerk, niemals — und mögen sie noch so schwere Krisen und Fährnisse zu überwinden haben — Furcht und Mitleid erwecken ... Sie reizen nur, wenn ihnen wirklich ihr Vorhaben schief geht, zur Schadenfreude. Kühl geht Luzian seinen Weg, nur einmal erglüht er in Leidenschaft zu einer Frau, er, der (er ist, wie gesagt, eine Höchststeigerung aller Vorzüge des Körpers und Geistes) so manches weibliche (und pseudo-männliche) Wesen bis zum Wahnsinn in Leidenschaft entzündete. Einmal. Und da ist die Geliebte seine ... Mutter, die ehedem Rosa Anna geheißen, die große Kokette Rosanna gewesen ist, eine zweite Ninon. Es ist dies für die Gestaltungsart und den Willen der Mün-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zer'schen Phantasie bezeichnend. Das Unnatürliche wird bei ihm Ereignis. Jede Tat wird zur Sensation gesteigert: Die Prinzessin, Luzians Braut, erschießt sich, als sie die Herkunft ihres Geliebten erfahren hat. Aber sie muß sich in der Kirche erschießen. Sie hat gehört, daß ihr Angebeteter dem Ladentische entlaufen ist. Aber nicht von ihm selber erfuhr sie es, obschon er es ihr mehrfach gestehen wollte ... sondern von einer zur Kokette gewordenen Landsmännin wurde es ihr ins Gesicht gehöhnt. Die aber, zweimal vom „Ladenprinzen" verschmäht, mußte dem Paare eigens zu dem widerlichen Enthüllungszwecke, nach Florenz folgen. Schon in Berlin hatte sie es ihm versprochen: „Ich werde Dich stürzen, Luzian, aber wenn Du sinkst, sollen meine Arme Dich auffangen!" Eine romantische Kokette! Romantisch, wie viele Geschöpfe Münzers. Roman—tisch!

Aeußerlich genommen, ist der Roman eine Leistung von großer Kraft und gewaltigem Schwunge der Phantasie. Er ist spannend, trotz seiner sechshundert Seiten voll engen Druckes. Es schwebte Münzer wohl vor, ein Gegenstück zu Bierbaums „Prinz Kuckuck" zu schaffen. Was ihm dazu fehlte, das ist vor allem die große Ironie der Perspektive, die den Bierbaum'schen Roman nicht nur auszeichnet, sondern überhaupt erst möglich macht!

Richard Ries (München)

Ein Junkerleben

Mit dem Begriffe des Junkertums verbinden wir vielfach recht unangenehme Vorstellungen. Wenn wir uns aber von parteimäßigen politischen Stellungnahmen freimachen können, so sehen wir doch manche Lichtseiten. Das ist mir so recht klar geworden bei der Lesung einer selbstbiographischen Schrift: „Im Knödelländchen und anderswo", Lebenserinnerungen von Hanns v. Zobeltitz (Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1916). Frisch und munter erzählen sie vom Leben auf einem solchen junkerlichen Herrensitz noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Da war nichts zu spüren von Verschwendung und Luxus, da hieß es, alles zusammenzuhalten, um durchzukommen. Es war doch alles in allem ein kernhaftes Geschlecht und es hat seinem Staate viele tüchtige Männer gegeben. Auch einem demokratischen Gemüte darf diese Treue, Pflichterfüllung und Hingebung wärmste Achtung einflößen. Der Verfasser, der als blutjunger Mann den 70er Krieg mitgemacht hat, und der späterhin Offizier blieb, hat immer literarische Neigungen gehabt und hat zuletzt den Degen mit der Feder vertauscht. Er gebraucht sie flott und unterhaltlich und seine Lebenserinnerungen haben, literarisch gewertet, einen forschen und mitreißenden Zug. Er ist vom Scheitel bis zur Zehe ein deutscher und preußischer Patriot, aber er verschleiert nichts und hat für die Zustände nach 1870 manches bittere Wort. Er scheut sich auch nicht, von einer gewissen Verrohung nach dem Kriege zu sprechen. Vielleicht kam sie, weil der Sieg zu leicht war. Mit Inbrunst hoffen wir, daß nach dem heutigen so schweren Kriege diese Erscheinung sich nicht

E. Pernerstorfer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die amerikanische Kriegsbereicherung

Von Dr N. Hansen-Berlin

Das Abkommen zwischen der Bank von England und der New-Yorker Bundesreservebank, über das der Pariser „Eclair" vom 28. Dezember 1916 in seinem Handelsteil die ersten wichtigen Einzelangaben brachte, ist für die künftige Gestaltung der Weltfinanzinteressen ein Ereignis ersten Ranges. Nach den getroffenen Vereinbarungen würde die Bank von England in Zukunft ihre Interessen in den Vereinigten Staaten durch die New-Yorker Bundesreservebank vertreten lassen. Andererseits hat die New-Yorker Bundesreservebank von der ihr vorgesetzten Bankenkommission die Erlaubnis erhalten, ihre englischen Interessen durch die Bank von England in Großbritannien wahrnehmen zu lassen. Es ist dies bezeichnenderweise das erste Mal, daß es einer amerikanischen Bundesreservebank gestattet worden ist, im Auslande eine Vertretung zu bestellen. Nach den Informationen des „Eclair" soll diese Erlaubnis auch auf die anderen Bundesreservebanken der Union ausgedehnt werden. Der Zweck dieses Vorganges ist nach der Darstellung der englischen und französischen Fachpresse, daß die englischen Kriegs- und Finanzgeschäfte mit den Vereinigten Staaten wesentlich gefördert, erleichtert und die Verschiffung von Gold möglichst eingeschränkt werden soll. Richtiger ist vielleicht zu sagen, daß der Vorgang eine Folge der kolossalen Kriegsbereicherung der Vereinigten Staaten ist, das heißt eines Goldzustroms, der an Höhe selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Ihm hat selbst die altehrwürdige Bank von England sich beugen müssen, als sie die Wahrnehmung ihrer Interessen in Amerika aus den Händen gab. Daß die Einschränkung der Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schiffung von Gold und die Erleichterung der Anleihetransaktionen ihr viel wichtiger als die Förderung der Kriegslieferungsgeschäfte gewesen sind, braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden.

Wie sehr der Ausspruch des amerikanischen Exbotschafters Morgenthau „L'Amerique se roule dans le bon temps" zutrifft, hat dieser Gewährsmann kürzlich in einem längeren Aufsatz, der wiederholt in der Pariser Presse Ende Dezember 1916 abgedruckt wurde, über die Kriegsbereicherung der Vereinigten Staaten, ausgesprochen. Nach Morgenthaus Schätzung hat der amerikanische Nationalreichtum während der ersten beiden Kriegsjahre um zirka 184 Milliarden Mark zugenommen; das heißt mit anderen Worten, er ist um das Zwanzigfache des amerikanischen auswärtigen Handels gewachsen. Dieses Nationalvermögen verteilt sich heute auf 101 Millionen Einwohner der Union, denn während der letzten 4 Jahre ist die Einwohnerzahl von 95 Millionen auf 101 Millionen angewachsen. Bei Ausbruch des Krieges schuldeten die Vereinigten Staaten an Europa insgesamt 28,5 Milliarden Mark. Von diesen entfielen auf Großbritannien 16,3 Milliarden Mark, auf Deutschland 5,2 Milliarden Mark, auf Frankreich 4,1 Milliarden Mark, auf Holland 2,7 Milliarden Mark. Dagegen betrugen die amerikanischen Forderungen an Europa nur insgesamt 5,2 Milliarden Mark. Die reine Schuld der Vereinigten Staaten an Europa betrug demnach ca. 24,5 Milliarden Mark.

Die monatlichen Zinsen, welche die Union vor dem Kriege an das Ausland vergüten mußte, betrugen fast 8 Millionen Pfund Sterling (ca. 165 Millionen Mark). Wie schnell sich infolge der Kriegslieferungsgeschäfte und Finanztransaktion die Situation zugunsten der Vereinigten Staaten verändert hat, geht aus folgenden Zahlen hervor, die Morgenthau über die Verbesserung der Handelsbilanz gibt. Demnach war bereits im September 1914 ein Plus von 3,2 Millionen Pfund Sterling, Oktober 1914 ein Plus von 11,3 Millionen Pfund Sterling, November 1914 ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Plus von 15,9 Millionen Pfund Sterling festzustellen. Der folgende Dezember zeigte ein Plus von 26,2 Millionen Pfund Sterling, der Januar ein Plus von 29,1, der Februar ein Plus von 35 und der März ein Plus von 32 Millionen Pfund Sterling auf. Das sind insgesamt 152,7 Millionen Pfund Sterling oder 3,1 Milliarden Mark, mit denen sich die Union in den ersten 7 Kriegsmonaten nicht nur vom europäischen Geldmarkt unabhängig gemacht hat, sondern mit denen sie auf Grund der ihr zugeströmten Goldbestände ihren maßgebenden Einfluß auf die Ententeländer ausüben konnte.

Die großen Kriegslieferungsgeschäfte und Finanztransaktionen der Vereinigten Staaten haben nicht nur die Schuldverhältnisse gegenüber Europa vollständig revolutioniert, sondern auch das Nationalvermögen der Union so hoch gesteigert, daß es heute bei weitem dasjenige Großbritanniens inklusive Kolonienreich überragt. Morgenthau schätzt das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten vor 4 Jahren auf 37 Milliarden Pfund Sterling (754,8 Milliarden Mark) ein. Ende 1916 berechnet er es bereits auf 46 Milliarden Pfund Sterling oder 938,4 Milliarden Mark. Daraus ergibt sich die bereits weiter oben erwähnte Zuwachsziffer von 184 Milliarden Mark, um welche das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten während der letzten 4 Jahre gestiegen ist.

Wenn man verstehen will, was diese gewaltigen Ziffern weltfinanzpolitisch bedeuten, zieht man am besten den Vergleich mit England. Ende 1913 wurde das Nationalvermögen Großbritanniens inklusive Kolonialreich auf 24 Milliarden Pfund Sterling (490 Milliarden Mark) eingeschätzt. Das amerikanische Nationalvermögen, das von Morgenthau heute auf 938 Milliarden Mark berechnet wird, wäre also fast doppelt so groß als das englische. Es ist somit heute das größte der Welt. „Wenn auch England unter den sämtlichen kriegsbeteiligten Staaten am wenigsten gelitten hat," so meint Morgenthau, „so muß sich sein Nationalvermögen weit eher erheblich verringert als erhöht haben."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Interessant für die Schätzung der amerikanischen Kriegsbereicherung sind schließlich noch die Daten, welche Morgenthau über die Goldbestände und die Anleihen an die Ententemächte gibt. Während der beiden letzten Jahre ist der Goldbestand der Union um 140 Millionen Pfund Sterling oder 2,9 Milliarden Mark gewachsen. An Kriegsanleihen hat die Union den Alliierten fast 200 Millionen Pfund Sterling, das heißt 4,1 Milliarden Mark vorgestreckt.

Uebersieht man diese Daten, so kann man die eingangs erwähnte Bankentransaktion voll verstehen und würdigen. Das weltfinanzielle Schwergewicht, das solange bei England geruht hatte, ist ihm entglitten. Es liegt jetzt in New-York und wird für die finanzielle Weiterführung des Weltkrieges den Ausschlag geben. Die Frage, ob der Augenblick bereits gekommen ist, wo die Amerikaner für den Bestand ihrer zusammengerafften Reichtümer fürchten und aus diesem Grunde die Friedensaktion betreiben, soll hier nicht entschieden werden. Auf jeden Fall haben wir in Zukunft damit zu rechnen, daß die amerikanischen und englischen Bank- und Finanzinteressen jetzt enger verknüpft sind als je zuvor, und daß die weltfinanzielle Macht, die England und die Vereinigten Staaten gemeinsam ausüben könnten, die stärkste Finanzkraft darstellen würde, die je existiert hat und die unter Umständen geeignet ist, sich nach dem Kriege die ganze Erde tributpflichtig zu machen.

Deutsche Preßorganisation in Rußland

Von Josef Kliche

So sehr man in der Heimat über das häufig recht unliebsame Walten einer übereifrigen Zensur klagt — der hohen Bedeutung der Presse im Felde ist sich die deutsche Heeresleitung wohl bewußt. Nicht nur, daß sie im letzten Frühjahr eine Organisierung des bis dahin sehr im Argen liegenden Feld-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

buchhandels durchführte, die sowohl Herstellern wie Beziehern der Zeitungen Vorteile brachte, sie hat auch durch Begünstigung oder Schaffung von Feldzeitungen der Großmacht Presse ihre Reverenz erwiesen. Beim Fest des Belgischen Kurier in Brüssel sprach Herr v. Bissing Jubiläumsworte und auch in Warschau kamen die Vertreter der dortigen Presse anläßlich der Wiederaufrichtung Polens auf Anregung des Generalgouverneurs zum redegewürztem Umtrunk zusammen.

Und just dieser letztere Akt will uns veranlassen, der von der deutschen Verwaltung in den besetzten Gebieten Rußlands ins Leben gerufenen Preßorganisation einige Betrachtungen zu schenken. Hierbei handelt es sich nicht um die auch auf dem russischen Kriegsschauplatz geschaffenen Soldatenzeitungen, sondern um die für die Zivilbevölkerung Polens, Litauens und Kurlands vorgenommenen Pressegründungen.

Das Bedürfnis für eine solche Presse darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der große Vater kommender Dinge, der Krieg, hatte, wie anderswo, auch in jenen Gebieten alles durcheinandergeworfen. Hatte alte Verhältnisse zerschlagen und neuen den Weg bereitet. Russische Presseverhältnisse, an sich schon nicht besonders vorbildlich, waren noch mehr gesunken; Verleger und Abonnentenstamm mächtig durcheinandergeschüttelt worden, kurz: es galt neues Leben aus Schutt und Ruine zu wecken. Eine einheitliche Organisation wurde geschaffen, „um den Behörden wie der Bevölkerung des unterstellten Gebietes den Nutzen einer gut geleiteten Presse zuteil werden zu lassen." Für die Versorgung der Zeitungen mit Notizen über die Tagesereignisse des In- und Auslandes wurde am Sitze des Oberbefehlshabers eine Zentrale geschaffen. Alles Möglichkeiten, wohl geeignet etwas Annehmbares erstehen zu lassen.

Und es erstand. Sehr rasch sogar. Knapp fünf Tage waren seit der Einnahme Warschaus durch unsere Truppen verstrichen, als am 10. August 1915 die erste Nummer der Deutschen Warschauer Zeitung erschien. Ein Kind des damaligen Chefs der Presseverwaltung für Polen, Oberleutnants Cleinow. Der technische Leiter der Warschauer Staatsdruckerei, Unteroffizier Leipnitz, hat in einer kleinen Schrift erzählt, wie ihn an dem Tage, an dem Warschau fiel, ein Befehl von Lodz nach Warschau rief, wo er die Organisation des neuen Blattes zu übernehmen hatte. Der Betrieb der verlassenen russischen Staatsdruckerei erwies sich bald als für den gedachten Zweck am geeignetsten und hurtig wurde, trotz hundert zu überwindender Schwierigkeiten, ans Werk gegangen. In der andern großen polnischen Industriezentrale, in Lodz, hatte man bereits im Februar die Deutsche Lodzer Zeitung ins Leben gerufen. Strebte die deutsche Verwaltung doch nicht nur darnach, den zahlreichen deutschsprechenden Bewohnern und den vielen anwesenden Militärs ein Blatt zu geben, das rasch informierte — die aus der Heimat gesandte Presse hatte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen weiten Weg —, sie wollte auch Organe schaffen, geeignet, der Bevölkerung der besetzten Gebiete Sinn und Ursachen dieses Krieges auseinanderzusetzen. Daß auch an eine Interessierung der deutschen Geschäftswelt für den Osten gedacht war, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß man auch in Deutschland für den Bezug der beiden Blätter warb.

Fast ebenso rasch wie in Warschau ging die Gründung einer deutschen Zeitung in Kowno vor sich. Am 18. August fiel die Stadt in die Hände der deutschen Truppen und am 6. September erschienen erstmalig, allerdings etwas primitiv, die Neuesten Nachrichten. Diese entwickelten sich später zum Anzeiger für Kowno, bis dann aus diesem am 1. Januar 1916 die Kownoer Zeitung erstand.

Die ersten Nummern dieses Blattes werden übrigens einmal das Interesse aller Bibliophilen wachrufen. Mit dem Druckpapier war es nämlich damals in Kowno eine eigene Sache. Erst wurde hiefür ein starkes, hellgrünes Papier verwendet, später las man Artikel und Neuigkeiten auf einem weichen Grau, bis dann in den ersten Apriltagen sich das Aeußere der Zeitung in Form und Farbe ihren heimatlichen Schwestern anpaßte.

Außer der Kownoer Zeitung wird an diesem Ort noch das für das lettische Sprachgebiet bestimmte Blatt Darbatis (Die Gegenwart) herausgegeben.

Eine recht umfassende Zeitungszentrale der deutschen Verwaltung ist Wilna, die alte Hauptstadt Litauens, geworden. Hier erscheint einmal die Wilnaer Zeitung für die deutschen Leser, dann der Dzinnik Wilenski für die polnischen, ferner die Letzte Nais für die jüdischen und schließlich Haman (Die Volksstimme) für die Angehörigen des weißrussischen Sprachbezirks. Die ersten drei Organe sind Tageszeitungen, während Haman vorläufig die Woche zweimal erscheint. Als Tageszeitungen sind auch die Blätter in Warschau, Lodz und Kowno anzusehen, ebenso die Grodnoer Zeitung. Erwähnen möchten wir auch die Zeitung für die 10. Armee. Sie, die gleichfalls in Wilna erscheint, ist eigentlich eine Soldatenzeitung und gehört somit nicht in den Kreis unserer Betrachtungen. Jedoch, da dieses Blatt sehr gut redigiert wird, außerdem jeden zweiten Tag erscheint, so hat es sich auch außerhalb der Militärkreise zahlreiche Sympathien verschafft.

Indes nicht überall konnte die Frage in der Weise gelöst werden, daß man lediglich für einen bestimmten Leserkreis ein Blatt schuf und dieses technisch einheitlich gestaltete. Im Gegenteil haben wir es im besetzten Osten auch mit einigen sehr kuriosen Ausnahmen zu tun. Ausnahmen, die in ihrer Art zu direkten Seltenheiten und also Sehenswürdigkeiten geworden sind. So erscheinen die Grodnoer Zeitung und die Bialystoker Zeitung regelmäßig in drei verschiedenen Sprachen: deutsch, polnisch und jüdisch. Die Handhabung ist bei diesem System nicht eben leicht. In Bialystok hat man sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf die Weise geholfen, daß man den gleichen Text in drei verschiedenen Ausgaben publiziert. Anders bei der Grodnoer Zeitung. Bei dieser, die auch als deutsche Nebenausgabe die Suwalkier Nachrichten besitzt, dienen die ersten beiden Seiten für die deutschen Leser, die dritte für die polnischen, während die vierte für die jüdisch lesenden Abonnenten bestimmt ist. Diese Dreiteilung entspricht der Zusammensetzung der in jenen Bezirken in Frage kommenden Bevölkerung. Kinder der Not.

Zur Abrundung unseres Ueberblicks wären noch die gleichfalls der deutschen Verwaltung unterstehende Libausche Zeitung und die Mitausche Zeitung zu nennen.

Die genannten Blätter, mit Ausnahme der Zeitung für die 10. Armee, besitzen zurzeit einen Leserkreis von knapp 150 000 Abonnenten. Die gemeinsame Verwaltung, aus der auch eine einheitliche gemeinsame Bearbeitung des Inseratenwesens resultiert, sichert jedem einzelnen Blatt die verschiedensten Vorteile. Das gleiche gilt, wie schon einleitend dargelegt, auch für den journalistischen Teil. Besitzt doch just das lokale Material für diese Organe einen nicht zu unterschätzenden Wert. Und da ist es von Bedeutung, wenn im Interesse dieser Zeitungen die militärischen Kommandobehörden und Ortskommandanturen angewiesen sind, alles in ihren Bezirken sich findende Material den eingerichteten Zentralstellen zuzuführen, zwecks Weitergabe an die Presse.

Von welcher Seite man auch immer die Dinge beschaut — was hier unter vielen Schwierigkeiten erstand, nötigt Achtung ab. Lächelnd erinnert man sich des Wortes von den amerikanischen Presseleuten als den Kommandierenden Generälen. In diesem Kriege sind bei uns die Kommandierenden Generäle wenn auch nicht zu Redakteuren, so doch vielerorts zu Verlegern geworden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pastorale

Von Rolf Gustav Haebler

II.

Die Burg

Sie ist nicht die einzige im Umkreis einiger Meilen. Flußabwärts und flußaufwärts steht noch manch andere, grau, zerrissen, in Trümmern oder auch mühselig und bescheiden erhalten. Auch sie wird heute noch bewohnt, irgend ein Baron oder Graf lebt da als ein bescheidener Rentner vergangener Raubritterherrlichkeit. Das ist in der ganzen Umgegend so. Burgen haben ja ihren Sinn und Zweck längst verloren, und darum sind auch heute ihre Herren keine gewalttätige und mächtige Herrscher mehr, sondern Offiziere in irgend einem feudalen Regiment oder Kammerherren, hohe Regierungsbeamte oder Landwirte. Landwirte, mit verpachteten Aeckern und Wiesen und einem Stück Wald, die ihnen die Zinsen bringen müssen, damit die Söhne in einem adligen Regiment oder an einer Gesandtschaft standesgemäß leben können: sie selber ziehen sich auf ihre Burg und ihr Altenteil zurück, machen einander Besuche und trinken auch mal im Pfarrhaus Kaffee, fahren zweispännig durch die Ortschaften und lassen sich grüßen, gehen auf die Jagd, schauen dem Verwalter die Rechnungen nach und leben so ein ruhiges entlegenes bürgerliches Dasein, das keinerlei große Zwecke und Abenteuer, bestenfalls noch einige Liebhabereien kennt und alles in allem von ritterlichen Leidenschaften so weit entfernt ist wie die Eisenbahn drunten im Tal von dem Warenzug Ulmer oder Nürnberger Kaufleute, dem ihre Ahnen hinter der Talbiegung auflauerten. Aber trotz allem ist das doch ein beneidenswertes Dasein. Denn schon allein so eine alte, wehrhafte Wohnstätte zu haben, zu atmen und zu leben in so viel Erinnerung bewegter Zeitläufe und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dabei von seinem Fenster aus einen der schönsten Blicke auf Gottes ganzer lieber Erde zu haben: all das ist genug, um auf viele Titel und Ehren und Arbeit lächelnd verzichten zu können. Es ist ja nicht so sehr das Architektonische, Stil und Form und Wucht des Baus, was uns die alten Burgen so lieb und wert macht; es ist das Menschliche an ihnen und in ihnen, ihre Seele und die Welt, die da noch hereinragt in unsere Zeit der Kinos, Fabriken, Telegramme und Schnelligkeiten. Sie sind ragende Zeichen der Zeit, da alles, zwar keineswegs schöner und besser, aber eigenwertiger war. Was ist doch diese Burg für ein beseeltes Wesen: noch ist da die Brücke, die über den Burggraben sich schwingt, der freilich heute friedlich und praktisch ein Gemüsegarten mit Kohlköpfen und Salatstöcken, mit Rüben und Kraut ist; aber was tut's, er ist da und ist immer noch schön und stark. Und überm Burgeingang hängt noch die Pechnase, aus der einst den Stürmenden das heiße Pech auf die Köpfe gegossen ward. Der Bergfried ragt weit und klar, die alten Mauern stehen noch festgefügt und epheuumrankt, hinter ihnen geht noch ein Stück Laufgang, und Schießscharten drohen unnütz dem lächelnden Wanderer: so ohne jeden Zweck und Sinn steht dies alles in unserer heutigen Zeit, ohne Wille, ohne Ziel, ohne innere Kraft und äußere Macht — und doch nimmt es uns gefangen und beherrscht uns, die wir hindurchgehen. Zwar sind es nur noch die Kulissen der Vergangenheit, die da stehen auf leerer Bühne, aber das Spiel, das alte Spiel lebt auch heute noch in all seiner trotzigen Wahrhaftigkeit, in Tapferkeit, Wagemut, Hochmut, Kraft, Selbstbewußtsein, eisernem Bereitsein in unserer deutschen Seele. Und darum lieben wir heute noch, und heute mehr denn je, die Trümmer und Mauern, gleichgültig, wem sie gehören, wer drin saß oder drin sitzt — vielleicht war's ein grimmer Leutschinder, ein adliges Geßlerchen, das Bauern und Kaufleute üble Stücklein aufspielte, vielleicht war's auch einer wie der drüben, der Götz, einer der's besser mit dem Volk meinte: gleichgültig! Heute weiß man nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr von ihm und seinen Vorfahren und Nachkommen und will garnichts wissen und braucht es nicht: die Mauern reden und ihre Seele spricht. Das ist die Burg. Sie steht hier, an einem großen Bogen des Neckar, hoch oben an der Krümmung des Gebirges — und könnte geradesogut am Rhein oder sonstwo stehen in deutschen Landen!

Im Pfarrhaus

Wenn ich aber nicht Burgherr sein kann, so möchte ich wenigstens Pfarrer sein in dem kleinen Dorf, das um die Krümmung liegt, eine halbe Stunde weiter, hinterm Wald und überm Berg. Dort möchte ich Pfarrer sein. Der hat ein Häuslein oben am Berg, das schaut ins Neckartal hinaus und hinauf und hinab mit einem vergnüglichen Gärtlein und einem ummauerten und umrankten Altan und sieht im Westen die Türme der alten Stadt Wimpfen, im Mittag die blauen Heilbronner Berge und weithin schönes Land, Reben und Aecker und Wiesen und Obst. Ich denke mir, auf diesem Plätzlein kann man im Frühling und im Sommer und an schönen Herbsttagen gar vortreffliche Predigten sich ausdenken oder kann ein schönes Buch lesen und finden, daß der liebe Gott doch alles gut gemacht hat. Und wenn einer dann noch einen großen schönen Garten hat, in dem allerlei gute Dinge wachsen, die er neben sich hin auf den Tisch stellen kann, und noch eine kleine Gemeinde in einem alten Kirchlein, so hat er beinahe das Himmelreich auf Erden. Und abends dann, in schönen Sommernächten, wenn drüben am Hang die Nachtigallen schlagen und drunten der Neckar im Mondlicht fließt, dann müßten mir liebe Gäste ins Haus und einer müßte die Laute spielen und schöne alte Volkslieder singen. Wir würden von dem guten Most trinken, den wir im Herbst gekeltert haben und Bauernbrot dazu essen, und wenn es dann zum Schluß ganz schön würde, müßte mir noch eine gute Flasche Heilbronner auf den Tisch und wir würden dann alle anstoßen und auf die schöne, liebe, friedliche Heimat trinken. Und wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spät die andern gegangen wären, die vielen steilen Stufen ins Dorf hinab, und ihre letzten Schritte und ihr Lachen verklungen wäre, dann ginge ich noch einmal hinaus an den Rand des Altans, wo meine Frau säße, und ich würde ihre Hand nehmen und sie still in die meine legen, und so blieben wir noch eine Weile sitzen, still und zufrieden und dankbar . . .

Das Essen

Als ich im Mai auf ein paar Tage in den Schwarzwald wollte, schrieb mir auf eine höfliche und bescheidene Anfrage der Lindewirt von Gutach: „Mir habe kein Mehl und kein Fleisch und könne niemand brauche!" Wer den Lindewirt kennt, begreift das sofort. Lob, Preis und Ehre sei deshalb der Wirtin vom Kreuz im Neckardorf, die mich in diesem Herbst acht Tage ordentlich und reichlich speiste. Zusammen mit noch zwei Landsturmmännern, die dort die Russen bewachen. Der eine hat's gut; er ist ein Bauer von dort, hat seinen Hof mit Frau und Kindern, Schweinen, Kühen und Hühnern, die für sein Vesper sorgen; und mittags und abends ißt er auf Kosten der Gemeinde im Wirtshaus. Der andere ist ein Schreiner aus Mannheim, mit dem Kopf des Dürerschen Markus. Außerdem waren da stets um die Mittagszeit noch zwei Bauern aus der Nachbarschaft, die auf dem Gut als Taglöhner arbeiteten. Sie tranken jeden Mittag einen halben Liter Most oder zwei Glas Bier und aßen dazu ihr mitgebrachtes Bauernbrot. Das war ihr stetes Mittagessen. Und sie waren zufrieden damit und geschmeckt hat es ihnen wohl auch. Besser vielleicht als manchem die Erzeugnisse einer Hotelküche. Abends wanderten sie dann ihre dreiviertel Stunden nach Hause und dann gab es wohl das eigentliche Tagessen. Und wenn es so war wie in jenem Bauernhof, in den ich einmal um die Mittagszeit kam, so war's genügend und gut. Da stand nämlich die Bäuerin am Herd und backte Dampfnudeln, einen ganzen großen Berg von hundert Stück. Dazu brauchte sie einen schönen Haufen Weißmehl, einen tiefen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Griff in die Eierschublade, etliche Hafen Milch und manchen großen Löffel Fett, das sie in einem mächtigen Topf neben sich stehen hatte. Und dann gab es noch große schöne Laibe Gerstenbrot und einen weißen Käs, der nicht ohne Rahm war. Der Städter, der dies liest, ballt vielleicht die Faust und denkt an seine Fett-, Milch-, Eier- und Butterrationen. Heute tut er das; früher hätte ihm wahrscheinlich der Bauernküchenzettel weniger behagt, und auch heute noch, wenn es heißt, vor der Sonne schon draußen im Feld zu stehen und mit einem Ranken Brot bis zum Mittag schwer schaffend auszuhalten. Und dann werden natürlich auch nicht jeden Tag Dampfnudeln gebacken und nicht in jedem Haus geht es so gut; es gibt auch arme Bauern, die heut und im Frieden meist zum Mittagessen Kaffee und Brot und abends Brot und Kaffee essen und aßen. Das Leben ist nun einmal so: man schätzt immer nur das, was man nicht hat, und weise ist, wer erkennt, daß es ihm noch lange nicht am schlimmsten ergeht . . .

Der Briefbot

Unter allen Menschen, die mir in jenen Tagen unter die Augen kamen, war mir der Briefträger der liebste. Nicht in seiner Eigenschaft als Briefträger, weil er den Kontakt mit draußen aufrecht erhielt, weil er mir zurückgesandte Feuilletons brachte und nicht das Honorar für veröffentlichte; nein, aus durchaus rein menschlichen Gründen. Weil er ein Mann ist, der eine Novelle verdient. Ein hagerer großer Alter, zäh und dürr — ob seiner Hagerkeit hat ihm der boshafte Bauernwitz den schönen Namen Speckschenkel verliehen. Auf seiner merkwürdig geformten Nase saß ganz vorn, nur durch eine jähe Aufbiegung der Nasenspitze gehalten, eine Brille, über die hinweg sein forschender Blick ging. Aber dazu gehörte unbedingt noch ein kräftiger Stock, der stets sehr selbstbewußt neben ihm hermarschierte, und nicht zuletzt eine lange Tabakspfeife, die immer in Brand war. Ausgenommen natürlich, wenn er sie frisch stopfen mußte. Als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir uns zum erstenmale sahen, blieb er überrascht stehen, schaute mich vorwurfsvoll forschend über seine Brille an, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte in seiner nicht so ohne weiteres verständlichen Sprache, denn er hatte auch beim Sprechen die geliebte Pfeife zwischen den Lippen — selbst wenn er, wie gesagt, sie aus dem Mund genommen hatte: „Gel, Sie sind dem Herr Lehrer sein Bruder?" Worauf er umwendete und heftig schmauchend weiterging. Man kann sich denken, daß mein Erscheinen für ihn ein nicht nur menschliches, sondern auch postalisches Ereignis war: ein Fremdkörper war hier in den gewohnten Kreis seiner Tätigkeit eingedrungen. Aber es gelang mir doch schon im Laufe der nächsten Tage mit ihm auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen: ein paar Glas Bier versagten auch hier nicht. Und so wurden wir gute Freunde. Ich nahm teil an seiner Entrüstung über den teuren Tabak und die noch kostspieligeren Zigarren, die er sich nur noch Sonntags leisten konnte; ich schimpfte mit ihm über die teuren Schuhsohlen und bewunderte seine tägliche Marschleistung, die übrigens nicht gering war, und, zumal wenn die Bauern Schweineschlachten und ähnliche Feste feierten, besonders viel Zeit in Anspruch nehmen soll. Ich könnte noch manches von ihm erzählen: aber diese Dinge gehören in die Novelle, die einmal zu schreiben ist. Kurz und gut, wir freundeten uns an, und als es ans scheiden ging, erschien er höchstselbst mit einem kleinen Kinderleiterwagen und nahm meinen Reisekorb mit. Aber nicht genug, als ich am Sonntagmorgen im Wartsaal des Bahnhofs saß, kam er, trotzdem er dienstfrei hatte, mit meiner morgens noch angekommenen Post herein, gab sie mir, reichte mir die Rechte zum Abschied, tat gewaltige Züge aus seiner Pfeife und verschwand dann in einer dichten Wolke wie ein Gott. Nur das Klappern seiner gutgenagelten Schuhe klang noch lange nach und zeugte von seiner irdischen Existenz . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die heilige Not"*)

Gleich bei Ausbruch des Weltkriegs erschien von Otto Crusius ein kurzes volksliedartiges Gedicht „Die heilige Not", dem sich rasch ein paar ebensolche Soldatenlieder anschlossen, darunter das jetzt schon allbekannte „Reservistenlied". Durch ihren flotten Marschtakt und die lebhafte innere Regung, die dem Bedürfnis der Zeit entgegenkam, verbreiteten sich diese Lieder mit ungemeiner Schnelligkeit, sie wurden auch gleich gesungen, meist in des Verfassers eigenen Vertonungen. Dennoch gaben sie von dem dichterischen Vermögen ihres Urhebers, der bis dahin fast nur als Meister der klassischen Philologie gekannt war, einen sehr unvollkommenen Begriff. Was uns der Lyriker Otto Crusius zu sagen hat, liegt jetzt in einem Bande vor, der zu Weihnachten unter dem Titel „Die heilige Not" erschien. Eine freudige Gabe, deren kraftvolle Lebensbejahung sich schon in dem lebhaften Gang, in den stark beschwingten wechselvollen Rhythmen ausspricht: Verse, die bald wie auf Flügeln daherbrausen, bald wie bewegte Gewänder flattern. Auf den ersten Blick scheint darum der Titel nicht recht zu stimmen, denn die Gedichte handeln nicht vom Krieg allein, sie sind eine Lebensernte, die neben der „Not" viel Lust und Glanz des Daseins birgt. Sieht man aber näher zu, so rechtfertigt er sich doch. Denn das Ganze ist aus dem einheitlichen Geist geboren, der das Leben selbst als eine heilige Not betrachtet, wie Beethoven, wie die Griechen es taten, und dem, wie ihnen, alle Schönheit und Freude einen dieser Not abgewonnenen Sieg bedeutet. Es ist ein im innersten Sinne deutsches Buch. Bei wenigen unserer Dichter empfinde ich so stark, wie bei Otto Crusius, den Einfluß der Landschaft, die ihn gebildet hat. Dieser Niedersachse, der in Tübingen gelebt hat und im Bayerlande eingebürgert ist, umfaßt Norden und Süden des großen Vaterlandes mit gleicher Inbrunst. Die Isar rauscht in seinen Liedern und die Heidefeuer schwelen. Innig kennt und deutet er das Angesicht, das wechselnde, selten plastisch gezeichnete aber tief bedeutsame dieser deutschen Natur, ihre mütterliche Gebelust, ihre dämonische Wildheit. Die frühen Eindrücke überwiegen, sie geben den Erdgeruch, der das ganze Buch durchzieht. Deshalb gelingen ihm die grauverhüllten, winterlichen Dämmerstimmungen mit am besten, für sie findet seine Sprache die reichsten

*) Die heilige Not. Gedichte von Otto Crusius. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1917. Preis M. 3.50.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausdrucksmöglichkeiten wie in „Frühglocken", „Meerbrand und Springflut", „Neuschnee", „Blättertotentanz", „Heidenacht" u. a. Aber nicht nur, daß er der deutschen Landschaft in unermüdlicher Liebe nachgeht, seine eigene Dichterphysiognomie formt sich ganz nach der ihren. Wie in dieser Landschaft keine südlichen Bergprofile messerscharf und doch unwirklich, unnahbar, in blauen Aether ragen, so liebt auch er die dämmernden Formen, zerfließende Bilder, ziehende Nebelfäden und geheimnisvolles Versponnensein bei greifbarer Nähe. Das Dargestellte und die Darstellung decken sich da vollkommen. Die Sprache selbst nimmt an dieser Einheit teil, es ist ein immer reges Weben in ihr, ein eigenes naturgegebenes Fließen und Flimmern, fern von aller Gewolltheit, das bisweilen an rinnende Sonnenstrahlen zwischen den Aesten des Hochwalds denken läßt.

Groß ist auch die Spannweite dieses Dichters. Da schweben Klänge wie aus Orplid heran, Sprachgespinste von der durchsichtigen Leichtigkeit der Sommerfäden:

An den Schlaf

Nun schwing ich mich hinab
In deine purpurdunkle Flut,
Du holder Abgrund, Schlummerwogengrab.
Nun tu dich auf, nimm mich in deine Hut!
Wie Schaukelzeltertrab
Trägt es mich schon und stiller geht mein Blut.
O sanftes Auf und Ab,
Du Möve, die auf blauen Wogen ruht,
Blanker Delphin,
So laß uns weiterziehn
Und immer weiter durch die weite Flut,
Dem neuen Land,
Dem morgenroten Strand
Im Traum entgegen — ach, ihr tragt mich gut,
Blanker Delphin, endlose Purpurflut.

Dann befindet man sich plötzlich inmitten derber Urwüchsigkeit, unterm Volk, bei den Soldaten. Das Kriegerleben ist es vor allem, dem Ernstus seine mannigfaltigsten Seiten, die heiteren wie die tragischen, abgewinnt. Wie ergreifend ist „Des Reiters Abschiedsgruß" (frei nach dem Vlämischen):

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Fähnlein, die wehn,
Und der Wind geht so laut,
Dir klagens die Glocken,
Geliebte,
Verlorene Braut.

Wie frisch und herzhaft das andere Reiterlied:

Der Leutnant hält auf freiem Feld
Er winkt, der Hornruf gellt.
Nun heißt es aufmarschieren,
Mein Rößlein, galoppieren,
Kein Teufel der uns hält.

Beidemale Ton des Volksliedes, aber musikalisch ausgestaltet, wie denn überhaupt die Musik das Grundelement ist, aus dem die Crusius'schen Lieder aufsteigen. Gemeinsam ist den meisten unter ihnen ein eigenes leichtes Verwehen am Ende, mehr ein Aufhören als ein Schluß, auch dies aus den Naturstimmen hergenommen. Die Leichtigkeit trägt vor allem zu der Anmut dieser Lieder bei: daß kein Gedanke an das Ringen der Arbeit aufkommt. Sie erscheinen wie Geschenke des Augenblicks, glückliche Stegreifdichtung mit dem Reiz und auch der Gefahr einer solchen. Denn mitunter ringt sich das poetische Gebilde nur mit halbem Leib aus dem musikalischen Elemente los, wie in dem Marienkind, das nicht in die ewige Freude eingehen will, weil der Geliebte tot ist. Hier regt sich im Leser ein störender Zweifel und zwingt ihn sozusagen „um die Ecke" zu fragen, warum der tote Liebste nicht mit im Himmelreich sein kann und wo er denn nun eigentlich ist. Fragen, denen der Dichter, wenn er sie nicht beantworten mag, leicht durch eine Andeutung vorbeugen könnte.

Seine reichsten Gaben bietet uns der Verfasser in den „Gestalten und Geschichten"; es wäre schwer zu sagen, welches dieser Stücke vor den andern den Kranz verdient. In der geschichtlichen Ballade steht er wesensverwandt aber selbständig neben dem Altmeister Fontane. Jedoch Fontane muß schottischen oder altnordischen Boden unter sich haben, um die dichterischen Schwingen frei zu regen, den vaterländischen Stoffen gibt er oft eine echt preußische Nüchternheit, die wohl ihren herben Reiz hat, aber doch Glanz und Farbe allzusehr vermissen läßt. Crusius beweist, daß auch die preußischen Stoffe Glanz und Farbe vertragen. Man höre seine Jungen Gneisenau:

Ich neide keinen Prasser,
Bin hart in harter Not,
Die Quelle gibt mir Wasser,
Der Bauer schwarzes Brot.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich hüte Schaf' und Gänse
In Regen, Schnee und Wind,
Sie nennen mich Hans der Hänse,
Schilda'sches Narrenkind.

Verloren alles nur der Name nicht,
Der dröhnt und spricht,
Der klingt nach Eisen, singt von grüner Au:
August Wilhelm Neidhard von Gneisenau.

Wer möchte diese Verse wieder missen, nachdem er sie einmal gehört hat? Sie sind mit andern, die uns der Dichter schenkt, ein Zuwachs unseres geistigen Volkswohlstandes. Unter den schönsten mögen noch genannt sein: Die Traumklage, das Lied von der Mutter Uhl, das Bülowlied, die herzzerreißende, dem Gefühl kaum noch erträgliche Ballade „Fünfundzwanzig Klingenhiebe“ und das erschütternde „Eichenroden“. Das Prachtstück aber ist das wilde Lied „Vom wilden Jäger“, wo die alten invaliden Recken, der Götz mit der eisernen Hand, der Stelzfuß Rantzau im Gefolge des einäugigen Wodan reiten:

Meine erste Schwadron mit dem hölzernen Fuß
Hat doch den allersichersten Schenkelschluß,
Und mein Fähnlein zur Linken mit der eisernen Faust
Führt Zügel und Schwert, daß es dem Teufel graust.
Halli, hallo, hurra!

Einauge zu mir, Einauge schaut und führt.
Das Heerhorn geblasen, die große Trommel gerührt.
Wir jagen nicht Elch, nicht Wisent, Ur und Hirsch.
Heut in die Vogesen und Argonnen geht die Pirsch.
Halli, hallo, hurra!

Alles zwiespältige, verneinde, alles Wühlen in sich selber ist diesem sprühenden Dichtertemperament fern, wer könnte es auch heute ertragen? Wir brauchen ein starkes Glauben und ein starkes Wollen, wie wir es bei ihm finden. Dieser Krieg hat bei seiner Allgegenwärtigkeit, schon während wir ihn erleben, etwas übergeschichtlich-mythisches, das uns über uns selber hebt und alle seine Gestalten umleuchtet. Jeder Einzelne wird uns symbolisch, ein Vertreter seiner Art. So der Kompagnieführer in dem Erusius'schen Gedicht „Der Hauptmann und die Kompagnie“, das dem Andenken eines vor Georgiewsk gefallenen Freundes gilt. Wie der Hauptmann und ehemalige Kunsthistoriker, der sich, ein echtes Barbarenblut! Albrecht Dürer zum Schutzpatron gewählt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat, von den Gestalten des Meisters umschwebt, an der Spitze der Kompagnie dem grauenden Morgen vor Georgiewsk entgegenreitet, seine schicksalsschwangeren Selbstgespräche, die mit den ahnungsvollen Volksgesängen der Mannschaft wechseln, das hinterläßt im Leser neben der Ergriffenheit einen Stimmungseindruck, als ob er jenen nächtlichen Marsch selbst mitgemacht habe.

Manche werden sich wundern, warum ein so urwüchsiges Talent erst an der Schwelle seines Spätherbsts sich selbst entdeckt oder besser gesagt, sich selbst vertraut hat, denn viele dieser Gedichte stammen aus früheren Jahren. — Doch statt so zu fragen, wollen wir lieber den Spätgefundenen mit Dank willkommen heißen und uns freuen, daß wir ihn jetzt besitzen.

— o — — u —

Vor einem Angriff

(Am 12. Juni 1916)

Herrgott damals! — Links von uns griffen die Russen schon an.
Da kams: Die Stellung ist zu halten bis zum letzten Mann.
Ich kanns nimmer sagen, was damals mir durch die Seele rann.
Ich weiß nur: es war größer als alles Große, was mich je gefaßt.
Ich wurde rot, und bin da jäh erblaßt.
Auf eine zerknüllte Feldpostkarte schrieb ich meine Befehle.
Und lud mein Gewehr. Und wartete. Und gab Gott meine Seele.

Karl von Eisenstein-Prag

Gustav Sack †

Schwer dünkt mich das Leben, seitdem du von uns gegangen bist, du Tapferer, du Treuer und du Reiner!

Länger als ein Jahr hausest du in den Erdhöhlen und den zerschossenen Dörfern Nordfrankreichs. (Zu Guillemont verbrachten wir bei Bier und Grog eine unvergeßliche Nacht!) Nach ein paar Monaten der Ruhe und der Erholung in München und Aschaffenburg zogst du als Leutnant wiederum ins Feld. Und nun streckte dich, den Lebensfrohen und Lebenshungrigen, ein rumänisches Geschoß zu Boden.

Unermeßlich ist die Trauer derer, die dich gekannt und geliebt haben!

Am Vorabend der entsetzlichen Kunde stand deine schöne junge Frau am Bett ihrer kleinen Schwester und trällerte verträumt ein Wiegenliedchen. Wie eine Prinzessin (oder Puppe) von Velasquez war sie anzuschauen mit ihren gebauschten Aermeln und ihrem breiten Seidenkragen, und ein gedankenvolles frohes Lächeln spielte um ihren halb offenen Mund — —

Am nächsten Morgen — keine sterbliche Feder vermag solchen Ausbruch furchtbaren Jammers zu schildern!

Du miedst die Gesellschaft der Hohl-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

köpfe und der Heiterlinge. Wie Verachtung zuckte es um deine Lippen, wenn Unberufene die Würde der Kunst und der Philosophie anzutasten sich unterfingen. Nichts Laues und nichts Halbes gab es in deinem scheinbar verflossenen Wesen. Du liebtest, du haßtest ganz und ohne Rückhalt!

Wer deinen stämmigen Körper und dein von Mensurnarben kühn durchfurchtes gesundes rotes Gesicht sah, ahnte wohl kaum, daß ein leidenschaftlicher Hang zu philosophischer und dichterischer Tätigkeit dich verzehrte.

In einer unglaublich kurzen Zeitspanne warfst du drei Romane, „Der Student", „Ein Namenloser", und „Paralyse" (unvollendet), ein Drama „Der Refraktär" und einen Haufen Novellen auf das Papier. Dein Schaffen war Selbstenthüllung und Selbstzerfleischung. Den Gestalten deiner Dichtung liehst du die fieberische Unruhe und die Kraft deines Blutes. Du schriebst für dich. Du schriebst dich!

Eben begann die Mitwelt, die Kundgebungen deines Geistes teilnehmend zu verfolgen. Einige Dichter und Kritiker lasen mit kopfschüttelnder Bewunderung die grandios sich türmenden Kapitel deines „Studenten". Einige Zeitungen und Zeitschriften druckten deine kleineren Prosaversuche. Richard Dehmel bekannte mit ehrlichem Erstaunen: „Ein Dichter vom Geschlecht Jean Pauls!"

Mit Riesenschritten näherteſt du dich der Vollendung. Immer sicherer und sieghafter entfaltete sich dein reiches Können. Schon erfüllte eine beinahe heitere Zuversicht dein Herz — da raffte dich blindlings das rumänische Geschoß dahin!

Schwer dünkt mich das Leben, seitdem du von uns gegangen bist, du Tapferer, du Treuer und du Reiner!

Hans Harbeck

Johann Heinrich Fehrs

Wer kennt in Süddeutschland diesen Namen? Nicht viele werden seine Bücher gelesen haben. Es sind nicht viele. Im Jahre 1913 hat sie der Verlag Alfred Janssen in Hamburg in vier Bänden gesammelt. Ein Jahr darauf hat Jakob Bodewaldt in demselben Verlag ein Buch herausgegeben: „Johann Heinrich Fehrs. Sein Werk und sein Wert". Wohl ist er in seiner engeren Heimat gelesen und geschätzt worden, aber er verdient es, allen Deutschen bekannt zu werden. Vor wenigen Monaten ist er, 78 Jahre alt, gestorben. Geboren als Sohn eines holsteinischen Bauern hat er in früher Jugend Bauernarbeit betrieben. Aber sein Vater wählte für ihn den Schullehrerberuf. Dem gab er sich auch ganz hin und er ist ein ausgezeichneter Schullehrer geworden. Aber in ihm steckte auch ein Dichter. Als solcher war er nicht groß, aber recht. Er gab sich nicht einer uferlosen Schriftstellerei hin, er schrieb oder veröffentlichte wenigstens nur, was ihm des Schreibens und Veröffentlichens wert schien. In 78 Jahren vier Bände von zusammen anderthalbtausend Seiten — das bedeutet keine Vielschreiberei. Er hat wohl auch sein ganzes Leben keine Hand gerührt, um Reklame für sich zu machen. Bis in hohes Alter war er Leiter einer Mädchenschule in Itzehoe. 1913 machte ihn die Stadt zum Ehrenbürger und feierte ihn als „den hochverdienten Lehrer, den heimatlichen Dichter, den hervorragendsten Vertreter der plattdeutschen Literatur, den lebenstreuen Schilderer holsteinischer Stammes- und Sinnesart". Er wurzelte ganz in heimatlichem Boden, aber von ihm aus strebte er als Mensch und Dichter in menschheitliche Höhen. Er schrieb hochdeutsch nnd plattdeutsch lyrische und epische Gedichte. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Novellen (zwei Bände) und der Roman „Maren" sind plattdeutsch geschrieben. Diesen drei Bänden sind Wörterverzeichnisse als „Lütt Hölp för den Leser" beigegeben. „Maren" ist ein niederdeutscher Dorfroman von hohem dichterischen Wert. Nicht wenige Kenner zählen das Buch zu den besten deutschen Romanen. Daß der Verlag die schöne Gesamtausgabe (gebunden 20 Mark) veranstaltet hat, gereicht ihr zur Ehre. Man darf wohl annehmen, daß er in Norddeutschland nach Gebühr gewürdigt und gelesen wird. Er gehört mit Fritz Reuter, Johann Brinkmann und Klaus Groth zu den Klassikern der plattdeutschen Literatur.

Schon der Krieg führt uns dazu, ohne in die albernen Haßausbrüche unserer Feinde zu verfallen, uns auf uns selber zu besinnen. Nie werden wir den Geist des Universalismus, der uns ehrt und der uns innerlich groß gemacht hat, verleugnen, aber wir werden uns hoffentlich immer mehr dessen bewußt werden, daß wir gar zu oft fremdes überschätzt und einheimisches unbeachtet gelassen haben. Diesen Fehler wollen wir doch endgültig ablegen. Auch die nicht gleich verständliche Mundart soll uns nicht abschrecken. Wir sind nun einmal das Volk der Einheit in der Mannigfaltigkeit. Peter Hebel gehört nicht nur den Alemannen und Fritz Reuter nicht nur den Niederdeutschen. Und es gehört so wenig dazu, um ein plattdeutsches Buch fließend zu lesen. In ein paar Stunden ist die Kunst erlernt. Und wir werden dann durch große künstlerische und gemütliche Genüsse belohnt. Wer Fritz Reuter versteht und deren sind doch viele in Süddeutschland, dem macht auch Fehrs keine Schwierigkeit. Kennt er ihn noch nicht, so wird er mir dankbar dafür sein, daß ich ihn hier aufmerksam gemacht habe.

E. Pernerstorfer

Gespräch in der Nacht

Das war links der Maas und wir saßen im Unterstand, eine handvoll Musketiere, und verdammten den Krieg, der uns in seine dunkelsten Regennächte hinauswarf zum Schanzen.

„Der Krieg ist ein tausendmäuliges Untier, sagte der Karle Bubeck. Seht euch nur die Massengräber an. Er frißt und frißt und wird nie satt."

„Verblüht, Heldenjüngling, sagte ich, wir sind ja schon mitten drin im Zukunftsstaat: den Totengräber bekommen wir umsonst, wir haben unsterblichen Ruhm und Hebamme brauchen wir auch keine nicht."

„Bravo! sprach nun der Oskar, unter uns gesagt, es ist zum Verrecken, aber wir halten durch."

Aber der Wilhelm Haas schoß heute den Vogel ab und grinste und sprach: „Der Krieg ist wie ein Kino — die besten Plätze sind hinten."

Doch auch diese Erkenntnis half uns nichts. Nachts 2 Uhr trotteten wir fluchend durch die mauerdicke Dunkelheit nach vorn, zum Toten Mann und bauten im Drahtverhau.

Musketier Max Barthel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die ungarischen Parteikämpfe

Von E. K. Stein (Budapest)

Die Oppositionsparteien des ungarischen Parlaments rüsten mit Eifer zum entscheidenden Kampf gegen den Ministerpräsidenten Graf Stefan Tisza. Das feindliche Ausland hat längst einsehen müssen, daß diese innerpolitischen Kämpfe der geschlossenen Haltung des Parlamentes in außenpolitischen Fragen keinen Abbruch tun, daß es einen Zwiespalt in der Entschlossenheit zur energischen Kriegsführung nicht gibt. Den deutlichsten Beweis dafür, daß die Entente all die eitlen Hoffnungen auf einen solchen Zwiespalt endgültig aufgab, bringt uns auch die Note der Entente an Wilson in ihrer Umschreibung der Friedensbedingungen: läßt die Maßlosigkeit derselben erkennen, daß die Einigkeit nur um den Preis der Aufnahme des unverkürzten Eroberungsprogramms gerade der Schwankenden — diesmal also, wie es scheint, der Osteuropäer — zu erkaufen war, läßt diese Maßlosigkeit gerade in Verbindung mit dieser Deutung nur den Rückschluß auf innere Schwäche zu; so ist die Note ein ebenso deutliches Dokument für die endgültige Erkenntnis auf Seite der Entente, daß sie jede Hoffnung auf außenpolitische Uneinigkeit im ungarischen Parlament aufzugeben hat, denn kein Gebietsteil Mitteleuropas würde nach diesen Friedensbedingungen eine auch nur ähnliche Zerstückelung erleiden als eben Ungarn.

Zu der Einsicht, daß jede Hoffnung auf eine zwiespältige Haltung des ungarischen Parlaments in Fragen der äußeren Politik eitel ist, dürfte, außer der bei jedem wünschenswerten Anlaß erfolgten entschlossenen Dokumentierung der loyalen Haltung aller Parteien, wesentlich auch noch die Erkenntnis der Entente

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beigetragen haben, daß es heute eigentlich keine unerfüllten nationalen Wünsche des ungarischen Parlamentes gibt; Graf Tisza hat seinem Parlament mehr gebracht als die Radikalsten seiner Opposition je zu hoffen wagten.

Umso überraschender wird es daher dem Fernstehenden erscheinen, daß eben gegen Tisza der Kampf jetzt neu entbrennen soll, daß der Kampf nicht als völlig aussichtslos bezeichnet werden kann.

Der entscheidende, in seinen Wirkungen gar oft höchst lobenswerte Einfluß, den Tisza auch auf die äußere Politik der Doppelmonarchie nahm, rechtfertigt es, daß der erneuerte Kampf der Opposition gegen ihn die Aufmerksamkeit der Politiker auch außerhalb Ungarns auf sich zieht. Man fragt, was diesen Kampf rechtfertigt, was ihm Nahrung zuführt. In einem billigen Scherz könnte die Antwort etwa lauten: da Tisza der Opposition die Möglichkeit jeden programmatischen Kampfes einfach durch die Erfüllung ihres Programmes benahm, so blieb ihr, wollte sie weiter kämpfen, kein andres Kampfobjekt als seine Person. Der Scherz aber führt uns der Wahrheit zu: die Opposition mußte im Kampfe verharren, weil Tisza ihren Eintritt in die Regierung ablehnte. An dieser meiner Behauptung ändert die Tatsache nichts, daß Tisza die Opposition wiederholt zur Teilnahme an den Regierungsgeschäften aufforderte; solche Bereitwilligkeit ließ er aber immer nur dann fühlen, wenn, wie etwa beim rumänischen Einbruche, die Opposition Oberhand zu bekommen drohte. Es ist nun begreiflich, daß die Opposition ihrerseits zu einer Cooperation dann wenig Geneigtheit zeigte, wenn sie eben Hoffnung hatte, auch *gegen* Tisza zur Regierungsgewalt zu gelangen.

Hier haben wir auch schon den Fehler der Tiszaschen Politik aufgedeckt. Er nimmt die Opposition nur dann auf, wenn ihn die Not zwingt; man hat nun vielleicht nicht unrecht, zu meinen, daß der Krieg dauernd einen solchen Notzustand schafft, dauernd die Sammlung der Tüchtigsten um die Regierungsgeschäfte for-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dert. Tisza aber hat keineswegs die Tüchtigsten, nur die Gefügigsten um sich gesammelt; in seinem fanatischen Eifer um die Verfolgung seines Kriegszieles, so scheint er zu fürchten, kann ihm die Mitarbeit selbst des Tüchtigsten, wenn er nicht auch gefügig ist, nur hinderlich sein. Die Folge ist, daß Tüchtige, von mitteleuropäischem Ruf, wie der Graf Julius Andrassy, in der Opposition bleiben müssen, während man unter den Ministerkollegen Tiszas vergeblich nach das Mittelmaß überschreitenden Männern suchen würde; daß, da Tisza doch nicht alles überblicken kann, reichlich Fehler und Unterlassungen geschehen; daß endlich Tisza, um diese Fehler vergessen zu machen, nicht davor zurückscheut, bis zur Demagogie herabzusteigen und der öffentlichen Meinung chauvinistische Diversionen erlaubt und empfiehlt.

Die Opposition täuscht sich wohl nicht, wenn sie bei solchen Anlässen ein Mißbehagen bei Hofe vermutet; da sie klar sieht, daß für große parlamentarische Kämpfe jetzt im Kriege die Resonanz bei den Wählern nicht zu schaffen ist, so läßt sie sich denn auch mehr durch ihre Auffassung von der jeweiligen Stimmung bei Hofe als durch andre Faktoren bestimmen. Darum kann man mit Recht voraussetzen, daß bei Hofe Mißstimmung auch darüber herrschen muß, daß es Tisza nicht gelingen kann, Männer von so erprobter Tüchtigkeit und Loyalität wie Andrassy und andere in die Regierung zu ziehen. Nun hat Tisza kürzlich, nach der Auffassung der Opposition, böse Stimmung gegen sich bei Hofe dadurch geschaffen, daß er es darauf ankommen ließ, daß die Opposition ihm bei der Wahl des die Krönung vollziehenden Palatinstellvertreters den Erzherzog Josef als Minoritätskandidaten gegenüberstellen konnte, daß schließlich bei der Abstimmung der Erzherzog dem Ministerpräsidenten unterlag. Deshalb hält die Opposition den Augenblick für günstig, den Burgfrieden aufzusagen und ernstesten Kampf anzukünden, bei dem ihr die angebliche Kompromittierung des Vizepräsidenten der Regierungspartei anläßlich seiner Intervention im Kriegsministerium zugunsten von Kriegslieferanten dienlich sein soll.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Aufsage des Burgfriedens seitens der Opposition kann Tisza nicht überraschend kommen, da er selbst mit gleichem Beispiel vorangegangen ist, als er in den Beziehungen zu Oesterreich die Unveränderlichkeit des politischen Besitzstandes — die doch zweifellos eine Voraussetzung des Burgfriedens bilden muß — nicht eben respektierte sondern, mit größtem Erfolge, eine Verschiebung zugunsten Ungarns anstrebte. Ob die Opposition jetzt Erfolg finden wird, läßt sich nicht absehen; doch schlägt ihr Kampf auch fehl, so wird ihr die vorher geschilderte „splendid isolation" Tiszas immer wieder neues Material, immer neuen Anlaß zum Kampfe bringen; der Freund der Continuität in der Führung der Staatsgeschäfte wird daher wünschen müssen, daß der Anlaß zu diesen unfruchtbaren Kämpfen ein für allemal aus dem Wege geräumt wird. Tiszas Rücktritt aber wäre zweifellos ein schwerer Verlust für sein Land und dessen Verbündete, so kann man nur wünschen, daß er endlich die Notwendigkeit erkennt, die Tüchtigen, auch der Opposition, in der Regierung Platz nehmen zu lassen, bevor es zu spät ist, bevor die Opposition ihn vom Platze drängt. Den Nutzen des Ruhens dieser Kämpfe würde man auch über die Grenzen des Landes hinaus spüren; Tisza würde nicht wieder zur unrechten Zeit seine Kraft an die übermäßige Betonung des einseitig ungarischen Standpunktes verschwenden, wenn er der Sorge um die unbedenkliche Kritik der Opposition enthoben ist.

Mehr Schutz der Mutter und dem Kinde

Von Friedr. Kleeis, Halle a. d. S.

Zu den ernstesten Fragen, mit denen sich in Zukunft die gesetzgebenden Stellen zu beschäftigen haben, gehört die Mehrung und Erhaltung der Volkskraft. Schon vor dem Kriege waren Maßnahmen zur Bekämpfung des Geburtenrückganges in Vorbereitung. Sie gerieten durch den Krieg zunächst ins Stocken Dafür gibt dieser durch seine unübersehbare Vernichtung von Leben und Gesundheit von neuem verstärkten Ansporn, der Bevölkerungsvermehrung näher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu treten. Der Reichstag setzte bereits in seiner Sitzung vom 25. Mai 1916 einen besonderen Ausschuß ein mit dem Auftrage, alle einschlägigen Anregungen für Gesetzgebung und Verwaltung (reichsgesetzliche Regelung der Geburtshilfe, Ausbau der Reichsversicherung, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, im weiteren Beamtenbesoldung, Wohnungsgeldzuschuß, Hinterbliebenenfürsorge, Steuergesetzgebung usw. im Hinblick einer besonderen Berücksichtigung der kinderreichen Familien und ähnliches) vorzuberaten. Bei der Gelegenheit brachte der Reichstag einmütig zum Ausdruck, in diesen Fragen die nötigen Schritte unternehmen zu wollen.

In der umfangreichen Literatur über den Geburtenrückgang herrscht über die Ursachen derselben Einstimmigkeit. Sie sind in unseren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen zu suchen, die sämtlich so gestaltet sind, daß die Einschränkung der Kinderzahl ein sicheres Mittel für die Verbesserung der Lage des Einzelnen und seiner Familie ist. Damit ist auch ein Fingerzeig für die Mittel der Bekämpfung der Erscheinung gegeben. Sie bestehen in der Hauptsache in den Maßnahmen, welche die vermeintliche Last der Schwangerschaft, der Entbindung, des Besitzes und der Erziehung von Kindern erleichtern. Die Mittel in dieser Richtung sind sehr zahlreich. Dringend nötig ist vor allem die Unentgeltlichkeit der Geburtshilfe einschließlich der hierbei nötigen ärztlichen Hilfe und Heilmittel sowie eine wirtschaftliche Fürsorge für die Schwangere, die Wöchnerin und den Säugling. Es widerspricht eigentlich einer kulturellen Auffassung, die Frau bei der Entbindung ohne materielle gesellschaftliche Hilfe zu lassen. Menschlichkeit wie soziale Einsicht fordern vielmehr, daß die Gemeinschaft, der das Weib neue Mitglieder schenkt, auch alle Kosten für die Pflege der Mutter und des Säuglings übernimmt. Das Nächstliegende ist ein Ausbau der sozialen Versicherung nach dieser Richtung. Verschiedentlich ist daher die Einführung einer neuen Mutterschaftsversicherung vorgeschlagen worden. Da wir aber trotz Reichsversicherungsordnung an einer großen Zersplitterung und Umständlichkeit unserer Versicherungseinrichtungen leiden, wäre ein solches Vorgehen unpraktisch. Da wir bereits in der Wochenhilfe, die der Krankenversicherung angegliedert ist, den Anfang einer Mutterschaftsfürsorge besitzen, so kann es sich nur darum handeln, diese auszugestalten. Gegenwärtig sind die gesetzlich festgelegten Mindestleistungen dieser Wochenhilfe allerdings noch sehr gering. Sie bestehen eigentlich nur in einem Wochengelde in der Höhe des Krankengeldes (also in der Hälfte des letzten durchschnittlichen Arbeitsverdienstes) auf die Dauer von 8 Wochen. Für die Mitglieder der Landkrankenkassen, die nicht der Gewerbeordnung unterstehen, kann die Kassensatzung den Wochengeldbezug bis auf 4 Wochen verkürzen. Die Reichsversicherungsordnung gestattet allerdings den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krankenkassen eine weitgehende freiwillige Ausdehnung der Mutterschaftsfürsorge, doch ist hiervon nur spärlich Gebrauch gemacht worden.

Die erhöhte Aufmerksamkeit, die der Krieg dieser Frage zulenkte, brachte bereits einige Bundesratsverordnungen über die Wochenhilfe während der Kriegszeit. Sie gewähren den Müttern, auch den unehelichen, wenn der Vater des Kindes Kriegsteilnehmer ist und zu den minderbemittelten Ständen gehört, sowie den selbstversicherten weiblichen Personen einen einmaligen Beitrag zu den Entbindungskosten in Höhe von 25 Mk., eine Beihilfe bis zur Höhe von 10 Mk. für Hebammendienste und ärztliche Behandlung, sofern sie durch Schwangerschaftsbeschwerden notwendig werden, ferner ein Wochengeld von 1 Mk. täglich (auch Sonntags) für 8 Wochen und ein Stillgeld von 50 Pfg. täglich bis zum Ablauf der 12. Woche nach der Niederkunft. An Stelle der Barentschädigung für Arzt- und Hebammendienste kann auch die unmittelbare Bezahlung dieser Leistungen durch die Kasse erfolgen. Für die selbstversicherten Wöchnerinnen haben die Krankenkassen diese Wochenhilfe aus eigenen Mitteln zu bestreiten, für die nicht versicherten Kriegerfrauen werden ihnen die Aufwendungen vom Reich erstattet. Es muß sich also zunächst darum handeln, diese Einrichtungen zu dauernden werden zu lassen und sie noch hier und da, wie z. B. durch Erhöhung der Unterstützungen, auszugestalten. Erfreulicherweise besteht auch hierüber kaum Streit, nur über das Wie gehen die Meinungen noch auseinander. Die Krankenkassen sind zur Fortführung der Fürsorge auch bereit, verlangen aber Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln. Sie können zur Begründung mit gutem Recht anführen, daß eine umfangreiche Wochenhilfe mit ihrem auf die Erhaltung der Volkskraft gerichteten Erfolg ebenso eine Sache des Volksganzen wie des einzelnen Kassenmitgliedes ist. Eingewendet könnte nur werden, daß durch die Krankenversicherung noch nicht alle weiblichen Personen erfaßt werden, die billigerweise auf die Fürsorge Anspruch haben. Hier lassen sich leicht durch Ausdehnung des Kreises der Versicherten Verbesserungen anbringen.

Andere nötige Einrichtungen können nur angedeutet werden. So sollte die neue Errungenschaft der medizinischen Kunst die Schmerzen bei der Entbindung zu lindern, ohne die Mutter und das Kind zu schädigen, allgemein gepflegt werden. In Spanien und Frankreich muß den arbeitenden Müttern während eines Jahres nach der Geburt täglich vormittags und nachmittags je eine halbe Stunde Pause, außer den anderen gesetzlichen Pausen, zum Stillen ihres Kindes freigegeben werden. Dafür dürfen ihnen Lohnabzüge nicht gemacht werden. Uebertretungen der Arbeitgeber sollen mit Geldbußen bis zu 1000 Fr. geahndet werden. In Washington, Oregon, Missouri und Utah in den Vereinigten Staaten von Amerika sind im Jahre 1913 Gesetze eingeführt worden, wonach Mütter, die für ihren Lebensunterhalt arbeiten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müssen, monatlich 10 Shilling für das erste Kind und 5 Shilling für jedes weitere erhalten, das sie ernähren. Nötig ist auch die Stellung einer hauswirtschaftlichen Hilfskraft zur Aufrechterhaltung des Haushalts für einige Wochen nach der Entbindung. Der Säuglingsfürsorge sollte ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Hier eröffnet sich den Gemeinden durch Errichtung von Säuglingsfürsorgestellen, Lieferung einwandfreier Kindermilch usw., ein großes Arbeitsfeld.

Sobald sich die Gesetzgebung zum guten Willen, hier zu bessern, aufrafft, mangelt es auch nicht an Wegen und Mitteln. Hoffentlich lassen die Maßnahmen nicht zu lange auf sich warten. Nicht nur die Wehrkraft und Wehrfähigkeit des deutschen Volkes hängt von seiner Bevölkerungsziffer ab, sondern seine kulturelle Bedeutung überhaupt.

La Tour

Von Theodor Heuß

Hinter dem kämpfenden Heer arbeitet der Geist deutscher Wissenschaft und Kunstfreude. Ein schwäbisches Reservekorps, dessen Standhaftigkeit den furchtbaren Anprall des Gegners am 1. Juli nördlich der Somme zurückgeschlagen hat, unterhält in dem halb zerschossenen Bapaume eine Korpsbuchhandlung, deren Ehrgeiz es ist, zwischen den deutschen Verlegern zu erscheinen. Sie hat schon ein paar Bücher mit Abbildungen und mit historischen Aufsätzen herausgebracht. Jetzt bietet sie eine große Monographie über den Pastellporträtisten La Tour an, der aus St. Quentin stammt. Im dortigen Museum sind zahlreiche Skizzen und Arbeiten des Künstlers vereinigt; in 88, technisch glänzenden, z. T. farbigen Wiedergaben wurden die Bilder zu einem Band gesammelt, den der Verlag R. Piper & Co. in München buchhändlerisch vertreibt. Der württembergische König hat die Widmung angenommen.

Das prachtvolle Werk ist auch ein Kriegsdokument. Es mag bei uns nicht an Kritikern fehlen, die darüber die Nase rümpfen und unzufrieden sind, daß jetzt selbst das deutsche Heer für fran-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zösische Kunst Werbung betreibe, (da doch der Sieg des deutschen Soldaten die „sentimentale" Achtung vor Zeugnissen der französischen Kultur ausroden müsse). Man soll sie reden lassen, und diese Gabe vom Felde draußen bei uns so unbefangen entgegennehmen, wie sie gegeben wird. Es ehrt beide Teile, um so mehr, je weniger Worte davon gemacht werden. Das Werk selber ist völlig frei von pharisäerischer Koketterie, die sich in Dummheiten oder Unarten der pariser Kriegspsychose spiegelte; nur eine Andeutung spricht vom Krieg, der Wunsch, dies Buch möge den vielen, für die der Besuch des Museums zu St. Quentin eine kurze Erholung im Drang der Kämpfe war, eine liebe Erinnerung werden.

Im Lärm des großen Etappenplatzes saß ein junger schwäbischer Gelehrter, Dr. Hermann Erhard aus Schwäb. Gmünd; ein Vizewachtmeister, den militärischer Befehl zum Kunstforscher machte. Sein entzückend frisches Buch „Aus Städten und Schlössern Nordfrankreichs" hatte gezeigt, wie ihm die geistige Welt des „ancien régime" vertraut geworden; was in jener Arbeit an Einsicht und an Sicherheit gewonnen, wuchs nun dem neuen Werk zum Vorteil zu. Denn französische „Kunstforschung", im pedantischen Sinn, kann jetzt von einem deutschen Gelehrten nicht getrieben werden, solange Paris und der Louvre jenseits der Schützengräben liegen — eine Provinzstadt wie St. Quentin hat da nicht alles Material zur Verfügung. Aber die Beschränkung der Mittel hat vielleicht auch sein Gutes gehabt — für die ästhetische Beurteilung blieb der Betrachter auf seine beiden Augen angewiesen, ohne zu vergleichenden Reflexionen verleitet zu werden. Der knappe Vorrat aber an anekdotischem Material läßt der Darstellung die Frische der aphoristischen Anmerkung, gibt den Zwang, selber mit knappstem Ausdruck das Wesentliche zu sagen.

La Tour hat den Hof Ludwigs XV. gemalt, die Großen des Reiches, die Schauspieler, die Sängerinnen und Tänzerinnen, die Philosophen, die politischen Abbés und ein paar Bürgersleute. Er steht geistig dem Kreis der Enzyklopädisten nahe und jene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mischung von graziöser Spielerei und nüchtern fanatischem Wahrheitssinn ist auch in seiner Kunst. Die breitspurige Repräsentation der offiziellen Malerei wird eben entthront — nicht mehr Rang und Stellung, sondern die Seele des Einzelnen wird das Thema des Künstlers. Die Eindringlichkeit der Charakteristik, die hier mit dem weichen Pastellstift aus einer Umgebung geschmackvollen Könnens herausgehoben wurde, mag manche erschreckt haben — aber sie drang durch. Die „Natürlichkeit" war auf dem Marsch zum Sieg, und dieser nervöse und grobe Sonderling, der viel herum theoretisierte, wie seine ganze Zeit, aber im Augenblick der Arbeit nur völlig hingenommener Gestalter war, gehörte zu ihren Adjutanten. Dies ist über die anderthalb Jahrhunderte hinweg nicht anders geworden: seine Köpfe haben nicht die Maske ihrer Zeit, sondern die Lebendigkeit unruhiger, gescheiter, frivoler, kalter, begeisterter Menschen. Wundervoll ist die Sicherheit des zeichnerischen Könnens, die leichte Feinheit des Striches, und für den selbständigen Charakter des Mannes bedeutend die momentane Geschlossenheit seiner menschlichen Auffassung.

Was nun aber Hermann Erhards Buch noch zu einem sonderlichen Vergnügen macht, sind die kurzen Zusätze biographischer Natur zu den einzelnen Abbildungen. Mit großer Kunst der sprachlichen Prägung und einer sicheren Einfühlung ist uns das von dem Menschen da gesagt, was uns wichtig ist — ein zeitgenössisches Zitat, eine Beziehung, ein ironischer, behaglicher, sachlicher Hinweis. In diesen kurzen geschliffenen Sätzen, Entwürfe zu Novellen, zu einem Menschenschicksal, ist der bewegte und bewegliche Geist der Zeit eingefangen — es ist die Zeit, die Voltaires Alter sieht und Chamfort gebiert. Mit den sachlichen Texten zu Bildern ist es oft eine heikle Sache, denn das Bild soll für sich und aus sich sprechen — hier aber sind sie wie die Worte unter den Noten eines Musikblattes, tragen und werden getragen, in einer heiteren und graziösen Melodie des Zeitwesens, in die die dunkeln und harten Töne sich seltsam eindrängen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pastorale

Von Rolf Gustav Haebler

III.

Die alte Stadt

Ich weiß nicht, wer die wunderbare Vielfältigkeit der Eisenbahnstrecken im badischen Hügelland erfunden hat; jedenfalls ist es nicht ganz einfach mit der Bahn von Karlsruhe nach Wimpfen zu fahren: denn Möglichkeiten gibt es ebensoviele wie schlechte Anschlüsse. Aber davon soll weiter keine Rede sein; zumal ich das längst hinter mir hatte, als ich nach der alten Stadt aufbrach. Der Zug rattert talwärts und hält, kurz bevor er ins breite Neckartal einbiegt. Man geht die steigende Straße hinauf, durch einen Torbogen hindurch und kommt dann auf einen kleinen Platz: und ist mitten in einer alten vergessenen Stadt. Das ist das Schöne und Beruhigende in all unserm modernen Betrieb, daß es noch so alte Städte gibt, mit kleinen Plätzen, auf denen Brunnen stehen, alten schiefen Häusern, die zusammenstürzen möchten, enge Gassen, die noch keinerlei Ahnung von modernem Verkehr haben, wetterharte Türme, die hinausschauen auf Fluß, Landstraße, Berge, Ferne. Man sieht so vieles, das man längst vergessen hat. Da geht die alte Mauer, an die sich die alten Häuser herandrängen, Häuser, dunkel, ein wenig lumpig und verwahrlost, mit Gebälk und vorgebauten Stockwerken, kleinen Fenstern, engen Treppen, schmalen Eingängen, an denen Kinder sitzen und spielen; manchmal auch ein größeres Haus, ehemals vielleicht ein Patriziersitz, mit großem Hof, noch gebaut in Zeiten, da befreundete Kaufleute kamen aus Köln und Augsburg und Straßburg und hier Gäste waren. Viele kleine Wirtschaften, in denen sich einst das Volk von rings zusammenfand an Markttagen, um einen Trunk zu tun und die Zeitläufte zu beschwatzen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis spät in die Nacht, bis die Tore geschlossen und die Laternen, die an Ketten über die Straße hängen, gelöscht wurden und der Nachtwächter ins Horn blies: und man würde sich nicht wundern, wenn das heute noch alles so wäre — so stark ist Stimmung und Umwelt. Auch hier erlebt man im Hindurchwandern und Dazwischenhinschlendern ein Stück deutscher Vergangenheit, auch wenn man nicht weiß, daß einst deutsche Kaiser und Könige hier ihre Pfalz hatten, daß der dreißigjährige Krieg drüberging mit Geschrei und Kampf und Zerstörung und daß hier eine Schlacht geschlagen ward, auf die heute noch, zwar nicht die Bewohner dieser alten Stadt, aber die Pforzheimer stolzer sein können als auf den Kriegsschmuck, den sie in diesen Tagen anfertigen . . .

Grenzen

Man hat viel Mittelalter hier, auf diesem Strich Erde. Burgen und Häuser, Bilder und Kreuze, und auch sonst so manches aus einer guten alten Zeit: zufriedene Menschen, schönes Vieh, Eier und Butter. Man hat noch mehr: unter seinen Wanderfüßen ein Stück alter deutscher Kleinstaaterei. Es hat sich herübergerettet in unsere Zeit, durch alle Parlamente und Revolutionen und Bruderkriege, über Napoleon, den trefflichen Landkartenschneider, über elegante und vergnügte Kongresse, über Hecker und 1866 und über das Kaiserhoch des ersten badischen Friedrich, über Kulturkampf, Sozialistengesetz, Flottenpolitik und Verdun hinaus — in einer Stunde kann man durch drei deutsche Ländern wandern. Man geht von einem Dorf zum andern und ist vom Badischen ins Hessische gekommen, und ist im dritten Dorfe württembergisch. Da ist Wimpfen, und ein kleines Dorf, es heißt Hohenstadt: die sind hessisch. Südlich davon in einigen Minuten kommt schon Württemberg, und ein paar gute Schritte nach der andern Seite: und man ist im Badischen. Zehn Minuten von meinem Wirtshaus, da ist ein kleines Wiesental, in einigen Minuten hat man es durchquert: aber die badischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bauern, die dort ihr Heu holen, müssen die Steuern dafür nach Hessen bezahlen. Was aber die Leute in Wimpfen und Hohenstadt tun und lassen dürfen, das erfahren sie aus einer Zeitung, die in Heppenheim erscheint, in Heppenheim, das einige hundert Kilometer entfernt an der Bergstraße liegt; und Amtsrichter und Steuerbeamter über die etwa 4000 Wimpfener und Hohenstadter zu sein, dünkt mich auch eine schöne Beschäftigung, und auch der Wimpfener Oberförster braucht nicht allzuviel Schuhsohlen, wenn er seine statistische Amtsstubenbotanik durch einen Spaziergang unterbrechen will, um seinen Hasen deutlich zu machen, daß sie hessische Untertanen sind.

Die Welt ist klein. Aber schön ist sie.

Burckhardt und Heyse

Von T. D. Achelis

In der Berliner Mansardenwohnung Franz Kuglers haben Jakob Burckhardt und Paul Heyse sich 1847 kennen gelernt und Freundschaft für das Leben geschlossen. Es war eine Freundschaft, wie sie nur in den Jahren glücklicher Jugend ein junger Mann mit dem kaum erwachsenen Jüngling schließen kann: Burckhardt war damals 29, Heyse 17 Jahre alt. Merkwürdig rasch in Berlin gereift kehrte Burckhardt, der Schüler Kuglers und Rankes nach Basel zurück. Dem ältesten Geschlecht dieser Stadt entsprossen, in der sein Wesen wurzelte, ist er ihr treu geblieben — von der kurzen Wirksamkeit am Züricher Polytechnikum abgesehen — bis an das ferne Ende seiner Tage. Von hier schreibt nun der Eminus, der in die Ferne Entrückte, wie er sich gerne nannte und nennen ließ, dem „lieben Brüderlein in Apolline", der in Bonn Kunstgeschichte studierte, über menschliche und künstlerische Fragen. In den Sommerferien 1849 macht der junge Student eine Schweizerreise; auf dem Hin- und Rückwege wurde Burckhardt aufgesucht und über diesen Besuch schreibt er dem Freunde: „Es ist keine Redensart, daß mir das Zimmerchen überm Rhein mit Mond, Schnepf (so), Pastete, Nudelsuppe et Comp. trotz aller Gletscherherrlichkeit die liebste Erinnerung ist. Mit den Gletschern bin ich geschwinder fertig geworden; mit der Nudelsuppe und dem Burgunder auch; aber den Menschen habe ich ihre Unerschöpflichkeit angefühlt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und hin wider Willen nach ein paar Löffeln Unterhaltung geschieden." 1851 und 1852 wiederholte Heyse seine Besuche in Basel, 1851 tritt das „Du" an die Stelle des „Sie" oder „Ihr" der Anrede; 1853 verlebten die beiden Freunde gemeinsam mit dem Philologen Otto Ribbeck und Arnold Böcklin achtzehn Tage in Rom. Seitdem gingen bis 1864 eifrig die Briefe von Basel nach München und von München nach Basel. Burckhardt berichtet von der langsamen, ganzen Wendung in seinen Ansichten von der Kunst, von seinen Kollegien und von seinen Arbeiten, wobei eine immer größere Scheu vor dem Publizieren zu Tage tritt. Heyse berichtet aus Bonn: „Die Kunst zu studieren ist doch verteufelt schwer, zumal wenn man ein geborener Näscher ist, noch immer den philosophischen Kitzel nicht ganz verloren hat und viel Anlage besitzt, zu träumen und sich Briefwechsel aufzubürden". 1857 bittet er seinen „theuersten Eminus" um Mitarbeit an dem von ihm herausgegebenen Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt. Im März 1858 starb plötzlich Kugler; sein Tod übertrug Heyse die Sorge für die unvollendeten Werke des Schwiegervaters, der in Burckhardt den einzigen geeigneten Fortsetzer gefunden zu haben glaubte. In seinem Streben nach vollständiger geistiger Unabhänzigkeit war schon damals Burckhardt nur schwer zu bewegen, solch eine Arbeit auf sich zu nehmen. „Mit allen Wünschen und Behaupten kann man das Unmögliche nicht möglich machen. Ich kann nicht statt 8 Stunden per Tag 16 Stunden arbeiten, bin überhaupt nicht gesonnen, aus irgend einem Grunde der Welt meine bis jetzt noch leidliche Gesundheit am Schreibtisch zu opfern, wie es der arme Kugler getan hat . . . Ueberhaupt bin ich kein Kind mehr und messe meine Kräfte. Es ist mir nun gar nicht leicht geworden, Dir dieses zu schreiben, aber du solltest mir auch nicht mehr zusetzen." Schließlich hat Burckhardt doch die dritte Auflage von Kuglers Handbuch der Kunstgeschichte besorgt und auch für die Geschichte der Baukunst seine Hilfe nicht versagt; die zweite Auflage des Handbuchs der Geschichte der Malerei hatte er schon 1847 bearbeitet. Das Streben nach vollständiger geistiger Unabhängigkeit führte Burckhardt dazu, daß er sich nicht einmal in die Abhängigkeit von seinen eigenen Werken begab. Immer mehr trat die Arbeit für seine Kollegien in den Vordergrund. In der kurzen Lebensskizze, die statt einer Leichenrede nach Burckhardts Bestimmung an seinem Grabe verlesen wurde, nahm er für sich nur das Bewußtsein der Pflichttreue in Anspruch. Charakteristisch für ihn sind die Sätze: „Nichts auf der Welt fürchte ich mehr, als überschätzt zu werden" und „Euer Einer hat's zu gut und weiß nicht, wie rar das bischen direkte Glück im Leben ist, an dessen Erinnerung dann bisweilen ein armes Menschenkind 50 Jahre lang zehren muß" und: „Es hat mir seit jenen Tagen (1847) gar zu oft auf den Hut geschneit. Irgend ein apartes Glück begehre ich nicht mehr; wenn nur Alles bleibt, wie es ist."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der überwiegende Teil der Briefe stammt aus den mitteilsamen Tagen der Jugend bis 1864, dann sind durch ein Mißverständnis Burckhards bis 1875 keine Briefe gewechselt worden; am 13. Januar 1890 schrieb der „etwas alt und stumpf gewordene" Burckhardt seinen letzten Brief an Heyse; es sind im ganzen 33 Briefe Burckhardts an Heyse und 25 Briefe Heyses an Burckhardt. Außer dem erwähnten Brief von 1890 liegen nur vom Jahre 1875 noch Briefe vor. Damals wurde Burckhardt zum Ritter des Maximiliansordens gewählt; er hat die Wahl nicht angenommen. „Im Hinblick auf meine gegenwärtige Stellung an unserer Universität so wie dieselbe gegenwärtig situiert ist, glaube ich besser zu tun, wenn ich die mir bestimmte Ehre ablehne."

Aus dem reichen Nachlaß Paul Heyse's werden dieser Publikation von Erich Petzet*) andere folgen, zunächst, von Max Kalbeck besorgt, Heyse's Briefwechsel mit Gottfried Keller. Petzet hat eine Einleitung und ausführliche Anmerkungen am Schluß des Bandes, ohne die üblichen und unnötigen Verweisungszahlen, beigesteuert, nur einige sprachliche Erklärungen wären noch erwünscht gewesen (Schnepf, Infarcten, verzwaseln, Atzel, u. a., die Lucrezverse S. 19, die auch Lafontaine anführt, sind natürlich falsch gesetzt). Der Band wird viele dankbare Leser finden, die kräftigen Schriftzüge Jacob Burckhardts wie die Blätter, welche die weichere Feder Paul Heyse's beschrieb, sind beide in ihrer Weise reizvoll genug.

*) J. F. Lehmann's Verlag, München.

Erwartung

Die Berge schwellen auf und werden groß.
An ihren hellen Rändern frißt der Mond
und ihre Täler sind ein dunkler Schoß . . .
Von schwarzen Wäldern fließt ein silbrig Klingen
die Bäume wachsen, ihre Harfen schwingen
mir tief ins Blut:
Wann kommst du? . . . komm!
Die Bäume brennen, Täler stehn in Glut . . .

E. A. Greeven

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland

Von Erich Wentscher

Eine Meile in Feindesland!
Vom fremden Zaun mit fremder Brunst
Starr ich zurück, wo in Weiden und Dunst
Ich gelassen Deutschland.
Ist mir plötzlich, als müßt ich gehn
Trotz heißer Füße, trotz dunkler Nacht
Von fremdem Herd, Gewehr und Wacht
Und knieend über die Grenze sehn.
Ueber den Graben wars nur ein Schritt,
Etwas blieb drüben und ging nicht mit.
Etwas hab ich am Schlagbaum verloren,
Das mit mir gezeugt und mit mir geboren,
Das mit mir gewachsen und mit mir marschiert,
Wie eine tickende Uhr man verliert.
Ich fühlt' es kaum. Der Mond wirft fahl
Auf mein verlornes Ich den Schein.
Heut nacht schließ ichs zum ersten Mal
In meine Kinderbitte ein.

Politische Disziplin

Aus dem Felde wird uns geschrieben:

Bei der unlösbaren Verschmelzung von Volk und Heer, wie sie dieser Krieg gezeigt hat, ist es unausbleiblich, daß jede Erscheinung im Volkskörper der Heimatkämpfer organisch auf die innere Struktur der Frontheere zurückwirkt. Wie der Einzelne an der Front in seiner Stimmung, in seiner seelischen Kraft und in der Intensität seines Pflichtbewußtseins abhängig ist von dem Rückhalt, den er im engeren Kreise seiner Angehörigen findet, so wird die seelische und sittliche Stärke der kämpfenden Armeen bedingt durch die Art der geistigen Verfassung der Daheimgebliebenen. Wir an der Front wissen, daß alle unsere Leistungen dem deutschen Volk in seiner Ganzheit anzurechnen sind, wir erheben daher auch keinen besonderen Anspruch auf Dank oder Belohnung. Aber was wir fordern dürfen, ist ein größeres Verständnis für die Forderungen dieser schweren entscheidenden Tage, den schwersten seit Kriegsbeginn, die alles Denken und Fühlen, alle materiellen, geistigen und sittlichen Energien auf das eine Ziel konzentrieren müssen, die sieghafte Beendigung des Krieges.

Was wir jetzt aus der Heimat hören von kleinlichen Bedenken, von ängst-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichem Raunen und Flüstern, an schleichenden und wühlenden Umtrieben, beweist uns, daß der Sinn dieses Krieges nicht genügend erkannt und gewürdigt wird. Es handelt sich in dem blutigen Geschehen dieser Tage um mehr als um Sieg oder Niederlage, mehr als um Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches als eines politischen Gebildes. Es handelt sich um Leben und Tod unseres ganzen Volkes und seiner Mission, den Gedanken von der Freiheit der Persönlichkeit und das Wirken wahrhafter Menschlichkeit in der Welt zu verbreiten. Es handelt sich um Triumpf oder Untergang einer Idee, deren Rettung für die ganze Menschheit ein geheimnisvolles Schicksal in unsere Hand gelegt hat. Mit uns steht und fällt die Idee der Gerechtigkeit. Das ist es, was uns bisher die innere Stärke gab, der Gewalt des feindlichen Ansturms zu trotzen, und das gläubige Vertrauen in unsere Führer, ohne das kein Sieg möglich ist.

Angesichts der unterirdischen Strömungen und der dunklen Kräfte, die das Vertrauen zu den mit der ungeheuersten Verantwortung belasteten führenden Persönlichkeiten zu erschüttern suchen und die Geschlossenheit der Nation zu stören drohen, ohne die unsere Entschlossenheit leiden müßte, haben wir ein Recht zu warnen und zu mahnen: Vergeudet keine Energie zuhause an kleinliche Streitereien und an den Austrag von Meinungsverschiedenheiten, die lähmen und zerstören müssen durch die vergiftende Form ihrer Aeußerung. Jede Erschütterung des politischen Bodens in der Heimat pflanzt sich bis zu uns fort. Jede Untergrabung des Vertrauens zu den verantwortlichen Führern äußert ihre unheilvolle Wirkung auch auf unserer Haltung und muß das Vertrauen unserer Feinde in ihre Sache stärken und ihre Widerstandskraft erhöhen. Politische Unruhe und Kurzsichtigkeit hat uns vor dem Krieg oft unendlich viel geschadet und ist bis zu einem gewissen Grade ein Faktor gewesen, den unsere Gegner in ihre Rechnung eingesetzt hatten. Soll sie nach den unendlichen Leiden und den unsäglichen Opfern, deren sich zwar nicht alle deutschen Menschen der Gegenwart wert zeigen, die aber für die Zukunft unseres Volkes freudig gebracht werden, nicht verhängnisvoll wirken, muß endlich die feige wie die hohle auf die Fruchtbarkeit dieser Tage wirkende Art Weise ein Ende finden, mit der aus persönlichen oder parteipolitischen Gründen gegen den verantwortlichen Staatsmann gehetzt wird. Ob der gegenwärtige Kanzler des deutschen Reiches, dessen ethische und idealistische Wesensrichtung von den feldgrauen Massen mit ihrer feinen sittlichen Intuition mit Vertrauen erkannt und begrüßt wird als Ausdruck besten deutschen Wesens im Vergleich zu den feindlichen Staatsmännern, in dieser oder jener machtpolitischen Frage auf dem richtigen Wege ist, darüber wird erst die Zukunft entscheiden können. Solange nicht klar bewiesen ist, daß seine Politik uns Schaden bringt, solange muß seiner Führung das Vertrauen entgegengebracht werden, das wir unserer militärischen Führung entgegenbringen. Politische Disziplin als Korrelat unserer militärischen Zucht ist unsere Mahnung. Kein blinder unterwürfiger Gehorsam, sondern bewußt freiwillige Unterordnung unter das gebieterische Muß dieser Zeit, auch da, wo die nächsten Zwecke der unternommenen Handlungen oder begangenen Unterlassungen nicht sofort von jedem eingesehen werden können! Die Unterordnung, die wir als Soldaten im Bewußtsein ihrer Notwendigkeit gerne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf uns nehmen, und in der wir die wahre Freiheit uns erringen, muß jeder ertragen, der sich als Organ unseres Volksganzen fühlt. Unsere Kameraden, die Ewig Lebendigen, sind nicht dafür gestorben, daß Hinz und Kunz im Gefühl ihrer Verantwortungslosigkeit ihre sogenannte freie Meinuung äußern, um Verärgerungspolitik zu treiben. Wer keine politische Disziplin halten kann, stelltsich außerhalb der Reihen die in der Heimat um unseren Sieg ringen, mag er sich auch noch so laut mit seinem Deutschtum brüsten. Solange der äußere Kampf tobt, muß der innere Streit ruhen. Das ist die Forderung dieser schweren Tage.

Herbert Mohr

Der Vampir

Nach einer Zeit naturalistischer Verengung der europäischen Literatur wendet sich der Geschmack unserer Zeit wieder mit Vorliebe den Problemen der Mystik und der Magie zu. Das bedeutet durchaus nicht, wie man so oft mißverständlich behauptet, eine Loslösung von der Wirklichkeit, sondern ganz im Gegenteil: eine Erweiterung des Wirklichkeitserlebnisses über das Fünf-Sinnen-Gemäße hinaus. Die außersinnlichen Beziehungen, in die unser Leben eingehüllt ist, werden miteinbegriffen in den Umkreis des Erlebnisses und der Gestaltung.

Der polnische Dichter Ladislaus St. Reymont hat einen Roman „Der Vampir" (München, Albert Langen) veröffentlicht, in dem Hypnose und Suggestion, Satanismus und schwarze Magie die tragenden Kräfte der Handlung sind. Es ist nicht versucht, eine metaphisische Deutung der geheimnisvollen magischen Beziehungen zu geben; sie bleiben dumpf und ungeklärt wie lastender Fiebertraum; es genügt dem Dichter, sie mit vollendeter Virtuosität zur künstlerischen Gestaltung zu zwingen. So ist der Roman Reymonts als artistische Leistung überaus bemerkenswert: packend in der Handlung und reich an Szenen geheimen Grauens.

Ein junger Pole gerät in London in die Atmosphäre spiritistischer Kreise. Die Wollust unerhörter Erlebnisse zwingt in ihren Bann und entreißt ihn dem Leben des bürgerlichen Werktags. Das stille innige Glück mit seiner Braut zerscherbt unter der bestürmenden Gewalt der dämonischen Mächte.

Miß Daisy, die geheimnisvolle Frau mit dem marmorblauen Antlitz und den saphirblauen Augen, ist die Inkarnation der verführenden Kräfte. Sie erscheint auf den Seancen und erfüllt sie mit Wundern, sie offenbart erschütternde Dinge, sie schreckt mit den fürchterlichsten Wahrheiten; sie ist nicht die Botin einer göttlichen Macht, sie ist Dienerin des bösen Feindes, des Baphomet. Unwiderstehlich bannt diese dämonische Frau den jungen Polen. Er träumt mit ihr eine gemeinschaftliche Reise; die Frau will, daß dieser Traum Erfüllung werde. Der Mann sucht dem unheimlichen Schicksal zu entfliehen; doch unerbittlich saugt der Vampir an seiner Seele; der Wunsch der Frau scheint Fatum geworden zu sein: mit dumpfer Notwendigkeit trägt das vorbestimmte Schiff die beiden Menschen zu unbekanntem Ziel.

So schließt der Roman, indem er neue dunkle Schicksale eröffnet. Durch ewige Dämmerung tastet das unbegreifliche Leben. Keine Pforte führt aus der Nacht bannender Gewalten zu Klarheit und Erlösung.

Max Fischer

Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Gruß aus dem Grab

Im Frühling starb Peter Baum den Kriegertod: Enkel Peter Schlemihls, Vetter Peter Hilles und, in entferntem Glied, auch Peter Altenbergs. Ein abseitiger, ungekannter Mann vom Stamm des Novalis; gestorben nach jäher Berufung ins Rittertum und — also —, als der Romantik letzter Ritter; in nicht bitterer grelle Paradoxie gestoßen, denn durch seines Sterbens hohngekrönte Art. Else Lasker-Schüler, von je ihm Freundin und oft Befruchterin, hat ihn, in ihren „Gesichten", gezeichnet: „Wie tief seine Dichtungen doch ihn erleben und er sich an ihnen verwandelt!"

Nun spricht, wohl zum letzten Male, seine zarte, von allen Todesschauern umdunkelte Stimme aus der Gruft: der „Sturm"-Verlag gibt ein schmales Heft heraus, das „Kyland" heißt und den abschiedsbereiten Dichter, in zweiunddreißig Seiten eines Fragments, den Schattenriß ergänzen, füllen läßt, den einst liebevolle Frauenhand hinwarf. Aus der meisterlich beschränkten Rokokowelt seiner „Kammermusik" kehrt Peter Baum in den unbegrenzten Raum der „Spuk"-Gestalten zurück, aus dem er gekommen. Mythisches Gelände rahmt die lyrische Symbolik seines letzten Bekennens; ein Märchen-Königreich, ähnlich dem aus Adolf Grabowskys „Augen" und, gleich diesem, Scheerbarts himmlischem Utopia-Kaisertum (vielleicht unbewußt) nachgebildet. Nur ahnbar ist, was werden sollte: wieder eines Knaben erdbefehdetes Wallen durch sein Reich, das nicht von dieser Welt; wieder ohnmächtig-überlegene, zag usurpatorische Bäumungen wider tausend dumpfe Rationalismen; wieder: „Gott. Und die Träume."

König Viro und Prinz Plao verraten das Wesen des toten Dichters: „Er war immer leicht bewegt von dem Winde der Worte, und sein Auge suchte immer den Klang alles durch Menschengeist mit der Hand Gestalteten. . . . . Er war ein Liebhaber der Frauen und wollte sie, wie die Falter, immer in der Freiheit sehen. Den Tod fürchtete er im geheimen als eine grauenhafte Umkehrung alles dessen, was er bisher empfand. . . . . Er sah das Leben auch später, wie man Bilder ansieht. . . . . Aber die Worte „verdienen" und „ausnützen" gingen nicht aus seinem Kopf. Er fühlte eine unbestimmte Verachtung gegen die Dienerin. . . . . Unterwegs war ihm die Umgebung vor aufsteigenden Gesichten abhanden gekommen." Kriegsnot, tiefgefühlte Zerfleischung alles geahnten Brudertums, mag sie ihm ins blutende Gewissen zurückgerufen haben, obschon sie die Gesichte nicht zu scheuchen vermocht hat. Dennoch: „Er ging meistens in Qual der Angst umher, auf welche Art er im nächsten Augenblick gesenkten Hauptes gehen werde und Scham trage."

Die letzten Worte dieses Romantasos sind die bittersten, die Peter Baum jemals geschrieben hat; aus ihnen stöhnt, ein erstes und letztes Mal, ganz unverhüllt, alles Weh des Unbegriffenen, des Fremdlings. Nicht zu rasch soll man ihn, den Peter Hille, den sensibelsten aller Menschen genannt, vergessen; und nicht zu Wenige soll sein unvollendetes Schwanenlied zur reinen Vollendung seiner vier bleibenden Bücher leiten!

Franz Graetzer, Berlin-Friedenau.

Finnland

Mancher von uns hat zu Beginn des Krieges gehofft, er werde auch dem vielgeprüften Finnland die Frei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit bringen. Diese Hoffnung ist nun nach mehr als zwei Jahren freilich sehr herabgestimmt. Aber unsere Sympathie für das kleine Völkchen der Finnen hat sich nicht gemindert. Im Gegenteile. Wie auch der Krieg ende, wir werden uns mehr als bisher um den Osten kümmern und wenn auch unser Blick vornehmlich und dauernd nach dem näheren Orient im Südosten gerichtet sein wird, das Interesse ist doch außerordentlich für den Nordosten geweckt worden. Wir haben uns der lang vergessenen Balkenländer wieder erinnert, wir nehmen an den Polen Anteil, wir wünschen den Ukrainern eine Verbesserung ihrer nationalen Lage. Von den Finnen haben wir ja das eine oder andere gewußt. Vor allem hörten wir mit Staunen und Freude, wie dort oben hoch im Norden ein Völkchen von etwa drei Millionen in fleißiger Kulturarbeit sich emporgearbeitet hat und tiefes Mitgefühl hat uns erfaßt, als wir vernahmen, wie die russische Selbstherrschaft sich über heilige Eide und Verträge hinweggesetzt hat, um das finnische Volk zu erdrosseln. Man kann nur mit Bewunderung davon sprechen, mit welcher Widerstandskraft es sich bis in die letzte Zeit gegen die russische Umarmung gewehrt hat. Es konnte sich nicht aktiv der russischen Uebermacht entgegenstellen, aber es hat in einmütigem passivem Widerstand das äußerste geleistet. Und es ist immerhin beachtenswert, daß bisher wenigstens das große Rußland nicht imstande war, diese Entschlossenheit zu brechen. Der größte Dichter Finnlands ist der Schwede Runeberg. Obwohl die Schweden Finnlands kaum ein Fünftel der Bevölkerung ausmachen, ist ihre Stellung noch immer geachtet, wetteifern sie doch an echtestem Patriotismus mit den Finnen. So sind denn die Werke Runebergs ins Finnische übersetzt und sein Gedicht „Unser Land" ist das finnische Nationallied geworden. Wir begrüßen eine eben veranstaltete deutsche Ausgabe einer Auswahl seiner Dichtungen*) und wünschen ihr Verbreitung. Wir fühlen uns zu den Finnen, abgesehen von unserem universalistischen Drang, der ein echter Zug deutschen Wesens ist, schon dadurch hingezogen, daß wir wissen, daß ihre neuere Kulturentwicklung ganz auf deutschen Grundlagen ruht.

E. Pernerstorfer

Pepi Ludl

Pepi Ludl, einer der volkstümlichsten Komiker Münchens, ist kaum achtundvierzigjährig in Berlin gestorben. Zwischen Namen, Gestalt und künstlerischem Charakter dieses Mannes herrschte eine so überraschende Uebereinstimmung, daß man eigentlich nicht anstehen kann, sie als Harmonie zu bezeichnen. Wie konnte nur ein Ludl beschaffen sein? Es ist sofort einleuchtend, daß er klein: dick und gutherzig war. Ich erinnere mich gern, wie er aus dem oft von ihm besuchten Caffee Plendl kommend und den Marienplatz querend, dort keinen Bettler unbeschenkt ließ. Und dann, im hellen Vergnügen über seine gute Tat, pflegte er meist ein Scheintürlein seines Herzens zu eröffnen: Wissen Sie, eigentlich hab ich immer Tragöde werden wollen. . .

*) Finnlands Heldenkampf in Dichtungen seines Volksdichters Johann Ludwig Runeberg für unser deutsches Volk aus dem Schwedischen übersetzt von Wolrad Eigenbrodt. Mit einem Geleitwort von Rudolf Eucken. München. Callwey. 161 S. 2 Mk.

Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Vielleicht war dies mehr als ein harmloser Witz des antimephistophelisch Runden, vielleicht brannte auch in dieser geradezu typischen Komikergestalt hinter all dem Sprühfeuerwerk ihrer Einfälle, Späße und Launen heimlich jene stille Flamme der Sehnsucht, die Ludls größeren Wiener Kollegen, Ferdinand Raimund, zu unseliger Zwiespältigkeit zernagte und endlich verzehrte. Und tragisch berührt auf das Ende des Künstlers; kaum nach Berlin übergesiedelt welkt er hinweg, als könne er das dortige Klima nicht ertragen; er, der Süddeutsche, den man so ganz eben nur im Münchener Gärtnerplatztheater, dessen Heros er war, verstand. Man möchte meinen, er hätte noch länger gelebt, wäre er dem Ort seiner größten Erfolge nicht untreu geworden.

Aber ursprünglich wollte ich ja von dem Komiker Ludl reden. Der hatte nichts von der genialen und grotesken Art Pallenberg'scher Gestalten, die, von E. Th. A. Hoffmann'scher Patenschaft gewiegt, von den Farbenblitzen einer romantischen Selbstironie sprühen; aus der derberen Requisitenkammer der volkssängerischen Komik hatte Ludl sein Haupträstzeug geholt, aber er schlug damit manch heitere Schlacht zum Wohlgefallen seines Publikums und aller die noch einen Sinn für derben urwüchsigen Humor haben, der nicht allein durch die Leuchtraketen des Geistes, sondern auch durch die Kanonenschläge der drolligen Situation und des calauisch derben Wortspiels bezwingt. Ludl war eigentlich immer nur das: der alte Particulier Alois Nußberger aus „Alt-Wien", als Jupiter im „Orpheus" erschien er nur in einen göttlichen Schlafrock gesteckt, sonst aber durchaus Wiener Vorstadtbürger. Aber als solcher war er echt und so überzeugend, daß ein von bezwingendem Lachen erschüttertes Zwerchfell ihm nur immer zujubeln konnte: wie schön, wie schön!

Der Tod hat es darum auch gut mit ihm gemeint und ihn von der Höhe seines Wirkens rasch und schmerzlos hinter die Kulissen des Daseins gelockt. Ein alt Wiener Juchzer fällt mir ein, wenn ich an das leichte Sterben dieses Vollblutkomikers denke:

„verkauft's mei Gwand, i fahr in'n Himmi!"

Wilhelm Zentner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Europa und Amerika

Vor der Frühjahrsoffensive und der U-Bootblockade

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

31. Januar 1917.

Europa steht inmitten der gewaltigsten Vorbereitungen einer neuen Offensive. Sie wird die blutigste von allen sein. Gleichzeitig beginnt die U-Bootblockade gegen England, Frankreich und Italien. Eine Hochspannung liegt auf Deutschland, auf der ganzen Menschheit. Die Kriegs- und Weltgeschichte wird von einem ersten Feldzug bis Neujahr 1917 und einem zweiten Feldzug vom Neujahr 1917 an sprechen und rechnen. Alle Anstrengungen, alle Erfahrungen, alle Material- und Menschenanhäufungen, alle Milliardenaufwendungen, alle Opfer und alle Wut werden noch gewaltiger sein als zuvor. Und zuvor war es schon unerhört.

Diese Lage und nicht der Zufall, die Erkenntnis, daß ein geschichtlicher Abschnitt des Weltkriegs abgelaufen ist, hat vor dem Beginn des neuen die Friedensfrage aufgeworfen. Deutschland mit den Mittelmächten hat das historische Verdienst, die Frage mutig gestellt und seine Bereitwilligkeit zu einem ehrlichen Frieden erklärt zu haben.

England hat die Frage verneint und die Friedenserörterung für „nicht zeitgemäß" erklärt.

Es gibt Gründe, Vorwände, Redensarten, „Cant" und „Bluff", für diese Politik der Entente. Aber es gibt nur ein Motiv: *England* will „strafen", will *mehr* als den status quo und *erkennt den heutigen Stand der militärischen Lage als ungünstig für Friedensverhandlungen*. Diese Not hat ihre Noten erzeugt. Bei allen Beiwerk braucht man sich nicht aufzuhalten, wenn man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht in die Irre gehen will. Darum soll nur ein Widerspruch hervorgehoben werden, weil er grotesk ist. Die Entente und Lloyd George erklären ihren Völkern in einem Atemzug: das deutsche Friedensangebot sei durch „Deutschlands Schwäche" verursacht, — weshalb man weiter machen müsse, und Deutschlands Angebot „sei nicht ernstlich" — weshalb man gleichfalls weiter machen müsse. Diese beiden Unterstellungen schließen sich aber aus und heben sich auf. Denn wenn Deutschland „schwach" wäre, wäre sein Friedensverlangen erst recht ernstlich, und wenn er nicht ernstlich wäre, ist Deutschland auch nicht schwach. Es ist ein schmerzlicher Beweis für die Größe der Kriegspsychose, daß man dem englischen Volk diesen Widersinn auf einer Platte servieren konnte. Der Zorn verblendet und läßt den Verblendeten zu falschen Mitteln greifen, militärisch und politisch.

Die hochmütige Ablehnung, welche Mißerfolg und Verlegenheit wegspiegelt und Friedensneigung heuchelt, während bewußt unannehmbare Friedensbedingungen zur Abschreckung proklamiert werden, hat den Mittelmächten unerwartet große Erfolge gebracht: Die Türkei, Oesterreich-Ungarn und Deutschland sind durch die Verhandlungen enthüllter Kriegszielprogramme der Entente unlöslicher als je zusammengeschmiedet; das Heer weiß, weshalb es weiterkämpfen muß und will: die Bevölkerung von Mitteleuropa legt sich williger als je Nahrungsbeschränkung auf; die Lästigkeit des Zivildienstes wird lieber getragen, die Arbeiterpartei marschiert für das neu bedrohte Vaterland und die Flotte, die Flotte leistet Uebermenschliches. Das hat die plumpe Handlungs- und Redeweise Lloyd Georges in kurzen vier Wochen zu Wege gebracht.

Aber noch etwas anderes, das man in der Erregung dieser Tage nicht übersehen soll.

Die unverantwortliche Weigerung, nach zweieinhalb Jahren in die von Deutschland loyal offerierten Friedensverhandlungen einzutreten, hat der Hegemonie Europas nach dem vielen voran-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegangenen noch einen schweren Stoß versetzt und Nord-Amerika zum arbiter mundi, zum Richter über Europa gemacht. Das wollte Bethmanns Vorschlag direkter Verhandlung der Kriegsführenden den Europäern ersparen. Wer ist so schwerhörig, nicht den Unterton in Wilsons zweiter Kundgebung herauszuhören, daß der Wahnsinn Europas Amerika nötige und ermächtige, ins Mittel zu treten.

Wir Deutsche haben es nicht einfach, zu Wilsons Rede die richtige Stellung zu nehmen, einmal wegen der eben berührten unwillkommenen Seite. Zum zweiten, weil Wilsons Haltung zweieinhalb Jahre ententefreundlich war und im Innern noch nicht aufgehört hat, dies zu sein. Drittens, weil „die amerikanische Methode" uns noch ungewohnter ist, als den Amerikanern und viertens, weil es viele für untaktisch im Interesse der Anregung Wilsons selbst erachteten, eine lebhafte Genugtuung sofort in der Oeffentlichkeit zu äußern.

Aber die Rede Wilsons ist — mag man sie begrüßen oder nicht — nicht nur ein hochpolitischer, sondern auch ein weltgeschichtlicher Akt. Sie enthält eine Umschreibung und Umgrenzung von Problemen, die der Friedensvertrag, auch wenn er erst nach der nächsten Blutoffensive näherrückt, lösen oder erörtern muß. Dabei ist die Rede, die gleichzeitig mit ihrer Verlesung im nordamerikanischen Senat allen Regierungen diplomatisch zugestellt worden ist, ein gut gebauter Schriftsatz, der die Register wie ein Organist zieht. Wilson redet zugleich bieder und schlau und erweckt jedem Teil Hoffnungen. Er umgeht die Fragen nach der „Schuld" mit erhobenem Finger: „die Staatsmänner der Welt müssen für den Frieden arbeiten und die Völker müssen ihre Politik diesem Gesichtspunkt anpassen, so wie sie sich bisher auf den Krieg, auf den erbarmungslosen Kampf vorbereitet haben." Damit wird aus englandfreundlichem Mund die englische Legende von der Unschuld der Entente zart aber bestimmt abgelehnt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Inhalt der Ausführungen Wilsons und die Rolle, welche dieselben höchst wahrscheinlich noch spielen werden, fordert eine besondere und objektive Betrachtung, die ergeben wird, daß für die Politik der Mittelmächte einige brauchbare Stufen in das spröde Gestein geschlagen worden sind. Graf Tisza hat das anerkannt, indem er am 25. Januar im ungarischen Abgeordnetenhaus aussprach: „Ich will vor allem feststellen, daß wir gemäß unserer vor dem Krieg konsequent friedlichen Politik und gemäß unserer Haltung während des Kriegs, sowie gemäß unserer in der letzten Zeit eingeleiteten Friedensaktion nur mit Sympathie jedes Bestreben begrüßen können, das auf die Herstellung des Friedens gerichtet ist." Tisza hat nach dieser Einleitung seine Besprechung der Rede Wilsons noch über den für Oesterreich-Ungarn heikelsten Punkt, das „Nationalitätenprinzip" eingehende Ausführungen mit den Worten geschlossen: „Wir fühlen uns daher vollständig eins, mit den von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten aufgestellten Forderungen." Diese öffentliche Kundgebung war staatsklug und es war auch richtig, daß sie in Pest und nicht zuerst in Berlin erfolgt ist.

Nach Tisza hat am 31. Januar 1917 auch der Reichskanzler erklärt, daß „die Richtlinien der bedeutsamen Kundgebung in weitem Umfang mit den Grundsätzen und Wünschen übereinstimmt, zu dessen sich Deutschland bekennt." Bethmann Hollweg hat im wichtigsten Punkt, der „Freiheit der Meere", die Solidarität Deutschlands mit den Interessen der neutralen Staaten erklärt.

Zur Frage der internationalen Rechte der Nationen, zu deren „Sanktion" und ihrem schiedsgerichtlichen und tatsächlichen Schutz verdient eine eingetretene Veränderung schon heute scharf ins Auge gefaßt zu werden. Auch wenn der Fiedensvertrag auf diesem Gebiete trotz allem und allem keinen erhöhten Schutz durch völkerrechtlich verankerte und tatsächlich geschützte Maßregeln

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bringen würde, so ist doch Nordamerika schon heute „der große Mann“ geworden, der jedenfalls in der Zeit nach dem Krieg durch sein Gewicht die eine oder die andere Schale zum Steigen oder zum Sinken bringen kann. In den Kassen von Nordamerika ist das Gold von Europa zusammengeflossen und gehäuft. Die Stimmung Nordamerikas beherrscht weitgehend alle andern Neutralen. Die Nahrungs- und die Kriegsmittel vermag Nordamerika zu liefern. Der Verkehr auf dem Meere steht zu einem großen Bruchteil schon heute und noch mehr in Zukunft unter dem Einfluß von Nordamerika, den Herren von Panama. Die Gesandten der Vereinigten Staaten halten am gleichen Tage in Petersburg und in Konstantinopel die amerikanische Rede von der Unentbehrlichkeit Amerikas für Rußland und die Türkei. Die natürliche Entwicklung ist durch den Weltkrieg künstlich beschleunigt und gesteigert worden. Kurz, wir sind, wie wir es vorausgesagt haben, durch den Krieg, der die europäische Selbstzerfleischung bedeutet, in das Zeitalter der amerikanischen Hegemonie eingetreten, die, je länger der Krieg dauert, um so größer und am wirksamsten werden wird, wenn der „Frieden“ diktiert werden könnte und würde. Denn der dann Unterlegene würde sich, wenn er England hieße, der Hilfe des mächtigen amerikanischen Weltteils in dem folgenden sogenannten Friedenszustand zu erfreuen haben.

Dem Wort Wilsons vom „Frieden ohne Sieg“ schwebt als logische Alternative der „Sieg ohne Frieden“ gegenüber.

Ist der Wahnwitz endlos, ist die Europa, seitdem sie auf dem Stier des Krieges sitzt wie Jo zur göttlichen Kuh verwandelt und kann der Wahnsinn nur in dem Ozean von Blut der nächsten Offensive ertränkt werden und in den Fluten der Meere, die eine U-Boot- und Minenblockade Englands, Frankreichs und Italiens vom 1. Februar 1917 sehen werden.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das U-Boot

taucht nun rings aus den Meeren, die England nicht mehr beherrscht. Die Zufuhr, die es Deutschland abschnitt, ohne es niederzuwerfen, versucht nun Deutschland ihm abzuschneiden. Zahn um Zahn.

Der Zeitpunkt ist jedenfalls aussichtsreicher als je im Jahr 1916 und 1915. Die Zahl der U-Boote war, als ungebärdige Ungeduld dieses äußerste Mittel verlangte, völlig ungenügend. Sie ist heute erheblich größer. Die Seezufuhr Deutschlands über die neutralen Länder war damals unentbehrlich und viel größer als heute. Die militärische Deckung aller möglicherweise bedrohten Landesgrenzen war damals weniger gewährleistet als heute. Die politische Lage zwischen den verbündeten Mittelstaaten und zu den Neutralen stellte damals noch mehr Anforderungen und Fragen. Das deutsche Friedensangebot war damals noch nicht den Gegnern gemacht, weil Bukarest noch nicht gefallen war. Kurz, die Waffe war früher noch zweischneidiger als heute. Auch heute war und ist die Abwägung der Gründe und Gegengründe ein hochverantwortliches Geschäft. Wir dürfen und wollen nach der bisherigen, pflichttreuen Sorgfalt der Reichsregierung glauben und hoffen, daß die sicheren Vorteile die Nachteile entscheidend überwiegen, mögen diese unsicher oder sicher sein. Wir nehmen an, daß den auswärtigen Aemtern der Mittelmächte es gelungen ist, die Aufgabe zu lösen, die ihr gestellt war: sich über Nord-Amerikas Haltung zu vergewissern. Diese ist im Krieg gewichtig, bei den Friedensverhandlungen gewichtiger, und im Friedenszustand nach dem Krieg am gewichtigsten.

Die Frage des Seerechts, die von ernsten Männern ernst geprüft werden muß, tritt aus zwei Gründen in diesem Augenblick zurück: einmal, weil selbst Wilson anerkennt, daß das Seerecht, dessen alte Bestimmungen auf die neuesten Erscheinungsformen der Technik nicht mehr passen, einer radikalen Erneuerung bedarf. Zum zweiten: weil Notwehr und Notstand ununterdrückbare Rechte haben. Das Gesetz der Selbsterhaltung gibt dem, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinen Aushungerer auszuhungern vermag, das sittliche Recht es zu tun jedenfalls dann, wenn sein Vorschlag, es beiderseits zu unterlassen, vom Trotz und Uebermut des Gegners abgelehnt worden ist. Was das Rechtsbewußtsein dem Einzelnen erlauben muß, erlaubt es bewußt oder unbewußt dem Volk.

Die deutsche U-Bootfrage hat schon eine politische Geschichte. Wir meinen nicht die Vorgeschichte, als der Reichstag und volksparteiliche Abgeordnete der Marine-Verwaltung gegenüber die Meinung verfochten, daß dem kleinen Tauchboot der Vorrang vor dem großen Dreadnoughts gebühre. Wir meinen die im Dezember 1914, ohne vorherige Verständigung der Reichsregierung vor einem amerikanischen Journalisten aus der Pistole geschossene Ankündigung der Tauchboot-Blockade. Diese folgte nach dieser Präjudizierung der Reichspolitik dann am 18. Februar 1915. Es war aber mangels der nötigen Schiffszahl und Vorbereitung eine papierene Blockade, die vom Völkerrecht wegen ihrer Unvollständigkeit nicht anerkannt wird und die ihren Zweck nur unzulänglich erreichte, während sie andererseits außerordentliche internationale Schwierigkeiten erzeugte. Wie mit den Luftschiffen haben sich damals die Erwartungen nur zu einem Bruchteil erfüllt, was den aggressiven Lärm politischer Draufgänger um so peinlicher machte.

Der Reichskanzler hat auch heute nicht den unbegrenzten Tauchbootkrieg, ohne vorherige Warnung auch gegen die Neutralen, proklamiert. Ihnen für ihren europäischen Schiffsverkehr und Nord-Amerika für seinen englischen Schiffsverkehr werden minenfreie Fahrstraßen von Deutschland offen gehalten. Bei Passagierdampfern soll der amerikanische Staat ein Attest für das Alibi von Bannware abgeben. Wir möchten gerne annehmen, daß solchen Einzelheiten eine Sondierung vorausgehen konnte.

Taktisch wäre es uns erschienen, wenn die zustimmende Antwort Deutschlands zu Wilsons Rede gesondert und zeitlich vor der U-Bootnote erfolgt wäre, weil diese jene stimmungsmäßig wichtigen Erklärungen in der alten und neuen Welt übertönt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vogue la galère! Es ist brennend zu wünschen, daß das Tauchboot Deutschlands Glück trägt und bald zum Ufer des Friedens fährt.

Nachschrift vom 4. Februar: Eben kommt Wilsons kriegerische Botschaft und damit die Widerlegung der obigen Annahme, daß bei Amerika vorher staatsmännisch sondiert war!

Der Amerikaner

Von Karl Eugen Schmidt

Die Deutschen sind nicht mit Unrecht stolz darauf, daß sie weniger als andere Nationen, besonders als die Engländer und Franzosen, dazu neigen, den Balken im eigenen Auge zu vergessen und nur nach dem Splitter im Auge des Nächsten zu schauen. Mitunter wird diese Tugend sogar dermaßen übertrieben, daß sie den Namen eines Lasters verdient, und besonders der Auslanddeutsche wird weit öfter Gelegenheit haben, die verdammte Bescheidenheit, um nicht zu sagen Bedientenhaftigkeit des Deutschen zu verurteilen, als den deutschen Nationalstolz zu tadeln. Auch heute noch gibt es ohne Zweifel sehr viele echte Deutsche, die bewußt oder unbewußt die Ueberzeugung von der deutschen Inferiorität und der englischen und französischen Ueberlegenheit in sich tragen. Der Krieg wird wohl eine kleine Aenderung schaffen: hinfort wird der Deutsche wenigstens die Gesamtheit seiner Nation mindestens ebensohoch einschätzen wie die Gesamtheit der Engländer und Franzosen, ob er aber aufhören wird, den einzelnen Franzosen und Engländer über den einzelnen Deutschen zu stellen, scheint mir noch recht fraglich.

Wenn der Deutsche in seinem Bemühen, den Fremden gerecht zu werden, darin häufig des guten zu viel tat, wo es sich um Engländer und Franzosen handelte, so scheint mir dagegen, daß er sich des gleichen Fehlers den Amerikanern gegenüber niemals schuldig gemacht hat. Ich will nicht sagen, daß er ihn unter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schätzt hatte und noch immer unterschätze, aber daß er ihn falsch beurteilt, davon bin ich durchaus überzeugt. Dabei darf man ihm nicht einmal große Vorwürfe machen, denn ganz Europa, mit teilweiser Ausnahme Englands, steckt in dem nämlichen Irrtum. Eigentlich entspringt dieser Irrtum aus einer Ueberschätzung des Amerikaners. Denn wenn man in Europa lehrt, die einzige Gottheit des Amerikaners sei der allmächtige Dollar, und es gebe in den Vereinigten Staaten nur das alleinzige Ideal, reich zu werden, so unterliegt dieser Anschauung doch zugleich eine Art von Respekt vor der geschäftlichen Tüchtigkeit des Amerikaners. Man erhebt den praktischen Verstand des Amerikaners in den siebenten Himmel und schreit ihn als den tüchtigsten und gescheitesten Geschäftsmann aus, der sich seit den Tagen des Biedermanns Adam aus dem Menschengeschlechte entwickelt hat.

Diese in ganz Europa und nicht zuletzt in Amerika selbst verbreitete Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des amerikanischen Geschäftsmannes halte ich für eine luftige Mythe, die man nur anzublasen braucht, um sie zerstieben zu lassen. Wenn der Amerikaner ein solches Weltwunder von geschäftlicher Tüchtigkeit wäre, dann müßte er ja schon längst den gesamten Weltmarkt erobert und alle Konkurrenz daraus vertrieben haben. Sieht man sich aber die Welt an, so überzeugt man sich alsbald davon, daß der Amerikaner im Welthandel eine ganz winzige Rolle spielt. Als ich vor drei Jahren einen Winter in Aegypten verbrachte, erfuhr ich, daß die von dort nach Amerika ausgeführte Baumwolle nicht von amerikanischen, sondern in der Hauptsache von deutschen Firmen verschickt wird; eine amerikanische Firma gibt oder gab es garnicht in Alexandrien, obgleich die amerikanischen Spinner große Mengen ägyptischer Baumwolle brauchen, die sich zu gewissen Fabrikaten besser eignet als die einheimische Baumwolle der ehemaligen Sklavenstaaten.

Aber man hat nicht nötig, aus Amerika herauszugehen, um sich davon zu überzeugen, daß Amerika weit davon entfernt ist,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit der ausländischen Konkurrenz leichtes Spiel zu haben. Wäre der amerikanische Geschäftsmann so tüchtig wie sein Ruf, dann müßte er nicht nur den ganzen Norden, sondern auch den Süden des von ihm bewohnten Weltteils mit seinen Waren versorgen, aber in Wirklichkeit schickte Deutschland vor dem Kriege mehr Waren nach Brasilien, Argentinien und selbst Mexiko als Nordamerika. Ja, damit nicht genug, machen die europäischen Erzeugnisse trotz der hohen Schutzzölle auf dem amerikanischen Boden selbst dem amerikanischen Fabrikanten das Leben sauer. Nebenbei bemerkt beweisen eben diese prohibitiven Schutzzölle der Vereinigten Staaten, daß der Amerikaner sich selbst, oder vielmehr der von ihm selbst und allen anderen gepriesenen überlegenen Tüchtigkeit seiner Fabrikanten und Kaufleute nicht traut, sonst würde er seine Zuflucht nicht zu solchen Gesetzen nehmen.

Am merkwürdigsten berührte mich bei meinem letzten Besuche der Vereinigten Staaten die Beobachtung, daß an der Küste des Stillen Ozeans der japanische Fabrikant und Händler den östlichen Staaten ganz gewaltige Konkurrenz macht. In den zur Union gehörigen Staaten am Stillen Ozean ist die Industrie nur wenig entwickelt und es wäre die natürliche Aufgabe der am Atlantischen Meere oder doch im Osten der Union gelegenen Industriestaaten, diese Bedürfnisse ihrer westlichen Landsleute zu decken. Wahrscheinlich wird ihnen das durch die Transportkosten erschwert, welche bei der wochenlangen Eisenbahnfahrt wohl zehnmal höher sind als bei einer ebensolangen oder noch längeren Seereise. Sicher ist, daß Japan mehr Fabrikate in Kalifornien und Oregon absetzt als die östlichen Staaten der Union. Und wenn man sieht, was die Japaner alles liefern, kommt man aus dem bewundernden Staunen über diese geschickten Affen nicht heraus. Es fällt ihnen garnicht ein, sozusagen „japanische" Dinge zu liefern; alles, was sie schicken, ist so „amerikanisch", als wenn es in Boston oder Philadelphia erzeugt worden wäre. Alles ist eigens für Amerika hergestellt; so schicken die Gelben Kleider, Hüte, Möbel, lauter Sachen, die das japanische Volk

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

garnicht braucht und benutzt, sondern die genau den europäischen und amerikanischen Fabrikaten nachgeahmt und nur an die europäischen und amerikanischen Bewohner der pacifischen Küsten verkauft werden. In San Franzisko gibt es sogar japanisches Bier, das genau so schmeckt wie das amerikanische Lagerbier, in genau den nämlichen Flaschen steckt und mit Etiketten beklebt ist, die den japanischen Ursprung in englischer Sprache anzeigen. Es ist möglich, daß durch den Panamakanal die Transportkosten von dem Osten nach dem Westen Amerikas so erheblich verbilligt werden, daß diese Ueberschwemmung der pazifischen Küste mit japanischen Erzeugnissen eingedämmt werden kann, möglich, aber nicht allzu wahrscheinlich!

Wenn man nun diese Tatsachen berücksichtigt und sich immer mehr davon überzeugt, daß der Amerikaner trotz seiner gewaltigen Schutzzölle nicht einmal im eigenen Lande die fremde Konkurrenz siegreich bestehen kann, geschweige denn in anderen Ländern, wo ihm keine derartigen künstlichen Schranken zu Hilfe kommen, dann verliert man ein wenig den Glauben an die unerreichliche Tüchtigkeit und Ueberlegenheit des amerikanischen Fabrikanten und Kaufmanns.

Allerdings ist dem Amerikaner dieser Ruf aus einem ganz andern Grund zuteil geworden. Nicht, weil man ihn in Europa und auf neutralen Weltmärkten als genialen Konkurrenten und Sieger im Handel kennen gelernt hat, ist ihm dieser Ruf geworden, sondern weil man beobachtete, wie er in seiner Heimat aus unwirtlichen Urwäldern und Prärien geordnete Staaten schuf, wie Städte mit hunderttausend Einwohnern an Orten entstanden, wo zwanzig Jahre vorher noch die Büffel weideten und die Indianer jagten, wie das ganze ungeheure Land sich mit Eisenbahnen, Fabriken, Aeckern, Städten bedeckte wie im Handumdrehen. Solche Wunder konnten doch nur von Leuten bewirkt werden, die mit ganz ungewöhnlicher Tatkraft, Umsicht und Klugheit ausgestattet waren! Und so gewöhnte man sich daran,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in dem Amerikaner ein Eliteweſen für das praktiſche Leben zu ſehen.

Aber wer iſt denn eigentlich dieſer wunderbare Amerikaner, dieſes mit in Europa unerhörter Energie und genialer Weltklugheit ausgeſtattete Ueberweſen? Iſt er nicht ganz einfach unſer Onkel oder Vetter, der vor zwanzig oder fünfzig oder hundert Jahren aus der alten Heimat fortgewandert iſt? Sollte dieſer Auswanderer wirklich ſeinem daheimgebliebenen Bruder ſo unendlich überlegen geweſen ſein? Iſt nicht der reichſte Mann Kaliforniens, der vor zehn Jahren verſtorbene „Zuckerkönig" Klaus Spreckels aus irgend einem plattdeutſchen Dorfe nach Amerika gekommen? Stammt nicht die reichſte Dynaſtie von New-York von dem ſchwäbiſchen Handwerksgeſellen Johann Jakob Aſtor ab? Iſt nicht der Vorfahre des Oelkönigs Rockefeller, der einſt aus einem pfälziſchen Dorfe nach dem Lande der Zukunft ausgewandert? Sollen nun alle die daheimgebliebenen Rockefellers, Aſtors und Spreckels dumpfe Tagediebe geweſen ſein? Sollen immer gerade nur die Tüchtigen und Geſcheiten fortgezogen ſein? Iſt es nicht höchſt wahrſcheinlich, daß die Daheimgebliebenen gerade ſo viel Arbeitsverſtand hatten wie die Ausgewanderten, denen man allenfalls ein wenig mehr Luſt zu abenteuerlichen Unternehmungen zugeſtehen mag, — und auch das nur in bedingten Maße?

Ja, aber wie kommt es dann, daß es dieſen Ausgewanderten ſo gut ging, daß ſie in New-York eine Dynaſtie von Hauseigentümern, im Stillen Ozean ein Zuckerkönigreich, in Penſylvanien eine Tyrannei aller Beleuchtungsſtoffe errichten konnten, wohingegen ihre Verwandten in der Heimat offenbar unbekannte und vermutlich nicht gerade reiche Bauern und Bürger geblieben ſind?

Nun, die Antwort darauf iſt ſehr leicht: das neue Land mit ſeinen unermeßlichen, bisher niemals angetaſteten und ungehobenen natürlichen Schätzen hat ſie reich gemacht! Daß ſie dabei auch Verſtand und Fleiß beſaßen und anwendeten, iſt wohl natürlich, aber ſo ungeheuerlich groß brauchten dieſe Gaben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht zu sein, und wer von der Tatsache, daß es dem amerikanischen Onkel oder Vetter materiell besser geht als dem im alten Vaterlande gebliebenen Verwandten, auf den größern Verstand und die größere Tüchtigkeit des Amerikaners schließt, macht ohne jeden Zweifel einen Trugschluß. Wären die Fortgezogenen daheimgeblieben und diese ausgewandert, so hätten die amerikanischen Verhältnisse genau die nämliche Entwicklung genommen. Das ist der beste Beweis dafür, daß nicht der Amerikaner an sich fleißiger, tüchtiger, schlauer, eifriger, klüger als der Europäer ist, sondern daß eben ein neues Land mit unerschöpften und schier unerschöpflichen natürlichen Hilfsquellen seinem Bewohner größere Möglichkeiten bietet, als ein altes Kulturland, dessen natürliche Vorteile seit tausend oder zweitausend, wenn nicht noch mehr Jahren von einer fleißigen Bevölkerung in rastloser Arbeit ausgebeutet worden sind.

Sehr oft bedarf es überhaupt gar keiner persönlichen Tüchtigkeit, um in einem pilzengleich aufschießenden Lande reich und groß zu werden. Der Ahnherr der Astors bewirtschaftete eine große Farm vor den Toren des damals zehntausend Einwohner zählenden New-York. Jetzt liegt die einstige Farm im Herzen des Geschäftsteiles der Millionenstadt. Ihr Gebiet ist mit Geschäftshäusern, Kirchen, Schulen bedeckt, aber es gehört immer noch den Astors, und unendliche Mietsummen strömen in ihre Taschen. Gehört zu solchem Reichtum Glück oder Verstand? In und bei Berlin und anderen schnell gewachsenen deutschen Städten ist es tausend Leuten so ähnlich ergangen, wenn auch nicht im Maßstabe der Astors, und darüber ist noch keinem Menschen eingefallen, diesen Glückspilzen besondere Genialität und Tüchtigkeit zuzuschreiben.

Mehr oder weniger aber sind alle die amerikanischen „Könige" des Geldsackes solche Glückspilze, die weit weniger durch besonders hervorragende Tüchtigkeit als durch das Wachsen des neuen Landes in die Höhe gekommen sind. Wenn der Amerikaner aber nicht der dem Europäer überlegene Geschäftsmann ist, so ist er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch nicht mehr als dieser ausschließlicher Anbeter des Goldenen Kalbes, was mir vergönnt sei, in einem späteren Aufsatze zu erörtern.

Auf Grenzwache

Von Béla Balázs

(Berechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Dr. Koloman von Lukáts.)

Nachdruck verboten.

Es war Nacht, als wir zur Save gelangten und ich wurde als Wachposten ans Ufer gestellt. Und ich habe an der Reichsgrenze Wache gehalten. An der Reichsgrenze, nachts, allein, mit der Waffe in der Hand: an der Grenze!

Gut, daß ich allein und im Finstern war, daß niemand über meine Pose lachen konnte. Doch ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich zwei Stunden lang wie eine romantische Kitsch-Statue dagestanden habe, daß es mir leid tat, als man mich ablöste und daß ich mich immer wieder zur Wachstellung zurückstahl, weil ich keinem anderen vertraute, obgleich nicht die Spur einer Gefahr vorhanden war. Ich schäme mich dessen nicht, da bei Niemand soviel Zynismus und Blasiertheit sein kann, daß er dem Pathos einer solchen Lage widerstehen könnte. Wachposten auf der Reichsgrenze! Allein in der Nacht, mit der Waffe in der Hand. Hüter der Träume friedlich Schlafender: ich, der Beschützer meines Hauses; ich, das Auge eines Volkes, das in die Nacht starrende, ich, der Grenzhüter! Das herrliche Symbol der würdigsten Mannhaftigkeit.

Conrad von Hötzendorf kann von keinem größeren Verantwortlichkeitsgefühl bedrückt werden, wie ich, dort. Als wäre mir das ganze Magyarentum anvertraut worden. Ich breitete die Arme aus: ein tausendjähriges Land deckte ich mit ihnen. Mein Fuß fühlte den Geschmack der Erde und biß in sie. — Kann man von da einen Menschen entfernen?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwischen Flußweiden im schleierhaften Mondschein die Save. Blaß, stumm, wellenlos. Sie drückte sich platt und kroch dahin, Ich empfand sie nicht als ungarischen Fluß. Ein Feind war sie mir: ein Serbe.

Ich schaute sie, als erkannte ich eine fremde Uniform. Ich verspürte Lust in sie hinein zu schießen. Also doch?! Kann in mir doch ein solches Gelüste entstehen? Mein Auge füllte sich mit Tränen. Mit dem Gewicht eines schweren, tragischen Fatums fühlte ich damals, zum erstenmale, daß ich nicht Herr über mich selbst sei.

Drüben stumme, finstere, fremde Ufer. Mein Blick fühlte das feindselige Herüberlugen gegnerischer Wachposten ... Gut, daß ich allein war.

Ich mußte an den Tod Sz. J's denken. Er war Maler gewesen in Szeged. Ein kluger, lieber Ungar und war, als er noch im Herbst fiel, so an der Reichsgrenze gestanden, wie ich jetzt hier. „Ungarn" war auf den Pflock geschrieben, an den er sich gelehnt hatte und da kamen die Russen, denen Sz. J. nicht zürnte. Er bekam eine leichte Verletzung in die Schulter, so sagt man. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, sich vom Pflock zu entfernen. Da kam aber der Befehl: zurück, mit der ganzen Kompagnie. Sz. J. wunderte sich still:

— Da kommen ja aber die Russen herein?

— Ja, die kommen herein.

Die Kompagnie ging auch schon zurück.

— Nun. Und die Russen sollen hier nach Ungarn herein?

Es ist nicht anders.

Da legte sich Sz. J. schön ruhig-still quer über die Straße: als Hindernis.

— Kamerad, komm wenn Du kannst, denn sie sind auch schon da.

— So kommen sie aber schwieriger herein — sagte Sz. J. still.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er hatte eine leichte Verwundung, sagt man, dennoch ist er dort umgekommen. Möglich zwar, daß es nicht grad so geschehen ist, daß dies eine ebensolche Kitsch-Phantasie war, wie meine Pose. Wenn man aber an der Reichsgrenze Wache hält, fällt einem nur so etwas ein.

Zeitstimmung und Philosophie

Von Mathilde Planck

Nur allzu sehr sind wir geneigt, Heldenzeitalter, politische Größe, Kunst und Wissenschaft der Hellenen in ihrer gesamten Entwicklung als für alle hervorragenden Völker typisch zu betrachten. Und da die letzte wundervolle Blüte des griechischen Geisteslebens seine Philosophie gewesen ist, so urteilen wir, das wissenschaftliche Streben und Forschen nach den letzten Gründen unseres Daseins nnd Wesens kommen am reichsten zur Entfaltung in den Zeiten des äußeren Verfalls. Wir übersehen dabei zweierlei. Erstlich vergessen wir, daß nichts sich wiederholt, daß in der Natur, im Menschen- und Völkerleben trotz der einheitlichen alles Leben tragenden Grundgesetze die unendlichste Mannigfaltigkeit herrscht. Und ferner sehen wir merkwürdigerweise bei jenem Urteil ganz ab von der Entwicklung des deutschen Volkes, dessen anerkannt größte Philosophen durchaus nicht am Ende seiner politischen Laufbahn stehen, ja sogar eher als Vorboten und Mitbegründer eines neuen Aufschwungs anzusprechen sind.

Und doch ist etwas Wahres an der eben angeführten Auffassung der Philosophie. An der Wende der Zeiten, die aber nicht zugleich der Verfall der Völker sein muß, ist das Nachdenken über die tiefsten Fragen am meisten unter den Menschen ausgebildet und findet die zahlreichsten und bedeutendsten Vertreter.

Geht eine Epoche der Geistesgeschichte ihrem Ende zu, so wendet der Denker gerne sein Angesicht rückwärts und leitet aus dem Gewordenen die Gesetze der Wirklichkeit ab. Gehört er zu den ganz Großen, so bleibt er nicht bei dieser rückwärtigen Betrachtung stehen. Das vergangene Geschehen veranlaßt ihn, eine Weltanschauung aufzubauen, in der neue geistig-sittliche Elemente sich finden. Wie ein Sokrates und Plato nahe Verwandtschaft mit den viel später zusammengefaßten christlichen Ideen zeigen, wie Kant und Fichte die unmittelbare Anwendung philosophischer Gedanken auf das Völ-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kerleben verlangt haben. Die Zeit des Absterbens ist ja immer zugleich die Zeit der Aussaat und des neuen Wachstums. Es mag immerhin als für die Lebenskraft eines Volkes bezeichnend gelten, ob es in seinen philosophischen oder philosophierenden Vertretern einer bloß passiven Anerkennung der Grundgesetze des Lebens huldigt, oder ob es auf solchen Grundgesetzen sich aufbauenden schöpferischen Ideen sich zugänglich zeigt.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo unser deutsches Volk sich in einer der ungeheuersten Proben als das kraftvollste des alternden Europa erweist, sollte man nicht daran zweifeln, daß es den ihm früher in so hohem Maße eigentümlichen Sinn für neue, Leben gestaltende Anschauungen wieder gewinne. Lange Zeit hat seine Stärke in der äußeren Bezwingung der Welt, in dem Ausbau der Naturwissenschaften und in der Vollendung der Technik bestanden. Dementsprechend hat die Zeitstimmung eine in die Tiefe gehende Philosophie abgelehnt. Ihr entsprach eine den großen Lebensfragen gegenüber skeptische oder gar pessimistische Betrachtung. Die mit der Zeitstimmung im Einklang stehende Philosophie hat sich mit scharfsinniger Durchforschung und geistvoller Durchleuchtung des Gegebenen begnügt. Sie war im allgemeinen rückwärts und nicht vorwärts gewendet. Und wenn heute als höchste wissenschaftliche Weisheit verkündigt wird, die großen Völkerschicksale seien unabänderlich bestimmt, so ist darin noch ein Festhalten an dem Verzicht auf neues machtvolles Schaffen, das der Gegenwart entschieden besser angemessen wäre.

Neben jener Philosophie, die in allerlei Form und Gestalt der Zeitstimmung entsprechend sich bildet, gibt es eine andere, die man fast eine zeitlose nennen könnte. Denn unbekümmert um die Tagesmeinung und den Erfolg muß sie ihren Weg gehen wie die ewigen Sterne. Auch sie faßt die Errungenschaften der Zeit, alle Ergebnisse der Wissenschaft in ein großes Gesamtbild zusammen. Auch sie spürt den Kräften, die in der Vergangenheit wirkten, bis in ihre tiefsten Wurzeln nach. Aber ihr eignet zugleich ein konstruktives Element. Sie will alles Errungene nutzbar machen; sie strebt darnach, der ferneren Entwicklung Ziel und Richtung zu geben. So steht sie nur mit einem Fuß auf demselben Boden mit den Zeitgenossen, der andere hat das Land der Zukunft betreten.

Nur eine Zeit, die selbst mit frischer schaffender Kraft der Zukunft sich zuwendet, kann eine derartige Philosophie verstehen. Jede andere, so auch die hinter uns liegende, wird sie ablehnen. Nur von wenigen wird der Mann verstanden, der seiner Zeit vorausgeeilt ist und die Gedanken aussprechen mußte, die späteren Geschlechtern zum Heil und Segen dienen sollen.

Das bisher Gesagte ist keine müßige Betrachtung. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat ein deutscher Philosoph, Karl Chr. Planck, seine ersten grundlegenden Werke der eben geschilderten Art geschrieben. Wenn die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vermutung ausgesprochen wird, daß er heute über den längst gewonnenen kleineren Kreis hinaus Verständnis finde, so gründet sich diese Vermutung nicht allein darauf, daß die Art seiner Weltanschauung in ihrer Frische und Kraft dem augenblicklichen Streben und Empfinden entsprechend sei. Wie viele können oder mögen heute sich in tiefgründige philosophische Gedankengänge versenken? Drängt doch alles zur Tat. Aber in Verbindung mit dieser Philosophie und aus ihr herausgewachsen ist eine eigenartige Deutung der gesamten neuzeitlichen Entwicklung und der großen besonderen Aufgabe, zu der das deutsche Volk berufen ist. Daß mit diesem Ueberblick über die weitesten und tiefsten Zusammenhänge des Weltgeschehens auch ein politischer Scharfblick verbunden ist, beweist die Vorhersage des Weltkriegs und beweisen auch die Urteile über England und das einstige deutsch-italienische Bündnis, die vor 40 und mehr Jahren ausgesprochen sind.

Was Planck von seinem Volke verlangt und erwartet, ist nichts Geringeres, als daß es die Menschheit aus dem Banne des Materialismus, von dem einseitigen, aus englischem und französischem Geist geborenen Rechtsprinzip, erlöse. Er weiß, daß dies nicht ohne eine tiefgehende sittliche Erneuerung des gesamten Volkslebens sein kann, die ja auch heute von den Besten herbeigesehnt wird. Und von dem furchtbaren welterschütternden Weh dieses Krieges hofft er, er werde unser Volk zur Besinnung auf sein eigenstes und tiefstes Wesen führen. Denn die ganze deutsche Geschichte, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist ein unausgesetzter Beweis dafür, daß der deutsche Geist a l l e großen Menschheitsfragen sich ganz besonders zu eigen gemacht und daß unser Volk für ihre Lösung in einer Weise gestritten und gelitten hat, die mehr als einmal sein eigenes Dasein zu vernichten drohte. Was aber Planck von dem wieder erstandenen Reich und seiner sieghaften Kraft erhofft hat, dazu scheint unsere augenblickliche Politik in doppelter Hinsicht geradezu gedrängt zu werden. In der Wiederaufrichtung des Königreichs Polen und in der Erklärung unseres Reichskanzlers über künftige Garantien des europäischen Friedens, dürfen wir wohl die Zeichen dafür sehen, daß Deutschland wieder wie einst im Mittelalter der starke Hort und Halt der kleineren Völkerschaften werde, die es nicht zu einer eigenen sichernden Macht bringen können. Und das Gesetz über die Dienstpflicht ist in gewissem Sinne verwandt mit einem der Planckschen politischen Grundgedanken, dem der gegenseitigen und allgemeinen Verantwortlichkeit aller Staatsbürger.

So ist es keineswegs nur die Zeitstimmung, der Gedanke der großen deutschen Zukunft, was auf Planck hinweist. Es sind feste, klarumrissene Ziele, die er bietet, die Ziele, nach denen die deutsche Sehnsucht ausschaut: innere Stärkung, indem die wieder erwachten religiös-sittlichen Kräfte auf das äußerliche, insonderheit das wirtschaftliche Leben mitbestimmend einwirken

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und damit einen neuen Ausgleich zwischen individuellem Streben und allgemeiner Wohlfahrt schaffen und zugleich die größtmögliche Stärkung der im Völkerleben einzusetzenden Macht. Denn wenn ein Volk unüberwindlich bleiben kann, so muß es dasjenige sein, dessen Glieder in all ihrem Denken und Tun davon durchdrungen sind, das Schicksal des Staates und *jedes* seiner Bürger sei unzertrennlich mit einander verknüpft.

Gustav Schönleber †

Die deutsche Landschaftsmalerei hat mit dem Karlsruher Professor Gustav Schönleber einen Vertreter verloren, der in dem Hin und Her der ästhetischen Schwankungen eine beruhigende Kraft selbstverständlicher und klarer Qualität war. Auch er hat Wandlungen durchgemacht und neue Seh- und Malprobleme, die von den andern mit stürmischer Einseitigkeit angepackt und vorgetragen wurden, in sich aufgenommen, hat sie verarbeitet und in persönlicher Weise umgeformt — aber dabei fiel von dem neuen Wesen alles Doktrinäre ab und was blieb, war äußere Bereicherung des Ausdrucks einer in sich festen und geschlossenen Art.

Man kann diesen Mann nicht in irgend eine der Gruppe der deutschen Kunstbewegungen der letzten Jahrzehnte unterbringen und so stark dieser Schwabe aus dem Enzstädtchen Bietigheim auf die Schüler der Karlsruher Akademie gewirkt hat, er war keine „führende" Persönlichkeit. Denn er blieb frei von allen Lehrmeinungen und ging seinen Weg durch allerhand Städte und Länder, aufmerksam und empfänglich. Man kann die Kunst der Landschaftsmalerei geographisch sehen oder kulturpsychologisch — sie folgt oder geht voran Reisegewohnheiten, historischen Stimmungen. So haben wir die Spezialisten der Seen-, der Alpen-, der Italienmaler. Auch Schönleber war ein viel reisender Mensch, der eine zeitlang Holland oder Italien regelmäßig aufsuchte und mit fleißigem Gewinn an Eindrücken und Fertigkeiten zurückkehrte, bis er als reifer Mann sich zu den schwäbischen Städten, Dörfern und Hügeln fand, an deren Romantik der Jüngling in novellistisch-malerischer Häufung der Motive sich entzückt hatte.

Aber von Romantik ist nicht viel in ihm. Er malt und beschreibt ohne geistreichen oder sentimentalen Anmerkung die Geschlossenheit eines sachlichen Eindrucks; man könnte das nüchtern nennen, wenn es nicht ein vornehmes Distanzgefühl wäre, eine unpathetische Genußfähigkeit farbiger Eindrücke und ein höchst ausgeprägter Sinn für den zeichnerischen Bau des Bildes. Vielleicht lag das an seiner Kurzsichtigkeit, die ihn bei der Arbeit ein Perspektiv verwenden ließ, daß aus der Not ein Gebot zur Genauigkeit wurde: es wird in diesen Bildern nicht der faule Zauber der technischen Vielkönner getrieben, sondern es waltet ein ordnender, prüfender, geschärfter Geist, ein sehr lebendiger Sinn, für das, was man „bildhaft", Bildwirkung im engeren Sinn nennt, ein reiches Gefühl für Farbwerte.

Er sollte einmal Ingenieur werden, ging dann zu Lier nach München und genoß bei diesem eine gute Schule. Die Schule gab im den vollen, dunkeln, farbensatten Pinsel, der seinen ersten holländer Bildern mit ihrem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dunkeln Graublau und Rotbraun," in dem fahle, feuchte Lichter stehen, den Charakter gibt — diesem ersten Werken, die ihm den Ruhm schufen, entzücken durch reiche Skala naher Tonwerte. Als er nach Italien ging, hellt sich die Palette auf, Gelb, ein reines Blau werden beherrschend — die Malerei wird manchmal etwas virtuos. Aber in Bildern, in denen das Gedeckte, Gehaltene der früheren Zeit noch weiterwirkt, leistet er das Höchste; so in dem Bild von Rapallo, das die Berliner Nationalgalerie besitzt.

Vielleicht war es Thomas Einfluß, vielleicht eine Rückkehr zu eigenen jungen Versuchen — in den letzten anderthalb Jahrzehnten hat sich des Meisters Handschrift geändert, der Farbenauftrag wird dünn, sparsam trocken, das Zeichnerische tritt stärker, selbständiger hervor, eine helle Zartheit liegt über der Mehrzahl dieser Bilder, die nun die Schönheiten des kleinen Landes zwischen Neckar und Enz in unermüdlicher und immer frischer Freude schildern. Er ist der Wahrheit nahe getreten, daß dies die Reife: mit der Verwaltung des Wenigen das Höchste zu geben.

Sein Menschentum war vornehm behagliche Schlichtheit; ein Zug von Wehmut war wohl in den letzten Jahren zu dem kräftigen Humor und der herzlichen Offenheit getreten und hatte ihm, dessen Arbeitskraft sich durch Leiden hindurch behaupten wollte, etwas Müdes gegeben. Er ist jetzt auf die Seite getreten, still und geräuschlos — vollendet in seinem Leben und seiner Kunst, aber schmerzlich betrauert von denen, die sein Wesen gekannt. Er bleibt in der Geschichte der deutschen Landschaftsmalerei — nicht als Wegbahner, nicht als originale Kraft, die ihre Leidenschaft zum Höchsten zwang, aber als der sichere Zeuge für ein sachlich klares und gepflegtes Naturgefühl, für die meisterliche Reife einer unermüdlichen Selbstschulung.

Theodor Heuss

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schlacht am Ourcq

(6. bis 9. September 1914)

Von Hermann Stegemann

Nur rasche Entschlüsse und noch raschere Manöver konnten die 1. Armee und damit das ganze über die Aisne und Marne vorgerückte Heer vor einer schweren Niederlage retten. Während die Berichte über die Neugestaltung der Dinge ins Große Hauptquartier abgingen, galt es, am Ort das Netz zu zerreißen, das sich schon würgend zusammenzog. Generaloberst v. Kluck wählte den Hieb als Deckung. Er ließ das IV. Reservekorps den ersten Ansturm der Armee Maunoury aushalten und griff mit dem II. Korps in der Front und halbrechts die Engländer an, die sich schwerfällig zur Schlacht entwickelten. Das IV. Linienkorps, das noch im Vormarsch auf Provins war, wo es kaum Widerstand fand, da hier die Lücke in der gegnerischen Aufstellung klaffte und die Engländer nicht imstande waren, ihren rechten Flügel vorzuschieben, sicherte diesen kurzen Vorstoß Linsingens und seiner Pommern in der linken Flanke. Auf diesem Vormarsch erreichte die Spitze der 8. Division des IV. Korps Nangis, die der 7. Division Provins, verdrängte die französische Kavallerie und gelangte so zugleich mit einer Brigade überflügelnd in die linke Flanke der 5. französischen Armee, die sich eben zum Angriff auf das III. und IX. Korps anschickte.

Während das IV. aktive Korps der Armee Kluck dergestalt nach Süden vorstieß, brachte das II. Korps die Engländer in Unordnung und warf sie im Gegenangriff wieder in den Wald von Crécy zurück. Es war früh am Tage. Der Angriff Linsingens ging

---

Anmerkung der Redaktion: Wir freuen uns, diesen wichtigen und spannenden Abschnitt der Schlacht an der Marne aus Hermann Stegemanns demnächst erscheinender Geschichte des Krieges heute schon unsern Lesern bieten zu können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit solcher Schneid vorwärts, daß die Armee French sofort die Handlungsfreiheit verlor. Sie war etwa bis in die Linie Haute-feuille—Pezarches—Vaudoy gelangt, die sich vom Nordsaum des Waldes nach Südosten zu einem Wegknoten südlich von Amillis zieht, als sie in ihrer schwerfälligen Bewegung unterbrochen und nach Südwesten zurückgeworfen wurde. Schon um 9 Uhr früh sind die Engländer nicht mehr imstande, die ihnen zugewiesene Aufgabe zu erfüllen, und genötigt, die Verbindung mit Maunoury zu lockern und sich im Walde von Crécy neu zu ordnen. Das französische Kavalleriekorps hatte sich inzwischen nach Südosten zurückgezogen, um die linke Flanke Franchet d'Espéreys zu decken. Das bedrückte den britischen Heerführer, denn er sah nun auch seine rechte Flanke bedroht, wo das IV. Korps Klucks im Angriff auf das südöstlich von Vaudoy gelegene Jouy-le-Chatel fortschritt.

Da begannen die Angriffe der Deutschen plötzlich zu stocken. Es war gegen 10 Uhr morgens, als sich die Engländer auf einmal des furchtbaren Gegners entledigt sahen, der ihren methodischen Vormarsch und ihre ganze Schlachtordnung in einem kurzen Bewegungsgefecht aus den Fugen gebracht hatte. Um so heftiger grollte schwere deutsche Artillerie, die jetzt an die Stelle der Infanterieangriffe trat und die englischen Divisionen noch nicht zur Erkenntnis der Lage gelangen ließ. Linsingen hatte den Befehl der Armeeleitung erhalten, dem IV. Reservekorps zu Hilfe zu kommen, das, von dreifacher Übermacht bedrängt, ums Leben rang. Vom Fleck weg machten die Pommern kehrt und folgten dem Rufe zu neuer Schlacht. In die dadurch entstehende Lücke wurden die deutschen Kavalleriedivisionen gestellt, die von den Engländern als starke Kräfte aller Waffengattungen betrachtet und mit großer Vorsicht angefaßt wurden. Es war ein weiter Weg bis zum Grand Morin, und es war Abend geworden, als French endlich bis Coulommiers gelangte. Weiter wagte er sich nicht, denn am Nordufer des Grand Morin brüllten deutsche Haubitzen und der Vormarsch in Gefechtsgliederung war nicht nach englischem Geschmack. Unterdessen war auch an das IV. deutsche Korps der Befehl zur Umkehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geflogen. Das IV. Korps, das den Feind, den es vor sich sah, schon überflügelt wußte und im günstigsten Gefecht stand, brach den Kampf unwillig ab. Nur die Kavallerie blieb opferbereit und breitgefächert südlich des Aubetin stehen, um die Reiter Conneaus am Nachstoßen zu verhindern.

Die englische Armee war weder imstande gewesen, das II. Korps festzuhalten, noch den Rückmarsch des IV. Korps zu schädigen, das an ihr vorbei Coulommiers gewonnen hatte.

Der Rückzug der beiden rechten Flügelkorps der 1. Armee erfolgte als Manöver zur Herstellung der Lage und gestaltete sich zu einer der glänzendsten Operationen, die je in freiem Felde unter solchen Umständen ausgeführt worden sind. Die Truppen, die seit dem 20. August von Schlacht zu Schlacht geschritten und durch Belgien und Frankreich gestürmt waren, Märsche bis zu 50 Kilometer Tagesleistung ausgeführt hatten, sahen sich angesichts des Feindes herumgeworfen, um abermals 30 und 40 Kilometer zurückzulegen und von diesem kühnen Flankenmarsch an drei britischen Korps vorbei zu neuem Gefecht überzugehen. Der Kanonendonner, der ihnen entgegenhallte, mahnte zur Eile. Nie rief die Stimme der Schlacht Generale und Musketiere dringender zu Hilfe. Vor sich, in der Flanke und hinter sich den Feind, der so viel Armeen zählte, als sie selbst Korps bildete, wahrlich keine aussichtsvolle Lage!

Es war 10 Uhr morgens, als das II. Korps den Kampf mit den Briten abbrach. Das III. britische Korps war vor dem Anprall so weit ausgewichen, daß es seine Aufgabe als linke Flügelgruppe nicht mehr erfüllen konnte und Maunoury um Hilfe bat. General Maunoury sah sich gezwungen, Teilkräfte nach Süden abzuzweigen, um die abgerissene Verbindung mit den Engländern wiederherzustellen.

Die Pommern stürmten in glühender Tageshitze den Weg zurück — zurück zum Angriff. Der 18. August 1870 und Gravelotte hatten sie nicht so dringend gerufen wie der 6. September im Tal des Ourcq. Damals war ihr Einsatz im Abenddunkel nach Moltkes eigenem Urteil nicht mehr zweckmäßig gewesen, diesmal hing von ihrem Eingreifen alles ab.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon am Abend des Sonntag hatte das II. Korps den Grand Morin wieder überschritten und den Ourcq erreicht. Im Schauer der von Bränden und Kämpfen erfüllten Nacht entwickelte es sich, Front nach Westen, zu neuer Schlacht. Die 3. Division brach durch die Gehölze von Meaux und setzte sich bei Varreddes an den linken Flügel des IV. Reservekorps, die 4. Division keuchte bis Etavigny und griff rechts vom IV. Reservekorps ein.

Noch weiteren Rückweg hatte das IV. Armeekorps von St. Just und Provins. An den Engländern vorbei, die nicht fähig waren, solcher Manövrierkunst die Spitze zu bieten, marschierte es nach Rebais, um sich dort auf breiter Hügelflur nördlich des Grand Morin der Armee French vorzulegen und es ihr unmöglich zu machen, über Coulommiers nach Norden einzuschwenken. Als man sich überzeugte, daß die Engländer sich von Nachhuten und Kavallerie verblüffen und festhalten ließen, wurde auch das IV. Korps an den Ourcq nachgezogen, wo es am 7. September eintraf.

Das IV. Reservekorps hatte dort den ganzen Tag des 6. September bis in die Nacht den Anstürmen der Armee Maunoury standgehalten. In rasenden Bajonettkämpfen bedeckten sich die Felder zwischen Barcy und Acy mit Leichen. Unter großen Verlusten hatten die Divisionen Lamazes sich von Marcilly auf Etrepilly vorgearbeitet. Dreimal wurde der Kirchhof von Etrepilly gewonnen und verloren, bis er in den Händen des 2. Ersatzregiments der Zuaven blieb. Das IV. Korps, das am 9. August und 20. August Mülhausen genommen hatte und die am 29. August bei Combles erlittene Scharte auswetzen wollte, setzte seine Umfassungsbewegung eifrig fort und schob sich über Acy-en-Multien hinaus. Schritt für Schritt wich das IV. deutsche Reservekorps auf den Ourcq, an dessen Uferhügeln seine schweren Batterien aufgefahren waren.

Die Nacht verging und der Tag graute, es war Zeit, daß die Pommern kamen, denn die Franzosen brachten fortgesetzt Verstärkungen ins Gefecht und fochten mit einer Hingebung, die keine Opfer scheute. Um den Angriff durchzuführen, der wider Erwarten nicht zeitig genug gedeihen wollte, sandte Gallieni Maunoury die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

61. Reservedivision zu Hilfe. Sie wurde mit der Eisenbahn herangebracht und zur Unterstützung des VII. Korps über Villers-St. Geneſt zur Umfassung angesetzt. Da stieß das VII. Korps, das schon auf Acy vorgeprallt war, plötzlich auf neue Streiter, die mit schweißverklebten Gesichtern zum Angriff schritten. Das II. deutsche Korps war ins Gefecht getreten. Weit klafternd schritt es auf den bedrohten Flügeln zum Angriff, wies auf dem linken einen Flankenstoß auf Meaux ab und eroberte auf dem rechten Flügel Etavigny zurück. General Maunoury sah den Erfolg entgleiten und warf das Letzte in die Schlacht. Vergeblich hoffte er auf die Unterstützung Frenchs; dieser hatte weder das II. noch das IV. deutsche Korps zu fesseln vermocht und mühte sich umsonst, den Vorhang zu zerreißen, den die Heereskavallerie und schwere Artillerie an der Straße Meaux—Coulommiers ausgespannt hielten. Maunourys Kerntruppe, das VII. Korps, verblutete sich bei Chambry und Acy, auch Acy ging ihm verloren, zerschossene Batterien blieben liegen, die Schlacht wandte sich zugunsten der Deutschen. Die 45. französische Liniendivision und die 55. und 56. Reservedivision, die mit der Marseillaise auf den Lippen ins Feuer gegangen waren, brannten zur Schlacke aus und waren nicht mehr imstande, das Feld zu behaupten. Im Drange der Not ersuchte General Maunoury in der Nacht auf den 8. September den Generalissimus nochmals um Unterstützung. Er hatte seine letzten Reserven aus der Hand gegeben und konnte trotz der kritischen Lage seinen weit nach Südosten ausgereckten rechten Flügel nicht nach der Mitte zusammenziehen, um den Durchbruch seiner Schlachtlinie zu verhüten, weil sonst die Verbindung mit der englischen Armee ganz verloren gegangen wäre. Selbst zum Einbruch in die große Lücke, die auf der deutschen Seite klaffte, seit das IV. Korps von der Hochfläche von Rebais über La Ferté-sous-Jouarre zurückgeklirrt war, fehlte den drei englischen Korps die Bewegungskraft. Ein Versuch ihrer Kavallerie, die Nachhuten des IV. Korps zu überflügeln, scheitert bei Choisy unter Verlusten. Die Armee French ist am Abend des 7. September kaum über Coulommiers und Choisy hinausgekommen. Unaufhörlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hämmerten das II., IV. Korps und IV. Reservekorps der 1. deutschen Armee, die nicht mehr um Rückzug, sondern um Sieg kämpften, auf die 6. Armee ein. Da erreichte das IV. Korps der Armee Sarrail, das Joffre vom äußersten rechten zum äußersten linken Flügel der französischen Schlachtlinie entsandt hatte, das Schlachtfeld. In einer Hetzfahrt wurde es von der Maas zum Ourcq befördert, die Schlacht zu entscheiden, an der nun — seltsamer Wechsel des Geschicks — nicht mehr das Schicksal des deutschen, sondern das des französischen Heeres zu hängen schien. Trotzdem gelang es den Franzosen nicht, den Gegner am Ourcq zu bändigen.

Er hatte sich längst die Straßen nach Norden freigemacht und rückte nun am rechten Flügel mit grimmen Schwertstreichen von Betz über Villers—St. Genest vor. Maunourys Flügelstützpunkt Betz wurde mit stürmender Hand genommen. Der linke französische Flügel drohte vollends zusammenzubrechen. Die Gegenumfassung war im Gange. Nach Betz fiel Thury-en-Valois, das fortan zu einem starken Stützpunkt Klucks wurde, und als nun Sarrails IV. Korps im Feuer schmolz, die 61. Reservedivision zur Schlacke gebrannt war, alle Versuche, Acy zurückzuerobern, gescheitert waren, die englische Armee sich nicht fähig zeigte, den Grand Morin in breiter Front zu überschreiten und sich in Klucks linke Flanke und Rücken zu stürzen, da war die große Umfassungsschlacht als strategisches Manöver des Gesamtplans gescheitert und zu einem Ringen auf Leben und Tod der 6. französischen Armee geworden.

Schon faßte die Armee Kluck die Trümmer der Armee Maunoury, die sich trotzig und verzweifelt immer wieder zusammenballten, von Osten und Norden, um sie in eiserner Umarmung zu erdrücken. Unterdessen wich die deutsche Kavallerie vor der Armee French vom Grand Morin Schritt für Schritt auf die Marne, indem sie planmäßig jeden Abschnitt unter Aufopferung der letzten Staffeln bis aufs äußerste verteidigte.

General Maunoury erhielt von General Joffre strengsten Befehl, nicht vom Platz zu weichen, die Schlacht sei auf der ganzen Linie entbrannt, und es könne keine Schwäche geduldet werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In dieser Not wandte er sich noch einmal an Gallieni, und Gallieni nahm einen eisernen Besen und kehrte alles zurecht, was er in Paris entbehren konnte, um es Maunoury zu schicken. Er raffte die 62. Reservedivision zusammen und sandte sie in den Kraftdroschken, die von den Boulevards weggeholt wurden, an die Front. Zugleich erhielt General Boëlle, der Führer des IV. Korps, Befehl, am linken Flügel bis auf den letzten Mann standzuhalten und die Gegenumfassung um diesen Preis zu verhindern. Zugleich wurde die 8. Division vom rechten Flügel an den linken geworfen. Aber nichts wollte fruchten, und als es Nacht geworden war, stand die 1. deutsche Armee frei, siegreich und Herrin ihrer Bewegungen nördlich der Marne und hielt die 6. Armee unter sich gepreßt, während Nachhuten des III. und IX. Korps und Marwitzens Reiter den Engländern immer noch den Weg versperrten.

Schon waren 50 Kanonen in Klucks Händen, die strategische Lage ins Gegenteil verkehrt, die Niederlage der Armee Maunoury nahezu vollendet und der feine Plan des französischen Generalstabs durch die meisterhafte Manövrierkunst des deutschen Armeeführers in Fetzen gerissen.

Der Generalbefehl, mit dem Joffre am 6. September die Schlacht an der Marne eingeleitet hatte und in dem es hieß: „Le moment est venu d'avancer coûte que coûte et de se faire tuer sur place plutôt que de reculer" wuchs am Ourcq in blutige Erfüllung. Der 9. September dämmerte herauf und wieder setzte Kluck zum Angriff an. Er erstürmte Nanteuil. Zwischen den von Granaten entzündeten, qualmenden Strohmieten der abgeernteten Felder sank die 6. französische Armee, sanken Tausende der Armee Kluck als zweite Ernte in den Tod. Mit äußerster Mühe gelang es General Boëlle, südlich von Nanteuil eine Aufnahmestellung zu beziehen, während die Kavalleriedivision Bridoux einen letzten Versuch machte, nach Norden auszuholen und über Lévignen nordwestlich von Betz in die Flanke des Gegners vorzustoßen. Umsonst — Teile des IX. deutschen Korps fingen ihn ab. Verzweifelnd wichen die Franzosen auf Silly-le-Long. Die Widerstandskraft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maunourys war erschöpft. Nur der Wille hielt ihn und seine Armee noch aufrecht.

Am Morgen des 9. September hatte die 1. deutsche Armee die Umfassung vereitelt, die Armee Maunoury geschlagen, die Armee French, die solchem Bewegungskrieg nicht gewachsen war, in Schranken gehalten und ihre eigene Handlungsfreiheit sichergestellt. Sie hielt sich stark genug, trotz ihrer schweren Verluste Maunourys Niederlage zu vollenden und dann, durch nachrückende Korps verstärkt, die Briten an den Hörnern zu packen.

Der Rückzugsbefehl der obersten Heeresleitung enthob die Armee Kluck der Riesenaufgabe. Er ist im Hauptquartier auf Grund allgemeiner Erwägungen gefaßt und war durch die Abdrängung der 1. Armee von der Masse des Heeres und das Auftauchen starker feindlicher Kräfte in der entstandenen Lücke nahegelegt worden. Da die Zurücknahme der 1. Armee Bülows rechte Flanke entblößte, ergab sich aus dem primären Entschluß eine allgemeine Rückzugsbewegung, die gleichbedeutend wurde mit einem Abbruch der weitgespannten Schlacht.

Generaloberst v. Kluck lieferte am 9. September nur noch Rückzugsgefechte, hielt aber Nanteuil, Etavigny und Lizy so lange fest, bis er die Armee hierzu bereitgestellt hatte. Die Franzosen spürten die Erleichterung, vermochten sie aber weder zu deuten noch zu benutzen. Am Abend trat Generaloberst v. Kluck auf Befehl der obersten Heeresleitung den Rückzug auf die Aisne an. Er wählte ihn nach Gefallen und der Sachlage entsprechend in exzentrischer Richtung und führte seine Trophäen und Gefangenen mit sich. Als die französisch-englischen Streitkräfte am Morgen des 10. September ihre Vereinigung vollzogen hatten und die Engländer nun frischer in Gang kamen, sahen sie sich nur noch Nachhuten gegenüber, die den Rückzug auf Soissons um den Preis einiger Geschütze und Versprengter deckten und dabei so drohende Gestalt annahmen, daß French sogar noch den General Franchet d'Espérey um Unterstützung ersuchte und die Marne nicht zu überschreiten wagte, bis kein Feind mehr zu sehen war.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kriegsinteressen Amerikas

Von Ernst Kahn, Frankfurt a. M.

An der Neuyorker Börse wurde der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland mit einem Freudentaumel begrüßt, und in den benachbarten Geschäftshäusern erschienen die Flaggen. Diese Stimmung findet ihr Gegenstück im Verlauf der Börse vom 21. Dezember, jenes Tages, an dem durch allerhand Durchstechereien einige gerissene Großspekulanten vorzeitig die Wilsonsche Friedensbotschaft vom kommenden Tage „vorausahnten". Damals war ein panikartiger Kurssturz die Begleiterscheinung. Also: die Neuyorker Börse fürchtet den Frieden und wünscht den Krieg. Warum? Weil noch keine Periode in der Entwicklung dieses materiell so glücklichen Landes ihm derartige Riesengewinne gebracht hat wie die zweieinhalb Jahre europäischen Krieges. Dafür nur wenige Ziffern.

Die Vereinigten Staaten, bis zum Kriegsausbruch ein Schuldnerstaat, haben während des Krieges bisher an fremde Länder, d. h. fast ausschließlich an die Entente, rund 10 Milliarden Mark Darlehen gewährt. Sie haben außerdem von diesen Ländern einen nicht minder großen Posten seither in Europa liegender amerikanischer Wertpapiere zurückgekauft und darüber hinaus noch etwa 3500 Millionen Mark europäisches Gold aufstapeln können. Dazu kommen noch einige andere Vorteile, wie beispielsweise der Wegfall von Zinsverpflichtungen, die sonst an Europa zu zahlen waren, geringere Verpflichtungen an die Saisonarbeiter, Ersparnisse im Reiseverkehr usw., so daß auch eine vorsichtige Schätzung die seitherigen Gewinne Amerikas im Krieg auf reichlich 25 Milliarden Mark veranschlagen darf.

Nun ist es politisch von weitestgehender Bedeutung, zu wissen, in wessen Taschen diese Gewinne geflossen sind, ob nur etwa in die einer kleinen plutokratischen Oberschicht oder ob auch weitere Volksschichten davon Nutzen gezogen haben. Das hat sich im Laufe des Krieges außerordentlich verschoben. Im Anfang des Krieges

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

litt das ganze Land unter einer ungewöhnlich scharfen Krisis, da Absatz und Kredit stockten. Nach einiger Zeit erst profitierten vom europäischen Völkerstreit ein paar ganz Große. Das war um jene Zeit, als das Haus Morgan durch geheime Abkommen mit der englischen Regierung zu deren Fiskalagenten in den Vereinigten Staaten ernannt wurde, und als dieses Neuyorker Bankhaus mit größter Bereitwilligkeit von nichtsahnenden ängstlichen Aktionären Bethlehem Steel Shares zu 45 % kaufte, um sie später zu 600 % wieder herzugeben. Wie gesagt, nur ein kleiner, aber einflußreicher Kreis von Großbankiers und Schwerindustriellen zog damals Nutzen aus der Lage. Allmählich aber änderte sich das. Der Bedarf der Entente wurde vielseitiger und dringlicher. Immer mehr Schreibmaschinen- und Lokomotivenfabriken richteten sich auf Granatendrehen ein, und auch Textil- und Lederindustrie bekamen aus der Morganschen Office ansehnliche Aufträge. Nach einiger Zeit griff die Kriegsindustrie auch auf gewisse agrarische Gebiete über. Die Sperre der Dardanellen machte plötzlich die Vereinigten Staaten, in den letzten Friedensjahren nur mehr ein Getreidelieferant zweiten Grades, zum wichtigsten Weizenexporteur. Während beispielsweise in den Jahren 1911/12 und 1912/13 nur 19 bzw. 26 % der Weltverschiffungen aus der Union kamen, waren es 1915/16 nicht weniger als 57 %, und zwar konnten die Farmer ihre Waren zu geradezu glänzenden Preisen losschlagen. Bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1915 war zeitweise der Getreidepreis in Chikago annähernd so hoch wie in Berlin, während er im Frieden in Berlin um die Hälfte teurer ist.

Sehr schwer litten dagegen zunächst die Baumwollfarmer unter dem europäischen Krieg. Sie hatten gerade die größte Ernte der Geschichte eingebracht und sollten nun ihren zweitbesten Auslandskunden, Deutschland, ganz verlieren. Die Folge war eine Entwertung sondergleichen. Die Textilfaser wurde zu Preisen angeboten (6 Cent für das Pfund), die auch nicht annähernd die Selbstkosten der Bauern decken konnten. Bei der großen politischen Macht der sogenannten Baumwollstaaten konnte man aus der Unzu-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

friedenheit dieser Leute einen günstigen Einfluß für die deutsche Sache erhoffen. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Allmählich nämlich fanden auch die Baumwollbauern einen Ausgleich durch den erhöhten Inlandsverbrauch, dem sie noch durch scharfe Einschränkung der Anbauflächen nachhalfen, und Ende 1916 hatten sich die Verhältnisse bereits derartig verschoben, daß an die Stelle jener schlimmen Depression die tollste Hochkonjunktur für die glücklichen Baumwollpflanzer getreten war. Die Ware, die zwei Jahre vorher noch zu 6 Cent verkäuflich war, wurde ihnen jetzt zu 20 Cent und darüber aus der Hand gerissen. Das war ein Preis, der in gar keinem Verhältnis mehr zu den Selbstkosten stand und der seit den Tagen der Baumwollhungersnot während des amerikanischen Bürgerkrieges nie mehr gesehen worden war. Und so muß man sagen, daß in dem Zeitpunkt, in dem Bethmann Hollweg den unbeschränkten Tauchbootkrieg ankündigte, die gesamte amerikanische Volkswirtschaft von den Schrecken des Krieges Nutzen zog. Ausgenommen sind nur jene Arbeitnehmer, deren Lohn nicht gleichen Schritt mit der Teuerung halten kann, die selbstverständlich in den Vereinigten Staaten ebenfalls sehr unangenehme Dimensionen angenommen hat und die beispielsweise die Durchschnittspreise für Nahrungsmittel im Engroshandel von August 1915 bis Ende 1916 um reichlich 50 % erhöht hatte. Also das Heer der Festbesoldeten, das aber in den Vereinigten Staaten mit ihren rasch wechselnden Löhnen und Gehältern verhältnismäßig klein ist.

Soweit ist das materielle Interesse der Vereinigten Staaten an einem Anhalten des Krieges zwischen den europäischen Staaten erwiesen. Dagegen bietet unsere Schilderung noch keinerlei unmittelbare Anhaltspunkte dafür, daß die amerikanischen Wirtschaftskreise Vorteile aus einem Bruch mit Deutschland ziehen. Warum ist aber trotzdem jener uns feindselige Schritt Wilsons mit einer Hinaufsetzung der Kurse begrüßt worden? Hier kann man nur vermuten. Zunächst einmal werden wohl die amerikanischen Kriegslieferanten auf Grund der glänzenden Erfahrungen ihrer europäischen Kollegen sich ausgemalt haben, welche schönen Aufträge ihnen nun

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Washington zugehen würden; weiter aber erhofften sie — und wohl nicht mit Unrecht — eine behördliche Unterstützung ihrer von Deutschland stark gefährdeten Verschiffungen durch Konvoi und ähnliches. Noch viel unmittelbarer aber ist der Vorteil der Wilsonschen Politik für die hohe Finanz, vor allem für die um Morgan: die amerikanischen Banken nämlich „stecken" in einem bedenklichen Grade voll von unverdauten Ententeschuldscheinen aller Art, und zwar einmal deshalb, weil das amerikanische Publikum derartige Werte einstweilen nicht kauft (es liebte bisher keine internationalen Werte) zweitens aber, weil eine Warnung der Washingtoner Aufsichtsbehörde die Notenbanken gewarnt hatte, derartige Kriegsschulden in allzugroßen Posten zu kaufen — ein schwerer Schlag für die Entente. Es war tatsächlich so weit gekommen, daß Morgan und die Seinen in eine reichlich gespannte Lage gekommen waren. Das — so hoffen sie — wird jetzt ganz anders werden: die Regierung wird alle, die der Entente finanzielle Unterstützung leihen wollen, ermutigen statt warnen. Und dem Publikum wird die Übernahme englischer, französischer, russischer und portugiesischer Kriegsanleihen als eine besonders patriotische Tat suggeriert werden. — Morgan hat sein Milliardenrisiko anf seine biederen Mitbürger abgeladen und behält nur den risikolosen Gewinn für sich!

Der Amerikaner

Von Karl Eugen Schmidt

II.

Während man die intellektuellen Fähigkeiten des Amerikaners überschätzt und ihm eine Genialität im praktischen Geschäfts- und Erwerbsleben zuschreibt, die ihm in Wirklichkeit durchaus nicht in höherem Grade als seinen englischen und deutschen Vettern oder als seinen japanischen Konkurrenten eigentümlich ist, unterschätzt man ihn sehr auf moralischem Gebiete. Eben weil man in ihm den tüchtigsten Geldmacher sieht, glaubt man, das Geld gehe ihm über alles, und er habe keinen Gott neben dem allmächtigen Dollar.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um diesen Irrtum aufzudecken, könnte ich meine Leser durch die herrlichen Kunstsammlungen führen, die Amerika in wenigen Jahrzehnten geschaffen hat, und sie müßten verstummen. Nicht nur das Metropolitan-Museum in Neuyork hält in seiner Großartigkeit jeden Vergleich aus und ist auf manchen Gebieten sogar allen europäischen Sammlungen überlegen, sondern überall im Lande kann man die gleiche Beobachtung machen: die moderne französische Kunst, von Delacroix über Courbet, Millet und Rousseau zu Rodin, Manet, Monet und den neuesten Erscheinungen ist in Neuyork, Boston und Philadelphia besser vertreten als irgendwo auf der Welt, das Pariser Museum im Luxembourg nicht ausgenommen. Denn dort drängt die offizielle Kunst der französischen Akademiker gerade die Leute, welche im neunzehnten Jahrhundert die Führung übernommen haben, an die Wand, und nur ganz bescheiden können sich die wahren Meister zeigen. Und ebenso kann man in den amerikanischen Sammlungen die deutsche Kunst besser kennen lernen als irgendwo anders außerhalb des deutschen Sprachgebietes.

Von der Pracht und ausgezeichneten Einrichtung der amerikanischen Museen will ich nicht sprechen; es würde mich zu weit führen. Dagegen will und muß ich im eilenden Vorübergehen auf die Vorzüglichkeit der öffentlichen Bibliotheken aufmerksam machen, die in unerhörter Anzahl über das ganze Land verbreitet und ihrer ganzen Einrichtung nach nicht für wenige Gelehrte, sondern für die Gesamtheit des Volkes bestimmt sind und dieser Bestimmung gemäß allenthalben einen Zuspruch haben, dem sich nichts in Europa zur Seite stellen läßt.

Indessen möchte ich meine Beweise gar nicht auf diese geistigen und künstlerischen Bestrebungen des amerikanischen Volkes bauen. Weit gewichtigere Zeugnisse für die unmaterielle Gesinnung des echten Amerikaners bieten uns die kirchlichen oder religiösen Verhältnisse des Landes. Diese Dinge sind dem Deutschen dermaßen fremd, daß er sofort mit dem Worte „Heuchelei“ bei der Hand ist. Und dieser Verdacht kommt eben aus seiner Überzeugung, daß der Amerikaner der geriebenste Geschäftsmann und der eifrigste Priester des Goldenen Kalbes sei. Nun weiß zwar jeder, der sich in der Geschichte und bei den Menschen seiner Umgebung umgesehen hat, daß beides ganz gut zusammen geht, daß man den engsten Kirchenglauben sehr wohl mit hart an Gaunerei streifenden Geschäftskniffen verbinden kann, ohne sich darum der Heuchelei schuldig zu machen, und daß es in Italien Spitzbuben und Mörder gab und wahrscheinlich noch gibt, die vor dem Auszug auf Raub und Mord der Madonna im Gelübde einen Teil der Beute als Lohn für ihren Beistand versprechen, aber trotzdem will man in Deutschland und Frankreich den Yankees ihren Köhlerglauben nicht zugestehen und hält sie für arge Heuchler, wenn sie ohne Unterlaß das Alte und Neue Testament

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf den Lippen führen. Nur in England beurteilt man die Amerikaner richtiger in diesem Punkte, und das ist auch die Ursache, warum die englische Propaganda in Amerika so ausgezeichnete Früchte getragen und der deutschen Sache so gewaltig geschadet hat. Der Engländer hatte die Sache freilich leichter als der Deutsche, denn er besitzt selber eben diese Charaktereigenschaften, die dem Bewohner des europäischen Festlandes so unverständlich sind, und die er darum einfach als Erscheinungen von Heuchelei abtut.

Wer den Amerikaner kennen lernen will, der kann kein besseres Buch lesen als Mark Twains Huckleberry Finn. Das ist nicht nur ein sehr lustiges und unterhaltendes Werk, sondern zugleich gewinnen wir aus ihm eine höchst lehrreiche und richtige Ansicht von dem Volke, welches die Vereinigten Staaten bewohnt. Diese braven Farmer, welche von nah und fern zu Pferd und Wagen zusammenströmen, um einem Wanderprediger zu lauschen und zum Lobe Gottes zu singen und zu reden, die sich dann von einem Spitzbuben hintergehen lassen, der ihnen erzählt, er sei ein bekehrter Seeräuber und werde jetzt zu seinen Kameraden ziehen, um sie ebenfalls auf den rechten Weg zu bringen, worauf die Farmer ihm den Hut mit Dollarscheinen anfüllen, das sind die wahren und echten Amerikaner, so sind sie heute noch, und das merkwürdigste ist: so werden auch die Nachkommen der Deutschen, der Skandinavier, der Franzosen und aller anderen Festlandseuropäer in den Vereinigten Staaten.

Was man in diesem Punkte drüben sieht, ist dermaßen seltsam und komisch, daß man sich in Europa fast fürchtet, es zu erzählen, weil man doch nicht gern in den Verdacht gerät, das den Reisenden zugeschriebene große Messer zu brauchen. Vor zehn Jahren wohnte ich einem solchen „Revival", so genannt, weil in ihm das schlummernde religiöse Gefühl „wiedererweckt" werden soll, in St. Louis bei. Ganz zufällig war ich in das Zelt getreten, aus dem Musik und Gesang erscholl. Einfache Holzbänke, der nackte Erdboden mit anfänglich unerklärlichem Stroh belegt, eine Dame an einem Harmonium, ein Mann auf der Rednerbühne. Nach einer Weile begriff ich die Anwesenheit des Strohs: die Hörer wurden einfach toll in des Wortes verwegenster Bedeutung, sie heulten und brüllten, seufzten und schrien, zerkratzten sich die Gesichter, schlugen sich Gesicht und Brust, rauften sich die Haare aus, warfen sich auf den Boden und wälzten sich in entsetzlichen Zuckungen umher. Dabei schrien sie immer wieder: „Ich bin ein Sünder! Ich bin verloren! Erbarmen! Herr, Erbarmen!" und ähnliches. Der Anblick war so abscheulich, dermaßen Tollhaus, daß ich es keine Viertelstunde aushielt. Das aber kann ich versichern: von Heuchelei war da nicht die Rede!

In diesem Augenblick, wo der entsetzlichste Krieg, den die Welt je gesehen, alle menschlichen Gemüter aufregen und beschäftigen sollte, wissen Sie, wer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in diesem Augenblick und schon seit zwei Jahren die Seelen der Amerikaner am heftigsten aufrüttelt? Das ist Bill Sunday, ehemaliger Baseballkämpe und jetziger Wanderprediger. Er reist mit einem „Trainer", gerade wie es die großen Boxer und sonstigen Athleten machen, und jeden Tag geht er durch sein bestimmtes Programm körperlicher Übungen, um bei seinem Kampfe gegen den Teufel in gutem Stande zu sein. Auf der Rednerbühne fordert er den Teufel zum Kampfe heraus, tanzt herum wie ein Besessener, springt hoch in die Luft, um zu sehen, ob der Teufel vielleicht über ihm schwebe, wirft sich auf den Boden und legt sein Ohr lauschend auf die Bretter, um den bösen Feind da unten zu erspähen, und führt endlich einen regelrechten Boxerkampf gegen Satan auf, an dessen Ende er plätschnaß geschwitzt und zu Tode erschöpft niedersinkt, von seinen Freunden und dem „Trainer" aufgehoben, entkleidet, gebadet und gepflegt wird, gerade wie es mit irgendeinem anderen berühmten Athleten geschieht. Meinen Sie, das käme den Amerikanern komisch vor? Nein, dieser Bill Sunday hat einen solchen Zulauf, daß ihn die geistlichen und weltlichen Behörden großer Städte einladen, in ihren Mauern den Teufel und die Sünde niederzuboxen! Vor einem Jahre war er in Philadelphia, wurde von den Behörden festlich bewillkommt, und solange er da war, blieben alle Kirchen der Stadt geschlossen, damit alle Philadelphier zu seinen Vorstellungen kämen und den Teufel in ihrer Brust totschlagen ließen. Und solcher Teufel erschlägt Bill Sunday unzählige! Tausende und aber Tausende seiner Zuhörer melden sich in seinen Versammlungen als aus dem Sündenpfuhle gerettet und befleißen sich hinfort eines christlichen Lebenswandels!

Ein anderes Beispiel, welches uns einen Einblick in die amerikanische Seele gestattet: Auf der Weltausstellung in San Franzisko fiel mir im September 1915 ein Mensch mit einem Türkenfes auf dem Kopfe auf. Bald sah ich einen anderen, dann zehn, dann hundert. Nicht nur den Fes trugen die Leute, sondern auch höchst glänzende orientalische Kostüme, wie man sie in Kairo und Konstantinopel nur an den Kawassen der Konsulate und sonst eigentlich nur auf Maskenbällen erblickt. Im ersten Augenblick dachte ich, es sei heute der „Türkentag" auf der Ausstellung, dann aber machten mich die absolut untürkischen, durchaus amerikanischen Gesichter, welche aus diesen Kostümen herausschauten, wieder stutzig, und endlich erfuhr ich auf Anfragen, dies seien die Ritter vom Mystischen Schrein, so eine Art von Nachfolgern der Gralsritter. Der Orden ist über ganz Amerika verbreitet und hielt jetzt in San Franzisko seinen Bundestag. An die zehntausend mehr oder weniger orientalisch kostümierte Männer marschierten durch die Stadt und durch die Ausstellung. Sie marschierten wie Soldaten, machten kunstvolle Schwenkungen und Drehungen, präsentierten hölzerne — jawohl,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hölzerne! — Gewehre, schwangen krumme Türkensäbel und ließen die buntesten Banner von der Welt wehen, alle mit Halbmonden geschmückt. Nicht alle hatten den Fes, einige trugen Turbane mit wehenden Schleiern; es gab grüne, rote, blaue, weiße Beinkleider, Jacken, Schärpen und Kopfbedeckungen. Aber das tollste war der heilige Ernst, womit diese Leute ihre Übungen vornahmen! Man sah ihnen an, sie traten hier in ihren heiligsten Funktionen auf, erfüllten eine ihrer hehrsten Menschenpflichten. Und das waren nicht junge Leute, sondern die große Mehrzahl stand in den Vierzigern, und viele waren ehrwürdige Greise mit kahlen Köpfen oder weißen Haaren.

Solche Beispiele könnte man verhundertfachen, aber sie mögen genügen. Wer die Amerikaner genau anschaut, wird sie nicht mehr für die geriebensten Geschäftsleute halten, aber auch nicht bloß für unentwegte Anbeter des Geldes. Sie sind das eine sowenig wie das andere: sie sind in Wirklichkeit beinahe kindische Spießbürger, gerade wie Mark Twain sie in dem genannten Buch schildert. Ihre Naivität ist so ungeheuerlich groß, wie man sie in Europa eigentlich nirgendwo findet, von England vielleicht abgesehen, wo man allerdings sehr ähnliche Erscheinungen beobachten kann.

Und gerade darum, weil die Engländer ähnlich fühlen und sozusagen denken, ist ihnen ihre Propaganda drüben so ausgezeichnet gelungen. Für ihr Publikum ist die Welt sehr bequem in zwei scharf unterschiedene Hälften geteilt, genau wie bei den mittelalterlichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts über unseren romanischen und gotischen Kirchentoren. Auf der einen Seite ist alles pechdunkel, da sitzen die Sünder und schmoren in ihrer Schlechtigkeit, auf der anderen strahlt alles im hellsten Lichte, da lobsingen und preisen die Guten den Herrn. Genau so sieht die Welt in den allermeisten amerikanischen Köpfen aus, und man sehe sich nur die amerikanischen Theaterstücke und die fürchterlichen Films an, welche immer und allemal den endlichen Sieg der verfolgten engelreinen Unschuld über den bodenlos schlechten, teuflischen Widersacher darstellen! Da ist der Böse immer einfach böse, weil er eben böse ist; er hat gar kein Interesse an seiner Schlechtigkeit, er verübt sie nur eben, weil er schlecht ist. Ebenso unbegründet ist die Tugend des anderen Teiles.

Nun betrachte man einmal in diesem Lichte die Haltung des amerikanischen Bürgers dem Weltkriege gegenüber! Das ist einfach ein solcher Schreckensfilm! Der entsetzlich starke und schlaue Schurke, den wir Michel nennen, hat sich urplötzlich auf den unschuldigen belgischen Engel geworfen, ganz ohne Grund, nur eben weil er ein schlechter Kerl ist und als solcher Vergnügen an Raub, Mord, Brand und allen anderen Verbrechen hat. Aber da ist der verfolgten Unschuld der in keinem amerikanischen Melodrama fehlende tugendreiche Ritter und Helfer in Gestalt Englands und Frankreichs erschienen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie Michel nur aus purer Bosheit, so handeln England und Frankreich aus weiter nichts als aus Tugendhaftigkeit. So hat die englische Propaganda in Amerika den Weltkrieg dargestellt, so sieht er in den Kindsköpfen aus, welche die übergroße Mehrheit des amerikanischen Volkes repräsentieren.

Und diese Vorstellung hatte bei weitem mehr mit der Haltung der öffentlichen Meinung drüben zu tun als die Milliarden, welche durch die Aufträge der Franzosen, Engländer, Italiener und Russen in die amerikanischen Taschen fließen. Die Amerikaner werden von Sentimentalität, von echtester Küchen- und Hintertreppensentimentalität weit mehr beherrscht als von Sucht nach Geldgewinn. Sie haben alle den Engländern geglaubt, als diese ihnen erzählten, die Deutschen hackten den kleinen belgischen Kindern die Hände ab aus purem Vergnügen am Händeabhacken, und sie glauben es noch jetzt!

Auf der anderen Seite hatten viele Amerikaner Millionenbestellungen für die kriegführenden Mächte abgewiesen, nicht weil sie für Deutschland oder gegen England sind, sondern einfach aus religiösen oder allgemein menschlichen Bedenken. Von amerikanischen Fabrikanten, die das getan haben, hat das „Fatherland" seitenlange Listen gebracht, und dabei handelt es sich nicht um Deutschamerikaner, denen die Engländer und Franzosen solche Aufträge gar nicht erst anbieten würden, sondern um waschechte Amerikaner mit englischen Namen.

Vielleicht haben wir diese Imponderabilien der amerikanischen Seele nicht genügend beachtet, weil sie uns innerlich so fremd sind. Darüber ist rückschauend schwer zu handeln. Der Engländer hat sie gekannt, sie sind ein Stück seiner selbst, und damit die Voraussetzungen geschaffen, die der Regierung ihre feindselige Haltung gegen die Mittelmächte erlaubten.

Die Seele begibt sich vor den Herrn

Von Stefan Tömörkény

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein)

Die alte Frau Lefkovics hat auch vorgestern auf dem Markt Decken verkauft und andere sonstige Gebrauchsgegenstände, die ins Bett gehören. Für diese Dinge gibt es um diese Zeit nicht recht Käufer, denn im Sommer braucht man kein Bettzeug, besitzt auch nicht recht das Geld zum Einkauf, denn das Geld steckt ja noch in der Erde, hängt an den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bäumen und Rebenstöcken. Frau Lefkovics lungert deshalb vor ihrem Zelt und schaut umher: sie hat ja genug Zeit. Plötzlich kommt eine magere vereinzelte Bäuerin von ärmlichem Aussehen auf das Zelt zu.

„Guten Tag, junge Frau," sagt die Bäuerin gelassen.

„Guten Tag. Was wollt Ihr kaufen, gute Frau?"

„Nichts, junge Frau. Ich brachte nur diese Schuld."

Sie drückt der Krämerin acht Gulden in die Hand. Frau Lefkovics betrachtet die acht Gulden und weiß sich darüber nicht recht Bescheid zu geben.

„Eine Schuld?" meint sie ungläubig. „Nie hab' ich was auf Borg verkauft, gute Frau, und niemand schuldet mir acht Gulden."

„Doch," sagt die Bäurin. „Eine Seele schuldet Euch diese acht Gulden."

Sie hält inne und fügt als Erklärung hinzu:

„Vor zwölf Jahren hat sich die Geschichte zugetragen."

*

Bestohlen werden die Marktfahrer wahrhaftig oft genug. Das gehört schon zum Geschäft. Der Dieb verfällt in erster Reihe immer auf sie. Man braucht über keinen Zaun zu kriechen, auch keine Mauer zu durchbrechen. Wenn die Wagen der Marktfahrer im Dunkel der Nacht die Landstraße dahinrollen, kommen die Diebe gelaufen, schneiden die Blahe von hinten auf und ziehen die Waren hervor. Oder sie zerschneiden auf dem Markt selbst die Zeltwand und nehmen mit, was ihnen in die Hände fällt. Der Betrieb des Marktdiebstahles ist geradezu ein eigenes Gewerbe. Die Marktfahrer kennen genau die Gegenden, wo es besonders gefährlich ist, dort fahren sie gruppenweise. Dies ist ihr einziger Schutz, denn brauchbare Waffen besitzen sie nur selten. Ab und zu trägt der eine oder andere eine alte Pistole bei sich. Wenn nun irgendwo, am Anfang oder Ende der Karawane, Lärm entsteht, schießt man in die Luft. Aber auch nicht immer, denn die Diebe sind imstande, zurückzuschießen. Und um dies zu vermeiden, lassen die Krämer lieber das Schießen sein. So geschieht es denn, daß die Frau

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meisterin auf dem Vordersitz des Wagens (wenn der Wagen voll beladen ist, kann nicht mehr als eine Person oben sitzen) ein verdächtiges Geräusch zu vernehmen wähnt. Sie richtet sich auf dem Sitz auf, schaut nach hinten und sieht, daß ein Mann die Decke aufschneidet und ein Stück Ware hinausziehen will. Heißa, flugs erfaßt da die Frau Meisterin das andere Ende, und die beiden ziehen hin und her, bis einer Sieger bleibt. Ist die Frau Meisterin stärker, dann rollt sie den Stoff wieder zusammen, bleibt der Wegelagerer Sieger, dann zieht er die Ware vom Wagen, wirft sie über die Schulter und nimmt ins Maisfeld Reißaus. Dort kann man sich verstecken wie in einem Urwald.

Es gibt aber auch eine andere Sorte Marktdiebe. Die stehen vor dem Zelt, wenn das Geschäft im Gang ist. Meistens ist nur ein Verkäufer oder eine Verkäuferin da, und so kommt es, daß bei großem Andrang das Stehlen der ausgelegten Waren leicht fällt. Die Ware bietet sich ja schier selbst an: Schau, hier bin ich. Nimm mich fort, es sieht's ja ohnehin niemand.

Ist es ein Gehörtsich, daß die Ware sich dermaßen anbietet? Vergeblich fragen wir da nach dem Recht, anders wird es darum doch nicht. Und warum sollte es auch? Mehr als einmal stahlen schon arme Großväter Spielzeug für ihre Enkelkinder, besonders zur Weihnachtszeit. Jawohl. Und so blieb auch einmal Mihály Gödrei vor einem Zelte stehen und besichtigte die Decken. Rote Decken und blaue Decken lagen dort, und Mihály Gödrei hatte daheim ein Kind, das keine Decke hatte.

Bei armen Leuten schläft das Kind nicht im Bett, es ist vielleicht eben deshalb stark und gesund. Der Winkel ist die Wohnung des Kindes, der Winkel neben dem Bauernofen. Eine harte Lagerstätte ist's, aber dafür bedeckt man eben die Steine mit Fetzen. Mit Röcken und alten Westen, die schon so viele Flicken haben, daß man sie weiter nicht mehr flicken kann. Der Stoff will den Zwirn nicht mehr halten. Auf diesen Fetzen schläft das Kind armer Leute und träumt. Die Wohltat des Traumes stammt von Gott, das Elend des Wachseins von den Menschen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn der Ofen geheizt wird, braucht das Kind von Rechts wegen nicht viel Decken. Doch hatten die Gödreis zu jener Zeit recht leichtfertig und fröhlich in den Tag gelebt und verfügten über nichts, womit man heizen könnte. Wiewohl sie schon die Wanduhr verkauft hatten, was weiter kein großes Malheur war, denn die Uhr ging ohnehin nicht. Es war nämlich das Öl zwischen den Rädern gefroren.

Mihály betrachtete die Decken. Viele Leute drängten sich beim Zelt und prüften, studierten, kauften die Waren. Mihály tat ähnlich. Er hob eine Decke, die war groß und schwer und gab an dem kalten Wintertag schier schon bei der Berührung Wärme. Ob er nun wußte, was er tat, oder es nicht wußte, allenfalls prüfte er inmitten der Käufergruppe die Decke weiter. Dabei zog er sich immer weiter gegen den Rand des Zeltes zurück, wo sehr viele Leute die Decken musterten, ihre Breite und Größe prüften. Und schließlich zog Mihály die Decke an sich und trug sie fort, als habe er dafür bares Geld bezahlt, redlich verdientes Geld dafür gegeben. Fort trug er sie. Warum er's tat, was ihn dazu aneiferte, ob er in jenem Augenblick das frierende Kind wimmern hörte? Welch törichtes Gefrage? Fest steht, daß Mihály die Decke fortnahm, heimtrug und bleichen Gesichtes und furchtsam dem Weibe in die Hand gab, sagend:

„Eine Decke!"

In der Stube war es kalt und still, bloß das Gewissen regte sich im Herzen und kämpfte dort mit der Liebe zum Kind. Wie handelte man nach Recht und Pflicht? Die Gedanken verwirrten sich und kamen zu keinem Entschluß. Die Frau breitete die Decke aus, und auch sie fühlte sofort die Wärme. Und diese tat ihr wohl. In diesem schweren Augenblick schauten Mann und Weib einander traurig in die Augen und nahmen die Decke in Besitz, denn sie wollten sich das Kind um keinen Preis entreißen lassen. Doch taten sie zu gleicher Zeit das Gelübde, die Decke zu bezahlen. Was immer sie auch entbehren müßten, und sei es selbst das Essen, sie werden eines Tages mit dem Geld Frau Leftovics aufsuchen, reuevoll, demütig und geständig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dies gelobten sie. Starken Glaubens und festen Willens. Und am Abend, als sie die Decke zum erstenmal über das Kind breiteten, war ihnen ganz leicht zumute.

„Mutter, wer hat die Decke gebracht?" fragte freudestrahlend das Kind, und da wiederholten Mihály und das Weib mit schimmernden Tränen im Auge das Gelübde.

Wenn Gott sie damals gehört und ihren Kampf in der folgenden Zeit gesehen, hat er Mihálys Tat bestimmt nicht in die Liste der Sünden eingetragen. Denn er konnte sehen, wie sie zusammen noch zwölf Jahre des ihnen vom Schicksal beschiedenen Lebens verbrachten, er konnte sehen, daß sie niemals über acht entbehrliche Gulden verfügten. Nicht einmal dann, als sie das Kind verloren hatten, denn dieses schied von ihnen. Die Decke war zu spät gekommen.

Zwölf Jahre vergingen, und nach dieser Frist sah auch Mihály die Zeit gekommen, seine Lehmhütte mit einer zwar engen, aber von allen Seiten durch Bretter geschützten Wohnung zu vertauschen. Zu jener Zeit war auch die Decke längst zerrissen und Mihálys Lebensgefährtin besaß nur noch die Erinnerung an sie. Die Erinnerung an eine Decke und zwei Tote.

*

„Eine Seele?" fragt Frau Lefkovics das Bauernweib. „Eine Seele?"

„Eine Seele!" wiederholt jene. „Früher ging's nicht, alle Heiligen sind meine Zeugen. Jetzt ging die Seele fort. Was an Sachen übrig blieb, habe ich verkauft, vom Erlös stammen die acht Gulden."

„Vor zwölf Jahren..." sagt Frau Lefkovics, „vor zwölf Jahren ... Vielleicht irrt Ihr Euch ..."

„Nein," sagt das Weib, „genau so hat sich's zugetragen."

„Es werden aber auch vier oder sechs Gulden genug sein?"

„Nein," entschied das Bauernweib. „Jetzt begibt sich die Seele vor den Herrn!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwei Gedichte

Von Rolf Gustaf Haebler

Einkehr

Müd und bestaubt vom weiten Wandern
Trittst du in kühle Einsamkeit
Und bist von einem Tisch zum andern
Ein stiller Gast der Mittagszeit.

Vorm Fenster reifen schon die Reben
Und lassen grün das Sonnenlicht
Dem Braun des Zimmers sich verweben
Und tragen Trauben voll und dicht.

Im Glase glänzt der dunkle Wein
Voll Sonne, die sich drin verfangen,
Und süß geht seine Seele ein
Zu dir und deinem Glückverlangen.

Sie breitet zärtlich wie ein Traum
Sich über all die bunten Dinge
Und löst dir leis' aus Zeit und Raum
Des Lebens wirrverschlungne Ringe ...

Noch immer ...

Schon wieder ging ein Tag zu Ende,
Verblaßt im letzten Abendrot,
Und reicht der Nacht die müden Hände —
Und immer noch ist Kampf und Not!

Noch immer sind so viele Feind,
Und immer noch stürzt Stein und Baum,
Und Mütter haben nicht genug geweint
Im Wachen und in schwerem Traum.

Noch immer geht durch diese Welt
Der Tod, mit Sicheln angetan — —
Wie langsam sich die Nacht erhellt!
Spät steht der Mond in hoher Bahn.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldatenmoden

Damals, 1914 bis Ende 1915, als alle Soldatenherzen hell aufloderten voller Begeisterung, als über alle Armeen das schönste Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr", wie ein strahlendes Panier flatterte, damals konnte man im Felde den Musketier vom Offizier nur durch die stumpfsilbernen Achselstücke unterscheiden. Sonst war alles dasselbe. Derselbe Rock, zerrissen, verdreckt. Derselbe Mantel, zerschossen, verbrannt. Hier und dort dieselben plumpen, schweren Schaftstiefel. In den Augen und in den Herzen derselbe strahlende Gedanke: „Wir sind ein Volk von Brüdern."

Dann kam eine kleine Spanne Zeit, wo der Krieg etwas wissenschaftlich wurde. Mit dem Anhauch der Gelehrsamkeit griffen verschiedene zur Flinte. Die Zeit der Hornbrillen tauchte auf. Man merkte sofort, dieser Kerl hat sicherlich ein dickes Notizbuch in der Rocktasche, wo er seine Kriegserlebnisse hineinschreibt oder seine Kriegsgedichte. Und dann wußte man auch: Dieser Kerl hat Goethes Faust im Tornister oder Nietzsches Zarathustra oder ein Bündel Philosophie von Wundt. Und dann kam die Zeit, wo der Krieg ganz sportmäßig seinen Stempel auf den Soldaten drückte: Ledergamaschen, Wickelgamaschen, enge Hosen, Schnürstiefel, schlappe Mützen. Das war eine komische Zeit. Man dachte an Fußbälle, Tennisschläger, Boxereien, Rennfahrten, Wanderlieder, Zupfgeigenklänge. Und nun, wo der Krieg so lange dauert, wo hier und dort ein Schimmer aufsteigt vom Friedenssternchen und in die rauhen Soldatentage hineinfällt, da ist die Soldatenmode ganz korrekt geworden, ganz sauber. Steife Mütze, sorgfältiger Helmsitz, gewichste Stiefel, reine Oberhemden und Stulpen; hier und dort auch Kragen. Langsam geht's wieder in die Friedenstage hinein.

Wenn ich an unseren Major denke — auf seinen Krückstock gestemmt, am ausgeblaßten, zerrissenen Rocke das Eiserne Kreuz und ein Paar Augen im Gesicht, wundervolle Soldatenaugen, die durch den Blutnebel furchtbarer Schlachten gestiert und gejagt waren, wenn ich an diesen Mann denke, dann weiß ich's, die erste Mode, Kameraden, die erste Mode war doch die beste: weil sie ein Herz hatte, ein jubelndes, warmes Soldatenherz.

Max Jungnickel

A. Suppers „Herrensohn"

In der Kunst von Auguste Supper begegnen sich zwei Elemente: eine helläugig griffeste Natur, die den Umkreis der Dinge scharf ins Auge faßt, das Wesentliche wahrnimmt und mit einer knapp schreibenden, völlig sicheren Hand darstellt, und dann: eine zarte, vorsichtige Seele, die vom Leben hinter der Sinnenwahrnehmung weiß, auf die leisen Regungen der Geheimnisse horcht, die Menschentum und Welt umschließen, und die ihre dichtende Freude gerne in das Land einer romantischen Erfindungslust entläßt.

So sehen wir in den meisterhaften Novellenbänden im Rahmen einer deutlichen Schwarzwaldlandschaft die schwäbischen Sinnierer, Sonderlinge, Pfarrer, Hirten, Lehrer — Leute, an ihr Tagwerk gebunden, doch alle mit einem Drüberhinausgehen, mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem Leben, das aus der Berufsgebundenheit floh oder durch die Leidenschaft hinausgejagt wurde. Nun hat sie ihren dritten Roman geschrieben, vor dem sich die Gesichtswinkel der Betrachtung, am bisherigen Werk gemessen, etwas verschieben. Die momentane, fast schmerzhafte Deutlichkeit der Darstellung, die etwa bei der „Mühle im kalten Grunde" eine ganz außerordentliche Steigerung des bildhaften Eindrucks anzeigen mußte, ist vor einer sanfteren, etwas verschleierten Art gewichen — der landschaftliche Hintergrund ist seiner erkennbaren Kontur entkleidet und so etwas allgemeines süddeutsches Mittelgebirge geworden, die Geschehnisse sind aus der Gegenwart so in das ausgehende achtzehnte Jahrhundert gerückt, ohne daß nun das Kulturkolorit oder die geschichtliche Atmosphäre sehr wichtig geworden wäre. Man darf nicht etwa an Hermann Kurz denken wollen, der auch aus dieser Zeit seinen epischen Stoff herausriß. Für Frau Supper ist er nur Einkleidung. Entscheidend ist seelische Führung der Fabel.

Und hier ist nun eine seltene Reife und feine Freiheit erreicht. Mag sein, daß jemand daran mäkeln könnte, wie der Roman „komponiert" ist, welchen breiten Raum scheinbar tote Episoden (wie die Heiligenstadter) einnehmen — das ist es aber gar nicht, was man finden darf, wenn man das Buch liest, sondern man soll sich hinleiten lassen zu der wunderbaren Kunst der Seelenschilderung, die in jedem Menschen, der auch nur ein paar Seiten des Buches anstreift, unvergeßliches Leben weckt, und man soll die sichere Feinheit sehen, mit der der „Held" durch das Leben erzogen wird, durch das Leben, d. h. durch das Bild seiner toten Eltern.

Der „Herrensohn", den die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart kürzlich herausgebracht hat, ist ein Erziehungsroman, der sich in die Linie des „Grünen Heinrich", des „Wilhelm Meister" — nicht in den Maßen, aber doch in der Gesinnung: das Sich-zur-Welt-Suchen und -Finden eines jungen Menschen — stellt. Wenn ein solcher Roman sehr gut „komponiert" ist, wird er als Dichtung und Dokument schlecht sein — er darf und wird in der Führung etwas Lässiges haben und damit eine wenn auch heimliche, so doch starke Überzeugungskraft seiner Echtheit.

Die reife und stille Weisheit, die über dem Buch liegt, die seine Sprache adelt und die über allen Leidenschaften und Irrungen als Halt und Band geführt ist, leiht diesem Werk seine gewisse „Sittlichkeit" und „Frömmigkeit". Das feine Ding einer jungen, werdenden Menschenseele ist mit klugen, aber auch ehrfürchtigen Fingern angefaßt, und das gibt dem Buche seinen Gesinnungswert, der nicht als moralische Randbemerkung kommt, sondern die künstlerische Lebendigkeit vertieft.

Es ist kaum ein Zufall, daß man öfter an Raabe denken muß. Das ist nicht nur so ein bißchen seine historische Atmosphäre — es sind die Menschen und Schicksale, die auch seine Phantasie erfand und denen seine Liebe Atem gab. Wer wie wir den Raabe etwa des „Schüdderump" aufs höchste verehrt, der mag den Namen des Dichters als den Ausdruck der hohen Meisterschaft nehmen, die wir in A. Suppers neuem Menschenbuch finden.

Theodor Heuß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ludwig Thomas Weihnachtslegende

Von den Büchern und Stücken, die Ludwig Thoma in den letzten Monaten veröffentlichte, scheint uns seine „Heilige Nacht" (Albert Langen) die wertvollste Arbeit. In diesem schönen Buche erzählt der Dichter die Geschichte von des Heilands Geburt: Wie das heilige Elternpaar nach Bethlehem wandert und dort, von den Reichen mißachtet, in einem Stall nächtigen muß, wo das Christkind geboren wird. Nun, das wissen wir selbst; aber Thoma weiß mehr. In der Schilderung seiner oberbayerischen Verse liegt Bethlehem in der Murnauer Gegend und Nazareth vielleicht am Starnberger See. Und die Leute von vor fast 2000 Jahren benehmen sich gerade so, wie die hiesigen Bauern Anno 1916. Wie Albrecht Dürer in seinen Bildern zur Heiligengeschichte die römischen Söldner in der Landsknechtstracht der eigenen Zeit schildert, wie Shakespeare in seinem Stücke „Troilus und Cressida" Troja kulturell und politisch mit seinem England des sechzehnten Jahrhunderts verquickt, so verlegt Thoma die äußeren Begebenheiten der Weihnachtszeit in den naiven Anschauungskreis heutiger Bauern. Der prächtige, erdgebürtig-naive Ton seiner Schilderung erzeugt eine feierlich-herzliche Stimmung. Joseph, der Zimmermann, und sein Weib Maria leben „so friedli, so brav und so stad" miteinander. Aber immerhin, der Dichter entscheidet nicht, ob der wackere „Zimmamo" nicht doch bisweilen zum Biere gegangen ist. Denn er kennt die Zimmerleut und weiß auch: „Z' Palästina waar's a weng hoaß". Damit beginnt's. Und nun erfährt der Leser, daß Joseph und, trotz ihrer gesegneten Umstände, auch seine Frau Maria, nach Bethlehem müssen, „aufs Rentamt". Der bayerische Bauer kennt derlei Nöte, und er gewinnt somit ein durchaus persönliches Verhältnis zu Joseph und seinem Geschicke. Der Weg wird den beiden schwer. Maria droht unter der Last der Wanderung zu vergehen ... aber der Reiche, der im Schlitten vorüberfährt, hat kein Ohr für Josephs Bitten. Erst ein armer Handwerksbursche, der zufällig des Weges kommt, fühlt Mitleid, und gemeinsam mit Joseph trägt er Maria bis vors Tor der Stadt. Hier nimmt er Abschied. Er darf nicht nach Bethlehem:

„Vo wegn de Standari, vasteht's,
Denn koane Papier hab i koa..."

Genau so tät' es der fahrende Bursche, der vom Achensee ins Bayerische wanderte: er würde um Egern und Tegernsee einen weiten Bogen machen. — Aber den Wanderern ergeht es auch in der Stadt nicht zum besten: die Gasthäuser in Bethlehem sind ihnen gegenüber ungastlich: der Rößlwirt und der Lammwirt und das Bräu und die „Post", kein Haus nimmt sie auf, nicht einmal die Handwerkerherbergen. — Da denkt Joseph an seinen Vetter Josias, der in Bethlehem lebt. Sie gehen zu ihm, aber er und sein Weib wollen von den armen Verwandten nichts wissen. Mit Redensarten, die auch heute noch in Bayern Habsucht und Eigennutz kennzeichnen, speisen sie die beiden ab. Und so wäre es denen denn sehr übel ergangen, wenn sich nicht der arme Mann gefunden hätte, der ihnen wenigstens den Stall als Obdach anbot. Thoma schildert nun die Geburt Christi, die heiligen drei Könige aber werden bei ihm zu Handwerksburschen, die sich zur Hei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

landsanbetung zusammenfinden. Die Stücke, die diese Handlung erzählen, werden von Zwischengesängen unterbrochen, die, ähnlich wie klassische Chöre, jedes Kapitel lyrisch erfassen und ausdeuten. — Thomas Buch ist ein Kunstwerk von hohem dichterischem Werte. Hier sehen wir einmal, daß ein Stoff, der populärisiert wird, nicht banalisiert zu werden braucht. Ein rührend-inniges Erfassen der Volksseele und tief-herzliche Liebe zum Stoffe schuf eine Gestaltung seltener Art. Mit diesem Werk knüpft Ludwig Thoma an die größten Erinnerungen seiner dichterischen Vergangenheit an: es reiht sich dem „Andreas Vöst", dem „Wittiber", dem „Agricola" in seiner dichterischen Kraft würdig zur Seite. — Die Ausstattung des Buches ist des höchsten Lobes würdig. Wilhelm Schulz hat in mehreren Dutzend entzückenden Kohlenzeichnungen die Stimmung dieser naiv-heiligen Geschichte schön und eindrucksvoll neugestaltet.

Richard Rieß (München)

Geist und Macht

Dr. v. Bethmann Hollweg schrieb einmal im Jahre 1913 an Karl Lamprecht die wundervollen Worte: „Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann." Mehrere solcher Staatsmänner, denen es gegeben ist, in so wenigen und einfachen Worten den tiefsten Sinn der Weltgeschichte zu erfassen, täten dem staatlichen Imperialismus des zwanzigsten Jahrhunderts bitter not.

Wer es vermag, im gegenwärtigen Zeitpunkt staatlicher Interessenkonflikte die politische und geistige Gesundung der einzelnen Völker zu beurteilen, dem löst sich ein Anblick dumpfer Wirrnis. Er wird nach Überwindung all der geistigen Unklarheit zunächst den Eindruck gewinnen, daß in der Einstellung zum Krieg den Völkern aller Staaten ein psychologisches Moment gemeinsam ist, nämlich die volkstümliche Schulmeinung, daß an der Entstehung des Weltkrieges führende Persönlichkeiten, Minister, Regenten, einflußreiche Finanzgruppen entscheidenden Anteil genommen hätten. Dem deutschen Volkscharakter und der unpolitischen Art des Deutschen eignet solche Auffassung ganz besonders. So hört man denn auch immer wieder die Stimmen, in lautem Echo widerhallend, die die alleinige Schuld am Kriege auf die Häupter der Iswolski, Grey, Poincaré, Delcassé gelegt wissen wollen. Aber auch im Ausland vernahm man schon in Zeiten des Friedens wesensähnliche Symptome. Besonders auf französischer Seite. Hier war es eine kleine, aber einflußreiche Gruppe, in der man die angebliche Eroberungssucht des deutschen Volkes personifizierte, der man den größten Anteil an der Verhetzung der Völker in die Schuhe schob. Man wird nicht unwesentlich erstaunt sein, wenn man die Ausdehnung, die solche Gemütspolitik in allen Ländern angenommen hat, in ganzem Kreis erblickt. Freilich soll damit nicht das im letzten Grunde gottlob harmlose Treiben jener Sorte von Gewalt- und Machtschreiern gebilligt werden, die auf der einen Seite einem „reinen Germanentum" das Wort reden, deren Nationalitätenprinzip aber dennoch von solcher Art ist, daß sie —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trotz ihrer völkischen Eigenart — ihren Machthunger durch Einverleibung selbständiger Fremdvölker zu befriedigen imstande sind.

Auch in unseren Tagen werden die großen Begebenheiten des Weltgeschehens mehr an dem Reiz und der weihevollen Stimmung der Glockengeläute und Siegesfeiern gemessen, als an dem Maßstab der politischen Bedeutung, die ihnen zukommt. Man erkennt immer noch nicht oder nur wenig, daß einzig und allein staatliche Gegensätze den Weltkrieg ausgelöst haben. In diesem Verkennen liegt eben das begründet, was Bethmann, was Ruedorffer und mancher andere als das Äußerliche an dem deutschen Nationalismus bezeichnet hat, das auf Neid, Rache, Vergeltung eingestellt, in Wirklichkeit aber eine politische Untugend ist. Max Fischer hat jüngst im „Neuen Deutschland" aus solchen Erwägungen heraus die schönen Worte niedergelegt, die gerade jetzt doppelter Beachtung wert sind: „Durch Erwerbungen, Bündnisse, staatsrechtliche und wirtschaftliche Bindungen allein aber läßt sich nur äußerlicher, unzureichender Zusammenhalt erwirken. Die bleibenden und tieferen Einwirkungen des Deutschtums auf andere Völker kann nur kulturelle Durchdringung schenken und moralische Eroberung."

Wir sollten heute wissen, daß jeder Staat eine Energie bedeutet, die sich nach eigenen Bedürfnissen und nach eigenen Gesetzen entfaltet, daß unser deutscher Staat aus den Entwicklungsnotwendigkeiten einer organisch gewachsenen Volkskraft und Wirtschaft nach Macht und Weltgeltung drängt. Solche Erkenntnis möge unsere Ausrichtung nach außen hin entscheidend fördern: ein deutscher Imperialismus, der auf weltwirtschaftlicher und daher machtpolitischer Basis ruht. Er schafft sich Ausdruck in der Hingabe des einzelnen an das Staatsganze, er quillt aus den staatlichen Notstandsmaßnahmen der deutschen Gegenwart heraus, die schlechthin jede Individualität dem Staate verpfänden. Indem er die vielgestaltigsten politischen Richtungen einer Nation auszugleichen bestrebt ist, geht er, sich über das Chaos der tagespolitischen Forderungen erhebend, den logischen Gang der Geschichte.

Aber er vermag ihn nicht ohne freie, überstaatliche Faktoren zum Wohle des Staatswesens zu Ende zu gehen. Das hat die Weltgeschichte an den klassischen Beispielen des Griechentums und des Römertums einleuchtend genug erwiesen. Strindberg sagt ganz in diesem Sinne: Bei oberflächlicher Betrachtung der Weltgeschichte bekommt man den Eindruck „eines Räuberromans und einer bestimmten Gefühllosigkeit gegen das Leiden der Menschen".

Jedoch bei tieferem Eindringen in die Blätter der Weltgeschichte erkennt man, daß neben jenem „Dasein der Notwendigkeit", das die Individualinteressen je nach Umständen einschränkt und begrenzt, die Freiheit des menschlichen Willens, die Tiefe des Geistes, das Metaphysische der Kunst sich als lebendige Kräfte darstellen. Der Staat der Gegenwart, dessen Stern am Himmelsgewölbe nicht erlöschen will, muß es als eine seiner ersten Aufgaben betrachten, aristokratische Kultur und individuelle Geisteswerte unter sein schützendes Panier zu nehmen und nicht zu ertöten.

Und dieses Postulat drängt heute, wo ein armseliger Geist der Nutzsamkeit und des Materialismus sein verheerendes Unwesen treibt, wo

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Gefahr droht, daß materialistische Geistesrichtung und wirtschaftliche Betriebsamkeit die tiefen kulturellen Gesichtspunkte im Keime ersticken, mehr denn je.

Der Imperialismus der staatlichen Macht, der letzten Endes die territoriale Erfüllung der wirtschaftlichen Bedürfnisse einer Nation erstrebt, dient nur dann der Sicherung und Zukunft einer modernen Großmacht, wenn er mit jenem Imperialismus des Geistes, jenem kulturellen Imperialismus in Einklang steht. Nur auf solche Art gelangt der Staat zur Homogenität aller nationalen Kräfte. Nur auf solche Art bewegt er sich auf der Bahn nach oben, indem er den Rankeschen Schluß aller politischen Weisheit zieht, der lautet, daß im Völkerleben geistige Werte nicht ohne Machtwerte und dauerhafte Machtwerte nicht ohne geistige Werte erzeugt werden, und beide auf das genaueste zusammengehören.

J. P. Buß

Der starke Mann

„Eine schweizerische Offiziersgeschichte" (erschienen bei Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig) —, präzisiert im Untertitel Paul Ilg. Ein Männerschicksal wird furchtlos, provozierend in einer kräftigen Al-fresco-Manier, die Tempo hat, hingezeichnet; im brüchigen Schlußkapitel verrät die Gestaltung eine Hand, die — vorher klug, überzeugend, maßvoll schaffend — merklich zu zittern begann und in der psychologischen Motivierung erlahmte. Der starke Mann ist Guidenoberleutnant, Instruktor, ein gescheiter, schuftiger Parvenü, brutal gesund und hat wenig oder gar kein reines Menschentum. Und an diesem Mangel zerbricht seine selbstherrliche, herrische, hohle, unterhöhlte Existenz. Verblendet, ein unselig verwirrter Tor, hackt er selbstschänderisch nach seinen eigenen Wurzeln und stürzt — lotrechte Realistik — beim ersten feindselig einsetzenden Sturmwind, den der gefährdete, zur Selbstwehr demonstrierende Demos aus vollen rechthaberischen Backen auf ihn losbläst. Mit Lenggenhager, dem gerissen problematischen, wurzellosen Kavallerieoffizier, dem egoistischen Strebertyp und Schädling an der Demokratie, voll Willens zur Soldatentyrannis, fällt zugleich sein unorganisch gewachsenes, aufgepfropftes System, eine arrogante, verlogene Sippe von Säbelraßlern. Der Mechanismus des Werkes weist auf eine erprobte, technisch sichere Hand; die Sprache ist forsch, frisch und hat Atem.

Emil Wiedmer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rußlands Friedensbesorgnisse

Von Axel Schmidt

Man braucht nur einen Blick in die russische Presse zu tun, um die große Verwirrung, die das deutsche Friedensangebot und die amerikanische Note angerichtet haben, zu erkennen. Aus allen Artikeln spricht immer wieder die Befürchtung, daß Rußland die Kosten des Friedens werde tragen müssen. Selbst die „Rjetsch" schrieb kürzlich:

„Wir wissen zwar, daß bei den Friedensverhandlungen, sobald sie beginnen werden, sich die Unversöhnlichkeit der Gesichtspunkte beider Seiten herausstellen wird, sobald die Bedingungen im Detail erörtert werden. Sein nächstes Ziel aber hätte der deutsche Vorschlag erreicht: es würde eine sehr bedeutende Unruhe und Entzweiung in die öffentliche Meinung der Verbündeten hineingetragen werden. Der Beginn der vorläufigen Friedensverhandlungen würde auf diese Weise uns bedeutend schwächen und die Stellung unseres Gegners stärken."

Besonders zeigen die „Birschewyje Wjedomosti" große Angst, daß bei Friedensverhandlungen die Mittelmächte einen Ententestaat auf Kosten des anderen ausspielen könnten. Daher schlägt das Blatt vor, die Londoner Abmachung über einen gemeinsamen Frieden durch eine weitere Vereinbarung zu ergänzen:

„Es wäre wünschenswert, daß die Friedensbedingungen nur gemeinsam ausgearbeitet und mit gemeinsamem Einverständnis dem Gegner vorgelegt werden können. Die unerschütterliche Solidarität der Verbündeten muß nicht nur während des Krieges, sondern auch während der Friedensverhandlungen und selbst nach Friedensschluß ein unveränderlicher Faktor der europäischen Politik bleiben. Besonders in dem Falle, wenn es den Verbündeten infolge unvorhergesehener Umstände nicht gelingen sollte, das Programm einer Vernichtung des preußischen Militarismus vollständig zu verwirklichen."

Das „Nowoje Wrjemja" sekundiert den „Birschewyje Wjedomosti", indem es vor einem vorzeitigen Frieden warnt, der, „wie seine Bedingungen auch lauten mögen, kein Friede, sondern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur ein kurzfristiger Waffenstillstand wäre. „Das Blatt fügt dieser Warnung den Rat hinzu, wie der deutsche Feind allein zu besiegen und unschädlich zu machen wäre:

„Das Deutsche Reich vom Baltischen Meer bis zum Persischen Meerbusen, das ist die Gefahr der ganzen Menschheit. Es ist nur an einer Stelle möglich, diesem Ungeheuer das Rückgrat zu brechen: an den Dardanellen. Bevor diese Aufgabe nicht verwirklicht ist, wird in Europa ein dauerhafter Friede nur ein Traum bleiben."

Richtet das „Nowoje Wremja" sein Wort von der Notwendigkeit der Eroberung Konstantinopels an England, weil nur auf diese Weise Deutschland tödlich getroffen werden könnte, so wendet sich der Militärschriftsteller Schumski mit folgender schlauen Mahnung an Frankreich:

„Wir werden es immer betonen, daß die polnische Frage nicht nur eine politische, sondern auch eine strategische ist, und daß man dieses nicht einen Augenblick vergessen darf. Deutschland hat den Krieg nicht gewonnen, weil es gezwungen war, sich auf zwei Fronten zu schlagen, und wer weiß, wie die ersten Tage des deutschen Einfalles in Frankreich geendigt hätten, wenn nicht im wichtigsten Augenblick Deutschland im Rücken den russischen Druck gespürt hätte.

In keinem Falle kann die polnische Frage so gelöst werden, daß der polnische Staat zu einem Pufferstaate zwischen Deutschland und Rußland wird. Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Lösung die Politik die deutsche Strategie in die Lage versetzen würde, welche die letztere im gegenwärtigen Krieg erstrebt, und zwar die Möglichkeit, in Zukunft alle Kräfte allein auf die Westfront zu werfen und Frankreich zu überrennen, ohne sich um die Rückendeckung zu beunruhigen, die durch Weichsel, Bug, Njemen, Pinskische Sümpfe und das ganze Gebiet des neutralen polnischen Staates geschützt wäre.

Wer wird denn in einigen Jahren Deutschland, das imstande sein wird, sich mit seiner ganzen Kraft auf Frankreich zu werfen, zurückhalten können, wenn jetzt, wo Deutschland gleichzeitig auf verschiedenen Fronten kämpfen muß, dieses nur mit Mühe gelungen ist? Wer wird dann die deutsche Bestie zähmen, wenn sie vom mächtigen Rußland durch eine so feste Barriere geschützt sein wird?

Aus diesem Grunde ist das Programm einer Errichtung Polens, und zwar unbedingt aus seinen drei Teilen, nicht nur ein politisches, sondern auch ein strategisches, wie alles, was zur Lösung der polnischen Frage gehört. Die deutschen Wünsche ziehen die russische Grenze am Bug 700 bis 800 Kilometer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Berlin. Das polnische Posen ist aber von der deutschen Hauptstadt weniger als 300 Kilometer entfernt. Die Frage, wie das polnische Problem gelöst werden wird, ist im Grunde die Frage, ob Berlin in Zukunft eine Bedrohung auf einer Entfernung von 200 oder 800 Kilometer fühlen wird — eine Frage, von der mehr oder weniger die Zukunft Europas abhängen wird.

Wie auch die polnische Frage gelöst werden mag — für den europäischen Frieden wird es nicht gleichgültig sein, ob die strategischen Grenzen, die Deutschland zwangen, auf verschiedenen Fronten zu kämpfen, und welche es möglich machten, die deutsche Bestie zurückzuhalten, ohne genügende Umsicht verändert und verdorben werden."

Die polnische Frage, die bisher einen Keil zwischen Rußland und die Westmächte zu treiben schien, wird hier von dem Obersten Schumski nicht ungeschickt dazu benutzt, es Frankreich zu beweisen, wie ein starkes, nach Westen weitergreifendes Rußland für die Republik eine militärische Notwendigkeit wäre. Uns sollte dieser Artikel erkennen lehren, wie recht Professor Delbrück mit seiner alten Warnung hat, daß das polnische Problem in Preußen keine innerpolitische Frage bildet, sondern eines der schwierigsten in der internationalen Politik darstellt. Der jetzige Krieg hat es auch den Blindesten zum Greifen deutlich gemacht, daß in Weltkonflikten Polen niemals neutral bleiben kann. Es wird entweder nur zusammen mit den Mittelmächten Torhüter Europas sein oder es muß Ausfalltor für den Moskowiterstaat bleiben. Durch die Einstellung Polens in die militärischen Berechnungen hofft Oberst Schumski auch die französischen Wünsche in bezug auf eine politische Wiederherstellung Polens durch die Entente in den Hintergrund schieben zu können. Denn auch im Lande der Freiheit werden gern politische Gesichtspunkte geopfert, wenn es gilt, militärische Vorteile dafür einzutauschen.

Aus den angeführten Zitaten der russischen Presse spricht nicht nur deutlich die Angst vor einem Frieden auf Rußlands Kosten, sondern auch das Gefühl der eigenen Schwäche. Sie beweisen aber noch mehr: sie zeigen, daß die Einigkeit der Entente nicht so weit reicht wie ihr Vernichtungswille. Der Gegensatz taucht sofort auf, wo es gilt, sich über die Zukunft nach dem Krieg auseinanderzusetzen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da versucht jeder, nicht nur seine Ansprüche in den Vordergrund zu schieben, sondern auch dem Bundesgenossen einzureden, daß die eigenen Ziele im Grunde genommen größere Bedeutung für den Partner besäßen als für ihn selber.

Wäre es auch gänzlich verkehrt, anzunehmen, daß die Entente an diesen Widersprüchen während des Krieges zugrunde gehen wird, so scheint es doch sicher, daß sie den Frieden nicht lange überdauern dürfte. Bis dahin vertrauen wir dem deutschen Schwert, und seit es Hindenburg führt, wird es die Koalition dort treffen, wo sie am schwächsten ist — in Rußland.

Englands verwundbarste Stelle

Von Dr. N. Hansen (Berlin)

Daß der am 5. Februar eröffnete verschärfte deutsche U-Bootkrieg, wenn er die von uns allseits erhoffte Wirkung auf die englische Nahrungsmittelzufuhr hat, England an seiner empfindlichsten Stelle trifft, haben die Londoner „Times" bereits am 10. April 1916 zugegeben: „Die ganze Welt kennt unsere empfindlichste Stelle," so schrieb sie damals. „Wenn unsere Einfuhr von Korn und Fleisch längere Zeit unterbrochen würde, wären wir gezwungen, uns bedingungslos zu ergeben. Die Fahrten der „Emden" lassen erkennen, was mit uns geschehen wäre, wenn bei Ausbruch des Krieges fünfzig „Emden" sich auf hoher See befunden hätten. Auch kann die Entwicklung der U-Boote als Handelszerstörer nicht ganz unbeachtet bleiben. Eigentlich ist es im gegenwärtigen Kriege ein Wunder zu nennen, daß wir so weit mit dem blauen Auge davongekommen sind."

Die Möglichkeit einer Störung der Fleisch- und Getreidezufuhr hat bisher nicht nur Englands Stellung zum Seekriegsrecht, sondern seine ganze Politik beherrscht. Das Gespenst der Hungersnot hatte sich vor dem Kriege fortgesetzt vergrößert. Die Einwohnerzahl Großbritanniens, für die kein Getreide im Lande selbst wuchs und für die kein Fleisch durch die eigene Landwirtschaft produziert wurde, hatte jedes Jahr um 380 000 Personen zugenommen. In Friedenszeiten hatte die englische Bevölkerung immer noch den Freihandel,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

d. h. den durch keine Zollbelästigungen gehemmten Warenaustausch mit dem Auslande als das richtige Mittel befunden. Aber man sorgte sich schon lange vor dem Eintritt Englands in den Krieg um die Sicherheit der Nahrungsmittelzufuhr für den Fall einer kriegerischen Verwicklung mit Deutschland. Die Furcht, daß deutsche Kreuzer — von U-Booten als Handelszerstörer war damals noch keine Rede — auf britische und auf neutrale Getreideschiffe unter dem Vorwand, daß Lebensmittel nach England Konterbande seien, Jagd machen könnten, war sehr verbreitet. Sie hat dazu geführt, daß England die Londoner Seerechtsdeklaration ablehnte und eine außerordentliche Flottenverstärkung vornahm. Sie hat den Marokkovertrag mit Frankreich, den zentralasiatischen Vertrag mit Rußland und dann die Entente mit Frankreich herbeigeführt. Aus ihr ging schließlich 1911 die Gefahr für den Weltfrieden hervor.

Untersuchen wir zunächst einmal kurz den Lauf der verschiedenen Ströme, aus denen die Lebensmittelzufuhr Großbritanniens gedeckt wird, es ist festzustellen, daß in Friedenszeiten Englands überseeische Einfuhr von Mehl und Getreide insgesamt 1913 einen Wert von etwa 1,747 Milliarden Mark erreichte. Die überseeische Fleischeinfuhr stieg von 998 Millionen Mark 1912 auf 1,2 Milliarden Mark 1913. Aus den Vereinigten Staaten kamen 1913 allein 105 918 002 Cwt (1 engl. Cwt = 112 Pfund) Weizen. Der zweitgrößte Weizenlieferant war Kanada mit 21 787 900 Cwt 1913. Britisch-Indien, das 1912 noch 25 379 400 Cwt geliefert hatte, trat mit 18 766 100 Cwt als Weizenlieferant an die dritte Stelle. Argentinien führte 1913 etwa 14,5 Millionen Cwt Weizen nach England aus. In den ersten acht Monaten des Jahres 1916 betrug die Weizeneinfuhr Englands aus den Vereinigten Staaten 52 Millionen Zentner im Wert von 36 Millionen engl. Pfd. Kanada lieferte in der gleichen Zeit 16 Millionen Zentner (Wert 11 Millionen engl. Pfd.). Die Weizeneinfuhr aus Indien, die in den ersten acht Monaten des Jahres 1915 noch $11^1/_2$ Millionen Zentner (Wert $7^1/_4$ Millionen engl. Pfd.) betragen hatte, ging in den ersten acht Monaten 1916 auf 0,323 Millionen Zentner (0,219 Millionen engl. Pfd.) zurück. Auch die Weizenzufuhr aus Argentinien, die in den ersten acht Monaten 1915 noch 12 Millionen Zentner (Wert $8^1/_2$ Millionen engl. Pfd.) betragen hatte, ging auf $3^1/_4$ Millionen Zentner (Wert $2^1/_4$ Millionen Pfd. Sterling) zurück. Den Ausgleich für den Ausfall haben seitdem weiter die Vereinigten Staaten und Kanada geschaffen, denn die amerikanische Weizenausfuhr stieg in der Zeit vom 1. Januar bis 1. Oktober 1915 von 30 Millionen Zentner auf 52 Millionen Zentner in dem gleichen Zeitraum 1916, d. h. in Werte umgerechnet von $20^1/_2$ auf 36 Millionen Pfd. Sterling. Die Weizenlieferungen Kanadas wuchsen in derselben Zeit von 10 auf 16 Millionen Zentner (d. h. in Werten von $6^3/_4$ auf 11 Millionen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenzen

Von H. Schäff

Wir sind nicht dazu auf Erden, um unser inneres Leben schlechtweg über uns herrschen zu lassen und uns in ihm zu verlieren: nein, dieses höchste Gut fordert von uns weiter nichts als den stillen Glauben an seine innere Wahrheit und Unverletzlichkeit. Im übrigen weist es uns an, der Notwendigkeit zu dienen und das Geheimnis alles Geschehens zu teilen, indem wir der Forderung der Stunde als freie Lebensritter des Lebens gehorchen und so dem Himmel uns verpflichten, d. h. durch den Glauben an seine letzte Richtigkeit seine Gläubiger werden.

*

Der Glaube ehrt sich selbst, weil ihm eins nicht abgesprochen werden kann: die Schönheit.

*

Also spricht die Schönheit: Behalte dein Auge und lerne es sehen, damit es aufhöre, dich zu ärgern. Freilich, nicht jeder besitzt das Zeug dazu, und auch für den Weitreichendsten in diesem die Sinnlichkeit erlösenden Sinne gilt noch das Wort: Es bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich.

*

Man kann als Mensch nur menschlich denken und fühlen. Wenn das Göttliche deshalb in diese Bedingung einzugehen hat, ist das seine Sache. Uns darf der Himmel, da er uns begrenzt schuf, für diese Brechung des Lichts nicht verantwortlich machen.

*

Hat es nicht die Gottheit darauf angelegt, sich in uns selbst schrittweise zu erleben? Sollte sie bei diesem Anlauf plötzlich säumen und aufhören, sich, und zwar in uns und durch uns, das zu schenken,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was den durch Zeit und Ewigkeit hindurchschreitenden Geist allein endgültig befriedigen kann: die Erkenntnis? Ist nicht unser Wahrheitsdrang ein Versprechen des Himmels, das er einzulösen hat, um nicht wortbrüchig zu werden?

*

Gibt es überflüssige Worte in unserer Sprache? Wenn das denkbar ist, möchte ich an Stelle des Wortes Gnade das Wort Gerechtigkeit setzen und diese im letzten Grund mit der alles erlösenden Liebe gleichsetzen. Denn ich denke mir, daß die Gerechtigkeit, wenn sie die Schuld erschaffen könnte, sie auch verzeihen müßte, wie es die Liebe instinktiv und spontan tut, ohne das Bewußtsein der Gerechtigkeit zu besitzen.

Zwei Dinge sind der Gottheit würdig, weil sie zusammenkommen: Gerechtigkeit und Liebe. Aber Gnade? Schmeckt sie nicht nach irdischen Höfen und Günstlingen, tief unter Gottes Thron?

*

Der peinliche Erdenrest, den wir in uns durch keine Erkenntnis auflösen, durch keine Synthese vereinheitlichen können, der trotz alles Glaubens an eine letzte Richtigkeit uns doch immer wieder erfahrungsgemäß vor Kopf und Herz stößt —, er wird und muß durch den Anteil der alles vergebenden und jede rätselentbindende Antwort in sich tragenden Liebe aufgelöst und erlöst werden. Diese Liebe, das letzte und größte Geheimnis des Himmels und der Erde, weil zugleich das innerste Wesen des Seins, muß sich selbst erlösen: im Ausweis der Gerechtigkeit, im Geschenk der Erkenntnis, dem wir entgegengehen.

*

Den Glauben haben wir, aber seine Auffüllung fehlt uns: die Erkenntnis. Inhalt und Form suchen sich und haben sich noch zu erreichen. Möge eine höhere Welt jenseits unserer Grenzen diese Trennung aufheben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwiesprache

Eduard Lachmann

Unser letztes Gespräch war im Mai vor fast zwei Jahren. Da und da. Was soll auch der Name?

Es war ein schöner, heller Nachmittag, die Wolken waren klein, weiß am hohen hellen Himmel. Ein großes Gut war in der Nähe. Die Schwadron hielt auf einer Wiese. Hafer wurde ausgegeben. Die Pferde fraßen und sollten getränkt werden. Du lagst auf der Erde und schriebst ein paar Zeilen. Denn jemand sollte zur nächsten Etappe zurückreiten, wo Postverbindung war. Ich legte mich zu dir ins Gras und wir sprachen zusammen. Da heischte dich der Wachtmeister an mit seiner unnatürlich hellen Stimme. Du standest auf, tränktest dein Pferd und sahst mich an. Es war dein letzter Blick. Denn dann war Aufbruch, der Feind war nahe. Wir kamen auf getrennte Patrouillen.

Das alles mag dir jetzt nebensächlich erscheinen. Aber mir ist es, die Wiese, das Schreiben, der Wachtmeister, das Gespräch, der unverlierbare Mittelpunkt, um den die Kreise der Erinnerung an dich schwingen, war es doch diesem belanglosen und gewöhnlichen Zusammentreffen bestimmt, das unwiderruflich letzte zu sein in der langen Kette unserer Kameradschaft.

Einige Tage darauf hörte ich, du seiest mit anderen in Gefangenschaft geraten. Ein halbes Jahr lang warteten wir, deine Eltern, deine Freunde, auf einen Brief. Aber keiner kam. Wir waren ständig am Feind in dieser Zeit, der Kampf war mit nur seltenen Ruhepausen. Weit weg sind wir nun von den Stätten von damals.

Im November desselben Jahres, als wir in neuer Front im Schützengraben lagen, hörten wir, daß sie dich ausgegraben haben. Das klingt hart und roh in dieser weichen Stunde, aber dich wird es nicht schmerzen, denn jetzt stehst du über allen Dingen, die uns treffen können, so fern und erhaben, wie du es stets ersehntest, und lächelst wahr.

Auf dem Gute, bei dem damals deine Patrouille mit dem Feinde zusammengestoßen war, hatten im Sommer Landsturmleute gearbeitet, um die Ernte einzubringen. Die erfuhren von der Wirtschafterin, daß auf dem Felde ein deutscher Soldat begraben liege. Man bettete dich dann im Gute selbst und sandte deine Erkennungsmarke nach Hause. Und später holten sie dich in die Heimat zurück.

So aber sei es geschehen, erzählt die Wirtschafterin, die auf dem Gute ausgehalten hat und mit der du vorher noch gesprochen habest. Sie erinnern

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich deiner genau. Du seiest Vorposten gewesen mit ein paar anderen, da sei von der Seite her eine Kosakenpatrouille gekommen und habe euch abgeschnitten. Du seiest ohne Pferd gewesen, und man habe dich zusammengeschlagen. Als dann der Feind von uns angegriffen und zurückgeworfen wurde, habe er auf der Flucht noch zwei Schüsse auf dich abgegeben. Die Gefangenen aber seien auf die Pferde gefesselt und fortgetrieben worden. Du habest das bessere Teil erwählt, meinte die Wirtschafterin. Aber warum erzähle ich dir das alles? —

Und an Weihnachten des letzten Jahres habe ich an deinem Grab gestanden. Du kennst ja den Friedhof, kennst die Stelle mit den schwarzen Marmortafeln der Großeltern und Verwandten. An der langen Mauer, auf deren anderer Seite die Lindenbäume stehen und der sanfte Weg zum Böllenfalltor führt, und wo in der milden Sonne des Nachmittags das warme, freundliche Leben ist. Kinderwagen sind da und Mädchen in weißen Kleidern, Soldaten in der Extrauniform, und die Bürger der Stadt lustwandeln da. Ein wenig ins Breite gezogen ist es, das Leben, ins Behagliche, Mittelmäßige gestreckt. Abgewendet liegst du von ihm, und du liebtest es so ja nie sonderlich, hattest ein Lächeln bestenfalls für die verwischenden, mischenden Molltöne, ein Verstehen gewiß, Nachsicht auch, aber du hieltest dich ihm fern, in die harte, klare Ruhe deiner Einsamkeit flüchtend und einen unsichtbaren, unübertretbaren Ring um die Welt deiner Gedanken ziehend.

Wie ich dort war, war es leer und einsam auf den Wegen, die Bäume waren kahl und trauerten. Aber die Zeit wird kommen, wo die Linden wieder blühen und an lauen Abenden duften.

Die vielen Kränze welkten schon, die Farben der Schleifen waren verschwommen. Die Heidelberger Freunde hatten auch einen Kranz geschickt. Unser altes Rot-Gold-Rot. Und viele andere.

Das war damals, vor einem Jahre. Nun ist es wieder Herbst geworden, zum dritten Male schon, irgendwo anders liegen wir am Feinde, und heute, am Allerseelentage, werden frische Blumen auf deinem Grabe liegen.

Der Kopf des Achill sollte deinen Stein krönen. Jenes Achill, der in deiner Homerausgabe abgebildet war, das edle Haupt neigend, mit den Schlangen und den Löwen auf dem Helm; *επικρατειν δύνατοι* sollte darunter stehen. Dein Lieblingswort. Nie verstand ich es ganz, mir, dem der Tag zugleitet und entgleitet.

Dein Vater zeigte mir Verse von dir, die man in deinen Büchern gefunden hat. Wenige sind es, und scheu hast du sie gehütet. Nun erst haben sie ihre Schwingen gebreitet, wie Dädalus, von dem du in dem letzten sprichst. Es ist in Trauer gehüllt und in ein Lächeln.

Über dem Meere, über allen Dingen schweben, war deine Sehnsucht. Und nun komme ich zu dir mit meinen kleinen Erinnerungen, die so sehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhaftet sind mit all dem Kleinen und Vergänglichen. Verwirf sie nicht, dieses Mal, du, der es nicht wahr haben wollte, daß auch sie leben können, tiefer als mancher Augenblick der Gegenwart. Nein, laß sie zu dir kommen, denn sie sind es doch allein, die dich mit mir und uns Zurückgelassenen verbinden.

Unser Heidelberger Sommer. Ein Gang am Fluß entlang im Dunst des Abends, in der lauen Schwüle, in der die Türme weich verankert sind und die kleinen Häuser am Ufer drüben. Wir standen auf der Brücke. Zart gewölbt sind ihre Bogen, wundersam tragend. Hinüber schwebt die Mauer von Ufer zu Ufer, Figuren in Rundungen stehen wie in leichtgeflügeltem Tanze über den Wassern. Die aber kommen angerannt in zackigem, raschem Lauf, stürzen sich in die engen Tore und strömen dann aus den Mündungen heraus, in sich überkugelnden Wellen ins breitere Bett, in dem sie allmählich wieder Fassung und Ruhe gewinnen. Der harte Rhythmus des Zusammendrängens, des Aufstauens, Aufrauschens und das befreite Ausweiten, Ausfließen danach, darüber die sanfte Melodie der Berglehnen zu beiden Seiten, daneben die kleine befriedigte Ruhe der abendlichen Stadt, dahinter aber wie ein dunkler Vorhang das ragende, grünumhangene Schloß, gehüllt in jene Zartheit und Wehmut aller Historie, des einmal Gewesenen, nun Zuschauenden, Verharrenden, unmerklich Verfallenden — dies alles wirkte zu gleichen Teilen auf das wache Gefühl. Und seltsam befreit folgten die Augen aus romantischer Enge dem Flusse, wie er ins Endlose entgleitet, in die klare, unbefangene westliche Weite, die du stets gesucht hast aus Blutrausch und verdunkelten Horizonten, hinaus in die Helle des Arbeitstages, der sich dem Ende zuneigte. Wie letzte Fanfaren wehten Rauchfahnen von den fern ragenden, wie Kohlestriche in das Bild der Landschaft gesetzten Schornsteinen der Fabriken. Das war damals für mich nur Versprechen, ferne Hoffnung, in dir jedoch, wie ich später sah, befestigte Gewißheit, der es keinen Abbruch tat, wenn wir uns damals wandten und durch das Brückentor gingen in die verhängte Dämmerung der Gasse und dann in der Schenke saßen „Zum grünen Baum“ in dunkelgrüner, vergessener Stunde beim jungen Wein.

Und gemahnt dich noch jener Abend draußen vor der Stadt auf den Bänken dicht am Flusse? Sein schwarzes Wasser glühte dunkel auf. Leise rauschte es. Die Freunde sangen mit uns, und das Bier stand in Hörnern und Humpen auf dem Tisch, der vom Lichte einer einzigen Kerze hell war. Wohl war die ungeläuterte Glut der Jugend und des Frühlingsabends in uns, das Aufflammen, Lodern, der Überschwang. Hier stock' ich schon. War das auch bei dir? Auch hier wahrtest du die Grenze dem zärtlichen Ungestüm und dem Verlangen nach Teilung, und aus dem Taumel des Abends führte uns der Saumpfad längs des Flusses heim durch die helle Nacht im Gespräch, das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

du klar und rein hieltest für deine Gedanken. Wie mit Silberfäden schienen sie geknüpft zu sein an die hoch über uns schimmernden Sterne.

Und jener Morgen, und jener Tag und jener, jener.

Daß ich es nicht vergesse, im Bemühen, das Trennende zu fassen, das, was dich außerhalb der schwärmenden Jugend stellte, die scharfumreißende Helle, die um dich war — du beriefst dich nicht auf sie, verhülltest sie eher mit feiner Behutsamkeit, denn du wolltest niemand wehe tun und warst gern fröhlich mit den Fröhlichen. Nur deine selbstgefügte Klarheit wolltest du nicht um das Glück einer flüchtigen Stunde verkaufen, ohne Hochmut warst du, und nie war deine Haltung edler als in Nachsicht und Milde gegenüber denen, die noch im Unbewußten schwankten.

Wie sich dann unsere Wege trennten. Ich habe deine Briefe da und lese sie oft. Lächle nicht so grausam. Es ist meine kleine Wahrheit, daß du im Entsagen deinen Kreis zu eng zogst, und ich will jene, die mich reich und glücklich macht, auch dir gegenüber behalten. Wohl ist es ein tapferes, schönes, hartes Wort, das vom Trachten nach dem Werke und nicht nach dem Glücke, aber es führt über Abgründe der kalten, armen Verlassenheit, ja, mir scheint, als ob es geradezu dahin verführe, anstatt im großen Bogen auf die Gefilde des erfüllten, tätigen Lebens zu geleiten.

In unserer Heimatstadt fanden wir uns plötzlich im Gewühl des Platzes wieder. Hergeweht durch ein Wort: Mobilmachung. Die Menschen füllten die Straßen, drängten sich, stießen sich. Die Nachmittagssonne lag wie helles, weißes Feuer auf den Dingen. Wie wenn tausend unsichtbare Fahnen flatterten, so war es, Fahnen des Sturms, Fahnen der Opfer, Siegesfahnen. Und wie große irrsinnige Seifenblasen tanzten die Gerüchte, von den vielen Stimmen gehoben, geschleudert, weitergeworfen, über den Köpfen der Leute einher.

Wir waren gepackt und gingen durch die Straßen und waren am Abend auf dem Platz, den die doppelten Platanenreihen im Viereck umstehen. Dort liegt die Kaserne. Wie der letzte Zapfenstreich lockte, rief, befahl und aus den kleinen Lichtöffnungen der Wirtstüren um den Platz herum die Dragoner strömten, sich stauten vor dem großen Tor und riefen und sangen und schrien. Weißt du noch, wie Vater, Mutter, Geschwister um den einen herumstanden und ihn immer ansahen, ohne viel zu sprechen. Die Mutter weinte ohne Tränen. Und er, der schlanke, große Kerl, sah sie verlegen an, und dann umschlang ihn die Mutter und tastete mit ihren kleinen Händen in Zwirnhandschuhen auf dem breiten Rücken des Sohnes, als wollte sie ihr Eigenes, nun Entwachsenes, sich Entfernendes, zu Verlierendes noch ein einziges Mal besitzen. Das große eiserne Tor wurde geschlossen, am anderen Morgen rückten sie ins Feld, und wir rückten an ihre Stelle.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ach, nun wäre so vieles zu erwähnen! Ich lasse es lieber. Aber den Augenblick darf ich doch nennen — es war eine schwache Stunde, so dachtest du vielleicht später: Wir sollten selbst ausrücken als erster Nachschub und waren stolz und froh. In der allgemeinen Hast und Tätigkeit führten uns ein paar freie Minuten zusammen. Wir standen im „Höschen", wie die kleine Wirtsstube heißt, gegenüber der Kaserne. Du lehntest am Fenster und sprachst die Worte des fernen Freundes, lächelnd:

La barque dort, dormez, mes longues peines,
Restons bercés par l'onde du silence.
O douce nuit d'amour, nuit de clémence,
O nuit d'oubli . . . Faut-il mourir, ma reine?

Oh, gewiß nicht um der letzten Frage willen tatest du das, auch nicht etwa, um einen selbstverständlichen Gegensatz zwischen Umwelt und innerlichem Erleben literarisch aufzuputzen, verabscheutest du doch nichts mehr als Literatur, und an jenem Gegensatz hast du kaum gelitten. Er war selbstverständlich, und das genügte dir. Nein, um ein paar vorübereilenden leeren Minuten etwas vom Schimmer reiner Schönheit zu verleihen, der du, wo auch immer, auf der Spur warst und sie zumal im Worte zu finden wußtest, sprachst du das Lied, und es erfüllte dich mit einer lichten, edlen, losgelösten Freude, und ich bin gewiß, daß du es dir am Wohlklang genügen ließest und des Sinnes nicht achtetest.

Die tagelange Bahnfahrt im Wagen mit den Pferden zusammen. Du sitzest auf der Bank an dem offenen Wagen, das Land zieht vorüber im Nebel des Morgens, im sich hellenden Tag, im Dämmern des Abends, unser Land, das Grüße an die Wagen bringt, Kinder schwenken in den Straßen die Hüte, überall folgt uns ein einsamer Blick, die Dörfer und Städte ziehen vorüber, alles ist ein Abschied, und dann geht's über die Grenze, und alles wird nun mit verändertem Blick gefaßt, obwohl es doch eigentlich ganz genau so ist. Abende später sind wir in Lille. Mitten in der Nacht reiten wir durch die schwarze, stille Stadt.

Aber nach zwei Tagen sitzen wir auf einem Leiterwagen und fahren unter Regen und Kanonendonner nach Norden über eine neue Grenze. An Gräbern mit frischen Kränzen steigen wir aus und kommen zum erstenmal in den Graben. Es ist kalt und naß, und wir liegen in der flandrischen Erde in einem Loch mit dem Rücken an die Wand gedrückt eng nebeneinander und wärmen uns gegenseitig. Die Sterne aber stecken im feuchten Schwarz über der Brüstung des Grabens, und als es hell wird, sehen wir nichts als Feld, Erde und nicht weit gegenüber eine Erdwelle wie die unserige: der feindliche Graben. Und dazwischen liegen ein paar tote Jäger, die wir nicht holen können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was kam alles noch, was liegt alles dazwischen, als wir, später getrennt, uns in Rußland wiedersahen! Ich hatte Wache an einer Brücke, und als ich abgelöst war, kamst du an einem warmen, hellen Märztage zu mir. Wir gingen durch die Äcker, Hütten und Höfe lagen ringsum im sanften Braun des Frühlings. Blühten schon Wiesenblumen? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, daß wir vom Tode sprachen von ungefähr. Wie stets hattest du auch hier Gewißheit. Du sprachst fest und sicher und fröhlich fast. Es war kein falscher Ton in deinen Worten. Nichts deutete auf gewollte oder gespielte Überlegenheit. Du schienst zu wissen, daß er dir nichts anhaben konnte, die — verzeih, ich weiß, du lehnst das Wort ab als Übertreibung und Anmaßung — die hellenische Klarheit und Ruhe deines Geistes nicht zu trüben vermochte. Er betrog dich nicht um den Sinn des Daseins, das dir nur auf Läuterung und Reinheit gestellt war. Und doch war er schon reif in dir und sollte bald gebrochen werden.

Ich erstaunte, wie du auch hier alles in abwehrender Entfernung hieltest und nichts von dieser Welt, so sehr du sie auch liebtest, Gewalt über dich zu haben schien. Wie stets, war deine Haltung streng und edel und voll Würde gegenüber der Stunde, die nichts von dir forderte und keinen Zwang für dich hatte. Ich liebte dich, weil ich dir noch so fern war. Du aber schobst die Oberlippe zusammen und sagtest ein paar knappe, gute Worte. —

So rede ich nun zu dir, und du unterbrichst mich nicht. Siehe, ich bin einsam und allein, und der Novemberregen draußen, endlos und grau, hat mich eingehüllt. Du scheinst zu lächeln. Jeder sei allein, meinst du. Es führe keine Brücke zum anderen. Sehe jeder selbst zu, wo er bleibe. Du hast recht, wie immer.

Künstler und Kritiker

Von Dr. Adolf Behne

Die materialistische Lebensauffassung, die wir nun langsam dabei sind, zu vergessen, betonte in allen Dingen künstlerischer Natur vornehmlich das „Können“. Kunst kommt von Können — diese etymologische Binsenwahrheit, in deren neutrale Hülle wir erst den menschlichen Sinn zu legen hätten, war für sie eine fertige Erkenntnis. Überraschen kann uns das nicht weiter. Denn worin sonst sollte der Materialist das Eigentümliche der Kunst sehen, wenn nicht eben in einer besonderen technischen Fertigkeit? Es war ein schalkhafter „Philosoph“ dieser Richtung, der jeden etwa gewagten Widerspruch gegen den materialistischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grundsatz mit der Folgerung im voraus lächerlich machte: „Denn wenn die Kunst von Wollen käme, müßte sie ja Wulst heißen!“ *)

Nun freilich, so ein allgemeiner guter Wille, wie er zum Häkeln einer schmucken Kaffeetischdecke hinreicht, schafft kein Kunstwerk, Herr Fulda. Und auch das ist unbestreitbar, daß an der Schöpfung des Straßburger Münsters ein ganz außergewöhnliches technisches Können beteiligt war. Aber doch war dieses Können nicht das Entscheidende. Entscheidend war der stolze Wille, der Geist der Andacht, der Treue und Liebe. Der bahnte dem Können überhaupt erst den Weg, entband dieses Können, gab ihm einen Sinn. Niemals ist zu befürchten, daß ein Formungswille dieser Art leer bleiben müßte, weil ihm das technische Können nicht zur Hand sein möchte. Das technische Können ist ganz von selbst da, sobald nur der Wille reif und fruchtbar ist.

Daher kommen wir dem Wesentlichen der Kunst viel näher, wenn wir unsere Betrachtung auf das Wollen richten, als wenn wir allein nach dem Können fragen. „Der Schriftsteller,“ sagt Thomas Mann, „ist ein Mensch, dem das Schreiben schwerfällt.“ Er hat recht. Das leichte Niederschreiben dessen, was er kann, übt nur der schlechte Literat. Der Schriftsteller aber will etwas, das über den Ruhezustand seines Könnens hoch hinausgeht. Dieses Wollen ist allerdings unsichtbar, und seine Erkenntnis erfordert ein Vielfaches an Feinheit und Empfindung, als die Feststellung des sichtbaren, oft genug aufdringlich sichtbaren Könnens. Verständlich genug ist es also auch aus diesem Grunde, daß der Materialist sich an das Können hielt, denn was nicht sichtbar war, bestand für ihn ja nur mit einem Fragezeichen des Mißtrauens.

Auch für die Auffassung der Kritik und des Kritikers ist es von Vorteil, den allzu knappen Maßstab des Könnens beiseite zu legen. Es ist ja bis zum Überdruß gangbar, im Kritiker einen — wegen Nichtkönnens! — gescheiterten Künstler zu sehen. Daher der Hochmut, mit welchem der ausübende Künstler des letzten Zeitabschnittes auf den Kritiker herabsah. Ich muß hier als klassisch zitieren, was Max Liebermann schrieb: Jeder, der über Malerei urteilen wollte, müßte mindestens imstande sein, einen einwandfreien Kopf zu zeichnen. — So etwas überzeugt den Philister sofort. Selbstverständlich, meint er, solle nur derjenige über eine Sache urteilen, der fähig wäre, sie mindestens ebensogut zu machen. Ja, im letzten Grunde würden sich Max Liebermann und der Philister nur vor einem solchen Kritiker beugen, der es geradezu besser machen könnte als sie selbst. Und es ist nur, weil sie fürchten, es möchte einen solchen in aller Welt nicht geben, daß sie sich zu der obigen

*) Sämtliche Zitate dieses Aufsatzes sind nach dem Gedächtnis! Ich bitte also, Ungenauigkeiten der Form freundlichst zu entschuldigen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einschränkenden Formel herablassen. Daß Hermann Grimm den Raffael beurteilt, ein Mann, der nie einen Bleistift in der Hand gehabt hat, scheint ihnen arg. Richtig schiene es ihnen, wenn Raffael den Bacchiaca beurteilte.

Wir wollen aber das Persönliche, den Einzelfall, vollkommen außer Betracht lassen. Daß es schlechte, unfähige Kritiker gibt, ist eine Wahrheit, die niemand wagen kann zu bestreiten. Aber schlechte Maler sind leider noch fast häufiger. Uns soll es ankommen, zu untersuchen, ob grundsätzlich der Künstler eine höhere Stufe der Menschlichkeit bedeutet als der Kritiker, wobei wir sie beide in ihrer denkbar schlackenfreiesten Ausprägung zugrunde legen.

Wie kann man so überhaupt erst fragen? wird man mich unterbrechen. Steht uns nicht ein für allemal der produktive Mensch weitaus höher als der kritisierende, schon deshalb, weil ja doch der Zweite die Arbeiten des Ersten stets als Voraussetzung seiner Arbeit schon vorfinden muß?

Es mag vielen als eine unerhörte Zumutung klingen, wenn ich diese allgemeine Auffassung bestreite. Denn diese allgemeine Auffassung von Produktion und Kritik ist nur dann unbedingt zutreffend, wenn man wiederum das Können als die einzige „gesunde" Grundlage der Kunstbetrachtung annimmt. Vom Wollen aus erscheinen die Dinge wesentlich anders. Produzieren steht dann durchaus nicht immer höher als Kritik, sowenig Reden stets wertvoller ist als Schweigen — „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" — sowenig der fruchttragende Baum stets und unbedingt wertvoller ist als jener, der es vorzieht, mit seinen Säften noch zurückzuhalten. Nicht-Können ist unter Umständen weit wertvoller als ein Können — dann nämlich, wenn hinter dem Nicht-Können ein höherer, reinerer Wille steht, der sich das zu tun versagt, was hinter jenem Können als Wille wirkt. Ein Nicht-Wollen ist unter Umständen wertvoller als ein Können. Wer Höheres will, kann das Übliche nicht, weil er es nicht verantworten kann.

Denn das scheint mir eine Grundwahrheit, die wir uns klarmachen müssen, daß, wie jedes Können ein Wollen voraussetzt, es ein Nicht-Können gibt, das keiner minderwertigen Ohnmacht entstammt, sondern einem hoch gerichteten Nicht-Wollen! Von dem Nicht-Können der Ohnmacht brauchen wir in diesem Zusammenhange nicht zu sprechen, uns bekümmert nur das Nicht-Können aus einem Nicht-Wollen, wie es beispielsweise vorliegt, wenn Matthias Grünewald nicht so beruhigt schön wie Raffael malen kann, wenn Meister Wilhelm von Köln nicht so wie Holbein voll und rund zeichnen kann — weil sie es nicht wollen.

Was ich nicht will, das kann ich auch nicht, keineswegs deshalb, weil mir die Trauben zu hoch hängen, sondern weil sie zu tief hängen. Und wenn ich zu der Einsicht komme, daß die Malerei des Professors X langweilig ist, so mutet mir der Maler etwas Unsinniges zu, sobald er verlangt, ich möchte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch erst einmal so malen wie er. Eben daß ich es nicht kann, ist ja meine Legitimation. Nehmen wir ein Beispiel, das dem Ungläubigen mehr entgegenkommt. Eine „Produktion" ist auch das Textbuch zur „Lustigen Witwe". Ich habe in meinem Leben noch kein Textbuch geschrieben. Habe ich also das Recht, dieses Textbuch zu tadeln oder nicht? Muß ich wirklich erst ein ebenso trauriges Lustspiel geschrieben haben, um es „negieren" zu dürfen? Aber wenn ich imstande wäre, ein gleich trauriges Lustspiel zu schreiben, so würde ich außerstande sein, es in seinem Unwert zu erkennen. Denn man kann nur, was man will (weshalb die Geschichte von dem Dichter, der, um sich aus materieller Not zu retten, Marlittiaden schreibt, ein Märchen ist). Will ich aber diese Stufe Produktion, so kann ich mich nicht im Urteil über sie erheben. Daß ich etwas Höheres will, schützt mich davor, dieses Geringe zu können.

Mit der Anerkennung eines Wertes für jede Produktion, d. h. für jedes Können, kommen wir nicht zu einer wahren Einsicht in die uns beschäftigende Frage. Das Beispiel der „Lustigen Witwe" lehrt, daß Kritik höhere Menschlichkeit sein kann als Produktion. Und denken wir dies zäh zu Ende, so kommen wir zu folgendem Ergebnis — wobei wir, um es zu wiederholen, nicht an den Lokalkritiker im Provinzanzeiger denken.

Zwei Kreise finden wir im Menschlichen: die Abschließenden und die Suchenden. Was sie trennt, ist nicht ein verschiedener Grad des Könnens, sondern eine verschiedene Höhe des Wollens. Auf jeder Stufe menschlicher Bildung finden wir beide Typen vor. Diejenigen, die sich beispielsweise auf der Stufe kunstgewerblichen oder artistischen Arbeitens an das Abschließen, Ausformen, Produzieren begeben, können unmöglich höher und wertvoller sein als jene, die, weil sie mit anspruchsvolleren Augen in fernere Weiten sehen, hier ihre Hände gebunden fühlen. Nicht ist das Abschließen zu einem Werke grundsätzlich wertvoller als das Schweigen oder Verwerfen. Es kommt ausschließlich an auf die Höhe, die Stufe, auf der das Abschließen erfolgt. Der Sucher, der jene Stufe, in welcher der Abschließer sein Werk vollendet, auf der Verfolgung seines höheren Ideals durchrennt, ist reicher als der betreffende Künstler. Es ist möglich, daß er auf einer höheren Stufe zum schaffenden Künstler wird, womit er dann eine Umsetzung seiner Energie erleben würde, aber keine Standeserhöhung. Denn auch im Produzieren des Werkes ist das Entscheidende nicht das Grundieren, Malen, Modellieren, Zeichnen — sondern die geistige Leistung. Und eine geistige Leistung ist das Überwinden, das denkende Suchen nicht minder. Beidemal, im Produzieren und im Kritisieren, handelt es sich um das nämliche: Kampf um geistige Helligkeit, um das Hellsehen der Welt. Nicht immer wird diese Leistung sichtbar, hörbar, sowenig sich elektrische Energie stets in Funken umsetzt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber auch dort, wo Sichtbarkeit im ununterbrochenen, niemals voll beglückten wahrhaftigen Suchen der Wahrheit tatsächlich niemals im Verlauf eines Lebens erfolgt, liegt kein menschliches Manko, liegt keine Unfruchtbarkeit vor, schon weil wir es uns abgewöhnen müssen, die Arbeit eines Menschen mit seinem „Tode“ abzuschneiden. Auch hier kann das Sprichwort recht behalten: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Freilich, der Materialist muß ein solches Sucherleben gering anschlagen, weil er, wie wir sagten, nur das Sichtbare wertet. Die unter der Oberfläche arbeitenden Kräfte sind ihm tot, weil er sie nicht sieht. „Wollen“ — was ist ihm Wollen? Ein impotentes Ausweichen des Nicht-Könnens.

Wir können uns aber an einen unsterblichen Idealisten wenden, den Meister Eckhart. Er spricht davon, wie alle Tugenden in dem Willen beschlossen liegen, sofern er ein rechter Wille ist. Er betont die Wichtigkeit des Urteils, das er sehr schön als die „Festigkeit des guten Willens“ benennt. Und er sagt dann, der Mensch solle „sich nimmermehr betrüben, wenn er nicht alles, was er möchte, in Werken zu vollbringen vermag“. Was der Materialist als „Können“ anbetet, nennt Eckhart in Erkenntnis tieferer Zusammenhänge die „Macht“ (für die Kunst das „Machen“). Von ihr sagt er wahrhaft abschließend: „Wenn es dir nicht an Willen fehlt, sondern lediglich an der Macht, so hast du vor Gott es alles vollendet.“

Lied aus „Heilige Nacht“

Von Ludwig Thoma

Es mag net finsta wer'n,
Es bleibt so hell,
Es rucken Mond und Stern
Net von da Stell.

Sie hamm wia Liachta brennt,
So still und klar,
Als waar dös Firmament
A Hochaltar.

Und 's is so wundafei',
Wia's oba klingt!
Dös muaß da Herrgott sei,
Der 's Hochamt singt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Politisches Leben"

Eugen Diederichs in Jena war seit einer Reihe von Jahren bemüht, seinem vielfältigen Verlag ein politisches Gesicht zu geben. Das Echo ist schwach geblieben — vielleicht war die Umgebung, in die seine „Politische Bibliothek" und seine „Staatsbürgerlichen Flugschriften" gestellt wurden, zu sehr von Bänden beschattet, in denen über Kunst, Religion, Humanismus und Philosophie geredet wurde. — Es mochte Diederichs eine ähnliche Wirksamkeit vorschweben, wie sie in England die „Fabian Society" betrieben hatte: durch eine gehaltvolle Publizistik den öffentlichen Geist, ohne die Parteiabsicht der Machtgewinnung, ethisch und sozial zu durchdringen. Wells, Ramsay Mac Donald waren denn auch unter den Autoren, Lloyd George wurde uns als Sozialreformer durch eine Sammlung seiner Reden nahegebracht. Heute erscheinen diese Bemühungen abgebrochen. Fruchtbar blieb die Einführung des schwedischen Soziologen Gustaf Steffen, der auch durch seine Kriegsbände ein ausgezeichneter Anreger und Klärer spezifisch deutscher Geistesprobleme blieb.

Diederichs ist Optimist. Er hat jetzt die alte Spur wieder gesucht und damit begonnen, eine neue Serie von Bänden hinauszugeben, die, nicht so gewichtig in Format und Umfang wie die früheren, einen breiteren Leserkreis erreichen wollen. Die Reihe nennt sich „Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volksstaates"; vier Bände liegen mir vor, ihre gemeinsame Richtung ist durch den Untertitel gewiesen.

Zwei Anhänger des Sozialismus leiten ein, Jean Jaurès und Wolfgang Heine. Der große Franzose spricht aus dem Grabe, aber seine Worte sind von wunderbarer Lebendigkeit. Man kennt in Deutschland Jaurès, so sehr jeder glaubt, ein geistiges Bild von ihm zu besitzen, als Schriftsteller nur wenig; Südekum hat vor Jahren einmal charakteristische Aufsätze herausgegeben, die aber selbst in der sozialistischen Literatur ohne stärkeren Widerhall blieben, und in dem umfangreichen Werk „Die neue Armee", dessen deutsche Ausgabe auch Diederichs seinerzeit gewagt hat, steckt zu viel französisches Einzelheerproblem, als daß es nach Gebühr aufgenommen worden wäre. Aus diesem Werk nun ist ein geschlossener Abschnitt auf E. Pernerstorfers Anregung herausgenommen worden (dieser schrieb auch eine warmherzige Einleitung) und mit dem Titel „Vaterland und Proletariat" neu gedruckt. Der Titel verursacht vielleicht eine falsche Einstellung der Erwartung; er umfaßt nur ein Teilstück des Ganzen, freilich das heute wirkungsvollste, die Abrechnung mit der Marxischen These: „Die Arbeiter haben kein Vaterland." Diese „sarkastische Verneinung der Geschichte selbst" bekämpft Jaurès mit seinem hohen und edlen Temperament geschichtlich, psychologisch, wirtschaftlich, politisch — er will gerade aus dem Proletariat eine Vertiefung aller vaterländischen Gedanken erzeugt wissen. Die deutsche Sozialdemokratie kann in ihrer Gärung keinen besseren Stoff zur Klärung brauchen als den Geist dieses Franzosen. Im übrigen aber ist das Buch fast zu einer Apologie der kapitalistischen Bourgeoisie geworden, ihrer Tatkraft, Anpassungsfähigkeit und ihres politischen Kampfes; man spürt, wie Jaurès hier alles deutlicher, unterstrichener sagen will, um der trivialisierten Marxschen Denkmethode des offiziellen Sozialismus eine historische, freie, unbefangene Würdigung entgegenzustellen. Man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird ganz und gar nicht sagen können, es sei der „französische Sozialismus“, der hier sich in einem weniger gebundenen Geist dokumentiere, denn, obgleich anerkannter Führer der parlamentarischen Aktionen, war auch Jaurès innerhalb seiner Partei durch doktrinäre Resolutionen gefesselte Minderheit — aber dies spürt man: ein Kopf dieser Weite und Freiheit hätte die deutsche Sozialdemokratie vor der geistigen Verphilisterung bewahrt, in die ihr theoretisches Denken durch den alten Liebknecht und Kautsky geführt worden war.

Heine, dessen politische Praxis sich mit der Jaurèsschen Grundauffassung nahe genug berührt, steht neben dem Franzosen als ein gemessener, taktischer Denker. Er hat seine Kriegsaufsätze gesammelt: „Zu Deutschlands Erneuerung.“ Das Buch unterscheidet sich wesentlich von den zahlreichen Publikationen sozialdemokratischer Führer, die wir in den letzten zwei Jahren bekommen: es will keine systematisch angelegte Revision oder sozialistisch gesehene Zeitgeschichte sein wie etwa die Arbeiten von Lensch, Hänisch, Cunow, David, es ist unpathetisch (aber doch voll, man möchte sagen unterdrückter Stimmung), es geht an den grundsätzlichen Problemen eines marxistisch gesehenen Sozialismus vorüber. Sein Sinn ist, die Kluft zwischen sozialistischer Arbeiterklasse und bürgerlicher wie staatlicher Gemeinschaft, die vor dem Krieg bestand und durch die Wucht des Krieges geschlossen wurde, mit den Gedanken eines gesunden und tatfrohen Wirklichkeitssinnes zu füllen. Er redet dabei so gut zu „Bürgerlichen“ wie zu „Genossen“; er setzt im Grunde die Rede fort, die er schon vor dem Krieg gehalten hat, aber sie hat nicht mehr den monologischen Charakter. Denn Heine spürt, daß aus diesem Krieg die Schicksalstunde für die staatspolitische Bedeutung der sozialistischen Partei wächst, und darum gewinnt seine Stimme an Wärme: sie wirbt um den Willen zur Verantwortung: Die Sprache dieser Aufsätze zeichnet sich in durchsichtiger Klarheit aus.

Eine größere Arbeit sucht nun in breiteren Zusammenhängen mit den Zukunftsproblemen fertig zu werden: „Das innere Deutschland nach dem Krieg.“ Ihr Verfasser ist Erich Everth, dessen bekannte Studie über die Seele des Feldsoldaten seinerzeit auch im „März“ eine eindringliche Würdigung gefunden hat. Man wird verstehen, daß die Aufschrift eher ein wenig mißtrauisch macht als einlädt; denn man hat die fatale Empfindung, eine Versammlung guter Wünsche anzutreffen, wie sie im Spätjahr 1914 als gewisse Zuversichten durch zahllose professorale Kundgebungen gingen. Doch das Buch bringt mehr, und vor allem ist seine geistige und schriftstellerische Haltung von gutem Niveau. Der Verfasser ist kein Parteimann; man wird seine politische Gesinnung aber ungefähr auf der linken Seite der Nationalliberalen beheimatet finden dürfen. Was das Buch auszeichnet, ist eine Fülle guter Einzelbemerkungen — mehr Mosaik als Architektur —, geschichtlicher Blick und Unbefangenheit. Die künftige Stellung des Volksheeres etwa und seiner Organe sind ganz vortrefflich dargestellt. Das Ganze kein Hymnus, sondern Bedürfnis, den Dingen ihr Gewicht zu lassen oder zu geben, kein flacher Enthusiasmus, aber doch Wärme, die Sachlichkeit mit Willen zu speisen versteht. Was man vermißt, ist die Erörterung, wie weit die kommenden Aufgaben auf die staatsrechtliche Gestaltung des Reiches wirken werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die letzte dieser Schriften stammt von Professor Hugo Preuß; zwei Vorträge sind zusammengefaßt: „Obrigkeitsstaat und großdeutscher Gedanke." Schmoller hat durch eine ganz taktlose Besprechung für dies Büchlein eine unfreiwillige Reklame gemacht; hat man es gelesen, so begreift man die arge Entgleisung noch weniger als früher. Man hatte geglaubt, das sehr starke und witzige polemische Talent von Preuß habe so „böse" Sachen über die behördliche Obrigkeit gesagt, daß Schmoller, der diese geschichtswissenschaftlich verwaltet, die Ehre des alten Preußens zu retten hatte — nichts davon. Preuß betrachtet die Wechselbeziehung „Innere Staatsstruktur und äußere Machtstellung" — er ist viel zu geistreich und gebildet, um die Unendlichkeit der geschichtlichen Möglichkeiten auf eine Formel bringen zu wollen, er strebt nach keiner Systematik, aber er gibt recht nachdenksame Anmerkungen zu der These: daß äußere Gefährdung ein Minus von innerer Freiheit im Staatsleben bringen müsse. Wichtiger war mir der zweite Vortrag: „Großdeutsch, kleindeutsch und die Idee des nationalen Staates", denn Preuß hat zu diesem jetzt reichlich besprochenen Problem Eigenes zu sagen und in glänzender, knapper Formulierung. Hier erweist er sich nicht als der Mann, der über Staat und Verwaltung fruchtbar nachdenkt, sondern als Politiker, der Geschichte politisch versteht.

Das mag man vielleicht zu der ganzen Serie sagen: politische Erziehung, der sie dienen will, bedarf neben des Anrufs des gegenwärtigen Willens, neben dem Blick in die Aufgaben der Zukunft geschichtlicher Schulung. Nicht um in der Vergangenheit ein Abc zu suchen, sondern um aus der Begegnung mit dem Ab und Auf der geglückten und der verfehlten Möglichkeiten den Sinn freizuhalten von tödlichem Schematismus. Geschichte macht vielleicht bescheiden und skeptisch — mehr aber: den, der politischen Willen hat, unbefangen.

Theodor Heuss

Bankenverschmelzung im Krieg

Die Deutsche Bank kündigt die Aufsaugung des Schlesischen Bankvereins in Breslau und der Norddeutschen Kreditanstalt in Königsberg an. Damit vermindert sich die ohnehin schon geringe Zahl der deutschen Mittelbanken um zwei der bedeutendsten. Namentlich das Breslauer Institut besitzt einen sehr großen Einfluß in der industriereichen Provinz Schlesien. In seinem Aufsichtsrat finden wir die Vertreter des Feudaladels zusammen mit den Direktoren der großen Montanwerke. Die Bedeutung ergibt sich schon aus dem Aktienkapital von 50 Millionen Mark und den reichlich 20 Millionen Reserven. Nicht ganz so groß ist die Bedeutung des erheblich jüngeren, aber sehr unternehmenden Königsberger Instituts mit 24 Millionen Grundkapital und $3^1/_2$ Millionen Reserven. Dem weiteren Verschwinden von mittleren Banken steht eine entsprechende Ausdehnung der Deutschen Bank gegenüber. Sie wird fortab an Aktienkapital (275 Millionen) und Reserven (225 Millionen) die ungeheure Summe von 500 Millionen Eigenkapital aufweisen. So gewaltig diese Summe ist, so zeigt sie doch noch nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollständig den Machtbereich des Instituts. Der ergibt sich viel klarer aus der Höhe der ihm und den beiden aufzusaugenden Banken anvertrauten fremden Gelder, die bereits Ende 1915 — neuere Bilanzen liegen noch nicht vor — recht nahe an 3 Milliarden Mark betrugen. Welches Übergewicht sie damit gegenüber ihren Konkurrenten besitzt, dafür nur zwei Vergleiche: die von der Deutschen Bank verwalteten Einlagen sind so groß wie die von den drei folgenden Großbanken, der Diskontogesellschaft, der Dresdener und Darmstädter Bank zusammen, oder aber rund ein Drittel aller 44 deutschen Handelsbanken über 10 Millionen Grundkapital.

Hier drängt sich zunächst die Frage auf: Wohin soll diese anhaltende Fusionsbewegung führen, was bedeutet sie für unsere Volkswirtschaft? Und da sind Bedenken nicht zu unterdrücken. Der Entwicklungsgang deutet immer mehr auf eine trustartige Gestaltung unseres ganzen Kreditwesens. In den letzten zwanzig Jahren sind deutlich drei Phasen dieser Entwicklung zu beobachten. Zunächst trat immer mehr die Bedeutung der Berliner Großbanken gegenüber den Provinzinstituten in die Erscheinung. Dann ergab sich innerhalb dieser Berliner Banken wiederum eine Scheidung, in dem die sogenannten D-Banken (Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Dresdener Bank und Darmstädter Bank) gegenüber den anderen ein unleugbares Übergewicht erhielten. In den allerletzten Jahren nun ist auch hier wieder eine abermalige Scheidung zu beobachten. Aus den D-Banken hebt sich immer mehr die Übermacht zweier Institute heraus, die der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft. Das ist besonders zutage getreten, seitdem beide ihre Arme nach dem industriereichen Westen ausgestreckt haben, wo kurz vor dem Krieg die Diskontogesellschaft sich des Schaffhausenschen Bankvereins und die Deutsche Bank der Bergisch-Märkischen Bank bemächtigte. Jener Vorgang war auch rein organisatorisch bemerkenswert, weil gerade diese beiden führenden Banken bis dahin im Gegensatz zu manchen kleineren das Bestreben hatten, kein allzu großes Filialnetz zu unterhalten. So besaß beispielsweise die Deutsche Bank noch im Jahre 1910 erst in neun deutschen Städten Niederlassungen. Nach Durchführung der jetzt vorgeschlagenen Verschmelzung werden es wohl 90 sein. Früher hatte die Deutsche Bank nach dem Ausspruch ihres leitenden Direktors den Grundsatz des Bundesstaates an Stelle des jetzt anscheinend angestrebten Einheitsstaates. Das will heißen, sie zog es vor, ihren Einfluß und ihre Macht in der Provinz vorwiegend indirekt auszuüben durch Anknüpfung von freundschaftlichen Beziehungen zu leistungsfähigen Mittelinstituten. Dementsprechend besaß sie schon seit reichlich zwanzig Jahren im wichtigen Westen des Reiches gute Beziehungen zu der Bergisch-Märkischen Bank in Elberfeld und der Essener Kreditanstalt. Im Südwesten war es die Rheinische Kreditbank in Mannheim, im Osten der jetzt verschwindende Schlesische Bankverein. Ähnliche Beziehungen bestanden zur Hannoverschen Bank, der Deutschen Vereinsbank in Frankfurt a. M., der Chemnitzer Bank und der Württembergischen Vereinsbank in Stuttgart. Gerade der Umstand, daß man mit diesem Grundsatz bricht, ist recht bedauerlich, denn mit dem Verschwinden dieser Mittelinstitute schreitet die Bureaukratisierung des Bankwesens immer mehr voran. Es ist nämlich ein gewaltiger Unterschied, ob etwa in Mannheim ein völlig unabhängiges Direktorium die Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schicke der Rheinischen Kreditbank leitet oder ob an seine Stelle einige vollständig von Berlin abhängige Filialdirektoren treten. Der selbständige Direktor kann Geschäfte nach eigenen Gedanken eingehen, lokale Industrien unterstützen und entwickeln helfen, ist in der Höhe der Kreditgewährung vom eigenen Urteil und dem seiner gewöhnlich ortsangehörigen Aufsichtsräte abhängig. Anders der Filialdirektor. Gerade in so gut organisierten Unternehmungen, wie es unsre Großbanken sind, bleibt die Initiative dieser Herren äußerst beschränkt. Jeder größere und selbst mittlere Kredit bedarf der ausdrücklichen Genehmigung der Berliner Zentralleitung. Man sagt, daß gerade die Deutsche Bank gar keine gar zu große Selbständigkeit ihrer Filialleiter wünsche. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise die gerade vom kulturellen Standpunkt aus recht unerwünschte Zusammenfassung des ganzen Wirtschaftslebens in Berlin noch weitere Fortschritte macht. Ein weiterer wirtschaftlich-kultureller Nachteil entsteht den Bankangestellten aus der wachsenden Schwierigkeit, sich zu einer selbständigen Stellung heraufzuarbeiten. Immer mehr unselbständige mechanische Hilfskräfte werden durch die Bankkonzentration gebunden.

Schließlich ist noch zu befürchten, daß die anderen großen Banken der Ruhm und die Ausdehnung der Deutschen Bank nicht wird schlafen lassen, daß also auch sie zu weiteren Ausdehnungen schreiten werden, verleitet von dem gefährlichen Zauber der großen Zahl. Nichts wäre angenehmer, als wenn diese Prophezeiung sich als irrtümlich erweisen würde. Die Erfahrung deutet aber nach dieser Richtung, und die Wahrscheinlichkeit wird noch erhöht durch den Umstand, daß manche heute noch zu den Großbanken gezählten Gesellschaften fusionsreif sind. Dementis dieser Behauptung wiegen nicht schwer. Man weiß nämlich von früheren Fällen, daß Direktoren derartiger Banken noch ein und zwei Tage vor der Aufgabe ihrer Selbständigkeit keine Ahnung davon hatten. Es ist häufig nur die Beredsamkeit und Geschicklichkeit eines erfahrenen Unterhändlers nötig, um maßgebende Kreise, etwa des Aufsichtsrats, zu einem solchen Schritt zu bewegen. Wenn aber, wie wir fürchten, diese Entwicklung weiter fortschreitet, so könnten damit die Banken ihr eigenes Grab bereiten. Das heißt: sie arbeiten allen jenen in die Hände, die einer Verstaatlichung des Bankwesens das Wort reden. Ob aber das ein Glück sein wird, mag billig bezweifelt werden.

Eines berührt an den Plänen der Deutschen Bank angenehm: das ist die aus dem Verschmelzungsvorschlag sprechende Zuversicht für die weitere politische und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Ostens. Würde die Deutsche Bank mit ihren guten politischen Beziehungen die Zukunft unserer Grenzgebiete und deren wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit ungünstig beurteilen, so wäre sie kaum mit einem so weitgreifenden Plane vor ihre Aktionäre getreten. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gold- oder Papierwährung?

Von Prof. Dr. Robert Liefmann, Freiburg i. B.

Worauf beruht der Wert eines Hundertmarkscheines? Über diese Frage sind seit langem in der Wissenschaft verschiedene Ansichten vertreten worden, ohne daß es zu einer Einigung gekommen wäre. Nach der einen, heut noch weitverbreiteten Meinung beruht der Wert des Papiergeldes auf dem Golde, auf der versprochenen Einlösung in Gold. Und der Wert des Goldes wiederum soll auf seinen Produktionskosten beruhen. Diese Ansicht hält sich mit solcher Zähigkeit, weil sie die bequemste ist, die geringsten Anforderungen an den Verstand und das Denken stellt. Sie hält sich, trotzdem die Beweise dafür, daß sie nicht richtig sein kann, zahlreich und bei schärferem Nachdenken überzeugend sind. Denn schon früher sind in Österreich und Indien Fälle vorgekommen, daß der Wert des Papiergeldes über den Wert des Edelmetalls (Silber) stieg, auf das es ursprünglich lautete. Das war nur möglich, nachdem die freie Edelmetallausprägung, daß jeder, der Edelmetall zur Münze brachte, dafür eine bestimmte Menge Banknoten empfangen konnte, für das Silber in jenen Ländern eingestellt war. Jedenfalls aber ist damit bewiesen, daß es nicht das Edelmetall und die Einlösung in Edelmetall war, die die Banknoten in ihrem Werte hielt.

Dasselbe ist im Weltkriege aber auch dem Golde gegenüber zu beobachten. In Schweden, Holland und Argentinien gilt jetzt die Banknote mehr als die entsprechende Goldmünze bzw. als die Menge Gold, auf die die Währungseinheit lautet. Auch dies war nur möglich, weil jene Länder die freie Goldprägung einstellten oder doch beschränkten. Und sie taten das, weil sie sich nicht mit überflüssigem Golde an Stelle nützlicher Waren überschwemmen lassen wollten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Außerdem gibt es natürlich schon zahlreiche Fälle, in denen ein Land eine reine Papierwährung hatte und dieses Geld ohne jede Deckung und Einlösung doch seine Funktion als allgemeines Zahlungsmittel erfüllte.

Was schließlich die Behauptung betrifft, daß der Wert des Goldes auf seinen Produktionskosten beruhe, so ist auch diese Auffassung, von anderen Gründen abgesehen, leicht dadurch als falsch zu erweisen, daß ja gar nicht einzusehen ist, warum denn nicht noch viel mehr Gold gewonnen wird. Denn zweifellos könnte die Produktion mit Aufwendung weiterer Kosten noch erheblich gesteigert werden, was jetzt in zwei Jahren gewonnen wird, z. B. schon in einem Jahre produziert werden. Warum werden sie nicht aufgewendet, wenn doch der Wert des Goldes dadurch noch gesteigert werden könnte?

Eine andere Ansicht behauptet dagegen, das Gold habe keinen *eigenen*, mit seinem *Stoff* zusammenhängenden Wert, es sei ein bloßes *Wertzeichen*, eine *Anweisung* auf die Güter, die man sich damit beschaffen könne, und leite seinen Wert von deren Wert ab. Diese Ansicht, die in verschiedenen Spielarten vertreten wird, ist zweifellos richtig, was heute auch immer mehr Leute einsehen. Doch muß sie auch wissenschaftlich begründet werden können, und daran fehlte es bisher, weil die ganze ökonomische Wissenschaft viel mehr die erstere Ansicht, die man die metallistische nennt, stützte.

Man könnte nun sagen: diese Frage, worauf der Wert des Papiergeldes beruhe, sei eine reine Doktorfrage, die die Gelehrten unter sich ausmachen könnten, die die Allgemeinheit aber gar nicht interessiere. Das ist aber nicht richtig, die Entscheidung dieser Frage hat in Wahrheit *die größte praktische und politische Bedeutung*. Das ergibt sich daraus, daß, wenn nachgewiesen werden kann, daß eine Papierwährung ohne Edelmetalldeckung unter gewissen Bedingungen in jeder Hinsicht geradesogut funktionieren kann wie eine Goldwährung, die über 3 Milliarden Mark in Gold, die in unserer jetzigen Währung stecken — davon über $2\frac{1}{2}$ Milliarden bei der Reichsbank liegend — gespart und nützlich verwendet werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könnten. Damit könnten wir uns aber von den Hauptgoldproduktionsländern, insbesondere von England, freimachen, das jetzt bei dem System der freien Prägung uns und allen Ländern, die die Goldwährung haben, statt mit nützlichen Waren beliebig mit Gold zahlen kann. Jene angebliche Doktorfrage bedeutet also in Wahrheit eine praktische Ersparnis von mehr als 3 Milliarden Mark für die deutsche Volkswirtschaft und zugleich politisch unser wichtigstes wirtschaftliches Kampfmittel gegen England.

Kann nun das gute Funktionieren einer bloßen Papierwährung ohne jede Edelmetalldeckung wissenschaftlich nachgewiesen werden? Die Antwort lautet: Unbedingt. Freilich ist es nicht getan mit bloßen Behauptungen, wie sie bisher für und gegen die Goldwährung eine Rolle spielten. Auch die Bezugnahme auf die Erfahrungen im Weltkriege genügt nicht, vielmehr verlangt man mit Recht einen wissenschaftlichen Nachweis, der das Wesen des Geldes, seine Funktionen im heutigen Tauschverkehr klarlegt und daraufhin zeigt, daß und unter welchen Bedingungen eine Papierwährung geradesogut funktionieren kann wie eine auf dem Edelmetall beruhende.

Dieser wissenschaftliche Nachweis, der auf die letzten Grundlagen aller Wirtschaftswissenschaft zurückführt, kann hier natürlich nicht geliefert werden. Ich muß dafür auf mein Buch: Geld und Gold, ökonomische Theorie des Geldes, Stuttgart 1916, verweisen. Nur so viel sei hier gesagt, daß man bisher immer die realen, vom Staat geschaffenen oder von ihm autorisierten Zahlungsmittel, Hartgeld, Banknoten und sonstiges Papiergeld, zu einseitig und ausschließlich betrachtet hat. Das wirkliche Geld aber, das alle Umsätze vermittelt, sind nicht reale Zahlungsmittel, sondern es ist die abstrakte Rechnungseinheit Mark. Sie verkörpert sich in den meisten Fällen heute überhaupt nicht mehr in realen Zahlungsmitteln, dies nur beim Kleinverkehr, sondern sie verkörpert sich in den Einkommen, welche nicht Summen baren Geldes, sondern Summen in der abstrakten Rechnungseinheit sind, mit denen alle Wirtschaften im Tauschverkehr kalkulieren. So kann man prägnant

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagen, daß nicht das bare Geld, einerlei in welcher Form, sondern daß die Einkommen es sind, welche die Güter kaufen.

Deswegen kann man aber, trotz aller Ausdehnung des Scheck- und Überweisungsverkehrs, die realen Zahlungsmittel, einerlei aus welchem Stoff, für den Kleinverkehr natürlich nicht ganz entbehren. Warum knüpfte man sie jedoch an das teure Gold an, sah darin die idealste Währung? Die Antwort lautet: einfach um zu verhindern, daß sich der Staat unter Benutzung der Notenpresse beliebig viel Geld, d. h. eben Einkommen, künstlich macht. Das ist früher oft in größtem Umfange geschehen und auch heute im Weltkriege keineswegs genügend vermieden. Es hat aber stets den unheilvollsten Einfluß auf die Preise und das ganze Wirtschaftsleben gehabt. Nur deshalb knüpfte man das Geldwesen an ein nur beschränkt vermehrbares Edelmetall, um gegen Eingriffe des Staates darin einigermaßen eine Sicherheit zu haben. Doch herrscht heute wohl allgemein die Überzeugung, daß die Vorschrift der Drittelsdeckung des ausgegebenen Papiergeldes keinen großen praktischen Wert hat.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun auch die einzige Bedingung, von der das gute Funktionieren einer reinen Papierwährung abhängig ist. Die Regierung muß eine klare Einsicht in das Wesen und die Funktionen des Geldes haben und darf nicht, momentaner Vorteile wegen, die Noten stark über das Maß hinaus vermehren, das der Verkehr in normalen Zeiten braucht. Wird diese Bedingung erfüllt, so kann eine reine Papierwährung ohne jede Edelmetalldeckung durchaus ihren Zweck erfüllen, und zwar auch im Handelsverkehr mit dem Auslande. Sie kann vor allem ebenso stabil, ja noch stabiler sein wie eine Goldwährung, d. h. braucht zu keinen Preisschwankungen zu führen. Das kann hier nicht näher nachgewiesen werden. Im Auslandsverkehr zahlt man aber überhaupt nicht mit Geld, sondern man zahlt mit Waren (oder Effekten), und das Gold ist dabei auch eine Ware. Für solche Länder, die nach dem Kriege noch durchaus Gold haben wollen, können wir aber immer einige hundert Millionen davon übrig halten. Doch werden bei genügender Einsicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche Länder selten sein und alle, wie jetzt schon im Kriege, nützliche Waren vorziehen.

Wir empfehlen nun aber einstweilen kein ganz ungedecktes Papiergeld, sondern die ausgegebenen Noten sollten, wie auch jetzt schon, durch gute Warenwechsel und im Interesse der sogenannten Vorratswirtschaft durch wichtige Rohstoffe gedeckt sein, die wir besser gebrauchen können als gerade Gold.

Den größten Teil unseres Goldschatzes aber sollten wir dazu verwenden, nützliche Rohstoffe im Auslande zu kaufen und könnten damit zugleich unsere stark gesunkene Valuta heben.

Noch eine Frage sei kurz gestreift. Wenn wir so bei genügender Einsicht und Vorsicht eine Papierwährung empfehlen, ist die jetzige allgemeine Goldsammlung überflüssig? Keineswegs. Vor allem ist natürlich das Aufbewahren von Goldstücken nicht zu billigen, die vielmehr später überhaupt nicht mehr als Geld verwendet werden dürften. Aber auch das Zurverfügungstellen von goldenen Schmucksachen u. dgl. ist erwünscht, nur darf die Reichsbank nicht glauben, daraufhin ohne Nachteil das Dreifache an Banknoten ausgeben zu dürfen. Aber man kann heute mit dem Golde noch vieles im Auslande kaufen, und wenn nach dem Kriege mehrere Länder zu einer reinen Papierwährung übergehen, wird der Wert des Goldes auch in Form von Schmucksachen stark fallen, so daß der Besitzer dafür vielleicht viel weniger bekommen würde als jetzt. Deshalb muß auch die Reichsbank sehen, ihren Goldbestand möglichst bald noch günstig zu verwerten.

Zum Schlusse komme ich noch einmal auf jene einzige Bedingung für das gute Funktionieren einer reinen Papierwährung zurück. Ist die richtige Einsicht in das Geldwesen bei den leitenden Persönlichkeiten vorhanden, so daß insbesondere eine starke Vermehrung des Papiergeldes vermieden wird? Bisher konnte man das leider nicht behaupten. Sonst wären nicht gleich in den ersten Wochen des Krieges ohne zwingenden Grund unsere Zahlungsmittel um mehr als 2 Milliarden Mark vermehrt worden und inzwischen eine Vermehrung um nahezu 8 Milliarden Mark (mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Darlehenskassenscheinen) erfolgt. Sonst hätte man auch längst energischere Maßregeln gegen das Sinken unserer Valuta im Auslande ergriffen u. dgl. mehr. Es fehlt aber überhaupt noch die klare Vorstellung davon, wodurch eine starke Vermehrung des Papiergeldes preissteigernd wirkt.

Man kann aber den leitenden Persönlichkeiten kaum einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich über das Wesen des Geldes und die Gründe, weshalb eine starke Vermehrung schädlich war, nicht klar waren, denn dieselbe Unklarheit war auch in der Wissenschaft vorhanden, sie trifft daher ein großer Teil der Schuld für alle Fehler, die auf diesem Gebiete begangen wurden und noch heute begangen werden. Aber man kann verlangen, daß die leitenden Persönlichkeiten und alle, die zu der so überaus wichtigen Frage Stellung nehmen, alles tun, um sich aufzuklären, daß sie sich nicht mit bloßen Meinungen zufrieden geben, sondern der Frage wissenschaftlich auf den Grund gehen.

Es wäre ja sehr bequem, abzuwarten, wie sich die Goldwährung nach dem Kriege entwickelt und andere Staaten Versuche mit der Papierwährung machen zu lassen. Aber nach dem Gesetz der Trägheit würde dann wohl die Goldwährung erhalten bleiben, weil auch wichtige Staaten an ihrer Erhaltung interessiert sind. Und durch Abwarten würden wir die Gelegenheit einer nützlichen Verwertung unseres Goldbestandes versäumen.

Daher muß auch auf diesem Gebiete Deutschland vorangehen, und die Wissenschaft, die hier die allergrößte praktische Aufgabe zu erfüllen hat, muß unsere Führerin sein. Die verantwortlichen Personen dürfen nicht bloße Routine, sondern müssen genügende wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, um diesen Fragen auf den Grund gehen zu können. Daher tut vor allem Aufklärung not, welche alle erreichen muß, die irgendeinen Einfluß auf unsere Geldpolitik haben, vom Reichsbankpräsidenten und den Finanzministern bis zu den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, welche in den Handelskammern sitzen. Wenn sich die Einsicht in das Geldwesen vertieft, dann dürfen wir zu unserer Regierung das Vertrauen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben, daß sie nicht momentaner Vorteile wegen die Notenpresse übermäßig in Bewegung setzt, dann können die gewaltigen Kosten, die die Goldwährung uns heute noch zu Englands Nutzen auferlegt, gespart werden, dann kann Deutschland auch auf diesem Gebiete der Führer werden bei einem großen menschlichen Fortschritt.

Rußlands militärische Verkehrspolitik

Von Richard Hennig, z. Zt. Libau

Ueber der russischen Verkehrspolitik, der man in vieler Hinsicht eine gewisse Großzügigkeit nicht absprechen kann, waltet ein Verhängnis insofern, als die meisten und wichtigsten großen Verkehrsanlagen zu spät in Angriff genommen und fertiggestellt wurden. Ganz sicher ist bei allen Eisenbahnen, Wasserwegen, Hafenbauten, Telegraphenanlagen usw., denen eine gewisse Wichtigkeit für den Kriegsfall zukam, die russische Regierung mit weitem Blick und unter Anwendung reicher Mittel vorgegangen. Wenn dennoch der schließliche Wert des Geschaffenen im Kriegsfall meist nicht recht zur Geltung kam, so war jener Grundzug des russischen Charakters daran schuld, der durch das berühmte Wort „Nitschewo" am treffendsten gekennzeichnet wird, ein gewisser Schlendrian, der oft genug bewirkte, daß ein mit großer Energie begonnenes wichtiges Werk nicht mit der gleichen Energie fortgeführt und bis zum letzten Ende durchgehalten wurde. Ein besonders typisches Beispiel bietet ja der mit ungeheuren Kosten ins Leben gerufene wundervolle Libauer Kriegshafen, dessen Bau schließlich, nachdem er zu drei Vierteln fertiggestellt war, aus nicht recht erkennbaren Gründen wieder aufgegeben wurde, so daß er nun erst unter deutscher Verwaltung seinem uns sehr willkommenen Zweck voll dienstbar gemacht werden konnte, nachdem die nötigen Arbeiten vorgenommen worden waren.

Zweifellos das großartigste Beispiel der auf den militärischen Charakter zugeschnittenen russischen Verkehrspolitik ist die große sibirische Bahn, die schon dreizehn Jahre vor Beginn des japanischen Krieges, am 31. Mai 1891, in Angriff genommen und über zwei Jahre vor dem Kriegsausbruch, am 3. November 1901, fertiggestellt wurde. Die Veranlassung zu ihrem Bau war nicht die friedliche Förderung des europäischen Ostasienverkehrs, die seither die kulturell größte Tat des Zarenreiches geworden ist, sondern die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

militärische Sicherung der russischen Besitzungen im fernen Osten. Und dennoch, als der Krieg ausbrach, war die Bahn noch kein fertiges Ganzes; es fehlte noch das verbindende Stück im Süden des Baikalsees, das die jeweilig bis an den See reichende westliche und östliche Bahnstrecke miteinander verband. Die Schnelligkeit der militärischen Transporte litt natürlich gewaltig darunter, daß im Sommer eine Umladung aller Truppen- und Materialtransporte von der Bahn auf Baikalschiffe und umgekehrt notwendig wurde.

Zwar wurde während des Krieges fieberhaft an der Vollendung der Baikalumgehungsbahn gebaut, deren Bau im gebirgigen Gelände mit größten Schwierigkeiten verknüpft war, aber im Winter 1904/05, als der See zufror und die Schiffahrt eingestellt werden mußte, war die Umgehungslinie noch nicht fertig, und man sah sich gezwungen, eine eigene verbindende Notbahn unmittelbar auf dem Eis des Sees verkehren zu lassen. Und als endlich die Umgehungsstrecke am Südufer 1905 fertiggestellt wurde, war der Krieg zu Ende oder unmittelbar vor dem Abschluß, so daß der Linie keine militärische Bedeutung mehr zukam. Auch der zweigleisige Ausbau der sibirischen Bahn, der den militärischen Wert der Strecke vervielfältigte, ist erst lange nach dem Kriege durchgeführt worden.

Das verhängnisvolle „Zu spät" hatte sich also auch an diesem großen Bauwerk gezeigt, das im übrigen, wie rundweg zugegeben werden muß, trotzdem während des japanischen Krieges von unschätzbar hoher militärischer Bedeutung für die Russen gewesen ist. Ob die Amurbahn, die die Russen nach dem Verlust ihrer am weitesten südlich gelegenen Besitzungen im fernen Osten in Angriff genommen haben, um wenigstens Wladiwostok vor dem unheimlich rasch wachsenden Ausdehnungsdrange der Japaner zu sichern, noch rechtzeitig fertig werden wird, um diese ihre militärische Hauptaufgabe zu erfüllen, ist zweifelhaft. Sie sollte schon 1913 fertiggestellt sein und ist jetzt, 1917, noch nicht vollendet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier das „Zu spät" wieder zur Geltung kommt.

Zu spät für den gegenwärtigen Krieg hat auch Rußland begonnen, sein strategisches Bahnnetz an der Westgrenze auszubauen. Erst im Frühjahr 1914 wurde vom russischen Ministerrat der Ausbau einiger militärisch hochwichtiger Linien mit französischem Gelde beschlossen, deren Vorhandensein im Kriege für die russischen Angriffsoperationen wiederholt entscheidende Bedeutung hätte erlangen können und deren Fehlen für die schwierige Verteidigung der Zentralmächte gegen ungeheure Übermacht ein großes Glück gewesen ist. Die wichtigsten von diesen nur geplanten, aber noch nicht vorhandenen militärischen Bahnen, deren Fertigstellung ursprünglich Rußland noch hatte abwarten wollen, ehe es seinen lange vorbereiteten Eroberungsfeldzug

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begann, waren die Linien Nowogeorgiewsk (Modlin)—Plozk, Cholm—Samostje, Lublin—Samostje—Rawaruska, Murawiewo—Tauroggen und Kowno—Rossieny—Polangen.

Zu spät wurden ferner die Verbindungen des inneren Rußland mit Archangelsk wirklich leistungsfähig gemacht. Eine vorsichtige Regierung, die einen gleichzeitigen Krieg gegen Deutschland, Österreich und die Türkei beabsichtigte, hätte sich sagen müssen, daß Archangelsk dann als einziger zuverlässiger, im Sommer benutzbarer europäischer Hafen Rußlands jene gewaltig erhöhte Bedeutung erlangen könne, die dieser bis dahin so unbedeutende Weißmeerhafen seit 1914 in der Tat gewonnen hat. Aber anscheinend hat man in Petersburg eine längere Sperrung der Dardanellen für ausgeschlossen erachtet; andernfalls wäre die Gleichgültigkeit, mit der man die auf Archangelsk bezüglichen Verkehrsfragen behandelte, schlechterdings unbegreiflich. Als der Krieg ausbrach, war Archangelsk mit dem Hinterland nur durch eine dürftige, eingleisige und schmalspurige Eisenbahn und durch den in denkbar bescheidensten Dimensionen gehaltenen Kanal Herzog Alexanders von Württemberg verbunden, auf dem nur kleine Flöße, offene Kähne und Motorboote verkehren können und der überdies natürlich rund sechs Monate im Jahre zugefroren ist. Als nun Archangelsk im Kriege für das gesamte russische Wirtschaftsleben und nicht zum wenigsten auch für die Kriegeslieferungen ans russische und rumänische Heer von geradezu unschätzbarer Wichtigkeit wurde, scheint die russische Regierung von dieser neuen Lage der Dinge gänzlich überrascht worden zu sein. Bezeichnenderweise stand man in Archangelsk vor der „echt russischen" Schwierigkeit, daß der Hafen auf dem Nordufer der Dwina lag, während die Bahn auf dem Süduser endete. Nicht einmal Güterschuppen in auch nur annähernd ausreichender Zahl waren noch ein Jahr nach Kriegsausbruch vorhanden, so daß die im Sommer 1915 vom Ausland in großen Massen eintreffenden Waren weder abtransportiert noch sachgemäß aufbewahrt werden konnten. Kilometerweit stauten sie sich ohne hinreichenden Schutz am Ufer der Dwina auf und verfielen in großen Mengen. Erst während des Krieges hat sich die russische Regierung aufgerafft, um dem Übel zu steuern. Eine neue Bahn mit doppeltem Gleis und in russischer Breitspur wurde angelegt und unter mancherlei Schwierigkeiten (mit zum Teil wieder „echt russischem" Beigeschmack) vollendet. Als dann die Eröffnung der am 28. September 1914 gesperrten Dardanellen durch die unwiderstehliche englische und französische Flotte nach zwei Jahren noch immer nicht erfolgt war, richtete man auch eine Automobilverbindung mit Archangelsk ein, die natürlich nur im denkbar bescheidensten Umfang der Güterbeförderung dienen konnte, und beschloß außerdem, eine leistungsfähige Wasserstraße herzustellen. Der Bau einer solchen würde schon in Friedenszeiten Jahre in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anspruch nehmen. Kommt sie also wirklich dereinst zustande, so geschieht dies für den Weltkrieg wieder einmal — zu spät!

Noch verhängnisvoller aber machte sich für Rußland eine andere Unterlassungssünde bemerkbar, die auch nie hätte vorkommen können, wenn eine auf alle kriegerischen Möglichkeiten bedachte russische Regierung rechtzeitig schon in Friedenszeiten diejenigen Gedanken und Einfälle gehabt hätte, die ihr nun — zu spät! — erst im Kriege kamen. Von jeher war Rußlands Streben auf einen dauernd eisfreien Hafen in Europa gerichtet. Diese Sehnsucht hat, neben dem religiösen Motiv, zu Rußlands Drang nach Zarigrad-Konstantinopel Veranlassung gegeben, sie bedingt die stets wachsende Gefahr, die Schwedens und Norwegens nördliche Landesteile von dem nach dem Atlantischen Ozean strebenden russischen Koloß, nach diesem Kriege mehr denn je, bedroht. Einen leidlich eisfreien Hafen, in dem es keine für Eisbrecher unüberwindlichen Hindernisse gab, besaß Rußland in Libau; zwei andere hatte das Zarenreich im fernen Osten in Gestalt von Port Arthur und Dalni erworben und geschaffen; die beiden letzteren hatte es schon sieben Jahre später wieder an die Japaner verloren, den ersteren konnte es mit Kriegsausbruch für den Ozeanverkehr nicht mehr benutzen, da die Deutschen die Ostseeausgänge sperrten, und überdies verlor es diesen Hafen am 7. Mai 1915 an die Deutschen ebenso wie am 2. Januar 1905 Port Arthur an die Japaner.

Die Lage, in die das Zarenreich durch diese fast gänzliche Abschneidung vom Seeverkehr geraten ist, ist bekannt genug. Vollständig auf seinen unzureichenden Eismeerplatz Archangelsk und das endlos ferne Wladiwostok angewiesen, zwei Häfen, die obendrein allwinterlich für mehrere Monate zufrieren, aller seiner Hoffnungen auf die Öffnung der Dardanellen beraubt, droht Rußland an der Unterbindung seines Außenhandels wirtschaftlich und an der ungenügenden Versorgung mit Munition militärisch zu ersticken. Welchen unendlichen Wert müßte heut ein zuverlässig benutzbarer, dauernd eisfreier Hafen auf europäischem Boden mit ungehinderter Verbindung zum Weltmeer haben!

Und da zeigte sich nun im Kriege das Unbegreifliche und zunächst ganz unfaßbar Anmutende: Rußland nennt, schon seit sehr langer Zeit, einen ständig eisfreien, geräumigen, tiefen, ausgezeichnet geschützten europäischen Seehafen am offenen Weltmeer sein eigen, könnte sein höchstes wirtschaftliches Ideal, das seinen Expansionsdrang stets aufs neue angefacht und diesmal auf Konstantinopel gerichtet hat, längst verwirklicht sehen, wenn — ja, wenn dieser vortreffliche Hafen nicht volle 230 km von der nächstgelegenen Eisenbahnstation entfernt wäre! Auch derartiges ist bei keiner anderen Nation als in Rußland möglich! Erst im Spätherbst 1914, als die Dardanellen und der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ostseeausgang gleichzeitig gesperrt waren und eine ziemlich frühe Vereisung von Archangelsk das europäische Rußland vollständig vom Seeverkehr abschloß, besann man sich im Zarenreich darauf, daß man im hohen Norden an der Murmanküste einen eisfreien Hafen von idealer Beschaffenheit in der Kolamündung sein eigen nannte. Zuerst erhoben sich Stimmen, Rußland solle sich, um ans offene Meer zu kommen, gewaltsam der schwedischen Reichsgrenz- und Ofotenbahn sowie des norwegischen Hafens Narwik bemächtigen. Die skandinavische Dreikönigszusammenkunft am 18. und 19. Dezember 1914 zeigte aber den Russen, daß man in den bedrohten Staaten auf der Hut war. Man verzichtete daher darauf, der Welt ein neues Beispiel zu geben, wie die Rechte der schwächeren Nationen geachtet werden müssen, und — begriff plötzlich nicht, warum man nicht schon längst eine Eisenbahn zur Murmanküste hinaufgeführt hatte, zumal schon seit langem Ansätze zu verzeichnen gewesen waren, hier oben einen neuen russischen Kriegshafen, Katharinenhafen (Jekaterinskij Port) mit einem frisch gegründeten Ort Alexandrowsk zu schaffen.

Mit sicherlich hoch anzuerkennender Energie ging Rußland, trotz des Krieges, daran, die fehlende Eisenbahn sogleich ins Leben zu rufen. Unter Heranziehung von vielen deutschen Kriegsgefangenen, die leider in dem fürchterlichen Klima der Kolahalbinsel und bei der menschenunwürdigen Behandlung durch rohe Patrone in nicht geringer Zahl dahingerafft wurden, und anscheinend auch von chinesischen Kulis wurde der Bahnbau sogleich noch im Winter 1914/15 in Angriff genommen und verhältnismäßig schnell gefördert. Zunächst dachte man daran, von Rovaniemi aus, der nördlichsten russischen Bahnstation in Lappland nördlich Tornea, eine Bahn nach Alexandrowsk hinaufzuführen. Da aber deren Führung wenig zweckmäßig gewesen wäre, entschied man sich schließlich für eine Linie, die von Petersburg, den Ladogasee umgehend, über Petrosawodsk am Westufer des Onegasees, ferner über Kem und Kandalask am Weißen Meer nach dem Alexandrowsk gegenüber an der Kolabucht gelegenen Ort Semionowa verlaufen sollte.

Der Grund, weshalb das Meer in diesen hochnordischen Breiten an der Eismeerküste trotz furchtbar harter Winter, in denen alljährlich Temperaturen von 30 und mehr Grad vorkommen, nur unbedeutend oder gar nicht gefriert, ist darin zu suchen, daß Ausläufer des ums Nordkap herumgreifenden Golfstroms das Wasser sehr viel wärmer halten, als es der hohen nordischen Breite eigentlich entspricht.

Die Bahn selbst ist mehrfach fälschlich fertiggesagt worden. Der Bau selbst bot ausnehmende Schwierigkeiten, und wiederholt versanken längere Strecken in Schlamm und Sumpf. Es ist rüstig geschafft worden, und wenn auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die schnelle Herstellung der Strecke ein Ergebnis geschafft haben wird, das in bezug auf Unterbau usw. den Ansprüchen an eine leistungsfähige Vollbahn schwerlich zu genügen vermag, so ist doch der größere Teil der Bahn fertiggestellt. Die von russischer Seite zu Tendenzzwecken verbreiteten Nachrichten, daß die Line dem Betrieb übergeben sei, trifft nur für einzelne Teile zu — glaubhafte neutrale Quellen berichten, daß frühestens im Herbst 1917 an eine provisorische Eröffnung der ganzen Strecke zu denken sei.

Sollte also der russische Koloß nicht vor dem nächsten Winter militärisch oder an seinen inneren Schwierigkeiten zusammenbrechen, so mag die neue Murmanbahn für seine Kriegführung noch eine gewisse Rolle spielen. Für die großen Ereignisse an unserer Ostfront freilich, die sich ja vornehmlich im Sommer 1915 abspielten, und die damals schon in der Hauptsache gefallene militärische Entscheidung kommt die Bahn in jedem Falle, auch wenn gar keine neuen Hindernisse die Fertigstellung abermals verzögern, wieder zu spät. Daß sie in einer politischen Lage, wie sie gegenwärtig herrscht, von großem Wert für Rußlands Kriegsführung sein kann, ist nicht zu bezweifeln, aber wann wird, wenn überhaupt, diese Lage wiederkehren? Dazu kommt, daß das Auftauchen deutscher U-Boote im Eismeer sowohl den Wert von Archangelsk wie den der Kolabucht im Kriege empfindlich zu vermindern geeignet ist, und von irgendeinem Wert der Linie in Friedenszeiten als Durchgangsbahn kann keinesfalls die Rede sein. — Rußland hat sich also anscheinend wieder einmal mit bemerkenswerter Energie eine große neue Bahn geschaffen, aber wieder — zu spät!!

Die gefesselten Genießer

Von Karl Löwenberg

Ein breiter Platz. Winterkalte junge Bäume. Man sieht durch stachlichen Draht Gestalten. Buntfarben. Rote Hosen. Dreimastermützen. Dunkles Gewitterblau. Schwarze Mäntel. Gestrickte, gewebte Tücher sportlich um den Hals. Engländer mit breiten Gesichtern spielen Fußball. Schreien. Einer fällt mit dem Ball. Pfiffe. Gelächter.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Franzosen und Belgier spielen Sokrates, gehen umher und philosophieren. Es gibt doch so manches. Man hat studiert. In der Gefangenschaft wachsen Fragen auf wie Wüstengewächse. Manche gehen einsam. Die Hände auf dem Rücken. Denken an Tage in der Heimat. Weit im südschönen Frankreich. Am Schwarzen Meer.

Großflügige Krähen krächzen über ihnen. Die Luft schneidend kalt. Es beginnt zu schneien.

Es lebt Welt zusammen. Alle Länder. Wie auf den Wandelgängen großer Bäder. Etliche bleiben vor einem schwarzen Raben stehen. Er fliegt einem Russen auf die Schulter. Lachen derer, die jetzt alles Geringe erfreut. Die Perlenaugen des Raben blinken. Man genießt wie im Kurort. Aber man ist heiligernst: die Damen fehlen.

Doch des Abends trifft man sich wieder.

* * *

Man trifft sich wieder im Konzert. Ein großer Saal. Das Podium umschlossen von gemalten Gärten. Etwas vorstadtkabarettartig. Aber die Gärten sind da mit ihren Säulengängen, Sonnenlichtern und kalkduftenden Blumen.

Die Ehrengäste nehmen Platz. Da ist ein Graf mit roten Hosen. Blauem Rock. Blanken Knöpfen und weißem Kragen. Ein alter Adel, dessen Ahne einst Gesandter in Deutschland war. Der Graf spricht mit lächelnden Augen (weltmännisch). Ein Rokokogesicht. Bleichspitz wie der Chevalier des Grieux. Nahe ihm der russische Arzt. Derbbauernhaft. Der Pope in schmutzigem abgesessenem Mantel. Grauem Bart und Leidenslinien. Er ist ein vernünftiger Mann und tut viel Gutes. Hinter diesem Adel die große Masse. Russen, Belgier, Franzosen. Sie sprechen erregt. Sind gespannt. Programme zittern. (Und es gibt auf ihm kleine Zeichnungen. Häuser mit Weihnachtsstimmung.)

Das Podium hallt in Lichtwellen. Die Musiker stimmen. Es hört sich wie in der Kinderschule an.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein kleiner belgischer Adjutant erscheint. (Früher Erzieher der belgischen Königsfamilie.) Er kündet mit Nasenlauten die neuen Mitglieder der Musikgesellschaft an.

Die Masse Füße trampeln.

Der Kapellmeister kommt. Schwarzes Haar. Die Geigen schwingen. Es trommelt. Summt . . .

Das war die Einleitung. Aber dann kommen Russen.

Beifallendes Klatschen.

Einfach in Kitteln. Bleiche Gesichter. Einer hohlwangig wie ein Toter. Die tiefe Stimme beginnt. Der Totenkopf singt mit geschlossenen Augen. Das ist wie aus blutendem Herzen, letztes Stöhnensingen. Helle Stimmen. Die anderen dazwischen, sie sind stärker. Und unsichtbarer Kampf unter ihnen. Die Totenstimme, wie ewig wiederkehrende Nachtklage, schleicht zwischen ihnen. Sie singen vom Frieden. Ein Friede, der stärker ist als der Haß. Der Frieden in den Bergen, in dem Meere.

Sie singen wie das Meer. Welle auf Welle. Traurig ist die russische Seele.

Die Stimmen stehen stumm, der Totenkopf starrt.

Trampeln und jauchzender Beifall auf die Traurigkeit hin. Nicht endenwollendes Klatschen und Jauchzen. Dann spielen die Geigen wieder einen Tanz. Wie auf dem Montmartre. Man sieht geschminkte Gesichter. Rote Haare. Grinsende Grisetten. Sinnliche, zitronenförmige Blicke.

Die Franzosen lachen. Erinnern sich. (Tu sais, mon vieux . . . comme elle était jolie . . . ah . . .)

Tanz, Tanz, Genießen.

Nur die Engländer und Russen können nicht in den Wagen der Freude steigen. Man ist international geeinigt.

Man hat die Wandelgänge der Winterbäder nach Deutschland verlegt. (Wegen des Krieges . . .).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Von Conrad Haußmann

„Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges“ nimmt einen hohen Rang in der Kriegsliteratur ein und wird ihn dauernd behalten. Denn es ist ein gründliches, wissenschaftliches Werk, das dem gespannten Interesse und den eindringlichen Fragen, die Militär und Nichtmilitär an diesen Weltkrieg stellen, mit klaren, eindringenden, aufrichtigen Antworten entgegenkommt. Es ist erstaunlich, daß schon während des Krieges seine Geschichte abgeklärt sollte geschrieben werden können. Man ist mit Recht zweifelnd und mißtrauisch. Diese Stimmung ist um so natürlicher, weil der Verfasser ein Nichtmilitär ist. Daß sich der Verfasser zuerst in der schönen Literatur einen Namen gemacht hat, ist ein Grund mehr, vorsichtig gegen sein militärisches Geschichtswerk zu sein. Wohl hatte man den „Krafft von Ilzach“, diesen siebziger Kriegsroman, angemerkt, daß der Verfasser das Generalstabswerk des Deutsch-Französischen Krieges genau kennt und große Schlachthandlungen ausgezeichnet und kritisch darzustellen versteht. Deshalb war es bei Kriegsbeginn, damals, als man anfangen mußte, umzulernen, noch nicht so sehr überraschend, daß Hermann Stegemann im Berner „Bund“ statt des Feuilletons den Kriegsbericht übernahm. Rasch fanden diese Berichte Beachtung in der Schweiz und bald in den kriegführenden Ländern. Sie wurden hüben und drüben, und sie wurden bald selbst in den Hauptquartieren gelesen. Ein Auszug aus diesen mitten im Strom der kriegerischen Ereignisse geschriebenen Berichten zur militärischen Lage ist dem Buch angehängt und zeigt genetisch, wie der täglich berichtende Militärschriftsteller sich zum Geschichtschreiber des Kriegs ausgewachsen hat. Operationen, deren Wichtigkeit heute jeder aus ihrem Erfolg oder Mißerfolg kennt, sind in diesen Berichten am ersten Tag erkannt und gewertet.

Tatsachen und Urteile — das ist es, was der europäische Leser heute aus der Erscheinungen Flucht herausgehoben und festgehalten haben will —, beides ohne Übertreibung und ohne jene Entstellung, die wir in allen Ländern als eine Gefahr für die klare Meinungsbildung erkannt haben.

Das Buch, dessen erster Band eben erschienen ist, kommt diesem Bedürfnis entgegen. Ich habe es mit dem gespanntesten Interesse gelesen und mich im einzelnen und im ganzen daraus belehrt. Der erste Band zerfällt in zwei Teile, der zweite militärische Teil zieht zunächst naturgemäß das Interesse am stärksten an. Er erstreckt sich nur über eineinhalb Monate, vom 1. August

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis 15. September 1914, aber diese eineinhalb Monate sind jedenfalls im Westen die strategische und taktische Grundlage des Weltkriegs, sie sind gleichsam das heroische Zeitalter des Bewegungskriegs.

Die bloße Inhaltsangabe der Kapitel bringt uns Erinnerungen und Einsichten. Die Erwartung wird durch die Ausführung nicht enttäuscht. Die großen Abteilungen und Abschnitte lauten:

Der Feldzug im Westen bis zum 15. September 1914 eröffnet mit dem Kapitel: Die Vorkämpfe mit den Unterabschnitten: Der Kampf um Lüttich. Der Handstreich. Der gewaltsame Angriff. Die Bezwingung der Außenfesten. Die Gefechte im Elsaß. Das Treffen bei Mülhausen, La Garde und Schirmeck.

So folgen die in zahlreiche Unterabschnitte gegliederten Kapitel: Der deutsche Vormarsch durch Belgien. Die Schlachten im Sundgau und in Lothringen. Die Schlachtenfolge in Belgien und Frankreich. Die Schlachten um die Oise und Maaslinie. Von der Aisne über die Marne. Die Schlacht an der Marne.

Hier lauten die Unterabschnitte: Die Neugliederung des französischen Heeres. Joffres Entschluß zu schlagen. Die strategische Lage am 5. September. Die Vorkämpfe im Marnebogen. Die Schlacht am Ourcq. Die Kämpfe in der Lücke von Rebais. Die Kämpfe bei Montmirail und Sézanne. Die Kämpfe bei Vitry und Sermaize. Die Kämpfe bei Revigny und Verdun. Der deutsche Rückzug auf die Aisne.

Dann folgen die Kapitel: Betrachtungen zur Schlacht an der Marne. Die Auswirkung der Schlacht an der Marne.

Ebenso wird der Feldzug in Ostpreußen bis zum 15. September 1914 und der Feldzug in Galizien und Südpolen in seine strategischen, taktischen und militärischen Einzelheiten verfolgt. Ein Kapitel „Die allgemeine Lage am 15. September 1914" schließt den ersten Band, dem eine Anzahl interessanter Karten, selbst für den Laien verständlich, beigegeben sind.

Der Eindruck dieser streng militärischen Darlegungen ist sehr stark und fesselnd. Die geschlossene Sachlichkeit, die Fülle des bearbeiteten Materials, die militärgeschichtliche Richtung und Urteilskraft des Verfassers wirken überzeugend. Die Spannung dieser ernsten Lektüre wird auch bei dem kundigen Offizier und Feldgrauen wohl so groß sein wie bei dem Nichtsoldaten. Aber auch dieser wird in Gedankengängen geschult, die ihm die Orientierung in dem schicksalsschweren Abschnitt der Weltgeschichte erleichtern. Die Polemik gegen die Heerführung auf beiden Seiten wird in würdigster Weise unterlassen, und doch waltet ein kritischer Geist, anerkennend und fragend in dem Werk, und wird oft schon aus der Anordnung und Gruppierung des Stoffs durchgefühlt. Man fühlt sich verwickelt in die Erwägungen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Zusammenhänge, die vor ihren entscheidenden Entschließungen auf den Höchstkommandierenden eindrängten.

Über die Marneschlacht erhält man endlich eine sachliche Aufklärung. Wir wissen nun, daß diese Riesenoperation eine große Frontstellung der beiden Heere im Marnetal kein Schlachtensieg der Franzosen, sondern eine vor der Begegnung aus strategischen Gründen befohlene Rückverlegung der Front war; daß auf dem äußersten rechten Flügel unter Kluck die Schlacht am Ourcq unmittelbar vor dem Rückzugsbefehl ausbrach, die trotz der schweren Umfassungsgefahr den Deutschen einen großen Teilsieg gegen die linke Umfassung brachte, und daß der Rückzug an die Aisne schon zuvor strategisch deshalb angeordnet wurde, damit die riesige Entscheidungsschlacht nicht in dem von Joffre neu gewählten, für Frankreich günstigen Aufmarschgelände geschlagen werden mußte. Was alles noch mitspielte, inwieweit der kühne deutsche Vormarsch von fünf Armeen teilweise überstreckt war, und dem Train, der Sanität, der Munition und vor allem den Eisenbahnendpunkten vorgeeilt war — das lese man in den gedankenreichen und nachdenklich stimmenden Darlegungen nach.

Die Schlacht bei Tannenberg erfährt eine glänzende Schilderung. Aber auch der österreichisch-ungarische Feldzug mit dem Abschluß von Lemberg und die scheinbar weniger wichtigen oder weniger augenfälligen Kriegsoperationen dieses Kriegs- und Zeitabschnittes bis 15. September 1914 sind höchst interessant wiedergegeben und erklärt.

Dabei erleichtert ein hervorragender Stil, knapp und sachlich, schlicht und klar, belebt und gehoben an den entscheidenden Stellen, die Einlebung in den großen Stoff.

Die allgemeinen Tatsachen der europäischen Rüstungspolitik sind uns in einem großen Abschnitt: „Die militärische Lage Europas“ und einem dokumentarischen Anhang dazu unterbreitet. Den englisch-belgischen Besprechungen ist ihr besonderer Platz eingeräumt.

Der Militärhistoriker bringt aber noch mehr als nur militärisches Tatsachenmaterial und kritisches Urteil. Er orientiert über die europäische Politik des letzten Jahrzehnts. Dieser große und wichtige Teil mit seinem schönen Urkundenanhang bildet einen höchst wichtigen und eindrucksvollen Teil des Buches. Müssen über die eigentliche Kriegsgeschichte Stegemanns die militärischen Fachmänner das entscheidende Urteil sprechen, so werden über diesen politischen Teil die Politiker urteilen, daß er eine mustergültige politische Geschichtschreibung darstellt. Den Reichtum dieses Abschnitts belegen wiederum die Kapitelüberschriften: Um Elsaß-Lothringens willen. England und Deutschland. Die Politik König Eduards. Belgien und die Großmächte. Das Balkanproblem. Die europäischen Bündnisse.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Zerfall des europäischen Konzerts. Die orientalische Krisis. Zwischenspiel. Die Stellung der Mächte zur Kriegsgefahr. Im Irrgarten der Verhandlungen. Kaiser und Zar. Deutschlands Verhandlungen mit den Westmächten. Vom Bruch und vom Mißbrauch der belgischen Neutralität. Auf der Schwelle des Krieges.

Hierzu enthält der Anhang 70 Nummern von „Urkunden, Belegen und Anmerkungen", die wiederum gedrängt und reichhaltig sind, kritisch und gerecht ausgewählt.

Mit Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges werden sich die Generalstäbe und die Historiker, die Kämpfer des Weltkrieges und die politisch gerichteten Menschen befassen und auseinandersetzen müssen.

Für alle tritt das Wertvolle der Arbeit darin hervor, daß sie in Bern geschrieben ist. Dort in der kühleren Atmosphäre der Neutralität strömen die Auffassungen der beiden Lager zusammen. Dort sind alle Kundgebungen von allen Seiten leichter zu erlangen, dort wird die Ruhe des Urteils nicht durch die ruhelose Leidenschaft der Hoffnung abgelenkt. Freilich um einen solch gewaltigen Stoff zu sieben, inmitten der tagtäglichen Aufregungen des Weltkrieges zusammenzutragen, auszuwählen, zu ordnen und zu gestalten, gehört ein Zusammentreffen der verschiedenartigen Fähigkeiten, die sich erfreulicherweise in Hermann Stegemann gefunden haben.

Aus einem alten Park

Von Erich Wentscher

Um einen glatten Stein
Treibt eine Ranke mit Händen voll Rosenschein,
Niemand kann wissen
Ihre klammernde Pein.
Sie reißt ihr Herz aus warmem Schrein
Und blüht es still in ihn hinein,
Bis Blut und Liebe müssen
Ewig in ihm begraben sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Steuer auf Kohle und Verkehr

Die beiden wichtigsten neuen Finanzprojekte, die der Kohle und dem Verkehr gelten, sind unter einem etwas unseligen Steuerstern geboren: die Kohle und der Verkehr fehlen, und das hat etwas Mißliches. Omen absit! Sie werden wiederkommen und ihr Horoskop Lügen strafen; denn Steuern, wenn sie einen Finanzsinn haben und nicht einen moralischen Erdrosselungszweck, müssen sich an wachsende und nicht an schwindende Größen halten. Doch wird man nie die Seltsamkeit dieses Augenblicks vergessen.

Gegen diese beiden Steuern spricht volkswirtschaftlich und sozialpolitisch sehr viel und man kann ihren Atem mit lauter richtigen Einwänden erdrücken — aber sie werden doch kommen. Denn sie haben den Vorteil für sich, einfach zu sein. Man würde sie deshalb plump schelten dürfen, aber nur in Friedenszeiten — im Augenblick ist es einfach zu viel verlangt, ein ganz neues Steuersystem, etwa bestimmte Monopole, herzustellen. Denn nicht nur ist die Volkswirtschaft dafür zu sehr kriegsmäßig abgerichtet und ihre künftige Gestaltung zu sehr Spiel der Phantasie — es fehlen einfach die Menschen, die jetzt diese Riesenarbeit fertigstellen und ausführen können. Wer hier heute „großzügig" improvisieren wollte, würde in die Gefahr eines übereilenden Dilettantismus kommen, der sich einmal schwer rächen könnte.

Das Reichsparlament hat sich bei den verschiedenen letzten Steuerreformen schöpferischer erwiesen als die Regierung, ja geradezu die Führung an sich gerissen. Das war ein gutes Zeichen. Wir kommen damit immer mehr aus dem altväterischen Betrieb heraus, der meinte: die Regierung hat die Pflicht, die unpopuläre Arbeit des Steuerfindens zu besorgen, und wir, die Parteien, haben nur die Aufgabe, abzustreichen oder zuzulegen, um schließlich ein Kompromißwerk zu genehmigen. Die Steuern werden nicht der Regierung, sondern der Staatsgemeinschaft bewilligt. Unter dem Druck der Kriegsschuld verstummen alle Unterhaltungen über Höhe und Notwendigkeit der Ausgaben: die Zustimmung zu den Kriegskrediten war nie nur ein vaterländischer Akt, sondern eine unermeßliche finanzpolitische Verpflichtung.

Der Reichstag wird sich natürlich auch die neuen Vorschläge „genau ansehen", wie man sich auszudrücken pflegt — aber wird nicht von vornherein nein sagen wollen. Zwar wird die Kohlensteuer in der Hauptsache eine Industriebelastung sein, und sie müßte für die Erschwerung unserer späteren Weltmarktskonkurrenzkraft unerträglich sein — wenn nicht die andern von uns abhängen würden. Wir sind Kohlenausfuhrland — unsere Abnehmer im neutralen Land und späterhin im „feindlichen" müssen sie mitbezahlen (da sie bei der Förderung erhoben wird). Der englische Wettbewerb aber ist kaum zu arg zu fürchten — Frachtraumgründe wie die Wahrscheinlichkeit, daß England aus seinen schlimmeren Nöten einen ähnlichen Ausweg suchen wird, mildern ihn. Es ist auch in gewissem Sinne gut, daß das Reich seine Hand auf dieses Gebiet legt — sonst droht immer die Gefahr, die kohlenbesitzenden Bundesstaaten könnten hier eine angenehme Gelegenheit finden und — die übrigen tributär machen.

Unfertig aber erscheint die allgemeine Verkehrssteuer. Sie rührt ja unmittelbar an staatsrechtliche Grundfragen, an den alten Gedanken der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verkehrseinheit, der durch den Krieg so volkstümlich wurde wie nie, aber in den preußischen Ministerien sehr trotzige Gegner besitzt. Hätten wir eine Reichseisenbahn und eine einheitliche Reichsverkehrspolitik, so würden hier alle Dinge glatter liegen. Wir haben sie nicht, und die Absage, die neulich im preußischen Landtag erfolgte, war so bös, daß alle Blütenhoffnung erbleichen mußte. Auch fraglich bleibt, ob der Vorschlag, statt der vielfältigen Verkehrsbesteuerungen Ertragsabgaben der einzelstaatlichen Verwaltungen an das Reich einzuführen, auch nur die geringsten Aussichten hat.

Nun ist aber dies zweifellos: die Verkehrssteuer ist eine einseitige Belastung der Gegenden, die von den Rohstoffen, vor allem von Kohlen und Eisen, am weitesten entfernt liegen: Bayern, Württemberg und Teile des Ostens werden durch sie am schwersten betroffen und kommen mit ihrer Industrieentwicklung in Nachteil. Wer die Zentralisation des Gewerbes fördern will, muß für diese Steuer schwärmen; wer sie etwas ängstlich betrachtet (und der Krieg hat uns mit dem Maß seiner Konsumentenprobleme darin bestärkt), der sieht sich nach Auswegen um.

Soll die Verkehrssteuer nur für den Krieg gelten (der verhältnismäßig verkehrsarm ist)? Man kann es nicht recht glauben. Aber man überdenkt sich diese Abgabe im Zusammenhang mit den Leitgedanken des Schiffahrtsabgabengesetzes, dessen wertvollstes Stück waren die Strombaukassen. Sie, so meint man, müßten in irgendeiner Form auch jetzt wieder aufgenommen werden. Das ist Friedensziel. Wenn es möglich ist, in den Verkehrssteuerplan die Verpflichtung einzuarbeiten, daß seine Erträgnisse später in bestimmten Teilen für den Ausbau des Verkehrs von Reichs wegen angesetzt werden, dann wird die neue Abgabe die wirtschaftlichen Hemmungen, die sie schafft, aus Eigenem überwinden. Dann werden die Teile des Reiches, die heute ganz fraglos von ihm besonders stark betroffen sind, noch den Tag loben, der dies Gesetz brachte. **Theodor Heuss**

Karl V. und Luther

Kaiser Wilhelm II. hat jüngst in Wien nach Mitteilung des WTB. nach dem ihm früher nahestehenden Fürsten von Fürstenberg und vor den Kindern der österreichischen Kaiserfamilie auch den Wiener Dramatiker Dr. Hans Müller empfangen und Einblicke in seine kunstpolitische Auffassung tun lassen. Der Dichter durfte uns in der „Neuen Freien Presse" davon Kunde geben, daß der Kaiser eine Vertiefung des historischen Sinns durch Bühnenstücke erhofft, in denen geschichtliche Persönlichkeiten auftreten. Er hat als an Lieblingsgestalten an den Hohenstaufenkaiser Friedrich II. und an Karl V. erinnert und auf die interessante Bühnen- und Kulturwirkung einer Begegnung zwischen Karl V. und Luther hingewiesen.

Die geistreiche Unterhaltung zeigt, daß Kaiser Wilhelms II. Sinn auch im Weltkrieg rege ist. Er befaßt sich vorurteilslos mit den Problemen der Geschichte und der Dramatik und seine Sympathie ist gleichmäßig dem großen Freigeist aus dem schwäbischen Kaiserstamm und dem großen orthodoxen Gegner Luthers aus dem Haus Habsburg zugewandt, an den ihn schon der Name Kaiser Karls gemahnt hat, bei dem er zu Gast.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieses Interesse ist geschichtspädagogisch und zeigt einen instinktiven Blick für Bühnenwirkung.

Karl V. und Luther — Auge in Auge durch die Persönlichkeit wirkend —, das wäre mehr als Philipp II. und Marquis Posa. Das hätte nicht bloß ein großes Bühnenbild, sondern, so sagt sich heute der Hohenzollernkaiser, vielleicht eine Zeitwirkung geliefert. Freilich hätte es in der Jugend Karls sein müssen, in der Zeit, in der ihn Amberger mit weichen, blassen Zügen gemalt hat, nicht später, als er die scharfen Züge trug, die Tizian festgehalten.

In seinen jungen Jahren, als der Papst den Herrn von Miltiz mit der Tugendrose zu Luthers Kurfürsten schickte, oder als der Papst gegen die Kaiserwahl Karls arbeitete, da hätte der Augustinermönch ihn nachdenklich machen und selbst von dem kommenden Kaiser persönliche Eindrücke empfangen können — als der Gekrönte, dem der päpstliche Nuntius nicht von der Seite wich, von der Aachener Krönung nach Worms kam, da war's schon zu spät. Kaiser, die jung zur Macht gelangen, beurteilen freie Regungen meist als Auflehnung.

Aber auf 16. April 1521 in Worms, da hat doch der Kaiser Karl V. unter Zustellung eines kaiserlichen Geleitsbriefes nach Worms geladen, um ihn Auge in Auge zu sehen, und Dr. Martin hat dem Rufe Folge geleistet, und sie haben sich Aug' in Auge gegenübergestanden und der Mönch seine bescheiden stolzen Worte gesprochen. Die Begegnung hat also stattgefunden, und auf Grund derselben hat Kaiser Karl V. die Reichsacht über den Mann der deutschen Sprache verhängt, die der deutsche Kaiser trotz Hutten nicht verstand.

Aber Kaiser Wilhelm hat recht, die Nachwelt kann große und tiefsinnige Bühnenwerke schreiben, wenn die Kaiser der Mitwelt von Person zu Person mit den führenden Köpfen ihres Volks und ihrer Zeit in Berührung treten, auch wenn diese anderer Richtung und Struktur sind. Das kann bei Scharfsinn sogar zeitgenössische Wirkungen auslösen. Kaiser Wilhelm „kennt keine Parteien mehr". Er kennt ihre Führer noch nicht.

Dr. Hans Müller hat das „Dämmer", „Das stärkere Leben", einen „Komödienzyklus" und „Könige" geschrieben. Er ist noch jung. Er wurde vom Kaiser aufgefordert, weiterzuschreiben, Geschichte zu gestalten und geistig anziehende Monarchen in der deutschen Geschichte zu finden.

Dr. jur. et phil. Heinrich Hutter

Kotz

„Amerika hat uns den Krieg erklärt! Das Neueste!" ruft der Sanitätsunteroffizier Häberle in unseren Unterstand.

„Amerika! Meine Herren, das ist allerhand," sagen wir.

Und nun beginnt die Tragödie auf dem Hartmannsweiler Kopf, die sich jeden Tag mit verfluchter Genauigkeit wiederholt.

Amerika — nein, so weit ist es noch nicht, aber in der „Breisgauer Zeitung" hat Amerika die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen.

Am nächsten Morgen kommt die Geschichte noch einmal in der „Frankfurter Zeitung". Am Abend brennen in der Breisgauer die in Amerika liegenden Schiffe und die Frage um Bernstorffs freies Geleit erhebt sich.

Am nächsten Tage bricht Amerika im „Vorwärts", „Stuttgarter Neuen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tagblatt" und in der „Rheinischen Zeitung" mit Deutschland und am Abend fliegen sechs englische Schiffe in der Breisgauer in die Luft.

Dann bleibt die Post einmal aus, und die zerlesenen Nummern werden mit krampfhafter Gier noch einmal durchgepeitscht.

Bernstorff hat unterdes mit 500 Konsularbeamten freies Geleit bekommen und in Musketier Knapps Hinterwäldler Zeitung steht mit fetten Druckzeilen, daß Amerika die diplomatischen Beziehungen zu uns abgebrochen hat.

Die „Rheinische Zeitung" erwartet Amerikas Kriegserklärung, und der „Berliner Lokalanzeiger" meldet, daß der Friede ganz nahe sei.

So geht es schon zehn Tage.

Schiffe werden versenkt, brennen oder fliegen in die Luft, die diplomatischen Beziehungen werden abgebrochen, Amerika soll den Krieg erklären und der Friede soll einziehen.

Das ist Kotz, meine Herren!

Wenn ein Gasangriff kommt, setzen wir die Masken auf und unsere Toten begraben wir. Aber gegen den Zeitungsmist sind wir schutzlos. Wenn das so weitergeht, werden wir noch verrückt und brechen die diplomatischen Beziehungen zu allen Zeitungen ab. Musketier **Max Barthel**

Unsere Valuta

Die Wechselkurse aller kriegführenden Länder stehen seit geraumer Zeit erheblich ungünstiger als im Frieden. Das bedeutet, daß diese Länder für alle Waren, die sie einführen, ganz erheblich mehr zahlen müssen als in normalen Zeiten. Die Gründe für diese Entwertung sind in der Störung der wirtschaftlichen Beziehungen zum Ausland zu suchen. Um dies an dem Beispiel von Deutschland zu zeigen, sei erwähnt, daß wir hauptsächlich durch die englische Blockade, dann aber auch durch die starke Beschäftigung für Heer und Marine unsere Ausfuhr außerordentlich haben einschränken müssen, während die Einfuhr immer noch viel größer ist, als man allgemein annimmt. Dazu kommen aber noch weitere Ausfälle. So fehlen uns die sehr einträglichen Frachteinnahmen unserer großen Schiffahrtsgesellschaften, es fehlen uns ferner die Zinsen aus allen jenen ausländischen Wertpapieren, die entweder in London liegen (viele Milliarden!) oder aber auf Grund von Zahlungsverboten uns den Zinsendienst gesperrt haben. Man denke hier nur an den großen deutschen Besitz von südafrikanischen Minenpapieren! Je nach dem Grade der Störung und den Mitteln, die zu ihrer Abhilfe möglich sind, hat sich die Valutaentwertung in den einzelnen Ländern verschieden stark fühlbar gemacht. Am wenigsten litt bisher England darunter, weil es bis jetzt seine Ausfuhr in ziemlich großem Umfange hat aufrecht erhalten können und weil es als typischer Kapitalistenstaat von seinem außerordentlich großen Besitz an ausländischen Wertpapieren bis heute über 10 Milliarden Mark an das glückliche Amerika und an andere Neutrale hat abstoßen können, und vor allem, weil es darüber hinaus noch gewaltige Schulden bei seinen neutralen Lieferanten in Form von Anleihen aufgenommen hat, die freilich nach dem Krieg sich wohl recht unangenehm bemerkbar machen werden. Am ungünstigsten daran ist Rußland und Öster-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich-Ungarn. Beide Länder müssen durch den schlechten Stand der Krone und des Rubels heute bei der Einfuhr aus dem neutralen Ausland reichlich das Doppelte als im Frieden bezahlen. Deutschland und Italien halten sich etwa in der Mitte.

So natürlich nun diese Entwertung ist und so sehr man bei Wiederkehr normaler Verhältnisse wieder mit einer allmählichen Erholung rechnen darf, so steht man doch dieser Erscheinung keineswegs machtlos gegenüber. Es gibt eine Reihe von Hilfsmaßnahmen hiergeben. Zu den vielen Fehlern in unserer Kriegswirtschaft gehört es, daß wir nicht rechtzeitig von diesen Heilmitteln Gebrauch gemacht haben. Wäre man in diesen Dingen schneller bei der Hand gewesen, so wäre wohl der derzeitige Stand der Reichsmark im Ausland — die deutsche Mark hat in der Schweiz zeitweise nur mehr 79 Centimes gegolten gegenüber 122 Centimes im Frieden — nie erreicht worden. Man hat aber leider die Dinge bis tief in das zweite Kriegsjahr hinein sich selbst überlassen, vor allem der Spekulation die Zügel schießen lassen und die unnötige Einfuhr nicht beschränkt. Vor allem aber hat man es verabsäumt, in einem systematischen, einheitlichen Vorgehen die bei uns noch vorhandenen neutralen Papiere im Ausland zu verwerten und mit ihrer Hilfe sich dort einen großen Kredit zu verschaffen. Jede Bank und jeder Privatmann konnte damit tun und lassen, was er wollte. Einen ersten Versuch, hier bessernd einzugreifen, unternahm die Reichsbank im Januar 1916 durch die sogenannte Devisenzentralisierung. Deren Wesen bestand darin, daß von da an nur mehr eine engbegrenzte Zahl von privilegierten Banken und auch diese nur als Agenten der Reichsbank Zahlungsmittel auf das Ausland kaufen und verkaufen durften, und zwar war es ihnen nur dann gestattet, derartige Zahlungen ans Ausland vorzunehmen, wenn der betreffende Kunde die Notwendigkeit nachweisen konnte. Das galt vor allem bei der Einfuhr von Waren. Nur für wichtige, unentbehrliche Waren durften Mittel verabfolgt werden. Das schien zunächst eine gute Lösung. Leider aber stellte sich bald heraus, daß smarten Geschäftsleuten noch eine ganze Reihe von Wegen freigegeben waren, auf denen sie die Bestimmunen der Reichsbank übertreten konnten. So war es vor allem niemand, der ein schlechtes Gewissen hatte und der fürchten mußte, bei der Reichsbank nicht das nötige Geld zu bekommen, verwehrt, so viel deutsche Banknoten ins Ausland zu schicken, als er nur wollte. Auch auf dem Umwege von Wertpapierschiebungen war dies möglich. Die Folgen waren sehr schlimm. Einmal kamen dadurch noch für viele Millionen Waren nach Deutschland, die für die Kriegswirtschaft unnötig waren, dann aber gelangten auf diese Weise entsprechend große Summen deutscher Banknoten ins neutrale Ausland und fanden dort keine richtige Verwertung, denn die Reichsbank hatte — aus durchaus berechtigten Gründen — veranlaßt, daß die deutschen Exporteure nur in fremder Währung bezahlten. Zu allem Überfluß schädigten unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen uns in dieser Frage sehr. Sie hatten nämlich in Deutschland, namentlich von süddeutschen Instituten, große Kredite eingeräumt bekommen, die ihnen in deutscher Währung zur Verfügung gestellt wurden. Mit diesen deutschen Banknoten nun drückten österreichische Händler in geradezu unverantwortlicher Weise in Zürich und in Amsterdam auf den Markt. Verschärft wurde dies durch die Tatsache, daß gerade in Österreich-Ungarn die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einfuhrbeschränkungen noch viel milder als bei uns waren, so daß es sogar vorkommen konnte, daß Wiener Firmen Diamanten und Perlen nicht nur vom neutralen, sondern sogar vom feindlichen Ausland bezogen. Daß nebenbei bemerkt der deutschen Ausfuhr zeitweise ganz unnötige Beschränkungen auferlegt wurden, spielt hier ebenfalls eine Rolle.

Nichts zu tun mit der Entwertung hat aber der Stand des deutschen Kredits. Den besten Beweis für das Gegenteil liefert der Hinweis auf das türkische Pfund und den Rubel. Die Türkei, die ja zurzeit vollständig vom deutschen Kredit abhängt, sieht ihre Valuta in Deutschland seit Jahr und Tag zeitweise bis zu 30 Prozent über der deutschen bezahlt. Und Rubelnoten wurden bei uns noch vor kurzem über ihren Friedenspreis bezahlt, während gleichzeitig der Rubel bei den eigenen Bundesgenossen eine ungewöhnliche Entwertung erfuhr. Die Erklärung liegt hier in dem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage.

Man hat nach langem, fast zu langem Zusehen endlich in den letzten Wochen recht kräftige Verbesserungen der vorjährigen Devisenordnung vorgenommen. Zunächst ist fortab die Einfuhr jeglicher Art abhängig von der ausdrücklichen Genehmigung des zuständigen Reichskommissars. Außerdem aber sind alle jene erwähnten Lücken gestopft worden. So ist vor allem auch die Kreditgewährung an Neutrale und Verbündete in Zukunft ohne besondere Erlaubnis nicht mehr statthaft. Darüber hinaus wird das Reich in gewissen Abständen durch Rundfrage feststellen, wer noch Forderungen im Ausland besitzt. Die Reichsbank hat dann das Recht, über diese Guthaben nach Gutdünken zu verfügen.

Damit ist fürs erste geschehen, was geschehen kann. Weitere größere Maßnahmen bleiben der Übergangswirtschaft und dem Frieden vorbehalten. Die größte Rolle wird hier wohl zunächst die Schaffung von Guthaben im Ausland spielen. Wie das zu geschehen hat, hängt vom Ende des Krieges ab. Das angenehmste und billigste Mittel wäre natürlich eine Kriegsentschädigung. Sollte es zu dieser nicht kommen, so würden wir wohl ein auswärtiges Anlehen aufnehmen müssen. Unterstützt würde dieser Schritt werden durch die Verwertung der uns noch verbliebenen fremden Effekten. Um über diese rechtzeitig verfügen zu können, ist bereits im September eine bisher noch nicht abgeschlossene Bestandsaufnahme vorgenommen worden. In erster Linie aber muß der Wirtschaftskörper sich selbst helfen durch entsprechende Sparsamkeit: die Einfuhr wird noch auf Jahrzehnte hinaus nur die wirklich wichtigen Dinge umfassen dürfen, während die Ausfuhr, so schwierig das sein wird, mit allen möglichen Mitteln wieder belebt werden muß. Man sieht, auch hier wird die deutsche Arbeitskraft und der deutsche Arbeitswille die Heilung bringen müssen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England und die Kriegsziele der Entente

Von * * *

Als die Entente ihre offensiven Kriegsziele bekanntgab, die durchaus der von den einzelnen festländischen Teilhabern des Verbandes befolgten Politik entsprachen, als Frankreich die Rheingrenze, Rußland Konstantinopel und Italien Trient und Triest nebst dem albanischen Hinterland forderten, hatte es den Anschein, als verzichtete England auf eigenen Erwerb, um sich mit der Durchführung eines Krieges zu begnügen, der seinen Bundesgenossen allein Vorteile zubilligen sollte. Nichts war falscher als diese von England klug aufrechterhaltene und in den von ihm abhängigen Ländern geglaubte Meinung. Selbst wenn wir davon absehen, daß die Erklärung der Entente die Zerstückelung Österreich-Ungarns und die Aufrichtung großer rumänischer, serbischer und anderer Reiche forderte und im gleichen Atemzug die Aufteilung der türkischen Besitzungen im Mittelmeer und in Kleinasien aussprach, finden wir in dem scheinbaren Verzicht Englands den größten Anspruch beschlossen, der je von einem kriegführenden Staat erhoben worden ist. England versteckt hinter dem Schlagwort von der Vernichtung des preußischen Militarismus, das von ihm geprägt und von den anderen Ententemächten übernommen worden ist, nicht nur die Unterwerfung des Deutschen Reiches und der diesem ihm verbündeten Mächte unter seinen Willen, sondern auch die abschließende Eroberung der See- und Welthandelsherrschaft für jede geschichtlich bestimmbare Zukunft. Wir wissen, daß im britischen Wortsinn die Unschädlichmachung des preußischen Militarismus darauf hinausläuft, Deutschland in die Unmöglichkeit zu versetzen, je wieder einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Krieg zu führen. Das ist ein Kriegsziel, das der englischen Weltherrschaft mehr wert ist als die Erwerbung gewisser Territorien.

Aber die englische Staatskunst hat sich keineswegs damit beschieden, dieses Kriegsziel zu erstreben, indem sie den Verbündeten Vorteile zusprach, sondern sich auch für alle Fälle gegenüber den Ententegenossen in jeder Weise gesichert. Das verkennen, hieße den Sinn des Krieges verkennen, den England führt, und hieße die günstige Position unterschätzen, die England sich heute schon gesichert hat, auf die Gefahr, sie nun, nach der Eröffnung der Vernichtungsphase des Endspieles, um so schwerer verteidigen zu können.

England hat Frankreichs Anspruch auf Elsaß-Lothringen und bedingungsweise französische Ansprüche auf gewisse Teile des Saarbeckens gebilligt, hat Frankreich wahrscheinlich auch Teile von Kamerun zugewiesen und im Einvernehmen mit Rußland und Italien Syrien preisgegeben. England wahrt sich aber das Recht, zu bestimmen, wann es Calais räumt, behält Cypern, schiebt seine ägyptische Grenze möglichst über die Sinaihalbinsel vor, um ein großes, von El Arisch bis Akaba reichendes Glacis gegenüber Syrien zu erhalten, und setzt damit überall Druckpunkte, die ihm gegenüber Frankreich Sicherheiten verschaffen. England hat ferner Belgien in der Hand, indem es dessen Neugestaltung nach dem Kriege jetzt schon zum Gegenstand von Erwägungen macht, in denen vor allem die Frage hin und her gewälzt wird, ob man die Wiederaufrichtung des alten Pufferstaates in seinen bisherigen Grenzen betreiben oder ihm Luxemburg und gewisse rheinländische Grenzstreifen — die strategischen Eifelausgänge — angliedern soll, und, was die Hauptsache und der noch nicht näher zu bestimmende Trumpf im englischen Spiel ist, ob man die belgische Neutralität wieder festsetzen soll. Hier ist eines der wichtigsten Probleme verborgen, und wir lenken die Aufmerksamkeit aller politischen Kreise auf dieses Problem, mit dem Vorbehalt, daß es notwendig ist, vorurteilslos und vorsichtig zu verfahren und dieses Problem nicht nur vom deutschen, sondern auch vom internationalen, den Interessen der Neutralen gerecht werdenden Standpunkt zu betrachten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann wird sich herausstellen, daß das deutsche Interesse dem der Neutralen viel näher liegt, als auf den ersten Blick erkennbar ist, und daß die Frage der belgischen Neutralität England und Frankreich in einen tiefergehenden Gegensatz bringen kann als die Frage, ob Calais heute oder morgen geräumt werden soll. Als Fingerzeig diene heute nur die Bemerkung, daß das Ministerium Broqueville bereits dazu neigt, die Neutralität nicht wieder aufzurichten oder anzunehmen, sondern politische Handlungsfreiheit zu verlangen. Man prüfe gründlich und unbefangen, wem diese Neuorientierung am meisten dient, und ob sich das belgische Problem überhaupt noch unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses erörtern läßt, das vor dem Kriege bestanden hat, nachdem sich gezeigt hat, daß England ein größeres Interesse an Belgien hat als Frankreich. Unseres Erachtens berühren sich die deutschen und die französischen Interessen künftig hier näher als die englischen und französischen, und es wird viel davon abhängen, wie sich die Entwicklung in dieser Richtung gestalten läßt, wobei das belgische Interesse vorbehalten bleibt.

Hat England sich gegenüber Frankreich durch gewisse Maßnahmen gesichert, die einen edelmütigen Verzicht auf eigenen Landerwerb vorzutäuschen scheinen, so war es auf der anderen Seite nicht gesonnen, der russischen Ausbreitung an den Dardanellen, die es Rußland durch Vertrag zugesichert hat, Statt zu gewähren, ohne einen Gegenzug zu tun. Als vor einigen hundert Jahren die Genuesen sich in den Besitz von Galata gesetzt hatten und die Dardanellen beherrschten, griff Genuas große Rivalin Venedig sofort auf Imbros und Tenedos und legte dadurch zwei Anhängeschlösser an die Dardanellen. Genau so handelt heute England, um sich die Aufsicht über diese Ausfallpforte ins Mittelmeer zu sichern. Die Besetzung der vor dem Hellespont gelegenen Inselchen wird niemand als erwähnenswerten Landraub bezeichnen können, er würde aber Albion zur Sicherung seiner alten Vormachtstellung gegenüber einem in den Besitz Konstantinopels gelangten Rußland und einem mit Englands Erlaubnis in Smyrna niedergelassenen Italien voll-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ständig genügen. Im Besitze von Tenedos, Imbros, Cypern, Malta, des Suezkanals und Gibraltar ist England die wahre Herrin des Mittelmeeres.

Und nun betrachte man zum Schluß dieser allzu flüchtigen Ausführungen die gewaltige Energie, mit der England den Krieg weiterführt, beachte man den Aufwand, den es treibt, um Ostafrika und damit die Landbrücke von Südafrika nach Ägypten in die Hand zu bekommen, und wie zielbewußt und durch keinen Mißerfolg geschreckt es vom Schatt el Arab nach Bagdad strebt. Hier liegen die unermeßlichen Aussichten dieses weltumspannenden englischen Spieles klar zutage. England wird sich den Schatt el Arab, das beherrschende und fruchtbare Mündungsgebiet des Stromlandes Mesopotamien, bis Kut el Amara zu erhalten und seine Hand auf Bagdad zu legen suchen, kupiert damit die Russen in ihrer Bewegung gegen den Persischen Golf durch Südpersien und faßt Syrien im Rücken, indem es zugleich die Landbrücke mit Ägypten sicherstellt. Das sind natürlich „Extramundana", die sich in Räumen vollziehen, in denen sich der Begriff der Eroberung anders ansieht wie im gebildeten Westen, wo die Verschiebung der deutsch-französischen Grenze um einige Kilometer viel mehr in die Augen springt und größere kulturpolitische Störung schafft als die Okkupation vieler hundert Kilometer und Quadratmeilen mesopotamischen Wüstensandes. Dieser Argumentation vertraut der Engländer, indem er sein politisches Netz spannt, und diese Argumentation glaubt er selbst, wenn er behauptet, er suche keine territorialen Vorteile, sondern wolle nur dafür sorgen, daß die leidende Menschheit künftig vor einem solchen Kriege bewahrt bleibe, wie er jetzt über ihr entfesselt worden sei. England und die Kriegsziele der Entente — ein Titel mit doppeltem Boden. Niemand wird behaupten wollen, daß man mit einem flüchtigen Beklopfen alle Geheimnisse des diplomatischen Reisekoffers des Weltpolitik größten Stils treibenden Mr. John erraten habe ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wilson

Von Norbert Jacques

Um Wilsons Vorgehen zu beurteilen, muß man zwei scheinbar entgegengesetzte Taten zusammenfassen: sein Friedensbestreben und seine Antwort auf die Erklärung des verschärften Unterseebootkriegs.

Man darf heute in Deutschland — im Hinblick auf das sichere Ziel einer Einmischung der Union in die späteren Friedensverhandlungen — den Präsidenten Wilson nicht mehr als das nehmen, was er in dem Versuch seiner Friedensbestrebungen erschien. Es handelte sich nicht so sehr um „Menschlichkeit" als um Politik.

In keinem Staat so sehr wie in den Vereinigten Staaten ist die Grundlage aller Dinge das Geld. Auch in diesem Boden wuchsen die Wurzeln der „hohen menschlichen" Tat. Es ist von vielen Seiten wiederholt auf die Schulden hingewiesen worden, die die Ententeländer in Nordamerika machten. Eine volle Niederlage der Entente hätte diese Schulden, soweit die Vereinigten Staaten sie nicht decken lassen konnten, aufs gefährlichste kompromittiert. Deshalb war den Geschäftsmännern Nordamerikas ein rascher Friede erwünscht, der die Länder der Entente sicher noch in einer leistungsfähigen Finanzkraft ließ. Geld haben sie auf alle Fälle verdient. Mag nun die Liquidation des Geschäftsverhältnisses kommen, bevor das Risiko zu groß wird.

Die Entente wollte von Frieden nichts wissen. Es gab also weiter in dem Kompost der Eroberungsgelüste der heimlichen Freunde Geschäfte zu machen. Und in der Tat, für das Jahr 1917 wurden ungeheure Bestellungen abgeschlossen. England und Frankreich haben zwar wiederholt offiziell versichert, sie hätten sich inzwischen für die ganze Munitionsbeschaffung auf eigene Beine gestellt. Weshalb sollte man es nicht glauben? Deutschland hat es ja nie anders gehalten.

Jetzt aber kommt heraus, daß diese Mitteilungen gelogen und nur ein Propagandafeuerfrosch waren, um im eigenen Volk die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stimmung zu kräftigen, indem man es an die Leistungsfähigkeit der führenden Männer glauben machte. Die französische Presse verriet das plötzlich.

In Frankreich muß alles, was irgendwie dazu herhalten kann, zur Stimmungskräftigung des Volkes ausgenutzt werden. Hieß es noch vor zwei Monaten mit Pauken und Trompeten: wir können jetzt alles selber machen, so heißt es heute, da Amerika sich der Entente nähert, mit nicht weniger Trompeten und Pauken: Seht, welche Kraft uns durch die Vereinigten Staaten für den kommenden Sieg gegeben wurde! Was wir alles von diesem Lande für den Krieg bekommen! . . .

Und da wurden Zahlen genannt, um das schlagend zu beweisen. Aus der Pariser Presse setze ich diese Zahlen hierhin. Es geht aus ihnen hervor, in welch unentwindbarer Weise die Entente für alle Metallieferungen von Amerika auch noch heute abhängt. England, Italien und Frankreich bestellten dort für das Jahr 1917 u. a. folgendes:

1 Million 400 000 Tonnen Granatenstahl, 100 000 Tonnen Schiffspanzerplatten, 160 000 Tonnen Schienen, 100 000 Tonnen Roheisen, 50 000 Tonnen Baueisen, 40 000 Tonnen Eisendraht . . . Man sieht, Material, mit dem man mehrere Sommeschlachten schlagen kann. Darin sind die verarbeitete Munition und andere fertige Kriegsartikel wie Automobile usw. nicht einbegriffen.

Dieses ungeheure Geschäft, das in den Bestellungen steckt, ist durch den verschärften U-Bootkrieg aufs stärkste bedroht. Und Wilson mußte sich hastig überzeugen lassen, daß die Liquidation auf der Basis Frieden zurückzustellen sei. Jetzt mußte durch den Krieg das Geld geschützt werden, wo die Konjunktur wenige Wochen bevor einen Tipp auf Frieden gegeben hatte.

Wilson bricht aber nicht nur mit Deutschland, er versucht nun auch die anderen neutralen Staaten, um deren Interessenverteidigung dem Geschäftsfreund England gegenüber er nie auch nur den kleinen Finger gekrümmt hatte, gegen Deutschland aufzutreiben, d. h. sie in das Schlepptau der amerikanischen Interessen zu ziehen. Diese

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tat gehört wohl zu den unverschämtesten und naivsten des ganzen Krieges. Der Parvenü, der auf den Geldbeutel klopft, um einen Charakter zu beugen, steckt in ihr.

Während Spanien schon Wilsons Friedenstaube nicht geglaubt hatte, fand nun vor allem Schweden Worte der Antwort von einer Würde und Kraft, die Wilson erröten machen müßten, wenn eine andere Philosophie, als die er hat, die seinige und die seines Landes wäre. Alle Staaten aber bedeuten ihm ungefähr dasselbe: daß er sie ungeschoren lassen möchte, weil sie nicht darauf hielten, mitzuhelfen, der Wallstreet die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen, während die Yankees ruhig ihre Bilanzen drüben aufstellten.

Wilson hatte seine Abfuhr. Und da auf einmal hörten wir, daß das deutsche Eigentum in Amerika auf alle Fälle geachtet bleibe, daß kein Schiff angeeignet würde, nachdem gemeldet worden war, daß schon zahllose ihrer Mannschaft weggenommen worden seien. Auf einmal war man vorsichtig geworden.

Übrigens ist es interessant, die Politik Wilsons weiter zu ergänzen, indem man zu analogen Fällen vor dem Weltkrieg greift und z. B. Wilson 1913 mit Wilson 1915 und 1917 vergleicht. Wir finden zwei verschiedene Persönlichkeiten. In der Antwort auf die Vorstellungen Österreich-Ungarns über die Unneutralität der Munitionslieferungen an die Entente (25. August 1915) sagte dieser Wilson geradeheraus, es sei unneutral, keine Munition zu liefern, und zur Begründung dieser zunächst doch außerordentlich paradox erscheinenden Meinung führt er an:

„Die Anerkennung einer derartigen, der internationalen Praxis der Vergangenheit unbekannten Verpflichtung würde jeder neutralen Nation die Pflicht auferlegen, über den Verlauf des Kriegs zu Gericht zu sitzen und ihren Handelsverkehr mit dem Kriegführenden einzuschränken, dessen maritime Erfolge die Neutralen am Handel mit dem Feinde hinderten."

Halten wir dagegen den Wilson von 1913, der im Hinblick auf die inneren Kriege in Mexiko folgende Botschaft erließ, die Kapitän Persius im „B. T." wieder ans Tageslicht stellt (der Kanzler hat sie zitiert):

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Im übrigen halte ich es für meine Pflicht, von der mir durch Gesetz vom 14. März 1912 übertragenen Vollmacht Gebrauch zu machen, um darauf zu sehen, daß keine der beiden Seiten in diesem Kampf, der jetzt in Mexiko vor sich geht, irgendwelche Unterstützung von diesseits der Grenze erhalte. Ich werde der besten Gepflogenheit von Nationen in Sachen der Neutralität folgen, indem ich die Ausfuhr von Waffen und Kriegsmaterial irgendwelcher Art aus den Vereinigten Staaten verbiete, eine Politik, für welche verschiedene interessante Präzedenzfälle sprechen, und die sicherlich durch viele offenkundige Rücksichten praktischer Ratsamkeit diktiert wird."

Also 1913 gehörte zu den „besten Gepflogenheiten der Nationen in Sachen der Neutralität", was von 1915 an eine der „Praxis der Vergangenheit unbekannte Verpflichtung" ist, trotz der „verschiedenen interessanten Präzedenzfälle".

Aber machen wir das Experiment und heben wir einmal die Ereignisse zwischen Amerika und Deutschland aus ihrem eigenen Kreis heraus, um sie in den größeren Kreis der Weltdinge im allgemeinen einzupassen. Die Amerikaner sind nach dem bei ihnen so beliebten Wort „clever" — Schlauköpfe. Sie wissen doch ganz genau, daß ihre vitalste Gefahr bei den Japanern wartet und lauert. Japans Armee steht kriegsbereit auf den Inseln, seine Kriegsflotte wächst hitzig. Aber diese Flotte wächst nicht über den Stillen Ozean hinaus, und diese Armee erscheint nicht an der Seite der bedrängten Bundesgenossen in Europa. Nur der Ehrgeiz Japans explodiert in die ganze Welt hinein.

Amerika hat sich seit Jahren gegen diesen Ehrgeiz gerieben und ist ihm mit scharfen Einwanderungsverboten zu Leibe gerückt. In dieser Kriegszeit aber machen die Geschäfte Amerika vorsichtig. Es ist in keiner Weise zum Krieg gerüstet; ja, sein Geschäftemachen hat es ungerüsteter als je gelassen, weil alles Kriegsmaterial zu Geld gemacht wird. Es ist weder zu Land noch zu Wasser bereit, und der geringste unfreundliche Augenaufschlag nach Japan hin könnte die Bereitschaft dieser Inseln plötzlich über die Wehrlosigkeit Amerikas herstürzen machen. Deshalb hatte man zahllose Verbrüderungen u. dgl. im Mund, während das Herz klopfte und der Kopf angestrengt suchte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und jetzt auf einmal kann es unter der Maske der Mobilisierung gegen Deutschland sein Geld und seine Wehr gegen Japan auf die Beine stellen, ohne daß die gefährlichen Gelben aufmucken dürfen.

Fiel es nicht auf, daß Amerika mitten in der Mobilisierung das Analphabetengesetz schuf, indem es — die oberste Stelle ein platonisches Nein sagen ließ? Dies Gesetz aber wendet sich fast ausschließlich gegen japanische Einwanderer, weil überhaupt kein japanischer Arbeiter eine europäische Sprache schreibt. Das Veto des Präsidenten aber mochte vor das Ja der gesetzgebenden Körperschaft wie ein Vorhang gehängt worden sein, der den Blick auf das wahre Gesicht des Gesetzes verbarg.

Fiel es nicht auf, daß in derselben Zeit in der Botschaft Wilsons auf die Rüstung Japans hingewiesen wurde? Auch wir wollen, wie Japan, unser Heer auf Kriegsfuß stellen, ohne aber einen Mann nach den europäischen Schlachtfeldern zu schicken.

Groß ist die amerikanische Politik nie gewesen. Groß kann nur eine Politik sein, die auf dem Fundament alten Seelenbesitzes arbeitet, der erneuert werden muß. Eine Politik, die nur Geld verteidigt, kann nur sein, wie die Mittel, mit denen der Durchschnitt Geld verdient — clever! Gerissen! Amerika schlägt mit derselben Klappe nach zwei Fliegen, und die Frage ist nur, ob die Fliegen oder die Corned-beef-Hände Onkel Sams geschickter sind.

Ostseetage

Eindrücke eines Armeeoffiziers bei der Marine

Von Reinhard Weer

„Besuch bei der Flotte? Ganz ausgeschlossen, jetzt im Kriege," sagten meine Kieler Gastgeber, bei denen ich ein paar Wochen schöne Urlaubstage verlebte, „du wirst auf die größten Schwierigkeiten stoßen." Nun, Schwierigkeiten sind, zumal für den Feldsoldaten, dazu da, überwunden zu werden. Erstens Offizier, zweitens Artillerist, ein „Drittens" und „Viertens" in Form persönlicher Empfehlungen fanden sich auch noch — ob das nicht helfen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würde? Die Rechnung stimmte: es half: ich wurde zugelassen, wo ich Zutritt erbat. Die besondere Weise, auf die ich meinen Flottenbesuch anfing, verrate ich aber nicht, sonst würden zu viele Kameraden im Felde, die ein Urlaub ans Wasser führt, die Anwandlung verspüren, mein etwas piratenhaftes Verfahren nachzuahmen . .

* * *

In den Listen unserer Marine wird man den Namen „S. M. S. Franken" vergeblich suchen. Das Schiff, auf dem ich an einem leider durchaus friedlichen Flottenmanöver teilnehmen durfte, heißt anders, jedoch ich habe versprochen, es nicht zu nennen. Wenn ich dafür einen anderen Namen einsetze, so geschieht es, um gleichsam eine Schiffspersönlichkeit, eine mir teuer und wert gewordene, einzuführen und den Leser nicht mit einem namenlosen Schemen zu langweilen. Also: „S. M. S. Franken".

Die „Franken" ist eines unserer größten und schönsten Linienschiffe, erst kurz vor dem Kriege in Dienst gestellt. Ich unterlasse alle näheren zahlenmäßigen Angaben über Wasserverdrängung, Maschinenleistung, äußere Ausmaße, Panzerung und Bestückung, die dem Binnenländer doch nur wenig Vorstellung vermitteln, und sage nur zweierlei, was auf uns Landratten den deutlichsten, bildhaftesten Eindruck zu machen pflegt: die „Franken" führt zwölf Geschütze von 30,5 cm Kaliber und hat etwa dreißig Offiziere und fast anderthalbtausend Mann an Bord. Mit den Augen des Kämpfers zu Lande betrachtet, vereinigt sie bei Hinzurechnung der mittleren und leichten Artillerie die Gefechtskraft von annähernd zwölf Batterien aller Kaliber und benötigt zur vollen Ausnutzung ihres Kampfwertes halb so viel Leute, als ein kriegsstarkes Infanterieregiment an Köpfen zählt. In ihrem Wappen außenbords führt sie einen aufrecht schreitenden, rot und weiß gefelderten Löwen, woraus die Flottenkenner und vielleicht auch der Heraldiker erraten mögen, um welches Schiff es sich handelt. Auf diese schwimmende Burg erhielt ich durch die Freundlichkeit des Burgherrn vulgo Kommandanten Zutritt und durfte bald nach meinem ersten Bordbesuch an einem ereignisreichen Manövertag mit hinaus auf die Ostsee fahren.

Frühmorgens — es war noch ein wenig schummerig in den Straßen Kiels, und Holsts Hotel mit seiner altehrwürdigen Fassade sah im ungewissen Licht bieder und provinziell aus wie ein Gasthof an der englischen Landstraße, in dem die Pickwickier und sonstige Dickensleute fröhlichen Angedenkens satte und weinselige Aus- und Einkehr hielten — frühmorgens holte mich die flinke Barkasse der „Franken" an der Gefionbrücke ab. Das Boot setzt — vorschriftsmäßige Ehrenbezeigung und Kennzeichnung, daß nunmehr ein Offizier an Bord ist — die Reichskriegsflagge und pfeilt wieder los, glatt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und geschwind, wie es gekommen. Der düstere, schmucklose Mauerklotz des alten Schlosses versinkt hinter den Umrissen grauer Wipfel, und vor dir weitet und breitet sich, nebelüberwallt, die Föhrde. An der Reventlowbrücke wird noch ein Kapitänleutnant, der erste Torpedooffizier des Schiffes, abgeholt, der mit gewandtem Satz in das auf den Wellen schaukelnde Fahrzeug springt, dann geht's quer hinüber in Richtung auf Möltenort und Labö, die jetzt kriegsstillen, wie im Schlaf erstarrten Seebäder, zu, und ehe du dich dessen versiehst, legt die Barkasse, winzig wie eine Muschel neben einem Walfischrücken, mutwillig tanzend an der Steuerbordseite der „Franken" an. Du schöpfst (ahnungslose Landratte!) gleich deine erste Belehrung: auf Steuerbord, also rechts zur Fahrtrichtung, kommen die Boote der Offiziere an, auf Backbord die der Maate und Mannschaften. Und die Boote werden vom rangjüngsten Offizier nicht etwa zuletzt, wie binnenländische Höflichkeit annehmen wird, sondern zuerst betreten, damit nach dem Einsteigen des ältesten sogleich ohne weiteres Warten abgestoßen werden kann. Auf dem Absatz der zu dem hohen Bord hinaufführenden bequemen Hängetreppe („Fallreep" sagt's in deiner Erinnerung) steht grüßend der Leutnant vom Dienst. Der Kapitänleutnant geht mit dir dann einen überdeckten Flur mit vielen Türen nach dem Bug des Schiffes, wo vor der Kommandantenwohnung ein Matrosenposten mit gezogenem Seitengewehr steht: „Melden Sie den Gast des Kommandanten." Der empfängt dich drinnen am gedeckten Frühstückstisch und heißt dich freundlich auf der „Franken" willkommen.

Dann geht's hinaus (ahoi, ahoi!) auf die Kieler Bucht, an geheimnisvollen Hafensperren und Sicherheitseinrichtungen vorbei, und du darfst — in deinem hellgrauen Friedensmantel, der nachher von den Nachbarschiffen aus durch neugierige Ferngläser beäugt wird, und in den Reitstiefeln, die so wenig an diesen Ort passen, daß du dir fast ein wenig wie eine komische Figur vorkommst — überall an Bord nach Herzenslust herumspazieren. Mit dem Kommandanten geht's auf die Brücke, Feldherrnhügel dieser seefahrenden Festung und Sehnsuchtsziel jeder Landratte, zu einer gründlichen Umschau über Schiff und Wasser. Da liegt dann der große Kahn flach und breit wie ein ungeheures Plätteisen unter dir, das (vorerst noch sacht und vorsichtig, denn es geht durch die Minenfelder) die Föhrdewasser glattbügelt und zwei auseinanderstrebende scharfe Plättfalten von Wellen nach sich zieht. Du machst da oben neue Bekanntschaften: mit dem Navigationsoffizier, der nur selten die Brücke verläßt, solange das Schiff in Fahrt ist, mit dem wachhabenden Offizier, der durch Befehle an Rudergänger und Posten, Maschinentelegraph das Schiff führt, immer haarscharf im Kielwasser des Vordermanns und genau in gleichbleibendem Abstand, was gar nicht so einfach ist, wie es dem Uneingeweihten erscheinen könnte. Andere Offiziere kommen hinzu, und du

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellst mit Freude fest, daß du in eine sympathische Menschengemeinschaft aufgenommen bist. Später siehst du das Schiffsinnere, kommst in die Zentrale, diese Wunderkammer tief im Bauch des Leviathan, wo der erste Offizier, der Vertreter des Kommandanten, im Gefecht seinen weitverzweigten Sicherheitsdienst versieht, und kletterst in die Panzertürme der schweren Artillerie, geniale Kompliziertheiten feinster und zugleich kraftvollster Technik mit einer unerhörten Kunst der Raumausnutzung, die dir ihre innersten Geheimnisse, in fünf Stockwerken übereinander gelagert, erschließen. Neid regt sich beim Anschauen der gemütlichen Offizierswohnungen und der Messe, deren feiner Friedenshausrat zwar für die Dauer der Kriegszeit entfernt worden ist, die aber auch in ihrem jetzigen Zustande noch ein bequemes und nettes Zuhause gewähren, wie es dem Feldsoldaten zu Lande, wenn er nicht gerade zu einem hohen Stabe gehört, versagt ist. Auffallend und störend in dem freundlichen Gesamtbild dieser Räume sind nur die nackten eisernen Decken, von Schienen und T-Trägern durchzogen; hölzerne oder gar schön getäfelte Decken, wie man sie nach der sonstigen Einrichtung erwarten könnte, werden wegen der Brandgefahr auf den Kriegsschiffen nicht mehr angebracht, und wo sie bei älteren Schiffstypen vorhanden sind, entfernt. Etwas kahl und leer erscheint auch der Salon des Kommandanten, ein großer, niedriger Raum über den Schiffsschrauben, der seiner Ausstattung fast ganz beraubt ist und nur noch ein paar Tische und Stühle aufweist. Hier nahm ich mit dem Kommandanten, der, von allen Offizieren des Schiffes getrennt, in einer von oben befohlenen und gewollten splendid isolation lebt, das Mittagessen ein, bei dem die Vorteile einer guten Schiffsküche gegenüber den bei allem guten Willen naturgemäß doch oft recht bescheidenen Gaben der Gulaschkanonen recht deutlich in Erscheinung traten.

Der liebenswürdige Kommandant, eine einnehmende Seemannserscheinung mit klugen Augen, deren Lebhaftigkeit bei der sonstigen Gemessenheit seines Wesens überrascht, erzählt bedächtig von der Skagerrakschlacht. Wie da die „Franken", nachdem sie vorher nur wenig zu Schuß gekommen, in dunkelster Nacht auf einmal ein Schiff dicht achteraus vor sich hatte, dessen Typ nicht sofort zu erkennen war. Leuchtraketen schossen von der Brücke der „Franken" in die Höhe; als die unbeantwortet blieben, sofortige Feuereröffnung aus allen Kalibern. Nach wenigen Minuten sackte das nächtliche Phantom, noch im Sinken als ein englischer Kreuzer von der „Black-Prince"-Klasse erkennbar, der sich offenbar verirrt hatte, schwer getroffen ins Wellengrab. Die „Franken" hatte, trotz heftigster Erwiderung ihrer Breitseiten, wie durch ein Wunder nicht einen einzigen Treffer erhalten.

Draußen auf der Ostsee ist Manöverübung. Wir haben flottes Fahrttempo: „Alle Fahrt voraus!", wobei das Kommando, um Verwechslungen mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Halbe Fahrt!" vorzubeugen, wie „Alleefahrt" ausgesprochen wird. Zwei Panzerschiffe, Schwestern der „Franken", schießen auf schwimmende Scheiben; die anderen fahren im Geschwaderverband, und Unterseeboote erscheinen als Angreifer. Ein dutzendmal wird die „Franken" von dem heimtückischen Feind angegangen, und trotz glatter See und schärfster Wachsamkeit der an der Reeling verteilten dienstfreien Mannschaft gelingt es den Booten mehrmals, unbemerkt heranzukommen und ihre Topedos auf uns loszulassen. Die sind so eingestellt, daß sie tief unter dem Kiel des Linienschiffs durchlaufen und keinen Schaden anrichten; auch ist wohl der „Kopf" der Torpedos bei solchen Übungsangriffen ein anderer als im Kampf gegen den wirklichen Feind. Das Boot erscheint, sobald es sein Geschoß unbemerkt hinausgejagt hat, auf der Oberfläche, der Torpedofisch aber zieht seine Blasenbahn durch das Kielwasser der „Franken" (an der Entfernung dieser Blasenbahn von unserem Heck ersieht der Fachmann, ob und an welcher Stelle das Schiff im Ernstfall getroffen worden wäre) und taucht einige hundert Meter entfernt auf, an der Spitze wie eine wunderbare große Zigarre glühend und rauchend, um von dem begleitenden Torpedoboot gesehen und aufgefischt zu werden. Der Leiter dieser Übung befand sich während der Angriffe an Bord der „Franken", ein schlanker, elastischer Korvettenkapitän, dessen Bescheidenheit nicht verrät, daß er die meisten U-Bootführer ausgebildet hat und so recht eigentlich der Meister und Lehrer unserer Unterseewikinger und seemännischen Berühmtheiten ist.

Der Nachmittag brachte Evolutionen im Geschwaderverband: das aus Marinebildern von Stöwer und Bohrds auch dem binnenländischsten Laien bekannte großartige Schauspiel der in Reih und Glied fahrenden und Wendungen und Formationsänderungen aller Art wie Teile einer Riesenmaschine ausführenden Schiffsleiber. Ein gerade für den Artilleristen besonders fesselndes Bild: wie die Geschütze auf der Rasenfläche eines Exerzierplatzes dahinpreschen, bald in Kolonne zu einem, bald in geschlossener oder breiter Front, so marschierten die Kolosse auf der glatten See, durch Flaggen- und Scheinwerfersignale wunderbar geschickt regiert. Dazwischen gingen Gespräche von Schiff zu Schiff, durch Signalgäste mit kleinen Winkerfähnchen übermittelt, die als unermüdliche Aufpasser auf den Panzerkuppeln der seitlichen Geschützürme standen und mit einer Geschicklichkeit und Schnelligkeit arbeiteten, die dem im Winkerdienst immerhin nicht unbewanderten Armeeoffizier Staunen und Bewunderung abnötigte, in den spärlichen Pausen ihres Dienstes aber, wenn einmal keine Flaggensignale kamen und abgingen, in einem eigentümlich behenden, fast laufenden Schritt, der irgendwie an den Pendelgang eines Raubtiers im engen Käfig erinnerte, auf ihrer Panzerkuppel hin und her spazierten. Zielübungen der Artillerie folgten, vom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Artilleriegefechtsstand aus über Vermittlung der Artilleriezentrale geleitet, die — ähnlich der Schiffszentrale, mit der sie durch den „Mittelgang" verbunden ist — wie ein artilleristisches Hirn durch Hunderte von Nervensträngen mit allen Teilen des Schiffs, die fürs Artilleriegefecht in Betracht kommen, verbunden ist ... Hin und her ging's über die Kieler und Eckernförder Bucht, bald weit draußen, bald in Sicht der Ufer. „Der helle Einschnitt hier mit dem Blinkfeuer ist die Mündung der Schlei," sagte mir der gewandte, betriebsame Adjutant des Kapitäns, „und jener Strand dort die Insel Aerö." Die dänische Küste mit grünen Deichen, Baumgruppen, friedlichen kleinen Häusern, Windmühlen und Leuchttürmen sah dem deutschen Flottenmanöver zu ...

Kiel lag vor einer Wolkenbank in der Abenddämmerung, als die „Franken" an der großen roten Boje festmachte und unter Trommelwirbel die Bootsspieren ausschwingen ließ.

Zwei Tage danach war die Übungszeit des Geschwaders beendet. Die Flotte fuhr wieder „an die Front", durch den Kaiser-Wilhelms-Kanal auf die Nordsee hinaus ...

* * *

Die Tage in der Ostseestadt, Urlaubstage goldenster Erinnerung an der Schwelle von Sommer und Herbst, vergingen wie im Fluge. Und sie brachten noch allerhand des Guten. Ich sah die Werften an unseren Waffen zur See schmieden, lernte unsere neuesten U-Boote im Hafen und bei ihren Tauchübungen auf der Föhrde kennen. Das neueste aller dieser Fahrzeuge besichtigte ich vor seiner ersten Ausfahrt, sah die staunenswert zweckvolle Anordnung seiner Torpedoeinrichtungen und Maschinen, die engen, sauberen Kojen des Kommandanten und seiner Offiziere. Aber ich sehe schon in Gedanken, wie in Erwartung weiterer U-Booteinzelheiten, die nicht erörtert werden dürfen, der Herr Zensor den Rotstift zückt, und verlasse schleunigst das U-Boot und das verfängliche Thema. Noch im Weggehen hörte ich ein Wort, das mich froh und stolz machte: der mich verständnisvoll führende Obermaat sagte, als ich ihm ein Trinkgeld geben wollte, im Tone bescheidener Abwehr: „Bitte ganz gehorsamst um Verzeihung, Herr Leutnant, aber ich kann nichts annehmen. Wir U-Bootleute bekommen so viel Geld!" Worauf ich mich mit einem Händedruck von ihm verabschiedete. Mögen deine Söhne so bleiben, wie sie sind, Schwester Marine — dann ist es um uns und unsere Seegeltung gut bestellt!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stellungswechsel

Von W. Schäffer

(Aus einem Brief)

Nachdem der Tag unter starkem Artilleriefeuer verging, kam endlich nachts ein Uhr unsere Ablösung nach beinahe fünf langen Monaten. Der Mond stand tief und war am Versinken. Hoffend, heil durch das weite Feuerbereich zu kommen, verließen wir schwerbepackt unsere üble, tropfende und von feindlichen Granaten stark erschütterte Deckung glückwünschend ihrer neuen Besatzung. Übel sind unsere Gräben und fast bodenlos. Die feindlichen Granaten kommen gemächlich, besondere Punkte unserer Verbindungsgräben unter Feuer haltend. Bis zu den Knien sinkt man in Schmutz, jeder Schritt bis zum nächsten Schritt ist Mühe. — Bald steckt der eine oder andere mit Armen und Beinen in Kot und Wasser — und fluchend ringt er, weiterzukommen. Kürzere und weitere Schüsse sausen — wir suchen das Sträßchen, das unsere Stellung schneidet. Man schwitzt schon unter der schweren Packung — der Mond ist versunken —, schnappend gerät man in Granat- und Wasserlöcher! Das Übelste ist überwunden, denn wir sind aus den Gräben. Jedoch übel genug noch ist der Weg zerschossen und zerfahren! Wir erreichen ein schweigendes Ruinendorf — tot und menschenleer die Trümmerstätte! Munitionskolonnen rasseln durch — leeres Geschrei hallt von den schwarzen Ruinenmauern! Tappendes Dunkel wird die Nacht.

Die Kompagnie sammelt sich im nächsten Dorf an der Kirche. Man spürt schon, man rückt den feindlichen Kanonen ferner, und gerne schleppt man seine Packung. Schwarz und stürmisch ist die Nacht, ab und zu die Zeit beleuchtend, suche ich mit zehn Mann den Sammelpunkt — gerne wandere ich durch Sturm und Nacht. Man hört nach langem, langem Warten Blätterrauschen — nur Baumstümpfe hat man draußen! Wir erreichen unseren Sammelplatz — unheimlich dunkel ist die Nacht. Geschrei — Stimmengewirr — Reiter — Artilleriekolonnen — ein Durcheinanderschreiten — so bewegt ist plötzlich die Nacht — schwer krachen Einschläge. Die Kompagnie sucht zueinander zu gemeinsamem Marsch — alles da? — bis auf einen — dem riß eine Granate den Tornister vom Rücken, und er war verwundet an Gesicht und Kopf. 's ist zwischen 4 und $^1/_2$5 Uhr morgens, man glaubt, immer schwärzer wird die Nacht — sie wolle den kommenden Tag verdrängen! Nasse Beine — durchnäßte Beinkleidung, und vom Warten friert der durchschweißte Körper! So sucht man schleppend durch das Dunkel — so lang, lang ist die Nacht. Ruhiger ist's im nächsten Dorf, Schanztruppen marschieren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinauswärts. Wir machen an den Mauern der Dorfkirche kurze Rast. Die Kirche ist noch unversehrt — ferner donnern die Kanonen — zum Sturm wurde der Nachtwind — immer noch ist's finstere Nacht. Wir wollen in das Innere der Kirche — verschlossen ist die Pforte — sollt' ein Dorfpfarrer sein Heiligtum bewahren wollen vor dem rauhen Kriegsvolk? Wir ruhen nicht, und ohne große Mühe geht die Türe. Ich leuchte mit schwachem Licht in den großen Kirchenraum. Voller Schläfer liegt die Kirche, voller in Teppiche vermummter Menschen liegt die Kirche — Kriegsvolk, das hier nächtigt. Keiner regt sich — alles in Ruhe. Sachte schließen wir — bald wohl müssen sie aufbrechen — ins Feuerbereich — vielleicht in Not und Tod. Weiter geht der Marsch, mühsam unter der Schwere der Packung ist der Weg, so lang und fast endlos ist die Nacht. Ringsum leuchten draußen die Raketen durch die Sturmnacht — schwer zucken und beben die Kanonen. Laub raschelt von den Bäumen. Nimmer weit bis zur Feldküche — dort gibt's heißen Kaffee! Langsam naht der Tag — wohler wird's dem Auge nach dem langen Dunkel, Herbst liegt über dem Land — man wußt' es draußen nicht in der gleichen Öde! — Es wird ein heller, schöner Tag. Vogelscharen gleiten mit Wind und Laub über Menschenscharen — so lebendig ist alles nach der langen, drückenden Öde! Je heller der Tag, desto stärker wird der Donner von draußen, der sich mit dem Sturm zu wütendem Rollen steigert. Weit ist noch unser Weg —!

Zwölf Stunden waren wir marschiert, als wir nach Mittag hielten — schwer donnert's durch den stürmenden Herbsttag — so müd und geschunden sind die Glieder —. Wir bekommen hier Quartier und bleiben über die Nacht. Wir kriegen warme Suppe, Brot und Fleisch —. Auf Stroh unter einem Schieferdach erfrischen wir uns — kaum tragen einen noch die Beine — so zerschunden sind die Glieder — jeder Schritt tut weh —. Man schläft — versucht zu schlafen, und erwachend aus dem Halbschlummer ist es dämmriger Abend —. Schwer tobt der Sturm und toben die Kanonen. Der Sturm klappert durch das Schieferdach — wie daheim — damals, als man sich, umarmend, in Kindesliebe mit dem Brüderlein einschlief! Frierend verging die Nacht — man schläft nicht — man ist zu müd zum Schlafen — langsam vergeht die Nacht —. Boden und Häuser zittern von vorbeifahrenden Lastautos — schrille Eisenbahnpfiffe — nimmer weit kann's sein vom Tag! Immer noch stürmt's und rollt's. — Die Feldküche unten im Hofe sorgte während unseres Schlafens für heißen Kaffee — er erwärmt doch wenigstens etwas die frierenden und vom Marsche steifen Glieder. Man tritt den Weitermarsch an mit dem Tag — hart geht's — hart geht's — doch man mutet sich viel zu. Arbeitstruppen rücken zur Arbeit — Eisenbahnzüge mit Truppen rücken frontwärts — immer noch stürmt's und rollt's — lange Artilleriekolonnen — lange Züge von Pferden — Flieger kämpfen mit dem Winde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frontwärts. Alles ist voll Arbeit und regem, scheinbar wirrem Treiben — man spürt dahinten mehr wie draußen: alles ist im Kampf, wir sind in einer Schlacht! So lebendig und anregend ist alles, was draußen banges Erstarren wird. So imposant ist, so mächtigen Reiz hat das Rollen und Beben, das draußen so furchtbar niederdrückend wird. Noch ein Marsch bis Mittag bringt uns ins Quartier, wo wir länger verbleiben sollen, wo wir uns erholen und unsere von der langen Enge steifen Glieder exerzieren sollen. Wir liegen nun zwei Lagen übereinander in einem Brauereihaus. Und nun am Abend kommt die Kunde: das mächtige Rollen galt denen, die uns ablösten — die Engländer haben dort angegriffen — wo wir weggingen, solange wir auf beschwerlichem Marsche nach rückwärts waren. Man hat Glück! Wir selber lagen unter dem wochenlangen starken Vorbereitungsfeuer! —

Über E. T. A. Hoffmann

Von Max Fischer (Heidelberg)

Bunte Schlänglein glitzern am Holunderbaume.
Kennst du Dschinnistan? Kennst du Dschinnistan?
Holde Feeen schweben im lichten Traume.
Kennst du Dschinnistan? Kennst du Dschinnistan?

Höhnend grinsen die Philisterfratzen.
Fern ist Dschinnistan. Fern ist Dschinnistan.
Gierig greifen die Dämonentatzen.
Fern ist Dschinnistan. Fern ist Dschinnistan.

Kreisler zieht mit sehnenden Akkorden
Hin nach Dschinnistan. **Hin** nach Dschinnistan.
Murr ist es auf Erden **wohl** geworden.
Nie nach Dschinnistan. **Nie** nach Dschinnistan.

Nur in Träumen schwebt das Elfentanzen.
Wo ist Dschinnistan? Wo ist Dschinnistan?
Erde hat nur schrille Dissonanzen.
Wo ist Dschinnistan? Wo ist Dschinnistan?

(Aus des Verfassers Gedichtwerk „Medard ruft in die Welt".)

Warum kann ich mich an deinen sonderbaren phantastischen Blättern nicht sattsehen, du kecker Meister! — Warum kommen mir deine Gestalten, oft nur durch ein paar kühne Striche angedeutet, nicht aus dem Sinn? — Schaue ich deine überreichen, aus den heterogensten Elementen geschaffenen Kompositionen lange an, so beleben sich die tausend und tausend Figuren, und jede schreitet, oft aus dem tiefsten Hintergrunde, wo es erst schwerhielt, sie nur zu entdecken, kräftig und in den natürlichsten Farben glänzend hervor."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Worte, von Hoffmann an Jacques Callot, den kecken und lebensvollen Meister des Griffels, gerichtet, drängen sich mir unwillkürlich auf, nun, da ich mich unterfange, von Ernst Theodor Amadäus Hoffmanns meisterlicher Kunst zu reden.

Denn — wie könnte ich an Hoffmann denken, wie den wundersamen Wohllaut seiner Vornamen — Ernst Theodor Amadäus — genießend auf der Zunge auskosten, ohne daß aus dunklen Kammern meiner Erinnerung die bunte, bewegte Fülle der Hoffmannschen Gestalten, schon seit den Knabenjahren meine lieben Vertrauten, recht deutlich und lebendig mir wieder vor Augen kämen.

Aus den Abgründen der Klüfte steigen Archivarius Lindhorst und Prosper Alpanus hervor, umkleidet von dem Mantel dämonischer Macht, gewaltige Herrscher im magischen Reiche des Unsichtbaren. Ihr Zauberwort zeugt die duftende und klingende Welt einer von Erdenenge entlösten Schönheit. Ich schaue das milde Schweben leichter, grotesker Gestalten: Giacinta, Giglio und Celionati tanzen vor mir seltsame Reigen, Klein-Zaches, das niedliche Scheusal, neckt mich mit possierlichen Sprüngen, Magister Tinte stürzt sich, die Rockschöße schüttelnd, in atemloser Hast auf den Milchtopf, und der große, hagere Thaddäus von Brakel, im grünen Kleid und der roten Weste mit den goldenen Tressen, schlägt nach ihm mit der Fliegenklatsche. Und nun kommen auch sie heran, die schwereren, derberen Gestalten mit ihrem skurrilen Lächeln und ihren geheimnisvollen Augen.

Immer bunter, immer voller breitet sich die Szene. Tulpen, Kaktus und Feuerlilien blühen ringsum, exotische Vögel mit glitzerndem Gefieder schwirren kreischend umher. Und tiefer im Hintergrunde enttauchen dem Dunkel dichter Zypressenstauden schimmernde Marmorbecken, aus denen sich wunderliche Figuren erheben, Kristallstrahlen hervorspritzend, die plätschernd niederfallen in leuchtende Lilienkelche: seltsame Stimmen rauschen und säuseln durch den Wald der wunderbaren Gewächse, und herrliche Düfte strömen auf und nieder.

Schreckliche Gestalten einer feindlich dämonischen Welt schwirren fratzenhaft entgegen, machen angstvoll das Herz beben. Aber schon tönen die süß verlockenden Klänge einer fremden heiligen Welt entgegen, treffen mich die reinen, klaren Augen keuscher Jünglinge und das leichte Schweben der guten Feen. Der verheißende Glanz Dschinnistans senkt sich herab auf die Gefilde der Erde.

Selbstzufrieden lächelt Kater Murr dieser fremden unwirklichen Gestalten, streicht sich wohlig den Bart in philisterhaftem Selbstgefühl. Doch die tieferen Wesen, die suchenden, die ringenden, werden qualvoll hineingerissen in des Kampfes wirbelnden Strudel, fechten tapfer mit den streitenden Mächten des bösen und des guten Prinzips.

Der Jüngling Phrospherus aber steht da in glänzend gepanzerter Rüstung, das Haupt von der Lohe tausendfarbiger Strahlen umwogt, und in sieghafter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zuversicht dringt er ein auf den wilden Drachen, der mit schwarzen Fittichen an des Götterjünglings Panzer schlägt, daß er hell erklingt.

Doch ich werde inne, daß euch, meine Lieben, die ihr noch Neulinge seid in der Hoffmannschen Welt, die Geister, die ich beschworen, nur verwirrend und beängstigend erscheinen. Vielleicht mag gar mancher unter euch das, was ich vorgetragen, gleich dem Registrator Heerbrand für „orientalischen Schwulst" erachten, oder gleich dem Magister Tinte für „tolles, albernes Zeug". — So will ich denn meine bunten Marionetten gehorsamst wieder in den Kasten packen und einen anderen Anfang suchen, um euch, guten Leuten und schlechten Musikanten, meinen verehrten Meister Ernst Theodor Amadäus und seine große Kunst recht wesenhaft vor Augen zu führen ...

Jede literarhistorische Abhandlung, welche auf Gründlichkeit und Würde hält, pflegt mit dem Satze anzuheben: „Goethe sagte einmal —". Da ich nun, wie ihr gemerkt haben werdet, die bizarren Seitenwege zu verlassen gewillt bin, so will ich gleich zu Anbeginn der Erörterung, die ich euch darzubringen die Ehre habe, die löbliche und altbewährte Heerstraße betreten.

Also, Goethe sagte einmal, und er sagte es mit Emphase: „Welcher treue, für Nationalbildung besorgte Teilnehmer hat es nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre hindurch in Deutschland wirkend gewesen?" Ich brauche wohl kaum zu erläutern, daß jener leidende Mann eben E. T. A. Hoffmann ist, und will nur, wenn auch mit tiefer Betrübnis, feststellen, daß der Herr Geheimrat von Goethe hier in einer Front steht mit dem Registrator Heerbrand und dem Magister Tinte. Und ganz des letzteren Art entspricht es, wenn der gestrenge Herr Rat gegenüber so „wüsten Ausschweifungen der Phantasie" und solch „gespenstischem Trug" auf sich selbst als maßgebendes Vorbild weist. Daß eine gewisse humoristische Anmut, so führt nämlich Goethe aus, der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen durchaus entspringen können, dafür habe „der Verfasser der neuen Melusine" den Beweis erbracht.

Es ist gewiß schmerzhaft, aber doch im tiefsten Grunde verständlich, daß Goethe sich mit derselben Leidenschaft gegen E. T. A. Hoffmann wenden mußte, mit der er auch wider Heinrich von Kleists vermessene Dichtung sich empört hatte. Goethes Erleben drängt nach Einklang und Harmonie aller Dinge. Er sah wenigstens in seinen entscheidenden Jünglings- und Mannesjahren das Göttliche in der irdischen Wirklichkeit selbst. In dem Leben von Pflanze und Tier, in dem Ebenmaß des menschlichen Leibes und Geistes. Es war das Ideal der antiken Welt, das auch Goethe ersehnte: die apollinische Schönheit der Statuen des Phidias eignet auch seinen nach Klarheit und gebändigter Zucht hinstrebenden Gestalten. Zwar ringt Faust in luziferischer Vermessenheit um die beherrschende Erkenntnis der Welt, aber er findet die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erlösung aus der qualvollen Unrast ewig unerfüllten Suchens nicht in der gottergebenen Demut der Christen, sondern in dem durch Schönheit geadelten Werktag des heidnisch-antiken Menschen.

Dem Dichter, welcher in Natur und Menschenleben Harmonie und Ebenmaß suchte, mußte nicht nur die dionysische Flamme Heinrich von Kleists, sondern auch die zwiespältig zerrissene Welt E. T. A. Hoffmanns als fratzenhafte Verzerrung einer schöneren Lebenswirklichkeit erscheinen. Goethe mied die Abgründe des Dämonischen, entfloh der dräuenden Gefahr, sich in ihnen zu verlieren, zog sich in weiser Erwägung die erdbefangene Grenze seines Erlebens und Wirkens.

E. T. A. Hoffmanns Grunderlebnis aber war gerade die Nüchternheit und Unzulänglichkeit des irdischen Alltags. Aus der kargen, farblosen Welt des Berufes und der Pflichten drängte seine Seele in die abgründigen Sphären der Phantasie und der Mystik, in die Welt der Träume und der Schauer, der Dämonen und der reinen Geister. Hat er als wackerer Kammergerichtsrat der Berufspflicht des Bürgers genügt, begibt er sich in die Weinstube von Lutter und Wegener, um im Kreise künstlerischer Freunde bei Burgunder oder Punsch allmählich den bindenden Banalitäten des nichtigen Werktags zu entgleiten. Ist er aber dann zu Hause, in der geborgenen Menscheneinsamkeit seines bescheidenen Zimmers, in dem das karge Licht eines kleinen Lämpchens flackert, da beginnt sein wahres und eigentliches Leben. Da umdrängen ihn die Zauberer und Feen, die Gnomen und Wurzelmännchen, da fallen die Schranken zwischen Mensch und Tier wie zwischen Mensch und Geist, da schüttert das Weh unendlicher Klüfte, da beseligt der Hauch eines verheißenden Odems göttliche Heiligkeit. So führt der Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann ein doppeltes Leben: am Tage erfüllt von der Pflichttreue eines preußischen Beamten, in den Nächten überflutet von den Gesichten einer mystischen Künstlerseele. Aber mitnichten war ihm der Tag die Welt der Wirklichkeit, die Nacht nur abgeblaßter Traum; vielmehr war er der unerschütterlichen Gewißheit, in den rauschhaften Verzückungen seiner Nächte forme sich eine höhere Wirklichkeit als in dem armseligen Gleichklang der erhebungslosen Tage.

E. T. A. Hoffmann war eine mit entschiedenster Leidenschaft aufs Transzendente hindrängende Natur. In der Lebensform des Mönches, des Eremiten, des Derwischs hätte er vielleicht Einheit seines Lebensrhythmus gefunden, hätte die irdische Welt negiert, indem er sie überwand. Doch als der Zwiespältige, als der Doppelgänger seiner selbst, der in einem Erdenleib die Seele des Bürgers Hoffmann und des Geistersehers Hoffmann zu tragen verdammt war, konnte er sich mit der irdischen Welt nur auseinandersetzen, indem er sie verspottete, ächtend höhnte. Die Erfolge dieser Erde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dünkten ihm nichtig; die leuchtenden Gestalten seiner Dichtung sind Menschen, deren karfunkelreine Seele in Keuschheit dem göttlichen Lichte zustrebt. Aber an den Maßstäben „dieser" Welt gemessen, sind die strahlenden Helden der Hoffmannschen Dichtung unbrauchbare, tölpelhafte Fante. Ist dem Studenten Anselmus das Butterbrot schon je auf eine andere als die fette Seite gefallen? Zieht er wohl je einen neuen Rock an, ohne gleich das erstemal einen Talgfleck hineinzubringen oder sich an einem übel eingeschlagenen Nagel ein verwünschtes Loch hineinzureißen? Grüßt er wohl je einen Herrn Hofrat oder eine Dame, ohne den Hut weit von sich zu schleudern oder gar auf dem glatten Boden auszugleiten? Hat er nicht jeden Markttag eine bestimmte Ausgabe von drei bis vier Groschen für zertretene Töpfe? Und doch ist dieser Jüngling, den die erdumfangenen Menschen ob seiner Unbeholfenheit verlachen, ein Auserkorener und Begnadeter, dessen innere Augen sich weit öffnen über den Trug der irdischen Erscheinungen zu der unantastbaren Wahrheit der transzendenten Wirklichkeiten. So tun sich ihm Wunder einer höheren Herrlichkeit auf, so ist er, der dem stumpfen Blick der Menschen nur ein armseliger Studiosus erscheint, in Wahrheit glückseliger Herrscher des strahlenden Märchenlandes Atlantis.

Der Glaube an diese 'transzendente Wirklichkeit hinter den irdischen Erscheinungen gibt den Schöpfungen der Hoffmannschen Phantasie das Doppelleben ihres Dichters. Der Mann, der dem Blicke der beschränkten Philister nur der königlich preußische Archivarius Lindhorst ist, enthüllt sich dem Auge, welches in das Geisterreich einzudringen vermag, als der mächtige Salamanderfürst. Seine Töchter, in denen die Bürger drei anmutige Backfische erblicken, offenbaren sich der mystischen Verzückung des Jünglings Anselmus als goldgrüne Schlänglein, die in der glitzernden Abendsonne am Stamme des Holunderbaumes auf und nieder gleiten. Die alte Liese, das Apfelweib, das heimlich verbotene Wahrsagerei treibt, wird von dem mit mystischem Sinn Begnadeten durchschaut als Dienerin eines teuflischen Prinzips, die den Salamanderfürsten tückisch zu schädigen gewillt ist. So vermeint der Dichter hinter der zufälligen körperlichen Erscheinung der Menschen ihre metaphysische Wesenheit erkennen zu können.

Das Leben der Hoffmannschen Gestalten wird daher nicht in erster Linie bestimmt von den Antrieben irdischer Zweckmäßigkeit und den Umständen des äußeren Lebens. Vielmehr kommen den handelnden Personen nicht nur seiner Märchen, sondern auch seiner Romane und Novellen die entscheidenden Impulse und die tatzeugenden Willensrichtungen aus den Berührungen mit einer höheren Welt, sei es nun, daß sie von bösen Dämonen in die Abgründe der Versuchung verlockt werden, sei es, daß sie vom Ansturm paradiesischer Ahnungen emporgetragen werden in ein reineres und gesteigerteres Sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nur in einigen gewerbsmäßig geschriebenen Almanachnovellen hat E. T. A. Hoffmann dieses Hereinragen der Geisterwelt zu spielerischem Spuk und effektvollem Gruseln mißbraucht, in seinen tieferen und eigentlichen Dichtungen ist es ihm heiliger Ernst mit der symbolischen Formwerdung einer schütternd erlebten Metaphysik. Selbst in den mit manchem äußeren Spuk durchsetzten „Elixieren des Teufels" sind doch das leidenschaftliche Ankämpfen eines von erbsündigem Blut gepeinigten Menschen gegen die dämonischen Gewalten der Finsternis und die reinheitsehnende Läuterung seiner Seele das tiefsinnige Grundmotiv. Die Mehrzahl der Hoffmannschen Märchen, „Der goldene Topf", „Das fremde Kind", „Klein Zaches", „Die Kronbraut", „Meister Floh" und vor allem die den Kern der Hoffmannschen Metaphysik bergende „Prinzessin Brambilla" sind symbolische Umkleidung jenes Kampfes der scheinbaren und wahrhaften Wirklichkeit, welcher das Empfinden und das Denken E. T. A. Hoffmanns erfüllte.

Künstler und Philister werden zu den gegebenen Repräsentanten dieses ungleichen Kampfes — ungleichen Kampfes sagte ich, denn mit entschiedener Parteilichkeit steht E. T. A. Hoffmann auf seiten der Künstler, während er die Gestalten der Gegenpartei in fratzenhafter Groteske karikiert. Kein Hohn ist ihm gering genug für den Magister Tinte, der es nicht hört, wenn der Morgenwind mit den Büschen plaudert und der alte Waldbach schöne Märchen erzählt. Dieser armselige Schulmeister liebt den dunklen Wald mit seinen Mysterien nicht, sondern nur den erkünstelten Garten mit seinen Buchsbäumen und Staketen; er mag die Blumen nur, wenn sie fein in Töpfe gesteckt sind und in der Stube stehen: „Dann duften sie, und man erspart das Räucherwerk." Den höheren Menschen aber geht gerade in den verborgenen Geheimnissen der Natur die Ahndung des wundersamen Geisterreiches auf. Sie vernehmen die holden Stimmen in dem geheimnisvollen Rauschen der Wälder, im Geflüster der Bäche und im Geplätscher der Quellen; ihnen ist es, als langten aus goldenen Wolken schimmernde Arme herab, sie zu erfassen; von glühender Sehnsucht werden sie erfüllt mit unnennbaren Wonnen. Voll innigem Verlangen drängt es diese wahren Künstlermenschen aus der schalen Nüchternheit zu den lockenden Gestaden der fernen Verheißung: „Schließe dich auf, du fernes, unbekanntes Geisterreich — du Dschinnistan voller Herrlichkeit, wo ein unaussprechlicher himmlischer Schmerz wie die unsägliche Freude der entzückten Seele alles auf Erden Verheißenen über alle Maßen erfüllt! Laß mich eintreten in den Kreis deiner holdseligen Erscheinungen!" Aber eben weil diese brennende Sehnsucht die Seele der Künstler bewegt, sind sie ewig unbefriedigte Fremdlinge in dieser Welt. Rastlos das verfolgend, was hienieden nicht zu finden, dürsten sie im schalen Leben des Alltags schmachtend nach der seligen Fülle höherer Regionen. So drängt es sie alle durch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das elfenbeinerne Tor, das von wenigen erſchaut, von noch wenigeren durchſchritten, hineinführt in das ſelige Land der Träume. Doch nicht ohne Gefahr iſt es, im Lande der Träume zu weilen: „Wie vor Alzinens Burg verſperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht ſich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, ſteigen empor und ſchreiten durch das Reich der Träume — ſie kommen zur Wahrheit — der höchſte Moment iſt da: die Berührung mit dem Ewigen, Unausſprechlichen!“ Für ſolche Naturen, die verzückt und geläutert werden von dem geſteigerten Leben in einem anderen höheren Sein, bedeutet das Entbehren der irdiſchen Genüſſe keinerlei Entſagung. „Gibt es für dich,“ ſo fragt der Abt den Kapellmeiſter Kreisler, „eine Entſagung, wenn der Geiſt der Kunſt immer mächtiger wird in dir, wenn du mit ſtarkem Fittich dich erhebſt in leuchtende Wolken? — Welche Luſt des Lebens gibt es denn noch, die dich betören könnte?“ Das Anrühren jener anderen höheren Welt hebt den empfangſamen Menſchen mit magiſcher Anziehung empor aus den wirrenden Niederungen qualvollen Erdenſeins. Als die Glockentöne von den Türmen der Abtei wie wunderſame Verheißung des Himmels durch das golden leuchtende Abendgewölk ziehen, da ruft Johannes Kreisler, Hoffmanns dichteriſches Ich, jauchzend aus: „Mit euch, mit euch will ich ziehen, ihr Akkorde! Von euch getragen, ſoll ſich aller troſtloſer Schmerz emporrichten zu mir und ſich ſelbſt vernichten in meiner eigenen Bruſt, und eure Stimmen ſollen wie himmliſche Friedensboten es verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnſucht der ewigen Liebe.“

In ſchneidendem Kontraſt zu der ſchwebenden Sehnſucht dieſer reinen Menſchen ſteht die ſelbſtgefällige Erdenſchwere der Philiſter. Ihnen iſt die Welt, welche die anderen als leidvolle Nüchternheit bedrückt, wohlige Genügſamkeit. Ihre ſtumpfen Augen ſchauen die Wunder nicht. Ihre tauben Ohren hören nicht die lockenden Akkorde des fernen Feenlandes. Über die zarten Gebilde des geiſtigen Reiches ſchreitet mit ſieghaft aufſtapfendem Fuß die plumpe Materie.

Aus dem leidzeugenden Gegenſatz dieſer beiden Typen von Menſchen, dieſer beiden Arten des Lebens ergibt ſich jener ſchneidende Zwieſpalt der Welt, welcher die Grundſtimmung des Werkes E. T. A. Hoffmanns iſt, erwächſt die Dualität des Menſchen: Kreisler und Murr. Qualvoll kontraſtieren die vermeſſenen Träume der Künſtler mit den brutalen Wirklichkeiten der Bürger. „Immer wieder werden Sie,“ ſo muß Johannes Kreisler ſich ſagen laſſen, „mit dieſer phantaſtiſchen Überſpanntheit, mit dieſer herzzerſchneidenden Ironie nichts anſtiften als Unruhe — Verwirrung — völlige Diſſonanz aller beſtehenden Verhältniſſe.“ — Aber lächelnd erwidert Hoffmanns alter ego: „O wundervoller Kapellmeiſter, der ſolcher Diſſonanzen mächtig.“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwischenspiele

Es will nicht abreißen. Wir stehen unter dem Eindruck, daß der Krieg seine furchtbarste Steigerung vorbereitet. Wer sich um die Ernährungsfragen über die Versorgung des eigenen Magens hinausbekümmert, weiß, daß die schwersten Monate uns erwarten. Wenn je, dann ist das Schicksal der Welt und auch des deutschen Volkes mit Tragik völlig durchmischt, und es müßte nur eines geben: in einer gepanzerten Geschlossenheit dem Kampf gegen die Überzahl der Feinde zu dienen, mit der Tat, die dazu berufen, mit Opfer und Entbehrung alle, mit reinlicher Haltung der Seele diejenigen, die als Führer des inneren Lebens gelten wollen.

Aber es gibt Leute, die auch jetzt noch Zeit und Sinn für hochpolitischen Allotria haben. Vergebliche Hoffnung, der 31. Januar habe uns wenigstens für dieses Frühjahr, diesen Sommer der großen Spannungen von dem quälenden Bewußtsein innerer Zwiespältigkeiten befreit. Daß wir über Ziel und Ende des Krieges und Gestaltung des Friedens keine Einheitlichkeit befehlen können, das war selbstverständlich. Aber im Gegenteil. Die Technik des inneren Haders verfeinert sich. Was Dr. Wildgrube etwa einer beifallsfrohen Menge hinwirft, das ist, wenn auch taktlos, so doch nicht sehr schlimm. Leute, die am lärmenden agitatorischen Getue sich ausgeben, weil sie vor der Öffentlichkeit vorankommen wollen, lassen sich ertragen; denn es sitzt nicht genügend Schwergewicht bei ihnen.

Schlimmer ist es, wenn in einer Hotelstube sich ein Komitee von Kanzlerstürzern auftut und bereit ist, vom Morgen bis zum Abend einen genauen Operationsplan zu besprechen, wie man den verhaßten Bethmann von seinem Platze bringt. Und daß darunter der Name eines bekannten früheren Admirals, daß führende Männer der schweren Industrie, deren Macht ohnehin durch den Krieg gehoben, an der Spitze stehen. Das sind böse Dinge; nicht wegen der Gefährdung des Kanzlers, der so lange feststeht, als er mit Kaiser, Hindenburg und dem Vertrauen der Reichstagsmehrheit eine selbstverantwortliche Politik zu betreiben versteht. Aber die Rückwirkung auf das breite Volksbewußtsein ist gefährlich.

Und mehr: das Mittel, zwischen zivilen und militärischen Behörden Differenzen herbeizuführen, läßt sich mit einem normalen Begriff von Anständigkeit nur sehr gezwungen vereinen. Daß es ausgesprochen und bekannt wurde, stumpft ja seinen Stachel, doch bleibt die böse Überlegung. Offenbar war dies selbst dem Grafen Westarp zuviel, der als parteipolitisches Aushängeschild dienen sollte — er zog sich rechtzeitig zurück. Hoffentlich möglichst weit und für die Dauer.

Nur ein Zwischenspiel. Man notiert es als Dokument der Zeitgeschichte. Und ist ein wenig darüber beruhigt, daß der Graf Hoensbroech der Chef dieses Generalstabes einer heimatlichen Stoßtruppe ist. Denn dieser unruhige Kopf hat eine zu beschriebene politische Lebensgeschichte, als daß Sicherheit und Vertrauen bei ihm eine Heimatstätte finden könnten. Wo er auftaucht, wird es nach einiger Zeit leer um ihn herum. Das soll sich hoffentlich auch diesmal erfüllen. Denn wenn das System nicht zerbröckelt, wird es zum Alp der mit bewußten Sinnen kämpfenden Soldaten, wie es heute schon ein Herzenstrost unserer Feinde sein muß.

Theodor Heuss

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Münchner Kritikerprozeß

Der „März" hat ein sachliches Interesse an diesem Streitfall insofern, als er den angefochtenen Artikel gebracht hat.

Der Prozeß war das echte Münchner Erlebnis voll tiefer Friedensseligkeit und Weltkriegsabgeschiedenheit, und er ging aus, wie diese spezifischen Münchner Bühnenweihefestprozesse immer ausgehen. Nämlich anders.

Man merkt immer wieder erstaunt, daß man jahrelang stets das Gegenteil von dem gesagt, gehört, geglaubt hat, was sich im Gerichtssaale herausstellt.

Mit der törichten Annahme, daß $2 \times 2 = 4$ ist, wird man in München noch einmal gründlich Schluß machen. Viele Kritiker, die niemand niemals meint, fühlten sich durch den Gattungsbegriff in die glückliche Lage versetzt, ins Licht der Öffentlichkeit zu treten und teilzunehmen an der Glorifizierung des Handwerks.

Der Saal hallte wider von schallenden Ehrenerklärungen, und am Schlusse wußte man nicht, warum man sich jahrelang über das systematische Haberfeldtreiben gegen einen angesehenen, vornehmen Künstler empört hatte.

Zum Schlusse fiel von seiten des Vorsitzenden das Wort, daß Kritiker nicht deshalb, weil sie auf ihrem Posten stehen, geschmäht werden dürfen . . .

Die Glücklichen!

Dirigenten, Komponisten, Sänger, kurz alle, die auf ihre Art der Kunst dienen, haben es weniger schön. Ja — wir haben endlich die eidliche Feststellung, daß diese Leute nicht bloß geschmäht werden dürfen, sondern daß es dem nächstbesten Schmock, der Kritiken schreibt, unbenommen bleiben muß, einen Künstler von der Stelle, die er sich durch sein Können errungen hat, „wegzubringen", „wegzuekeln", „wegzuhetzen".

Von der Legitimation des Nächstbesten zur Beeinträchtigung oder Vernichtung einer künstlerischen Existenz wurde nicht gesprochen. Sie konnte darum nicht geprüft werden. Als die vorhandenen Begriffe sich verwirrten und notwendige Begriffe sichtbar fehlten, stellte sich das Wort von der Wagnertradition ein.

Sie war aber, ohne genannt zu werden, in allem, was diesem Prozesse voranging und was im Prozesse geschah, deutlich wahrnehmbar.

Die richtige, gute, alte Münchner Wagnertradition, das ist die traditionelle Art, einen großen Künstler durch Gassen- oder Feuilletonpöbel aus München hinausekeln zu lassen.

Da es Richard Wagner geschah, heißt man dieses Vorgehen „Wagnertradition".

Manchmal geschieht es dann, daß der „Wagnertraditionär", der nicht genug Finger ins Maul stecken konnte, um den Künstler auszupfeifen, nachdenklich wird und durch Fremdenverkehr, hohe Zimmerpreise, Bürgermeisteransprachen, Amerikaner, kurz durch die Münchner Gesamtkulturerscheinungen auf die Idee kommt, daß an der Kunst „was dran" ist.

Diesmal schloß der Prozeß mit der Verurteilung des Herrn Dr. August Mayer, dem von verschiedenen Seiten die Berechtigung zur Kritik abgesprochen wurde. Er ist Privatdozent, was auf längere Universitätsbildung schließen läßt, und diese gilt als Hindernis.

Die Kritiker haben die Publikationsbefugnis zugesprochen erhalten; die Bestimmung, daß Werke von Kritikern öfter gegeben werden müssen, findet sich nicht im Urteilstenor.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Behörde, deren Abwesenheit im Gerichtssaale sehr stark bemerkt wurde, ist die Ober-Ersatzkommission. Sie hätte feststellen müssen, daß viele Leute im dienstpflichtigen Alter immer noch „etwas Besseres zu tun haben“. Besonders in Galizien scheint die Regel zu gelten, daß unabkömmlich ist, wer Eulen nach Isar-Athen zu tragen hat. Das soll der stärkste Eindruck in diesem Prozesse gewesen sein. Wenigstens ältere Bauern, die sechs bis sieben Kinder daheim haben und seit vielen Monaten im Felde stehen, hätten das so empfinden müssen.

Der Prozeß ist zu Ende. Es lebe der nächste!

Ludwig Thoma

Die englische „Siegesanleihe“

Herr Bonar Law, der dritte englische Kriegsschatzkanzler, gibt das Ergebnis der dritten sogenannten „Siegesanleihe“ auf rund eine Milliarde Pfund Sterling an, wovon 130 Millionen auf umgetauschte Schatzscheine entfallen. Es sind also nach seinen Angaben 870 Millionen Pfund Sterling neues Geld, das sind 17½ Milliarden Mark, gezeichnet worden. Ist diese Summe, die größer ist als irgendeine bisher beobachtete, ein Erfolg oder ist es keiner? Um dies zu beantworten, muß man etwas weiter ausholen, muß ein Wort über die englische Kriegsfinanzierung überhaupt sagen.

England hatte das Unglück, auf dem gerade dort so überaus wichtigen Posten des Lordschatzkanzlers bei Ausbruch des Krieges einen krassen Laien und Demagogen zu haben, Herrn Lloyd George, der, wie jeder Eingeweihte weiß, schon im Frieden in diesem Amte, das ein Gladstone zu unvergänglichem Ruhme gebracht hat, Schnitzer über Schnitzer gemacht hatte, der damals notorisch von seinen eigenen Beamten allerhand unsinnige Dinge in die Reden hineingeschmuggelt bekam, um ihn vor dem Parlament bloßzustellen. Herr Lloyd George hat damals wenigstens auf einem Gebiete etwas geleistet, auf dem er zweifellos Meister ist: er hat einige Schlagworte geprägt, die ihm wohl ewig anhaften werden. Damals sprach er von den silbernen Kugeln, die diesen Krieg gewinnen würden und an denen England einen größeren Vorrat als irgendein anderes Land habe. Pochend auf diesen Kapitalreichtum, verlachte er als Zeichen der Schwäche den Entschluß der deutschen Reichsverwaltung, im September 1914 mit einer 5prozentigen Anleihe herauszukommen. Statt dessen legte er eine 3½prozentige auf. Der Erfolg war von vornherein äußerst mäßig, denn von den angeblich gezeichneten 350 Millionen Pfund waren, wie sich später herausstellte, 100 Millionen von den Banken übernommen worden, um das Land nicht gar zu sehr zu blamieren. Und so mußte sehr bald der seines Postens überdrüssige Herr Lloyd George, der von allen englischen Fachleuten damals aufs energischste bekämpft wurde, in das ihm besser liegende Munitionsministerium flüchten. Sein Nachfolger war das alte liberale Schlachtroß Mc Kenna, der im Juli 1915 die zweite englische Anleihe ausgab und dafür den 4½prozentigen Zinsfuß — für England etwas Unerhörtes — wählte. Auch deren Ergebnis war nicht nach Wunsch, denn es mußte ebenfalls durch Scheinzeichnungen der Banken erst um 200 auf 600 Millionen Pfund Sterling gebracht werden. Von da an beginnen erst so recht eigentlich die allerschwersten Fehler der englischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsfinanzierung. Man wartete nämlich volle anderthalb Jahre bis zur Ausgabe einer neuen Anleihe und häufte in einer nie gesehenen Höhe schwebende unfundierte Schulden. Das ist teuer und gefährlich. Die Kostspieligkeit ergibt sich am besten daraus, daß England, als es gar nicht anders mehr ging, Mitte 1916 auf einige Jahre laufend mit 6 % verzinsliche Schatzscheine aufnehmen mußte, die zu allem Überfluß noch nicht einmal gern gekauft wurden. Man hat in England darum so lange gewartet, eine dritte feste Anleihe auszugeben, weil man immer und immer wieder auf einen großen Sieg und auf ein baldiges Ende rechnete. Man weiß ziemlich bestimmt, daß schon zur Zeit der Sommeschlacht und der Brussilowoffensive die Siegesanleihe steigen sollte. Das pfuscherhafte Hinaufschrauben des Zinssatzes machte sich bitter bemerkbar, als endlich doch die dritte Kriegsanleihe nicht länger mehr hinausgeschoben werden konnte. Jetzt zeigte sich, daß Deutschland erheblich billiger seine Anleihen hatte unterbringen können als der so kapitalflüssige Hauptgegner. Man mußte sich entschließen, zu 95 % eine 5prozentige Anleihe auszugeben, die unter Berücksichtigung der Rückzahlungsbedingungen zu nicht weniger als 5¾ % verzinslich war. Zu allem Überfluß aber mußte der größte Teil der alten, billiger aufgenommenen Schulden in die höheren hineinkonvertiert werden.

Die Art und Weise, mit der man für die neue Anleihe Stimmung machte, ist in mancher Beziehung zweifellos auch für uns beachtenswert, in mancher Beziehung aber außerordentlich bedenklich und unsolid, fast möchte man sagen schwindelhaft, gewesen. Das Nachahmenswerte war die Agitation. So haben die Staatsmänner es nicht unter ihrer Würde gehalten, im Lande herumzureisen und wirksame Reden zu halten. Man ging allerdings noch weiter, indem man Umzüge mit Musikkapellen veranstaltete usw. Das Bedenkliche aber bestand in den Finanzgrundsätzen, die man in dem einstmals so soliden und gediegenen England anwandte. Man genierte sich nicht, dem Publikum zu sagen, die Hauptsache sei, zu zeichnen. Das Bezahlen der gezeichneten Anleihe sei Nebensache. Das wichtigste sei, mit einem guten Resultat renommieren zu können. Auch dafür hat die Regierung des Herrn Lloyd George wieder ein sehr geschicktes Wort geprägt: Borrow to lend — borge dir das Geld, um es uns zu leihen. Borgen soll man es natürlich bei den Banken. Es ist also eine reine Papiertransaktion, die in Wahrheit dem Staat auch nicht einen Pfennig neuen Geldes bringt, sondern nur zu einer künstlichen Inflation führt, wie das ernsthafte Fachmänner in England ehrlich genug zugestanden haben. Dazu kam weiter eine schwere Drohung. Herr Bonar Law erklärte klipp und klar, wenn man ihm das nötige Geld nicht zur Verfügung stelle, so werde er in Bälde eine Zwangsanleihe zu sehr ungünstigen Bedingungen auflegen, eine Drohung, von der man außerhalb Rußlands bisher in den kriegführenden Ländern noch nichts gehört hat.

Welche Summen nun hätte England aufbringen müssen, um in Wahrheit ein befriedigendes Resultat zu erzielen? Doch zum mindesten so viel, um nicht nur die bisher aufgehäuften schwebenden Schulden zu decken, sondern um darüber hinaus mindestens für ein paar Monate neues Geld der Regierung zur Verfügung zu stellen. Ist das geschehen? Nein, auch nicht annähernd. Die schwebenden Schulden in England selbst betrugen nämlich bei Schluß der Zeichnung reichlich 1800 Millionen. Dazu müßte man eigentlich noch rechnen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Teil der in Amerika untergebrachten Darlehen. (Insgesamt hat England bis heute vier amerikanische Anleihen von insgesamt 210 Millionen Pfund Sterling unterbringen können, von denen bereits im nächsten Jahr das erste Viertel fällig wird.) Aber wenn man auch diese außer Rechnung läßt, so ergibt sich doch, daß heute, nach Schluß der Zeichnung auf die „Siegesanleihe“, noch immer eine innere schwebende Schuld von über 800 Millionen Pfund Sterling, also 16 Milliarden Mark, vorhanden sind. Das aber bedeutet, daß die englische Anleihe in Wahrheit ein Mißerfolg war.

Aber auch unter anderen Gesichtspunkten kommt man zu ähnlichem Resultat. Herr Bonar Law hat es versucht, einen Vergleich mit der deutschen Anleihepolitik zu konstruieren. Man kann auf diesen Versuch sehr wohl eingehen, denn er wird entschieden zu unseren Gunsten ausfallen. Wir haben zwar niemals eine so große Anleihe untergebracht, aber wir haben während derselben Zeit drei feste Anleihen zu niedrigerem Zinssatz mit einem Gesamtergebnis unterbringen können, das unvergleichlich größer war. Es brachte uns nämlich $33^1/_2$ Milliarden Mark. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die sechste deutsche Kriegsanleihe unmittelbar bevorsteht und ihr zweifellos wieder recht gutes Resultat mit zum Vergleich herangezogen werden sollte. Bonar Law hat dann weiter gesagt, daß noch bei keiner deutschen Anleihe so viele Einzelzeichner gezählt worden seien wie jetzt bei der englischen. Auch das gibt natürlich ein ganz schiefes Bild, denn ein Vergleich wäre nur möglich, wenn man feststellen könnte, wie viel verschiedene Zeichner sich bei den letzten drei deutschen Anleihen beteiligt haben, eine Feststellung, die natürlich sehr schwer ist, da man ja nicht weiß, wieviel Leute wiederholt zeichneten. Sehr amüsant und für die derzeitigen englischen Grundsätze bezeichnend war das Zugeständnis des Herrn Bonar Law, die Banken hätten diesmal keine größeren Beträge für sich gezeichnet, obwohl sie dazu auf Wunsch bereit gewesen wären. Sie haben das, wie oben erwähnt, bei der ersten und zweiten Anleihe in gewaltigem Umfang getan — im Gegensatz zu den deutschen Banken. Bonar Law gibt damit ohne weiteres zu, daß in England die Anleihen künstlich gemacht werden, daß man je nach Bedarf das Ergebnis der papierenen Anleihezeichnungen der Großbanken aufrunden läßt.

Nichts aber kann unsere Annahme, daß die Anleihe in Wahrheit ein Mißerfolg war, besser betätigen, als daß die „Times“ wenige Tage nach Schluß des Ergebnisses bereits mit einem sehr abenteuerlichen neuen Anleiheprojekt auftaucht, das von jeher das letzte Mittel halbbankrotter Staaten war: die Prämienanleihe. Vor allem aber ist die Kursentwicklung am englischen Anleihemarkt für die Beurteilung in den fachkundigen Börsenkreisen charakteristisch: die $3^1/_2$prozentige Anleihe, die seinerzeit zu 95 aufgelegt worden war, ist auf $84^3/_8$ angelangt und die zu 100 ausgegebene zweite $4^1/_2$prozentige Anleihe steht auf $91^0/_0$! Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Graf Zeppelin

Von Conrad Haußmann, Mitglied des württ. Landtags

Graf Zeppelin hat die Augen geschlossen. Er hat nicht mehr die Heimkehr unserer Kämpfer und des Friedens erlebt. Sein Name bleibt mit der Geschichte der menschlichen Erfindungen, mit der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und mit der Geschichte des Weltkriegs unlöslich verbunden. Bei seinem Sterben empfinden wir, daß er unsterblich ist. Er hat den Menschentraum, dem die Hellenen der alten Welt den Namen „Dädalus und Ikarus" gegeben haben, in die Wirklichkeit übergeführt. Sein Leben ist wie ein Roman, dessen Held ringt und emporsteigt: Per aspera ad astra!

Die Größe des Grafen Zeppelin und seines Lebenswerks ruht auf seinen persönlichen Eigenschaften: seinem Erkennen der Natur und ihrer Gesetze, seinem Eindringen in die Technik, seiner Energie und seinem Glauben an seine Idee. Wilhelm von Humboldt hat ausgesprochen: „Nach meiner Meinung ist die Energie die höchste Tugend." Graf Zeppelin hat das Wort wie kaum einer wahr gemacht. Durch alle Fehlschläge, allen Spott, alles Mißtrauen, alles Vorurteil und alle Hindernisse, die ihm zum Teil auch amtlich bereitet worden sind, ist er niemals müde geworden. Er und sein Luftschiff haben sich immer wieder emporgerichtet. Gerade wir in Württemberg, seine engeren Landsleute, haben die Phasen hoffend und sorgend miterlebt. Wir alle werden aus unsrer Erinnerung den Eindruck nie verlieren, den die Kunde und dann — der Anblick hervorgerufen hat. Ich weiß, wie es durch die Reihen ging, als am 2. Juli 1908 die erste Fahrt über Friedrichshafen und dem Bodensee in der württembergischen Abgeordnetenkammer gemeldet und der Präsident von uns sofort gebeten und beauftragt wurde, „dem Grafen Zeppelin zu der bahnbrechenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und glänzenden Lösung des großartigen Problems der Durchsteuerung der Luft den Dank und Glückwunsch des Hauses zu übermitteln." Unvergeßlich ist der erste Anblick des weißen, in den Lüften schwebenden Leibes, von dem man nicht wußte, ob es ein Vogel oder ein Fisch sei; unvergeßlich die Fahrten den Rhein entlang und durch Deutschland. Aber ebenso unvergeßlich der schmerzliche und zornige Schrei, als das Schiff bei Echterdingen verbrannte. Damals, als sich alle Hände öffneten, war es mit einem Schlage klar, daß die Erfindung der Stolz der Deutschen und Graf Zeppelin der Liebling seines Volkes geworden war.

Er hat diese höchste Sympathie, die zugleich das höchste Menschenglück ist, verdient nicht bloß durch sein Werk, sondern auch durch sein Wesen.

Wohl war er energisch und bestimmt. Aber er war zugleich von einer seltenen persönlichen Liebenswürdigkeit und einer unvergleichlichen Höflichkeit des Herzens. Von seinem Gemüt und Charakter haben leuchtend die himmelblauen Augen erzählt, die seine Züge schön machten, und deren Licht Pankok in seinem Bild nicht genügend stark in den Mittelpunkt des Eindrucks gestellt hat.

Diesen tiefen Eindruck haben auch die Reichstagsabgeordneten im Herbst 1909 erfahren, als sie der Graf zu der ersten Luft- und Luftfahrt einlud. Darüber habe ich damals im „März" berichtet und unter anderem gesagt:

Ein Bild, wert des besten Landschafters, war es, als sich hart vor der Insel Lindau der Ballon auf den See senkte und den legislativen Ballast spielend auswechselte, während viele, viele Hunderte von Kähnen, Booten und Motoren zu den Ballongondeln hinjagten, die wie Amphibien im Wasser schwammen und den leichten Riesenkörper spielend zu tragen schienen. Jetzt hob er sich, und zuerst die hintere Gondel tauchte aus dem Wasserspiegel, während die vordere noch schwamm, dann setzten die Höhensteuer, kaum sichtbar, mit aufwärtsgerichteten Flächen ein, langsam schwangen die eleganten Propeller; das Schiff schwebte empor und man meinte, es müsse die Nachen und Schiffe mit hinaufnehmen. Tausend Kodaks knipsten, aber keiner kann leider die Farben festhalten. Denn alles war schillernde Farbe,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und als wunderbarer Hintergrund die Ufer und Ziegeldächer von Lindau, die Türme der alten Stadt und die Rebhügel von Schachen. Das Größte sind freilich die Perspektiven in die Zukunft, die deshalb so groß sind, weil man sie sicher ahnt und nicht zu übersehen vermag. Die ungeheure Gesetzmäßigkeit, welche zu erkennen uns die Naturgeschichte und die Technik gelehrt haben, herrscht auch in den Lüften und in der Luftschiffahrt. Das uns bewiesen zu haben, ist das Riesenverdienst des Grafen Zeppelin und seiner ausgezeichneten Mitarbeiter. Das Geschenk liegt freilich noch in etwas anderem: In dem eisernen Bestand unserer Vorstellungen und Gedanken ist eine neue Idee eingetreten. Und wer der Welt Ideen schenkt, der ist ein unsterblicher Wohltäter.

Graf Zeppelin hat damals gerade über diese Ausführungen seine Freude ausgesprochen, und ich verdanke diesem Brief das Glück einer nachfolgenden, näheren Bekanntschaft.

Die epochemachende Friedenserfindung warf schon vor dem Krieg weithin ihre Schatten ins Ausland. Man kann sagen, daß die Nervosität Old Englands damals anfing, Herr über die sachliche Beurteilung der internationalen Lage zu werden, als das Inselbewußtsein und damit das Sicherheitsgefühl der Engländer durch die Erfindung des steuerbaren Luftschiffs mit seinem sich erweiterndem Radius erschüttert wurde. Hatte das Inselvolk den Eisenbahntunnel unter dem Ärmelmeer verweigert, damit seine militärische Unzugänglichkeit fortdauere, so war mit der Eroberung des Luftwegs Mißtrauen, Zorn und Sorge lebendig geworden. Diese Gefühle haben sich als Brücken der Anlehnung an Frankreich und Rußland in zunehmendem Maße erwiesen, und insofern hat Graf Zeppelin mit seiner gewaltigen Erfindung zu den vielen Ursachen des europäischen Kriegsgeistes eine weitere hinzugefügt.

Im Weltkrieg selbst hoffte er, nachdem dieser ausgebrochen war, seinem Land und Volk rettende Dienste leisten zu können. Der berechtigte Wunsch des Erfinders verband sich mit den Traditionen des württembergischen Offiziers und Generals. In der Tat hat ihn der Gang des Weltkriegs, der weitgehend ein Kampf der Technik geworden ist, so recht eigentlich in die oberste Linie gestellt. Groß sind die militärischen und die moralischen Wirkungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Zeppeline. Der Schrecken, die sie verbreiteten, ist die Quelle eines gesteigerten Hasses der Feinde gegen Deutschland geworden. Also auch nach der psychologischen Seite ist der Name Zeppelin tief in die Blätter der Kriegsgeschichte eingeschrieben. Nicht alle Hoffnungen, die Graf Zeppelin an die Erfindung knüpfte, insbesondere nach der Richtung einer Verkürzung des Weltkriegs, sind in Erfüllung gegangen, und die Abwehrtechnik hatte Zeit, sich zu vervollkommnen.

Mit dem Grafen über solche Dinge zu reden war, gerade auch dann, wenn man ihm nicht in allem zustimmen konnte, von hohem Reiz und Interesse. Ich erinnere mich lebhaft einer Reihe von Besprechungen, einmal bis tief nach Mitternacht, bei welcher er mir seine Denkschrift vortrug und erläuterte, getragen von dem kraftvollen Optimismus, der einen Teil seines Wesens und Erfolgs ausmachte. Ein vielstündiges Gespräch hatte ich letztes Frühjahr, das war kurz, nachdem er gegen seinen Willen zu einer öffentlichen Ansprache im preußischen Abgeordnetenhaus „verführt" worden war, wie er mir nicht ohne Bitterkeit erzählte. Er suchte mich damals von der Richtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen, und es war ein besonderer Genuß, ihn warm und beredt werden zu hören. Nicht immer war seine Stimmung optimistisch. Ich habe darüber die Aufschriebe nachgelesen, die ich mir über seine Ansichten gemacht habe. Sie eignen sich nicht zur Wiedergabe im Krieg. Zuletzt sprach ich ihn am Regierungsjubiläum des Königs von Württemberg, zu welchem Tag Graf Zeppelin, der inzwischen in den württembergischen Landtag als ritterschaftlicher Abgeordneter der Ersten Kammer eingetreten war, gastlich eingeladen hatte. Das war ganz kurz nach dem Angriff des Luftschiffgeschwaders über London, und ich erinnerte ihn an das, was er mir ein halbes Jahr vorher mitgeteilt hatte. Das letztemal sah ich ihn neulich. Ich ging am Seeufer bei Manzell, als plötzlich ein neues Luftschiff sich zu einer ersten Probefahrt erhob. Im gleichen Augenblick sauste ein Auto vorbei, in dem der Erfinder saß. Wir winkten uns zu und ich nahm das Bild des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stolzen Luftkreuzers, des vorbeijagenden Grafen Zeppelin, des Säntis und des Bodensees in demselben Blick und Augenblick auf, um es nicht mehr zu verlieren.

* * *

Es ist wie ein persönlicher Schmerz, den man darüber empfindet, daß dieser jugendfrische Greis das Ende des Krieges nicht mehr erlebt. Unter den Männern, die bis heute und die fortlebend einen gewaltigen Einfluß auf ihre Zeit und ihr Land ausüben, steht Graf Ferdinand Zeppelin obenan. Der Eroberer der Luft ist für die Erdenmenschen ein Wesen besonderer Art. Ihre Sehnsucht, „oh, wäre doch ein Zaubermantel mein", ist zuerst von ihm erfüllt worden. Er hat die Bewegungen des Vogels, er hat den Bau des Fisches zuerst zum Bau eines starren schwebenden Körpers verwertet und in dem Zeitpunkt, in dem der Motor dem Gerüst seine Bewegung mitteilte, den Menschen, die sich im Zeppelinschiff erhoben, die Erde — zu Füßen gelegt.

Nationalpolitische Aufgaben der deutschen Industrie

Von Ingenieur Otto Schulz-Mehrin

Der Weltkrieg erweist sich als die Probe der Entwicklung, die das Leben der Völker auf den verschiedenen Gebieten im Frieden genommen hatte. Was wäre Deutschland jetzt ohne eine Landwirtschaft, die imstande ist, die Bevölkerung wenigstens notdürftig zu ernähren, was andererseits ohne eine Industrie, die den ungeheuren Bedarf der modernen Heere an technischen Kriegsmitteln zu decken vermag. Ihre Entwicklung wird künftig mehr als früher bewußt auf die politische Zukunft des Volkes eingestellt werden.

Für die Landwirtschaft war dieser Gedanke auch vor dem Kriege nicht mehr neu und ungewöhnlich. Anders in der Industrie. Hier hat man die Entwicklung fast ganz sich selbst überlassen; weder hat man allgemeine Richt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

linien verfolgt, noch die industrielle Entwicklung im einzelnen nach nationalpolitischen Gesichtspunkten beeinflußt. Hier muß Neuland aufgebrochen werden. Die Frage darf nicht mehr bloß lauten: „Was bringt am meisten ein, wo verspricht ein Absatz den größten Nutzen?", sondern: „Welche Betätigung innerhalb der nationalen Notwendigkeiten ist die nutzbringendste, welches Absatzgebiet ist bei Berücksichtigung der nationalen Interessen das vorteilhafteste?" Dabei fährt letzten Endes auch das Privatinteresse am besten; der Kriegsverlauf ist genügender Beweis.

Die nationalen Interessen verlangen z. B., daß die deutsche Industrie vor allem den Inlandmarkt, der ihr durch keinen Krieg gesperrt werden kann, möglichst vollständig erobert, und daß sie, wenn das geschehen, neue Ausfuhrgelegenheit in erster Linie — nicht ausschließlich — in solchen Ländern sucht, die zur Not auch zu Lande erreichbar sind und auf die das politische Interesse des Deutschen Reiches hinweist, in den Balkanländern und in Vorderasien.

Gewiß ist es manchmal bequemer, einfache Massenartikel, rohe Webstoffe oder dergleichen, herzustellen und dem Auslande zu verkaufen, als gewisse hochwertige Erzeugnisse des Auslandes vom deutschen Markt zu verdrängen, und einträglicher vielleicht war die Ausfuhr nach Südamerika als nach dem Balkan und der Türkei; aber Bequemlichkeit und Profit herrschen nicht mehr allein. Zudem scheint jedoch die Zeit nicht mehr allzu fern, wo die Ausfuhr geringwertiger Massenerzeugnisse aus Deutschland nur noch sehr wenig einträglich sein wird, wo diese Dinge in den Verbrauchsländern selbst oder von Industrievölkern zweiten Ranges, wie Japanern, Russen und anderen, billiger hergestellt werden können als von deutschen Arbeitern. Schon vor dem Krieg war z. B. der japanische Wettbewerb in Baumwollwaren nicht bloß in Japan selbst und in China, sondern auch in Indien für die deutsche Ausfuhrindustrie sehr fühlbar, und nach dem Krieg werden diese Gebiete für die Ausfuhr billiger deutscher Baumwollwaren kaum noch viel in Betracht kommen. Die Ausfuhr nach dem Balkan, der Türkei und auch nach Persien braucht andererseits keineswegs immer so unbedeutend zu bleiben, wie sie bisher war, wird sich vielmehr durch geeignete Maßnahmen noch außerordentlich steigern lassen, ist doch die Einwohnerzahl dieser Länder ungefähr ebenso groß wie z. B. die Südamerikas, je etwa 50 Millionen, und ihr natürlicher Reichtum an Bodenschätzen, fruchtbarem Ackerland usw. keineswegs gering.

Damit soll nicht einem Verzicht auf die bisher gewonnenen überseeischen Absatzgebiete das Wort geredet werden. Einmal Erarbeitetes soll festgehalten und, wenn während des Krieges verloren, wiedererobert werden. Aber wenn bei der Gewinnung dieser Absatzgebiete fast nur privatwirtschaftliche Interessen maßgebend waren, so sollen künftig für die Erweiterung der deutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausfuhrgebiete gemäß den Erfahrungen in diesem Kriege die nationalen Interessen Richtung weisend sein. Wie wir im Inland gewisse Zölle, also wirtschaftliche Nachteile, in Kauf nehmen, um gewisse nationale Interessen zu fördern, so müssen wir für diese nationalen Interessen auch bei unserem Geschäft mit dem Auslande Opfer zu bringen vermögen. Adolf Wagner hat nach unserer Überzeugung das Wort gesprochen, das für Deutschlands Wirtschaftspolitik jetzt und nach dem Kriege maßgebend sein sollte: Lieber etwas weniger reich und dafür so stark wie möglich. Es wird Sache der Regierung sein, den deutschen Außenhandel in die erwünschte Richtung zu leiten und dafür zu sorgen, daß dem privatwirtschaftlichen Interesse diese Richtung, wenn möglich, ebenso vorteilhaft erscheint wie irgendeine andere.

Ein zweites ist der Wunsch, die deutsche Industrie möge sich nach Möglichkeit auf solche Rohstoffe einstellen, die wir im eigenen Lande haben oder künftig ohne besondere Schwierigkeiten auch in einem Kriege wie dem jetzigen erhalten können: also mehr chemische und Eisenindustrie gegenüber etwa der Baumwollenindustrie. Und die Maschinen- und Instrumentenindustrie sollte danach trachten, die eingeführten Metalle, wie Kupfer und Zinn, in ihren Erzeugnissen nach Möglichkeit durch anderes Material zu ersetzen. Daß das weit öfter möglich ist, als man bisher allgemein geglaubt hat, zeigt sich jetzt, wo z. B. Kupfer und Bronze vielfach durch Stahl oder verkupfertes Eisen, Zinn durch Blei oder Zink ersetzt werden konnte. Auch elektrische Leitungen hat man für kleinere Querschnitte, wo es weniger auf die Leitungsfähigkeit als auf ausreichende mechanische Festigkeit ankommt, anstatt wie bisher aus Kupfer aus Eisen hergestellt. Ein solcher Materialtausch ist, nachdem die Übergangschwierigkeiten überwunden sind, tatsächlich oft ohne Nachteil möglich. Oft sind es nur Gewohnheit, oder Bequemlichkeit, oder gewisse in der Fabrikation liegende Übergangsschwierigkeiten, die bisher an Kupfer oder Bronze haben festhalten lassen; und es bedarf dann nur eines unerbittlichen Zwanges, wie er jetzt vorliegt, um diese Hemmnisse zu überwinden, und zwar dauernd.

Sehr vermindert wird der Verbrauch industrieller Rohstoffe auch, wenn minderwertige Massenware nach Möglichkeit durch Qualitätsware abgelöst wird. Sie würde mit verhältnismäßig viel geringerem Materialverbrauch ebenso große Verkaufs- und Ausfuhrwerte erzeugen wie heute; denn hierbei macht das Material im Vergleich zur Arbeit einen weit geringeren Anteil des Wertes aus. In einem Gewebe, das 10 ℳ das Meter kostet, braucht nicht mehr Rohstoff enthalten zu sein als in einem anderen, das noch nicht den vierten Teil kostet; oder in einer hochvollkommenen Werkzeugmaschine, die 10 000 ℳ kostet, nicht mehr als in einer anderen, die nur die Hälfte kostet. Die Qualitätsware schafft an sich günstige Bedingungen: leichtere Ausfuhr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möglichkeit, Beschäftigung einer hochstehenden Arbeiterschaft; sie stützt sich auf die deutsche Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit — damit wird ihre Förderung sozusagen Staatsgebot.

Die Beschränkung im Verbrauch von Einfuhrrohstoffen hat freilich ihre Grenzen. Die Blüte der elektrotechnischen und chemischen Industrie fordert immer eine große Kupfereinfuhr; die Textilindustrie, so sehr sie sich veredeln läßt, bedarf dauernd riesiger Einfuhrmassen an Rohstoff. Soweit wir nicht lernen, solche Rohstoffe auf künstlichem Wege zu gewinnen, wie z. B. Kautschuk, Kunstseide, Textilfaser aus Zellulose, Stickstoff aus der Luft, Öl aus Kohle usw., gibt es da nur eine Möglichkeit, die Arbeit der deutschen Industrie in Wechselfällen wie diesem Kriege zu sichern: Bezug der notwendigen Rohstoffe aus solchen Gebieten, die uns voraussichtlich durch keine fremde Gewalt gesperrt werden können. Der Blick wendet sich wieder nach Südosten. Balkan und Vorderasien wachsen als Rohstoffquellen.

Ein Tauschverhältnis ist notwendig, weil ein Land auf die Dauer nur kaufen kann, wenn es auch entsprechend verkaufen kann. Sollen jene Länder unsere Industrieerzeugnisse kaufen, so müssen wir ihnen dafür etwas anderes abkaufen. Und da trifft es sich eben sehr günstig, daß jene Länder gerade das haben oder haben werden, was wir brauchen, nämlich Rohstoffe wie Kupfer, Baumwolle, Wolle, Seide, Hanf, Getreide, Reis, Erdöl, Nickel, Mangan, Silber und andere Erze. Alle diese Dinge werden in den Balkanländern, in der Türkei und Persien zum Teil bereits gewonnen, zum Teil können sie nach geeigneten Maßnahmen, wie Bau von Eisenbahnen, Errichtung von Bergwerken, Schaffung von Bewässerungsanlagen, in großen Mengen gewonnen werden. Und für den deutschen Unternehmungsgeist und Betätigungsdrang ist kaum eine lockendere Aufgabe denkbar als die wirtschaftliche Erschließung der genannten Gebiete, die neben politischen Vorteilen auch reiche materielle Gewinne verspricht.

Um einem Mißverständnis, dem man heute bei einem Eintreten für eine mehr als bisher südöstlich orientierte Wirtschaftspolitik häufig begegnet, von vornherein vorzubeugen, sei noch bemerkt, daß wir keineswegs dem ausschließlichen Rohstoffbezug aus diesen Ländern oder einer völligen Beschränkung der deutschen Industrie auf die aus diesen Ländern erhältlichen Rohstoffe das Wort reden wollen; es ist nur notwendig, die Rohstoffquellen jener Länder dermaßen zu entwickeln, daß sie in einer Lage wie der gegenwärtigen unseren Bedarf decken können, also den eigenen Bedarf des deutschen Volkes, nicht gerechnet die Ausfuhr in der Friedenszeit. Der Bedarf an Rohstoffen hierfür wird auch ferner aus überseeischen Ländern gedeckt werden, ebenso wie wir auch künftig nach überseeischen Ländern Industrieerzeugnisse ausführen wollen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das „Täubchen von Amsterdam“

(Zu ihrem 400. Todestag)

Von Krafft Albrecht-Augsburg

Es war spät am Abend, als Prinz Christian, König Hansens Sohn, mit einem kleinen Gefolge in Bergen einritt. Die Pferde schritten langsam, des Tages müde. Die Herren träumten von frischem Abendtrank und breiten, großen Betten.

„Ein finsteres Loch, dieses Bergen!“ brummte der Prinz. „Graf, wo steigen wir ab?“

Der Angeredete, der an der linken Seite des Prinzen ritt, schrak empor: „Ja, das weiß der Teufel. Die Auswahl wird nicht groß sein in diesem verfluchten Schlafhaubennest!“

Da, wie um diese Worte Lügen zu strafen, leuchteten Lichter am Ende der Straße, Musik erscholl. Stimmen und Lachen dazwischen. Die Reiter wurden mit einem Schlag lebendig. Ein schöner Abend winkte — wie ein schweres Gewand fiel die Müdigkeit von ihnen.

„Hallo!“ schrie Christian und trat in den Tanzsaal, seine Herren hinter ihm. „Da kommen wir gerade recht. Hallo, spielt weiter, Musikanten, faules Pack, sollt' es nicht unbelohnt tun, aber spielt, spielt, bis der Morgen erwacht!“ Und als eine frische Tanzweise antwortete, nahm Christian ein großes, breitschultriges Mädchen um die Hüfte und begann den Tanz, hinter ihm her die anderen Paare, daß der Staub nur so aufwirbelte. Lachend flogen die Mädchen von Arm zu Arm, ließen sich bewundern und necken, kreischten laut auf, wenn ein grober Bauernschuh oder ein silberner Sporn sie anstieß, und hörten kichernd die zerknirschten Entschuldigungen an. Die schweren Schritte der Männer dröhnten auf dem Holzboden, und wenn sie ermüdeten, holte die Musik von neuem aus, lockte und schmeichelte, daß es eine Art hatte. Die Töne und Triller flogen durch das Zimmer, immer im Takt, im Takt, jawohl! Dann, als die Luft drückend heiß wurde, gab's eine Pause. Die Wirtin, eine stattliche Frau, schenkte dunkles, schweres Bier ein, und hinter ihr her trug die Tochter Wein, weißen und roten. Als sie bei Christian vorbeikam, stieß der Prinz mit einer ungeschickten Bewegung an ihren Krug. Polternd fiel er zu Boden und zerbrach in zwei große Scherben; eine dunkelrote Lache lag zwischen Christian und dem Mädchen. Achtlos wollte er sich wegwenden, aber da geschah es, daß seine Augen an ihr hängen blieben ... noch nach Jahren erinnerte er sich daran.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein kleines, zierliches Ding war sie, höchstens sechzehn Jahre alt, mit Haaren so blond, daß sie, fiel Licht darauf, in rot spielten. Im blassen Gesicht rote Lippen, eine feine Nase und blaue Augen, dunkelblau wie das Wasser des Mälarsees, darüber lange schwarze Wimpern.

„Wie schön du bist,“ sagte Christian ganz leise, „wie wunderbar schön! Du, wie heißt du?“ fügte er lachend hinzu, als er sie verwirrt vor sich stehen sah.

„Dyveke,“ antwortete sie. „Das Täubchen von Amsterdam!“

„Dyveke, Täubchen,“ wiederholte der Prinz. „Dyveke, du mußt mit mir tanzen. Spielt weiter, Musikanten!“ schrie er durch den Saal. „Spielt euer Bestes. Diese Nacht sei gepriesen!“

Die Instrumente sangen, und eine Flut von leidenschaftlich zitternden Tönen ergoß sich in den Saal.

Christian und Dyveke tanzten, tanzten und wurden nicht müde. „Das Zimmer ist zu eng,“ lachte der Prinz, tanzte durch die offene Tür, über die Fliesen des Vorplatzes hinaus ins Freie und weiter über den feinen Sand am Meeresufer hin, bis beide atemlos stehen blieben. Über ihnen strahlten unzählige Sterne und spiegelten sich wider im Meer, so daß das Wasser aussah wie ein dunkles Gewand, in dem Edelsteine aufblitzten. Ganz leise nur murmelten die Wellen, als sprächen sie im Traume. Sonst war kein Geräusch zu hören.

„Nun gehört die Welt uns,“ sagte Dyveke in die große Stille hinein. „Das Land ist unser und das Meer. Sind wir nicht reich?“

„Ja,“ antwortete Christian, nahm ihre Hand und strich mit seiner eigenen liebkosend darüber. „Weißt du, ich möchte mit dir auf das Meer hinausfahren. Schenkst du mir die Nacht, Dyveke?“

„Sie gehört dir!“ entgegnete sie leise.

In einem kleinen Boot fuhren sie hinaus. Die Ruder schlugen ins Wasser, warfen sprühende Tropfen empor, die im Sternenlicht opalisierten wie kleine Leuchtkugeln. Hinter dem Fahrzeug her fuhr wie eine breite Schleppe der weiße Schaum, den die Wellen warfen.

„Bis ans Ende der Welt möchte ich so mit dir fahren, Dyveke!“ Durstig atmete der Prinz die frische salzige Brise, die aus dem Meer aufzusteigen schien.

„Ich würde mit dir gehen!“

„Du ... du sagst das so ... würdest du das? ... wolltest du immer bei mir bleiben?“ schrie er halb trunken von Glück von all der jungen Schönheit, die sich ihm da gab. „Dyveke, Liebste, Schönste ...“

Und dann begann er ihr zu erzählen von Dänemark, seiner Heimat, von seinem Vater, dem König Hans, und daß einst, nach dessen Tode, er die schwere goldene Krone tragen würde. „Meine Königin aber sollst du sein!“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schloß er, und seine helle Stimme hatte den Klang einer Fanfare, so jubelnd klang sie.

Stumm hatte sie zugehört, dann, als er seinen Bericht geendigt, hatte sie den Kopf geneigt, als sollte sie schon jetzt den goldenen Reifen empfangen. In ihrem Herzen brannte die Liebe; alles andere auf der Welt war vergessen. Daß eine Stunde so reich sein konnte!

Aus den glückseligsten Träumen holte sie Christian, als nun er von ihr wissen wollte ihr Leben, ihre Vergangenheit.

Ihre Heimat war Amsterdam. Unter dem grauen, schweren Himmel der Niederlande war sie aufgewachsen. Wie viel hatte sie ihm zu sagen! Mädchensehnsüchte, Herzensheimlichkeiten, Geheimnisse ... alles offenbarte sie ihm, glühend vor Liebe. Und Christian, der wilde, rauhe Prinz, war in dieser Nacht weich wie nie zuvor. Alles Gute hatte Dyveke in ihm erweckt. Er fühlte, daß er sie brauchte, wie die Erden den Himmel, wie die Flut den Strand braucht. Er wußte, daß er nimmer von ihr lassen könne. Sein Mund suchte den ihren, seine Arme schlangen sich um ihre feine Gestalt. Wie eine heiße Flamme schauerten seine Küsse über sie hin.

„Dyveke, du gehörst mir. Du gehörst mir, Dyveke, Königin ...“

„Geliebter ...“

* * *

1513 starb König Hans. Christian ward in Kopenhagen zum König von Dänemark gekrönt. Als der Erzbischof die Krone auf sein Haupt setzte, da gedachte der König traurig jener Nacht in Bergen, da er Dyveke versprochen, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Die Räte hatten es nicht erlaubt. Dänemark brauchte eine reiche Königin. Christian hatte gezürnt, getobt, aber die Geliebte selbst hatte getröstet:

„Ich will nicht den König, den Menschen will ich, Christian ... mein einziger Ehrgeiz ist meine Liebe!“

So ward dem „Täubchen“ und Frau Sigbrit, ihrer Mutter, ein Haus unweit des Königs Schloß eingerichtet. Müde von den Geschäften, verdrossen von allerlei Unannehmlichkeiten, kehrte Christian täglich bei Dyveke ein, ließ sich von ihren weichen Händen die Sorgen wegstreichen und war glücklich unter dem Schein ihrer blauen Augen.

* * *

Im nächsten Jahr landete an der dänischen Küste, unweit von Helsingör, das Schiff, das Isabella (im Norden Elisabeth geheißen), Karls V. Schwester, brachte. Sie ward bestimmt, Christians Gemahlin zu werden, brachte sie doch als Mitgift gute Verbindungen und einen Schatz von 250 000 Gold-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gulden mit. Aus der Fülle und der Pracht des burgundischen Hofes herausgerissen, von Heimweh verzehrt, kam sie, noch ein Kind an Alter und Erfahrung, in Kopenhagen an. Das Wetter war schlecht. Wie ein graues Netz lag der Regen über der Stadt. Der König kam ihr kalt entgegen. Mehr denn je liebte er Dyveke. Sollten doch die Räte die Königin unterhalten, die sie geholt hatten! Im Trubel der Festlichkeiten neigten sich neugierige, liebloſe Gesichter vor ihr. Frierend vor der Kälte des ungewohnten Klimas und Einsamkeit, lebte sie krank und verlassen in ihren Gemächern. Da war es Dyveke, die half, die tröstete und ermutigte, Dyveke, die Christian bat, gut zu der kleinen Königin zu sein, Dyveke, die so wunderbar schön von Brüssel erzählen konnte, daß das Heimweh fast verging; was Wunder, daß Elisabeth das Täubchen von Amsterdam gern neben sich duldete.

* * *

Das schlechte Wetter hielt lange an. „Gab es denn in Dänemark keine Sonne?“ fragte die Königin oft in diesen ersten Wochen ihrer Ankunft. Wie schwer hier alles war, die Häuser und der Himmel und das Meer und die Menschen! Der Sturm heulte über das Meer hin. Die Windsbraut fegte fauchend durch die Straßen. „Eine böse Nacht!“ flüsterte die Königin.

Im Schutz der Dunkelheit klopfte es an Dyvekes Haus. Torben Oxe, der Schloßhauptmann, trat ein.

„Wie schön, daß ich dich allein finde!“ sagte er und setzte sich dem Mädchen gegenüber. „Schon lange wollte ich dich einmal sprechen.“

„Warum?“ fragte sie, halb gleichgültig, halb neugierig.

„Warum?“ wiederholte er und sein großes, breites Gesicht mit der stark gebogenen Nase und den harten, grauen Augen wurde leidenschaftlich begehrend. „Warum frägst du und weißt es doch. Weil ich dich liebe, weil du so schön bist, weil ich dich haben will, Dyveke! Christian braucht dich nicht mehr; er hat die junge burgundische Prinzessin; aber ich, ich dürste nach dir ... ich schreie nach dir; oh, du bist schön!“ Seine Hände tasteten nach ihr. „Verteufelt schön! Sag doch, daß du mein sein willst!“

„Nein, Torben Oxe!“ Dyveke schrie es fast. „Ich gehöre dem König, bin nimmer frei!“

Er war ganz ruhig geworden. Nur in seinen Augen glomm ein böses Feuer. „Du wirst es bereuen!“

„Niemals!“

„Ich kann warten!“ sagte er nach einer kleinen Pause.

„Bis in den Tod werde ich ihn lieben!“

„Gesegnet sei deine Liebe!“ klang es bitter zurück, aber Dyveke hörte den Unterton nicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich danke dir,“ antwortete sie, und ihre Stimme klang, als käme sie von einer fernen Insel. „Torben Oxe, laß uns die Stunde vergessen; wenn ich den König ließe, du könntest mich nimmer lieben, so treulos wäre ich dann!“

Durch ihre blauen, schimmernden Augen sah er rein und lauter ihre Seele liegen. Nie würde er ihrer würdig sein.

Als Torben Oxe dies erkannte, nahmen die bösen Mächte Besitz von seiner Seele.

* * *

Der Tag war heiß gewesen, und der König schritt Arm in Arm mit Dyveke durch die königlichen Gärten, Erfrischung zu suchen. Sie sprach von Elisabeth, langsam und eindringlich. Ihr Ton hatte so etwas Weiches, Warmes, fast Mütterliches. Er hörte zu und liebte sie um ihrer großen Güte willen, die sich sogar auf die Frau erstreckte, die ihren Platz eingenommen hatte.

„Noch ist sie jung, aber immer mehr wird sie dir geben können. Nie wird sie dich verlassen, solltest du gleich ins Unglück kommen; der Himmel schütze dich davor, Geliebter! Sie ist treu, Christian, glaube an sie und denke daran, daß ...“

In diesem Augenblick nahte ein Page, bog das Knie und bot Dyveke auf silbernem Teller leuchtendrote, große Kirschen.

„Dies schickt Euch Torben Oxe, der Schloßhauptmann. Ihr möchtet seiner gedenken.“

„Sag ihm, ich lasse danken, daß er mir mit Gutem Böses vergilt.“

„Was meintest du damit?“ forschte der König, als der Knabe gegangen. Aber Dyveke verlachte seine Neugier. „Dies ist ein Geheimnis, Geliebter, aber sieh die herrlichen Kirschen, und wie köstlich frisch sie schmecken, ich glaube, ich könnte mich daran zu Tode essen. Warum willst du nicht auch probieren? Du hast keine Lust? Und gehen mußt du auch, Christian? Geschäfte, sagst du? ... Du, ich hasse deine Geschäfte! Wann werde ich dich wiedersehen? Heute abend? Ja, das ist schön! Heute abend also kommst du?“

„Ja, heute abend, Dyveke. Ach du, daß ich dich habe!“

* * *

Als Christian am Abend in Dyvekes Haus eilte und hastig in ihr Zimmer trat, lag seine Geliebte im gleichen weißen Kleid, in dem er sie ein paar Stunden vorher verlassen, auf ihrem Bett, und der Schein von sieben flackernden Totenkerzen warf helle Lichter auf ihre goldblonden Haare und auf ihr friedliches Gesicht.

Sigbrit, ihre Mutter, erzählte weinend, wie sich alles zugetragen hatte. „Vergiftete Kirschen,“ war alles, was der König hörte, dann sank er stöhnend

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am Bett der Geliebten nieder. Als er am nächsten Morgen wieder aufstand, war die Verwandlung geschehen, die aus dem weichen, liebenden König den blutdürstigen, grausamen Christian II. des Stockholmer Blutbades machte.

* * *

Dies ist die Geschichte Dyvekes, des „Täubchens von Amsterdam". Wie ein Märchen hebt sie an und mit einem grellen Mißakkord schließt sie, schwer und rot von Blut. Aber dazwischen liegt die große Liebe einer Frau, von der eine alte Chronik so schön berichtet, daß ihr „in einem Zeitalter des Hasses keine Feder einen Tadel anzuhängen weiß, es müßte denn die Liebe sein".

Königsworte und Königinnengesichter vergehen. Taten und Geschehnisse sinken unter in der Nacht. Goldene Kronen leuchten von ferne. Aber durch die Jahrhunderte bleibt die Liebe lebendig, der Jubel, der Trauer geworden ist. In dänischen Landen wird das „Täubchen von Amsterdam" nimmer vergessen.

Zeppelin und der Volksgeist

Von Theodor Heuß

An einem frühen Augustmorgen des Jahres 1908 ruderten wir von Mannenbach in den Untersee hinaus, ließen die Riemen hängen und blickten durch den licht wallenden Nebel nach Osten, wo ein metallenes, klingendes Brausen aus der Höhe kam. Bis ein silbergraues Wunder Gestaltung fand, mit rascher Sicherheit über uns weg eilte und nach wenigen Minuten über der Rheinenge, Stein zu, verschwand. Es war der Tag der ersten großen Fahrt, dem Echterdingen folgte. Das Gefühl griff an unser Herz, in einer Sommeridylle Zeuge großer Geschichte geworden zu sein, in erhabener reiner Morgenstille.

Später, Berlin, Tempelhofer Feld, eine unabsehbare Menge, die zwischen Ehrfurcht, Beglückung und brüllender Begeisterung hin und her geworfen wurde: der Graf besuchte die Reichshauptstadt in schlanker Fahrt über ganz Deutschland weg und verwandelte alle zögernde Skepsis gegen den seltsamen schwäbischen Experimentenmacher mit der kühnen und heiteren Grazie dieser großen Luftstreife in jubelnde Verehrung.

Das ist eigentlich noch gar nicht lang her. Noch keine zehn Jahre. Hat uns der Krieg so alt gemacht, daß ein Werk, dessen stürmische und gequälte, opfervolle und gläubige Jugend wir mit höchster seelischer Spannung eben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erst miterlebt, heute wie eine Selbstverständlichkeit zwischen uns vorhanden ist, als ein Besitz, mit dem unser Bewußtsein wie mit einer gegebenen und natürlichen Größe rechnet?

Es ist an dem Tag, da der Schöpfer des Werkes die Augen schloß, nicht die Stunde, von den Widerständen zu sprechen, gegen die Graf Zeppelin in den Jahren der unverdrossenen Versuche sich durchsetzen mußte; die Württemberger blicken, wenn sie an diese Jahre denken, voll Dankbarkeit auf ihren König, der mit Treue und Verständnis gerade in der schlimmsten Zeit zu dem Werk seines alten Freundes stand.

Auch muß es verfrüht erscheinen, von den militärischen Leistungen der Luftschiffe während des Krieges zu sprechen. Als vor zweieinhalb Jahren die Nachricht kam, daß schwere Bomben auf das belagerte Lüttich niedersausten, da wußten wir alle, welche furchtbare Waffe die Schöpfung des Grafen werden mußte, und seitdem haben wir mit Sorge und Dankbarkeit die kühnen Fahrten in Feindesland verfolgt. Erst eine spätere Zeit wird offenbaren, welche außerordentlichen Dienste die Luftstreifen über der Deutschen Bucht und in die Nordsee hinaus unserer Kriegsflotte geleistet haben.

Was uns heute unter dem Eindruck der Todesnachricht die Seele bewegt, ist das einfache Gefühl einer inneren Erhebung in dem Gedanken der sittlichen Größe, die diesen Weg hinter sich gezwungen hat. Wir spüren den Schmerz darüber, daß der greise Graf nicht mehr den Tag des Sieges und des Friedens erleben durfte, da auch er, unter den Führergestalten der Deutschen stehend, sich des Dankes seines Volkes hätte erfreuen mögen — aber der Schmerz kann nicht laut sein, denn dies Werk war vollendet, der Weg abgeschritten, das Ziel erreicht. Es bleiben nicht die Scherben eines halbgeformten Gefäßes zurück, das fertige Werk lobt den Meister. Lobt ihn in alle ferne Ewigkeit.

Doch mit dem Werk lebt das Gedächtnis des Schöpfers weiter als das kräftigende Beispiel männlichen Glaubens und Selbstvertrauens. Das ist mehr als die Erfindergeschicklichkeit, die Aluminiumrippen zusammenfügte, Seidenballons mit Gas füllte, Motore ausprüfte, Steuerungen erdachte — es ist der restlose und rastlose Dienst einer Idee. „Das Moralische versteht sich von selbst" — ja, wenn es mit einem Menschentum großer Maße zusammentrifft, das ohne Bitterkeit Enttäuschungen erträgt und das Unglück mit innerer Ausgeglichenheit als Lehrmeister annimmt. Nicht die Konstruktionen, nicht das phantasievolle Ausdenken von Möglichkeiten technischer Verfeinerungen und Vereinfachung, sondern Wille und Glauben haben den Grafen Zeppelin zu seinem geschichtlichen Beruf erhoben, den Deutschen und der Welt ein Beispiel tätigen Heldentums zu werden. Daß ein alter Offizier, der in seinem Beruf Tüchtiges geleistet hatte und reif für das otium cum dignitate geworden war, dem Rest seines Lebens eine unerhörte Arbeits-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leistung abzwang, daß ein „Ungelernter“ und „Ungelehrter“ mit der unbekümmerten Gläubigkeit des Genies einem verlachten Gedanken, der romantische Spielerei oder metaphysische Sehnsucht von vielen Geschlechtern gewesen, eine ernsthafte, klare, bleibende Gestalt schuf, die rein menschlichen, seelischen Kräfte sind der Kern gewesen und geblieben, in dem Zeppelins „Geheimnis“ sich sammelt.

Man hat oft gesagt, die einmütige Begeisterung des deutschen Volkes für den Grafen, nach dem Unglück von Echterdingen, sei in einer Zeit voll Mißbehagen, Kampf und Reibung eine geschichtliche Wohltat geworden, da sie zur einigenden Kraft des Volksbewußtseins geworden. Dieser allgemeine Satz ist sicher mehr als eine Leitartikelphrase. Der Weltkrieg hat uns in großen Heerführern und in den kühnen Taten einzelner Männer deutlich genug gezeigt, daß Heldentum und Heldenverehrung geistige Werte sind, die das innere Bewußtsein einer Nation mit gestalten, reinigen und erheben. Wie arm ist die Nation, der der Held verloren ging, oder die Kraft, ihn zu erkennen und in Liebe zu ehren. Dies wurde in den Jahren, die dem großen Krieg vorangingen, die geschichtliche Prüfung für die Seele der Deutschen, eine Probemobilmachung des Einheitsempfindens, und daß sie bestanden wurde, rückt Menschentum und Werk Zeppelins in die Geschichte des deutschen Nationalgefühls.

„Künstler und Kritiker“

Von Ludwig Thoma

(Zu Heft 8, Seite 163, des „März“)

Motto: Wer uns am strengsten kritisiert?
Der Dilettant, der resigniert.
(Goethe.)

Dr. A. Behne hat, wenn er Kritiker ist, ganz recht, sich gegen den Satz, daß Kunst von Können komme, zu wenden und seine Betrachtung auf das „Wollen“ zu richten.

„Können“ ist etwas so unangenehm Positives, daß, wer darüber auch nur schreibt, sogleich auf sein eigenes Maß von Können und Wissen geprüft werden kann, während jener, der sich über das „Wollen“ verbreitet, in das Paradies der Kritiker, in die Welt des Unkontrollierbaren gerät. Wer dartun will, was Raffael „konnte“, setzt sich ein großes Stück Arbeit vor; er muß erklären, wer und was vorausging, Einfluß hatte, Einfluß behielt, er muß zeigen, wie sich der Künstler von Beschränkungen befreite, wie dies erkennbar wird usw.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das gäbe ein ansehnliches Buch, bei dessen Beendigung der Kritiker tief aufatmend gestehen würde, daß Wissen von Lernen und Kunst von Können kommt.

Wer uns erzählt, was Raffael „wollte“, ist aller Mühe überhoben und darf seine Phantasie schweifen lassen, was einem geschickten Tausendsasa nicht schwerfällt.

Ihm eignet dann auch die niedliche Bescheidenheit, die zu der Frage gehört, „ob der kritisierende oder der produzierende Mensch höher steht“.

Warum erst fragen?

Natürlich muß der Kritisierende mehr gelten.

Dr. Behne legt uns in guter Reihenfolge dar, daß es nicht auf das Können, sondern auf das Wollen, ja, daß es nicht auf das Wollen, sondern auf das „Nichtwollen“ ankommt.

Was für ein Mensch muß jener gewesen sein, der sogar das „nicht wollte“, was Raffael wollte, und der es nicht wollte, weil sein „Nichtwollen so viel höher gerichtet war“ als das Wollen von Raffael!

In der Tat, Herr Behne eröffnet uns eine neue Welt von Betrachtungen.

Wir wußten bis heute nur, daß einige das nicht „konnten“, nun fällt unser Blick auf jene, die es verschmähten, das zu „wollen“, und das wären also die Kritiker oder müßten die Kritiker gewesen sein. Denn es drängt sich uns sogleich die schmerzliche Wahrheit auf, daß es in bestimmten, bisher angesehenen Kunstperioden keine Kritiker gegeben hat, und wir müssen mit Dr. Behne an dem Vollwert dieser Zeiten zweifeln und uns bekümmert fragen, woher Antike, Früh- und Spätgotik, Trecento und Quattrocento und Cinquecento, Präraffaeliten und Renaissance den Mut zur Vollgültigkeit hernehmen ohne die nebenherlaufenden höherstehenden Kritiker. Auch damals gab es wohl viele Nichtkönner; in ihrer Masse verschwanden leider die „Nichtwoller“.

Oder — Herr Dr. Behne — sollte es doch richtig sein, daß der Kritiker nichts ist als ein modernes, ausschließliches Produkt der Zeitung?

Früher, als kein Mensch noch auf die Idee gekommen war, daß „Nichtkönnen weit wertvoller sei als Können“, wandten sich der angesehene Bürger, der reiche Kaufmann, der mächtige Fürst mit Ehrerbietung an den Künstler um Anfertigung eines Bildes. Sie wollten und der Künstler konnte in jenen schrecklich primitiven Zeiten.

Das Bild hatte von vornherein einen bestimmten Zweck zu erfüllen, einen Raum zu schmücken, einen Heiligen zu ehren, dem Schutzpatrone einer Zunft zu huldigen usw., und vor das Bild gemalt, ja vor es bestellt war, mußten Beziehungen zwischen Stifter und Künstler bestehen, die noch inniger waren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als die, welche heute vom Maler durch die Zeitung, den Kritiker, den Händler hindurch zum Käufer führen.

Wenn die beiden, Stifter und Meister, an dem fertigen Werke Gefallen fanden, waren aller Absichten erreicht, und ein Dritter, der sich mit seiner Meinung dazwischen gelümmelt hätte, wäre die Treppe oder scala hinuntergeworfen worden.

So wenig ließ man damals die „nichtkönnenden Nichtwoller“ gelten, oder richtiger — hätte sie gelten lassen, denn diese ganze so wichtige, über den Produzierenden stehende Menschenart hat damals nicht existiert.

Nur Einer, der ehrenwerte Aretino, hat das Handwerk als Erpresser ein weniges getrieben.

Muß man ihn als den Gründer der Zunft betrachten? Heute freilich ist der Hergang anders.

Irgendein Mensch, der weder zum Künstler noch zur Kunst Beziehungen hat, kauft ein Bild, hie und da, weil es ihm gefällt, meistens weil es von einem ist, von dem man eines haben sollte.

Um die Informationsbedürfnisse dieser Art Käufer zu befriedigen, wurde der „Kritiker“ erfunden, ein Journalist, der die Neuheiten der Saison auf dem Gebiete der Ölgemälde bespricht.

Der Künstler wiederum, der ins Unbekannte hinein arbeitet und keine Beziehungen zum Käufer hat, wird durch den Kritiker über die Schwankungen der Mode unterrichtet.

So ergeben sich die reizvollen Wechselwirkungen, die man als „modernes Kunstleben“ oder „Kultur der Gegenwart“ bezeichnet und deren schönste und reifste Frucht eben der wollende oder nichtwollende „Nichtkönner“ ist.

Als Journalist ist er ein Mensch, dem der Anschein des Wissens leicht fällt, weil man ihn aus tausend Büchern borgen kann, und der von Meister Eckhart und von Philosophie und von der Festigkeit des Willens spricht, wenn eigentlich von Pinsel und Bleistift gesprochen werden müßte, und der als Tausendsasa zu beweisen vermag, daß Nichtkönnen höher steht als Können.

Der Kritiker leitet durch die Zeitungskanäle seine Meinung auf die Gefilde der Kunst; als breiige, schleimige Masse wälzt sie sich durch, und was dann wächst — das wissen wir.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über allen unsern Taten blaut der Traum...

Von Max Fischer (Heidelberg)

Über allen unsern Taten blaut der Traum.
Über brausender Städte Bogenlampengeflimmer,
Über röchelnder Krieger einsamem Schmerzensgewimmer
Steigt endlos der Raum.
Es geigt durch die Welt eine heimliche Weise,
So betend und leise...
Oft hörst du sie kaum.
Und ahnst doch die Mahnung zur Sternenreise.
Und ahnst doch den Klang zu des Schöpfers Preise...
Du tastest von Gottes Gewand den Saum.

Feindliche Propaganda

Es ist nicht zu leugnen, daß die gegnerische Preßpropaganda bei ihrem skrupellosen Gebrauch von Mitteln, sowohl in den einleitenden Zeitabschnitten wie später im Verlauf des Weltkrieges, der Sache der Mittelmächte manche Schädigungen einbrachte, denen sie oft wehrlos gegenüberstanden. Die Gründe für dieses Zurückstehen auf unserer Seite sind zum Teil in dem moralisch und ethisch höheren Selbstbewußtsein unserer Presse über die eigene Bedeutung, zum Teil in dem vielfach fehlenden Kontakt zwischen unserer Diplomatie und Presse, der auf der feindlichen Seite längst besteht, teilweise wohl auch in Hemmnissen im voraus gesicherter Verbindungen und in der Sparsamkeit mit Geldmitteln, zu suchen.

So hatte die Entente leichtes Spiel, Stimmungen zu verhetzen und zu vergiften, Nachrichten einseitig zu färben und Feindschaften zu wecken. Diese Erfolge hängen nun allerdings wesentlich vom Vorhandensein eines halbwegs günstigen Aufnahmebodens ab. Ein solcher war z. B. in Italien, Rumänien und wohl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch in Amerika vorhanden und fehlt auch nicht in Teilen gewisser neutraler Länder.

Dagegen vergreift sich kaum verständlicherweise diese Propaganda der Entente auch heute noch in vergeblichen Versuchen, einerseits einen Keil in das Bündnisverhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn zu treiben, andererseits gar eine Art von Scheidung zwischen Nord und Süd des Deutschen Reiches zu erzielen. Hier sind die Voraussetzungen grundfalsch, auf vollständigem Mangel an tieferem Einblick beruhend, echt französisch-englischer Marke oberflächlichster Einwertung fremdländischen Wesens — und es werden daher auch die Schlüsse zur Karikatur eines möglichen Erfolges.

Um das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn zu trüben, hat die Entente mit vielfachen Registern zu spielen versucht. Von der unterschiedlichen Behandlung der beiden Verbündeten, vom nachweisbaren Versuch, in der polnischen Frage eine Differenzierung der Ansprüche zu fördern, bis zum gröbsten, in der englischen Presse verarbeiteten Sonderfriedensvorschlag an Kaiser Karl, dem ein neues, aus Deutschösterreich und Süddeutschland bestehendes Reich angeboten wird, immer der gleiche Irrtum, daß die beiden Großmächte nur zeitlich aus Waffenbruderschaft miteinandergehn und nicht, wie es der Fall ist, weil jeder Deutsche, Österreicher oder Ungar — über alle Gefühle und Sonderinteressen hinweg — voll davon durchdrungen ist, daß das Bündnis eine Existenzfrage bleibt, daß nach den Erfahrungen mit dem gegen diesen mitteleuropäischen Block aus untereinander disparaten Kräften geschweißten Gegnerschaften die Zukunft Beider ohne Zusammenschluß, keinerlei Sicherheit mehr bieten würde.

Und fast noch lächerlicher ist die Voraussetzung dieser Preßpropaganda, die nunmehr den Süden Deutschlands mit eingeschmuggelten Schriften überschwemmt, die unter anderem Bayern auffordern, dem Krieg, den angeblich der Norden nur aus Selbst- und Herrschsucht fortführe, ein Ende durch Lossagung von Preußen zu machen, daß gewisse Unterschiede in Lebensauffassung, Temperament, Konfession, Überlieferung usw., wie sie zwischen Nord und Süd bestehn, jemals den Sinn für die große, lebenswichtige Frage des geeinigten Deutschtums im bayrischen Volk zu fremden Gunsten überwiegen könnten.

Der Süddeutsche weiß ganz genau, wofür er weiterkämpft, ebenso wie der Deutsche aus dem Norden; hier hat sich die Propaganda einmal gründlich verrannt. Auf diese Leimruten fliegt kein deutscher Vogel ...

v. S.

Stille Bücher

Daß so ganz stille Bücher selbst jetzt in der Kriegszeit bei uns in Deutschland erscheinen, des wollen wir uns herzlich freuen. Es gibt noch immer bei uns viele Schaffende und Genießende, die sich auf Stunden wenigstens aus dem Toben des Tages in ruhige Betrachtungen zurückziehen wollen und können. Ihre Seele würde ihr Gleichgewicht verlieren, wenn sie nicht gegenüber dem fürchterlichen Weltgeschehen sich ein Stündchen erobern könnte, in dem sie rein menschlich fühlen darf. Darin liegt keine Weichlichkeit des We-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sens. Denn es gibt keinen Deutschen, sofern ihm dieses Wort mehr als ein Buchstabengefüge ist, dem in diesen harten Tagen nicht als erster und letzter Gedanke das Wohl und Wehe unseres Volkes im Sinne läge. Die Brutalität des Tages, so schmerzlich sie uns ist, bejahen wir als eine unausweichliche Notwendigkeit. Aber wir müßten keine Deutschen sein, wenn unsere Seele ganz leer bliebe gegenüber den rauhen und rohen Wirklichkeiten der Stunden. Wir sehnen uns nach deutscher Wahrheit und Schönheit, und ich wenigstens kenne keinen besseren Trost in dem betäubenden Lärm des Tages, als mich zu versenken in die Bücher unserer Großen. Und finde ich, daß mitten im Kriegsgetöse fortwährend Bücher erscheinen, in denen die künstlerische und menschliche Hochstimmung der deutschen Seele lebt, so schöpfe ich daraus die Zuversicht, daß das kriegsgewaltige deutsche Volk auch innerlich stark und unüberwindlich bleibt. Ich denke dabei nicht an die Schriften gewisser Überpazifisten, denen jedes Gefühl für deutsche Würde und jedes Verständnis für die harten Wirklichkeiten abgehen, ich denke dabei auch nicht etwa an Hervorbringungen überwältigender künstlerischer Kraft. Von den kleinen Büchern möchte ich reden, die nicht schreien und die sich sehr bescheiden geben, die aber alle echt deutsch sind. Das eine wurde im „März" schon erwähnt, es ist Wilhelm Scholz' „Reise und Einkehr". Man lese die zwei letzten Skizzen, um zu sehen, wie deutsche Vaterlandsgesinnung sich stark und still äußern kann. Das zweite Büchlein ist von Franziskus Nagler: „Dorfheimat". Bilder aus der Knabenzeit (Meißen, A. Buchheim). Die Unbeträchtlichkeit der Handlung springt in die Augen. Ein Schulmeister erzählt von seinen Kinderjahren. Was könnte da viel vorgehen! Ein Dorfbub lebt sein Kinderleben, und älter geworden, erzählt er davon. Aber dieses Leben äußerster Einfachheit strahlt im hellen und warmen Sonnenlicht. Das macht, daß der Erzähler eine Persönlichkeit von selbständigem Wert ist. Das Buch ist nicht künstlerisch gebaut, es ist durchaus schlicht. Und doch lesen wir mit jenem innigen Behagen, das nur entsteht, wenn wir was Gutes und Echtes erleben. Es ist etwas Jeanpaulisches in dem Büchlein, aber beileibe nicht im Sinn einer Nachahmung, sondern weil der Verfasser etwas dem großen Sonderling Verwandtes in sich selber hat. Und endlich das dritte Buch: „Jugend und Heimat". Erinnerungen eines Fünfzigjährigen (Ebenhausen bei München, Langewiesche-Brandt). Der Verfasser nennt sich nicht. Das ist wohl von den drei Büchern das bedeutendste. Es wird lange in unserer Literatur bleiben. Ich habe an einem anderen Orte von dem Buche gesagt, daß es den Leser unwillkürlich an Rügelgen erinnert. Was das Buch Rügelgens bedeutet, weiß wohl jeder, der sich überhaupt um deutsche Bücher kümmert. Es sind reichlich mehr als vierzig Jahre, daß es erschien, und es hat seitdem einen Siegeszug durch die deutsche Lesewelt gemacht. Das prophezeie ich auch diesen Erinnerungen, deren rascherer Verbreitung vielleicht nur die Anonymität im Wege steht. Auch da wird man fragen: Was steht in dem Buche? Nicht viel und — alles. Das einfache Leben eines einfachen Mannes. Aber dieser einfache Mann hat helle Augen, sieht scharf seine Umwelt, und da sie vielleicht eng, aber echt ist, so ist sie die ganze Welt, die jeder rechte Mensch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht außer sich, sondern in sich zu finden wissen muß.

Wem bei solchen Büchern das Herz nicht aufgeht, der ist kein richtiger Deutscher, der hat keine Liebe zur menschlichen Seele, der lebt ohne ihre innere Musik, die doch das Schönste ist, was wir in der Welt haben. E. Pernerstorfer

Leo Sternberg

Vom Zeitungslesen abgestumpfte Augen verwechseln ihn gern mit Karl Sternheim. Leider. Und lassen sich so die Bekanntschaft eines Dichters entgehen, der viel zu geben hat, weil er viel besitzt.

Keine Modeströmung trägt ihn; in keiner „Richtung" treibt sein Schaffen. Jahrelang blieb er so ein Unbeachteter, wie fast alle Schaffende von Eigenart und Bedeutung. Der Krieg erst trug seine Gedichte ins Volk. Seine tiefpackenden Klänge ließen aufhorchen; der heiße Atem seiner glutdurchbebten Gesichte drang in die Seelen. „Trauer darf nicht trauern, Liebe darf nicht lieben, — Mütter dürfen nicht mehr Mütter sein!" Eherne Klänge — aber sie wissen auch von noch Größerem:

Was Kriege erringen,
Verzehrt wieder Krieg.
In ewigen Dingen
Ruhet der Sieg!

Der Titel seiner gesammelten Kriegslieder faßt die Schwere und Größe unserer Tage in ein einziges Wort: „Gott hämmert ein Volk!" Daß es wahr ist, spüren wir heute mehr denn je.

Eine bequeme Tür zu Sternbergs Dichtungen ist ein neuerschienener Auswahlband, „Du schöner Lärm des Lebens!" *) Der Titel jauchzt starkfrohe, stolze Männlichkeit. Der Inhalt ist ein Querschnitt durch des Dichters Schaffen. Prosastücke (Novellen und kunsthistorische Heimatbetrachtung), Kriegsdichtungen, Balladen und Lyrik schließen den Kreis. Wo man auch beginnt, jedweder Weg führt zum Mittelpunkt, zum Dichter.

Die Kriegsdichtungen glühen wie Wunden; Freude und Qual einer Künstlerseele brachen sie auf. Sie atmen Scham und heimliches Leid und viel, viel herrliche Größe. Kühler sind die Balladen. Ihre Formkunst ist reiner, vollendeter. Doch ist der Rhythmus verhaltenen Lebens voll. Denn des Dichters Seele lebt in ihnen; sein Selbst ist projiziert in das Tun und Empfinden ihrer Helden.

Offen strömt sein Ich in der Lyrik. Und ist doch der Natur verschwistert und reicht in sozialem Empfinden allen Menschen brüderlich die Hand. Zuweilen wächst das Ichgefühl überirdisch empor, um im kosmischen Sein traumhaft mitzuklingen.

Eine Skizze steht in dem Auswahlband: „Der Amtstag"; sie ist ein Schiebefenster zu des Dichters beruflichem Leben. Denn im bürgerlichen Dasein ist Sternberg Amtsrichter. Er wohnt in Rüdesheim; vorher war er auf dem Westerwald zu Hause. Daß er die Heimat liebt und kennt, bezeugen seine kulturhistorischen Werke. Zum Kenner tritt hier der Künstler und schafft funkelnden Stil. Der Auswahlband bringt nur eine wenig umfangreiche Probe, ein Stück aus der Limburger Chronik, „Die schwarze Glocke".

Sternbergs Erzählungskunst wandelt zwei Wege. Aus geschichtlichen

*) Du schöner Lärm des Lebens. Eine Auswahl aus den Werken von Leo Sternberg. L. Behrs Verlag (Fr. Feddersen), Berlin und Leipzig. M. 1.50, geb. 2.—.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erinnerungen und Einzelzügen sind stimmungsreiche Novellen geschaffen. Von diesen steht in dem Bande „Der Venusberg"; von der Blütezeit und dem Ende der Marienburg erzählt diese Geschichte und von der duftigen Schönheit des Moseltals. Besser aber sind seine Erzählungen, die in volkstümlichen Überlieferungen wurzeln; von ihnen fand die Novelle „Müller Heibel" Platz.

Das Wartenmüssen in Stille und Einsamkeit trifft fast jeden echten Dichter. Aber dann kommt doch einmal seine Stunde. Ich denke, bei Leo Sternberg ist sie angebrochen.

Aber bitte nicht vergessen: Sternberg ist nicht Sternheim!

Hanns Heinrich Bormann

Kirdorf und Duisberg

Die Reichstagsrede Conrad Haußmanns hat den Blick auch der breitesten Öffentlichkeit auf zwei deutsche Großindustrielle gelenkt, den Geheimen Kommerzienrat Emil Kirdorf, Generaldirektor der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft zu Rhein-Elbe, und den Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Duisberg, Generaldirektor der Farbenfabrik vorm. Friedrich Bayer & Co. in Leverkusen bei Köln. Beide Herren verdienen auch, abgesehen von ihrer wenig beneidenswerten Rolle, die sie jetzt in der Adlonkonferenz gespielt haben, die größte Aufmerksamkeit. Denn sie sind, wie wenig andere, charakteristisch für unsere Industriekapitäne. Sie haben manches gemeinsam. Beide gehören demselben deutschen Volksstamm an, beide entstammen derselben Industrie, von der sie sich wohl abwandten, weil dieser Gewerbezweig nicht die amerikanisch rasche Entwicklung jüngerer Industrien nahm, der Textilindustrie. Herr Kirdorf begann seine Laufbahn in Krefeld, und Duisbergs Vater war höherer Angestellter in einer Barmer Bandfabrik. Beide sind sie auch Selfmademen, und beide, das mag wohl am bezeichnendsten sein, erblickten einen Teil ihrer Lebensaufgaben darin, den freien Wettbewerb zu unterbinden und statt dessen die Berufsgenossen innig miteinander zu vereinigen und zu verschmelzen. Darin erschöpft sich aber auch wohl das Gemeinsame. Der Altersunterschied ist recht beträchtlich. Der Generaldirektor von Gelsenkirchen hat das biblische Alter bereits erreicht. Der Generaldirektor von Leverkusen ist mit seinen 56 Jahren ein verhältnismäßig noch junger Mann. Kirdorf war von Haus aus Kaufmann, sein Doktortitel ist h. c. Duisberg dagegen ist ein namhafter Chemiker, der sich seinen Weg mit Hilfe seiner wissenschaftlichen Leistung gebahnt hat. Kirdorf hat vielleicht rein praktisch die schwierigere Aufgabe vollbracht. Denn während die deutsche chemische Industrie von Anfang an auf sehr guter Grundlage arbeitete und schon durch ihre Patente eine gewisse Ausschaltung eines allzuscharfen Wettbewerbs garantierte, war das in der Schwerindustrie durchaus nicht der Fall. Namentlich nicht für den Kohlenbergbau, der allein ursprünglich für Herrn Kirdorf in Frage kam. Damals, vor etwa 44 Jahren, als er zunächst Direktor einer kleinen Zeche wurde, ist es fast leichter gewesen, als Hausierer Hosenträger zu verkaufen, denn als Vertreter einer Kohlenfirma seine Ware an den Mann zu bringen. Es herrschte ein beispielloses Befehden und ein ständiges Unter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bieten der Preise. Kirdorf erkannte damals, daß hier eine Erleichterung zunächst nur eintreten könne durch Verschmelzung möglichst vieler kleiner Zechen zu großen Unternehmungen. Dementsprechend hat er auch verfahren, so daß er nach zwanzigjähriger Tätigkeit im Jahre 1893 statt 360 000 Tonnen Kohle bereits annähernd das zehnfache Quantum liefern konnte. Allerdings war diese Entwicklung nur möglich dank einer weitgehenden Unterstützung durch die Berliner Diskontogesellschaft, die damals die alleinige Großbank im Aufsichtsrat des Unternehmens war. (Heute ist Gelsenkirchen so groß geworden, daß die Diskontogesellschaft sich dazu verstehen mußte, im Aufsichtsrat auch noch anderen Banken Platz zu machen.)

In den neunziger Jahren beginnt dann eine ganz neue Entwicklung für den Kohlenbergbau: die Syndizierung, der engste Zusammenschluß, die Ausschaltung der Konkurrenz. Kirdorf hat zwar nicht diesen Gedanken aufgebracht, er war aber der tatkräftigste Förderer, und er vor allem hat durch seine persönliche Gewandtheit die unendlich schwierige und langwierige Aufgabe, die widerstreitenden Elemente zusammenzubringen, überwunden. Bis zum heutigen Tage ist er denn auch der führende Kopf im Kohlensyndikat geblieben.

Die Entwicklung ging weiter. Dem Kohlensyndikat angehörende Eisenleute wußten es durchzusetzen, daß ihnen für ihren eigenen Bedarf besonders günstige Bedingungen eingeräumt wurden, daß sie die Kohle abgabefrei erhielten. Das veranlaßte auch Kirdorf, aus seinem reinen Kohlenunternehmen ein Gemischtwerk größten Stiles zu machen. Damals verschmolz sich Gelsenkirchen mit zwei führenden Eisenwerken, dem Schalker und dem Aachener Hüttenverein (Rote Erde). Das zuletzt genannte Werk stand in jener Zeit, nebenbei bemerkt, unter der Leitung von Adolf Kirdorf, dem Bruder Emils. Mit dieser gewaltigen Fusion ist Gelsenkirchen zum größten Werk seiner Art geworden. Es arbeitet heute mit einem Aktienkapital von 186 Millionen und etwa 62 Millionen Anleihen. Sein Gewinn dürfte in diesem Jahre unter dem Einfluß der sehr lohnenden Kriegsarbeiten 80 Millionen erreichen. Die Zahl der Angestellten und Arbeiter betrug vor dem Krieg 56 000, die Kohlenförderung über 10 Millionen Tonnen, die Roheisengewinnung über $1^1/_2$ Millionen Tonnen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß nach den Absichten des Herrn Kirdorf damit das Werk noch keineswegs auf seinem Höhepunkt angelangt ist. Die Entwicklung geht noch weiter, und zwar wird jetzt zweifellos die Angliederung von Verfeinerungsindustrien der nächste Schritt sein. Schon im Kriege wurde zu diesem Zweck die Hand auf die Hüstener Gewerkschaft gelegt, weitere Verschmelzungen werden nicht allzulange auf sich warten lassen.

Ein Mann, dem es geglückt ist, ein derartiges Werk aufzubauen, ein solches Heer von Arbeitern und Beamten sich abhängig zu machen, unterliegt selbstverständlich leicht der Versuchung, ein Herrenmensch zu werden, besonders wenn er in der dafür besonders geeigneten Luft Rheinland-Westfalens aufwächst. Kirdorf ist dieser Versuchung voll erlegen. Er, der von den reichen alten Montandynastien seiner Heimat heimlich doch als eine Art Angestellter und Emporkömmling betrachtet und gewertet wird, ist der intoleranteste Mensch, sobald es sich um andere politische Ansichten handelt, und vor allem, wenn die Frage der Arbeiterorganisation akut wird. Man weiß aus den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sogenannten vertraulichen Berichten der verschiedenen Interessenorganisationen, in denen Kirdorf tätig ist, daß er immer und immer wieder verlangt, man möge die der Schwerindustrie nicht völlig willfährige Presse boykottieren, namentlich durch Inseratenentzug. Und gerade unter diesem Gesichtspunkt sollte es der Öffentlichkeit nicht gleichgültig sein, daß Kirdorf einer der Geldgeber und Förderer des 1914 aus einer Deutschen Gesellschaft für Welthandel in eine Auslands-G. m. b. H. umgewandelten Stelle ist, die den Zweck hatte, die Auslandspresse mit Nachrichten, aber auch mit Inseraten zu versorgen, und die nun, wie man hört, bei den einstweilen abgeschlossenen Beziehungen zu den meisten Auslandstaaten ihre liebevolle Fürsorge der deutschen Presse zuzuwenden sucht und angeblich da und dort bereits ein gewisses Verständnis gefunden haben soll. Hier heißt es für alle, die unser Pressewesen rein erhalten und den ohnehin schon sehr bedeutenden Einfluß der Schwerindustrie nicht noch vergrößern wollen, scharf aufpassen. Die breite Öffentlichkeit hat ohnehin keine Ahnung, was Leute wie Kirdorf, Stinnes und Thyssen auch in politischen und verwaltungstechnischen Beziehungen heute bei uns zu sagen haben. Was nun die Arbeiterfrage anlangt, so ist das ein Gebiet, auf dem Kirdorf ähnlich wie jetzt in der Adlonaffäre ebenfalls bereits im Kriege von sich hat reden machen. Er benutzte die erste Generalversammlung seiner Gesellschaft im Kriege, um den damals noch allenthalben beachteten Burgfrieden zu durchbrechen. Er kritisierte mit schärfsten Worten die Regierung, vor allem den damaligen Staatssekretär Delbrück und den Handelsminister Sydow, weil sie es gewagt hatten, mit Vertretern der Arbeiterschaft, man denke, mit Gewerkschaftsführern, in Unterhandlungen zu treten. Wenn man sich ständig Mühe gebe, so meinte er damals, die Arbeiterschaft, die sich vaterländisch zeige, zu beruhigen, so könne sich schließlich die heute ihren Pflichten voll nachkommende Arbeiterschaft verpflichtet fühlen, etwas unruhiger zu werden. Er knüpfte daran noch allerhand Bemerkungen, spielte den Eisenbahnminister gegen seine Kollegen aus usw. Herr Kirdorf hat sich damals eine gehörige Schlappe geholt. Die damalige Erklärung der Bergarbeiter wird er sich nicht hinter den Spiegel gesteckt haben, und vor allem hat die Entwicklung ihm unrecht gegeben. Das wird ihn nicht hindern, auch weiter gegen unsere Sozialpolitik zu wettern.

Zur Charakterisierung des Mannes sei noch erwähnt, daß für ihn noch nicht einmal das preußische Landtagswahlrecht reaktionär genug ist, wie er das einmal vor ein paar Jahren in einem Streit mit dem Fiskus wegen des Kohlensyndikats so hübsch ausführte. Damals sagte er: Viel Wert lege er auf Verhandlungen mit fiskalischen Vertretungen nicht; sobald nämlich Entscheidungen zu treffen seien, müßten diese beim Minister anfragen, der seinerseits wieder auf den Landtag hinweise. Ein Syndikat aber könne mit einem Kontrahenten, der von Stimmen abhänge, nicht viel anfangen.

So etwas hätte Herr Duisberg nicht gesagt. Dazu ist er zu höflich. Allerdings soll er einmal im Kriege im vertrauten Kreis in wirtschaftlichen Dingen auch recht kräftige Worte gebraucht haben. Das war zu einer Zeit, in der die Industrie, wie sich später tatsächlich herausstellte, entschieden zu knappe Aufträge von der Heeresverwaltung erhielt. Die damaligen Ausführungen Duisbergs sind zweifellos nicht unbeachtet geblieben. Schon einmal vorher hatte man von ihm im Krieg gesprochen, und zwar in sehr anerkennenswerter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weise. Das war ganz zu Beginn, als er mit ungewöhnlicher Initiative unter Aufwendung unbegrenzter Mittel einen wissenschaftlichen Apparat sondergleichen in den Dienst der Kriegswirtschaft stellte, zu einer Zeit, da noch gar manche Industrielle verzweifelt die Hände in den Schoß legten. Denn gerade die chemische Industrie, das darf nicht vergessen werden, war damals in den ersten Augusttagen 1914 in einer äußerst ungünstigen Lage. Man hatte zunächst keine Ahnung, woher die Rohstoffe nehmen usw. Hier hat sich Duisberg zweifellos unbestreitbare Verdienste erworben. Ebenso fraglos ist es, daß er für die chemische Großindustrie und namentlich für das von ihm geleitete Unternehmen, begünstigt von den Zeiten und den Arbeiten seiner Vorgänger, Außerordentliches geleistet hat. Die Entwicklung der Elberfelder Farbenfabrik während seiner Direktionszeit (er ist seit 1899 im Vorstand) findet nur wenig Gegenstücke. Die im Jahre 1881 mit nur 5,40 Millionen Grundkapital gegründete Gesellschaft arbeitet heute mit einem nominellen Grundkapital von 54 Millionen, das aber in Wahrheit das Vielfache dieses Wertes darstellt, wie das der Aktienkurs zur Genüge zeigt. Duisberg hat seinerzeit mitgeholfen, zwischen seinem Werk und der nicht minder großen Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen eine ganz innige Interessengemeinschaft mit Gewinnaustausch zu schließen. Und dieses Werk wurde im Krieg, man sagt, hauptsächlich auf seine Veranlassung, dadurch gekrönt, daß er den unabhängig von seiner Gruppe arbeitenden anderen Anilinfarbenkonzern Höchster Farbwerke-Cassella und noch einige kleinere außenstehende Unternehmungen zu einem förmlichen deutschen Farbstoffmonopol verschmolz, der beispielsweise noch umfaßt die Aktiengesellschaft für Anilinfarbenfabrikation in Berlin und die Chemische Fabrik Griesheim. Der Gewinn aller dieser Unternehmungen wird zusammengeworfen und dann nach einem bestimmten Schlüssel verteilt, wobei je ein Viertel auf Höchst, Ludwigshafen und Leverkusen, der Rest auf die übrigen entfällt. In den Laboratorien von Leverkusen arbeitet man seit Jahren mit hartnäckigem Fleiß an der Lösung eines gewaltigen Problems, der Herstellung von künstlichem Gummi. Das Schwesterunternehmen in Ludwigshafen hat unter starker Beteiligung von Elberfeld jetzt im Krieg das nicht minder wichtige Problem der Stickstoffherstellung im größten Maßstabe völlig gelöst. Viele andere Dinge sind noch in der Schwebe.

Der Anteil Duisbergs an all diesen Arbeiten ist sehr groß. Daneben ist er einer der Hauptförderer des Deutschen Museums in München. Im Gegensatz zu Kirdorf darf man seine Beziehungen zu den Verschwörern vom Pariser Platz weniger ernst nehmen, wie das ja auch aus der von ihm veröffentlichten Erklärung hervorgeht, die zwischen den Zeilen erkennen läßt, daß seine Seitensprünge ihm recht peinlich sind. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Politik der Deutschösterreicher

Von Richard Charmatz, Wien

Als der Weltkrieg seinen Anfang nahm und Österreich von einer ungewohnten Welle der Tatkraft durchströmt wurde, als sich der alte Staat jugendfrisch seinen Feinden entgegenwarf, da blitzten vielerlei Hoffnungen auf. Man erwartete eine Erneuerung an Haupt und Gliedern, ein stolzes und frohes Überwinden aller Fehler und Mängel. In dieser Stimmung hielt man auch für erreichbar, was früher nur einen lockenden Zukunftstraum gebildet hatte: die Umformung, Vertiefung, Verinhaltlichung und Vereinheitlichung der deutschösterreichischen Politik. Eine neue Zeit, so fühlte man, brach an, und da lag es nahe, mit einem neuen Wollen und Handeln zu rechnen. Die Deutschen sollten endlich ihre Aufgabe als das geschichtliche Staatsvolk mit den Pflichten der Zusammenarbeit mit den sieben anderen Nationen in Österreich und mit den elf Völkern in der Doppelmonarchie in fruchtbaren Einklang bringen, die Bodenständigkeit im Rahmen mitteleuropäischer Notwendigkeiten wirksam machen und über alle sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen Denkverschiedenheiten hinweg den Weg zu einem einheitlichen nationalen Staatsideale finden. Vielerlei Erscheinungen versprachen diese Entwicklung zu begünstigen: die Schützengrabengemeinschaft, die Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches Armeen umschloß, das Zusammenwirken und Durcheinanderwirken der Truppen aus allen österreichischen und ungarischen Gebieten, der Burgfriede im Hinterland, die seelische Ergriffenheit durch die gewaltigen, furchtbare Opfer erheischenden Ereignisse, die gemeinsamen Nöte, die aus den Aushungerungsbestrebungen der Feinde erwuchsen und die alle gleichmäßig trafen. Die Stunde schien gekommen, um das große deutschösterreichische Programm und eine großzügige deutschöster-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichische National-, Staats- und Reichspolitik zu zeugen, um in abwehrstarker, aufbaufreudiger Geschlossenheit zu vereinen, was früher in wirrem, einander bekämpfenden, zum Teil haltlosen Gruppen und Grüppchen aufgelöst war. Der Übergang von der persönlichen zur sachlichen Politik, vom Führerdespotismus zum Programme, von Zufallsentscheidungen zur vorgezeichneten Richtlinie, bot sich sozusagen von selbst dar.

Unterdessen sind die vielen Kriegsmonate abgelaufen. Sie haben an den Fronten schwere Arbeit gebracht und Siege und Erfolge in fast traumhafter Fülle beschieden. Erreichte das Schaffen im Hinterlande die gleiche Höhe? Was ist zur Verwirklichung der politischen Verjüngung Deutschösterreichs bisher geschehen?

* * *

Zuerst einige Rückblicke. Im Parteileben scheidet sich scharf, was vor den Schicksalsjahren 1866/67, vor Königgrätz, vor dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche lag und was nachher kam. Die nach außen großdeutsche, nach innen großösterreichische Politik einer dahingegangenen Generation und andersgearteten Zeit hatte vieles für sich: die alte deutsche Kaiserherrlichkeit, den Deutschen Bund, das zentralistische Bekenntnis der niemals durchgeführten Reichsverfassung vom Jahre 1849 und die Gesinnung eines Schmerling. Im richtigen und in den Irrtümern zeigte sich Schwung. Auch die anderen Auffassungen, die im deutschösterreichischen Lager geltend wurden, etwa die Ansichten der Autonomisten oder der deutschliberalen Föderalisten waren tief durchdacht, in Einzelheiten wohl begründet, zum Teile voll der Ahnung des Kommenden. Nach dem Februarpatente sah Österreich sechs inhaltreiche Jahre, in denen die Deutschen auf der Höhe programmatischer Politik standen und zielsicher auftraten. Viel Verdienstvolles, Segensreiches wurde geschaffen, manches Falsche allerdings versucht. Bewies doch das Durchdringen der Wünsche Ungarns, das Gelingen der madjarischen Bestrebungen, daß man den Grundriß für den Einheitsstaat allzuweit gezogen hatte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist nicht leicht, nachzufühlen, was es für die Deutschen von 1867 bedeutete, daß sie sich mit einem Male in ganz fremdartigen Verhältnissen zurechtfinden sollten: in der Habsburgermonarchie, die nicht mehr an der Spitze Deutschlands stand, in dem Österreich-Ungarn, zu dem der Kaiserstaat von ehedem umgebildet wurde. Den Übergang vereinfachte zwar die Schmollwinkelpolitik der Tschechen, die zunächst die deutsche Mehrheit im Reichsrate sicherte; zugleich bedrückte jedoch die Erkenntnis, daß sich die gewohnte Vorherrschaft nicht dauernd werde aufrechterhalten lassen. Dem Nachgebornen mag es scheinen, als wäre gerade diese Zeit geeignet gewesen, ein vorausblickendes und darum bleibendes Staatsprogramm zu schaffen; für jene, die unter den eigenartigen Zuständen litten, enthielt die Gegenwart jedoch so viele Hemmungen, daß das freie Hineinwachsen in eine andersgeartete Zukunft nicht gelingen konnte.

In der Ära Taaffe wurde das Österreich der acht Nationen politisch wirksam; mit einem Rucke änderte sich die Machtverteilung. Zugleich trat die Notwendigkeit ein, daß die, die gestern noch Herren, die Mehrheit waren, nun als parlamentarische Minderheit den Kampf der Abwehr und der Verteidigung eröffneten. Leidvolle Jahre begannen, und das Zurechtfinden wurde nicht leicht. Wie viel an Kämpfen, Enttäuschungen, Erfahrungen drängte sich zwischen den zwei Wendepunkten zusammen, die durch das Linzer und das Brünner Programm bezeichnet wurden. Das erstere kam im Jahre 1882 zustande; Männer wie Heinrich Friedjung, wie Viktor Adler bemühten sich um seinen Inhalt. Nach außen zeichnete Georg Ritter von Schönerer verantwortlich. In 36 Punkten wurden Forderungen aufgestellt, die in dem Verlangen nach der Personalunion mit Ungarn, nach der Vereinigung Galiziens und der Bukowina mit der östlichen Reichshälfte beziehungsweise nach der Sonderstellung dieser Gebiete, nach der Einführung der deutschen Staatssprache in Österreich, nach der Schaffung eines gemeinsamen Zollgebietes mit dem Deutschen Reiche und der Heranziehung der Balkanländer und nach der Befestigung des zwischen Bismarck und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Andrássy geschlossenen Bündnisses gipfelten. Nur nebenher sei bemerkt, daß sich Schönerer später, im September 1906, unter dem Eindrucke der „deutschfeindlichen Wahlreform“ öffentlich vom Linzer Programm lossagte. Die andere wichtige Erklärung wurde auf dem Parteitage der Sozialdemokratie im September 1899 in Brünn zustande gebracht. Sie suchte in der Wirrnis der nationalen Kämpfe einen sicheren Pfad zu zeigen. Österreich, so hieß es, könne nur als Nationalitätenbundesstaat leben, der sich in autonome nationale Selbstverwaltungsgebiete, möglichst nach der Sprachengrenze abgeteilt, zu gliedern habe. Jedes nationale Vorrecht wurde verworfen, „die schon bestehende Tatsache der deutschen Verkehrssprache“ anerkannt.

Der Unterschied zwischen dem Linzer und dem Brünner Programm ist so augenfällig, daß man ihn nicht erst zu erläutern braucht. Wer jedoch die Linie festhalten will, die das politische Denken der Deutschen in Österreich in seinen Wandlungen gezogen hat, muß auch bei dem sogenannten Pfingstprogramme haltmachen, das im Mai 1899 von fünf deutschbürgerlichen Parteien aufgestellt, mit Jubel begrüßt und nachher freilich rasch vergessen wurde. In ihm klang die Erinnerung an die sturmvolle Badenizeit nach; es formulierte auf vielen Seiten alle vom deutschen Volke erhobenen Wünsche, es vereinigte Naheliegendes mit Weitausgreifendem. Man kann es am besten als Rüstkammer für den Tageskampf bezeichnen, für das Ringen in Monaten, in denen die unglückseligen Sprachenverordnungen noch die Gemüter beherrschten. Ein anderes, gleichfalls bald zurückgestelltes Programm muß der Vollständigkeit halber auch erwähnt werden. Auf dem ersten christlichsozialen Reichsparteitage in Wien wurde im März 1907 ein „Wahlmanifest“ beschlossen, das unter dem Einflusse der Verfassungskämpfe in Ungarn die großösterreichische Note ertönen ließ. „Die christlichsoziale Partei,“ hieß es, „verurteilt eine künstliche Schürung des nationalen Kampfes, aber sie wird die Güter und Interessen des deutschen Volkes mit voller Überzeugung hochhalten.“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch das ist eben das Eigentümliche und Entscheidende, daß man die inneröſterreichiſche Politik keineswegs verſteht und überſieht, wenn man ſich bloß an die protokollariſch feſtgelegten Grundſätze hält. Das perſönliche und das örtliche Moment bedingte mancherlei Verſchiebungen, ſogar Durchkreuzungen der Programme. Ein und dieſelbe Partei bekannte ſich da als antiſemitiſch, dort als nichtantiſemitiſch. Gruppen, die ſich an einer Stelle auf das Heftigſte befehdeten, ſchloſſen ſich an einem anderen Orte gelegentlich zuſammen. Auch taktiſche Erwägungen erzeugten bisweilen ein Schwanken, ja mehr als das: eine Verwandlung der Weſensart. Radikale bewährten ſich in der Regierungsgefolgſchaft; man war fallweiſe ſogar zugleich oppoſitionell und miniſteriell. Dadurch entſtanden Verwicklungen, die jeden Überblick verwehrten und jegliche Vorherſage ausſchloſſen, die ſchließlich die Unſicherheit und Unbeſtändigkeit, die Verſchwommenheit und Farbloſigkeit zur Folge hatten.

Im ganzen und großen konnte man vor dem Weltkriege von einer vierfachen Gliederung des deutſchöſterreichiſchen Lagers ſprechen, wobei jedoch die Grenzlinien nicht immer ſcharf zu ziehen waren und die charakteriſtiſchen Merkmale bisweilen nicht recht zutrafen. In ſich geſchloſſen hob ſich die klerikal-chriſtlichſoziale Gruppe ab; gleichfalls feſt umgrenzt war die deutſchöſterreichiſche Sozialdemokratie. Ziffernmäßig am ſtärkſten erwies ſich jener Block, der unter dem Sammelnamen „Deutſcher Nationalverband“ im Parlament wirkte, der eine Reihe von Parteien in ſeiner Mitte vereinigte, Agrarier, Zünftler und Induſtriepolitiker zuſammenführte, aber keinen Abgeordneten jüdiſchen Glaubensbekenntniſſes unter ſeinen Anhängern duldete. Vom klerikal-chriſtlichſozialen Heerbanne unterſchied den Nationalverband die freiheitliche Geſinnung, mit den Klerikalen und Chriſtlichſozialen fand er ſich in der Abwehrſtellung gegen die Sozialdemokraten. Als vierte Gruppe möchten wir die Politiker demokratiſch-liberaler Richtung bezeichnen, der parlamentariſchen Macht nach nur ein Häufchen und dennoch nicht ohne ſtarken Einfluß auf das Geiſtesleben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Wirklichkeit aber löste sich das Parteigewirre in eine Unzahl von Einheiten auf, von organisatorischen Bildungen, die in ihrer Mannigfaltigkeit bisweilen erst an den Wahltagen voll hervortraten. Für jeden persönlichen Geschmack, für jede Eigenart war im kleinen gesorgt, doch mit dem Großen stand es schlecht. Bei den vielen Sonderbestrebungen kam die Nation zu kurz; unter der Zerrissenheit litt die Stellung des deutschen Volkes in Österreich und mehr als diese: auch der Staat.

* * *

Der Weltkrieg hat zwei Völker Österreichs bereits veranlaßt, sich zu einer nationalen Sammlungspolitik zu bekennen, aller Meinungsverschiedenheiten und geschichtlichen Interessengegensätze ungeachtet Einheitsprogramme aufzustellen. Den Anfang machten die Polen. Im August 1914 wurde die Grundlage für die Vereinigung geschaffen, der Oberste polnische Nationalrat entstand. Aber noch war das Werk nicht vollendet, nicht lückenlos jene Übereinstimmung im nationalen Wollen und in der nationalpolitischen Taktik hergestellt, die als Ziel vorschwebte. Ein Vierteljahrhundert heftiger erbitterter Kampf hatte die polnischen Sozialdemokraten von den übrigen volksgenössischen Parteien getrennt, die im Wiener Parlamente im Polenklub seit Jahrzehnten vereinigt, unter eine stramme Führung gebracht waren. Wie ungestüm wetterte einst ein Daszynski gegen die Schlachta, so wuchtig, daß die mächtigen Herren zusammenzuckten. Doch da geschah das Wunderbare: im Januar 1916 vollzog sich der Eintritt der polnischen Sozialdemokraten in die früher verfemte Gemeinschaft; die Türen des Polenklubs wurden ihnen geöffnet, und die Gerufenen erwiesen sich nicht als spröde. Durch die Vereinigung sollte die Kraft der Nation gesteigert, ihr politisches Gewicht vermehrt, ihr Einfluß auf die Neugestaltung Österreichs gehoben werden. Die gemeinsamen Wünsche für die Zukunft ließen die Entzweiungen in der Vergangenheit vergessen.

Dem Beispiele folgten die Tschechen, die sich im November 1916 ohne Rücksicht auf die Parteiunterschiede zur Vertretung einheitlicher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nationaler Forderungen zusammenfanden. Alle tschechischen Reichsratsabgeordneten sammelten sich im Tschechischen Verbande; daneben wurde ein das ganze Volk umfassender Tschechischer Nationalausschuß gebildet. Jungtschechen und Fortschrittler, Nationalsoziale und tschechische Agrarier, klerikale Tschechen, tschechische Sozialdemokraten und Alttschechen reichten einander die Hände. Was immer kommen mag, die Nation ist in ihrer volksgenössischen Politik und Taktik gefestigt.

Der Ansporn für die Deutschen in Österreich, eine mächtige Phalanx aufzurichten, war also wahrhaftig gegeben. Doch was geschah, um der Stimme der Zeit, dem Gebote der Stunde und zugleich der Voraussicht für die Zukunft Rechnung zu tragen? Zweierlei Bewegungen waren zu verzeichnen. Die eine Aktion setzte sich das Ziel, eine große deutschbürgerliche Einheitspartei zu begründen, also etwa alle Gruppen zu einer festgegliederten, durchgearbeiteten und wirkungsfähigen Organisation zu vereinigen, die im Deutschen Nationalverbande einen schwachen parlamentarischen Einheitsausdruck gefunden hatten. Monatelange Bemühungen, ernste Anstrengungen führten aber nur zu einem teilweisen Ergebnisse, zu einem Erfolge, der weit hinter den Erwartungen zurückblieb. Im September 1916 riefen drei Dutzend deutschbürgerliche Abgeordnete die Deutsche Arbeitsgemeinschaft ins Leben, die als neue Formation innerhalb des Nationalverbandes in Tätigkeit trat. Was eine große, die Massen innig berührende, das Parteileben wandelnde Umgestaltung hätte werden sollen, blieb auf eine Umgruppierung im Parlamente beschränkt. Aber immerhin, der Wille zur Vereinheitlichung trat zutage, und was beim ersten Anlaufe nicht glücken mochte, konnte trotzdem als Vorläufer künftiger Ereignisse begrüßt werden.

Die zweite Bewegung lief darauf hinaus, die Deutschösterreicher ohne Beeinträchtigung der parteipolitischen Verschiedenheiten, ohne Rückwirkung auf die prinzipiellen Gegensätze für ein gemeinsames nationales Arbeitsprogramm zu gewinnen. Leider wurde jedoch bloß mit halben Mitteln einer Halbheit nachgestrebt. Wohl kam im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Februar 1917 eine Einigung zwischen den Christlichsozialen und dem Deutschen Nationalverbande, mithin zwischen den zwei stärksten deutschen Klubs im Parlamente, zustande. Das Ergebnis war die Annahme gemeinsamer „Richtlinien". Punkt 2 verlangte das Festhalten „an dem Bündnisse mit dem Deutschen Reiche". Demgemäß solle nach Punkt 3 „einem innigeren wirtschaftlichen Zusammenschlusse zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland, gegebenenfalls nach Maßgabe der wirtschaftlichen Entwicklung die schrittweisen Ausgestaltungen zu einem Zoll- und Handelsbündnisse" das Wort geredet werden, ebenso wie die „Handelsverträge gemeinsam mit dem Deutschen Reiche gegenüber dritten Staaten abzuschließen und entsprechende Absatzgebiete sicherzustellen" seien. Änderungen der Staatsverfassung und die Einführung einer neuen Geschäftsordnung für das Parlament, die Kreisverfassung für Böhmen, der Schutz der deutschen Minderheiten in den Kronländern und die Festsetzung der deutschen Staatssprache, „wobei in den gemischtsprachigen Ländern die sprachlichen Erfordernisse der andersprechenden Bevölkerung in Amt und Schule" zu berücksichtigen seien, werden verlangt. Bei der Sonderstellung Galiziens müsse auf die Interessen des Gesamtstaates Bedacht genommen werden.

Während die Polen und die Tschechen es vermocht haben, alle Volksteile für den nationalen Kampf heranzuziehen, sind die Verhandlungen im Lager der Deutschen nicht so weit gediehen. Noch stehen die Sozialdemokraten abseits, ebenso wie die Vertreter der Wiener freiheitlichen Bevölkerung und andere Gruppen. Man fragt sich unwillkürlich, ob es nicht möglich war, die ganze Volksgemeinschaft für den zweckmäßigen nationalen Zukunftskampf aufzubieten, für diesen einen großen, schicksalsschweren Zweck tragfähige Brücken von Partei zu Partei zu schlagen, und ob vor allem die Bemühungen hierzu in weitherziger, vorurteilsloser Weise unternommen wurden? Offizielle Erklärungen sind bisher nicht erfolgt; man hat nur davon gehört, daß mit deutschböhmischen Sozialdemokraten vergeblich flüchtige Fühlung genommen ward. Nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über die Schuld der einen oder der anderen soll geklagt werden; Klagen sind müßig, wenn nur die Taten etwas bedeuten. Immerhin aber muß der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß schließlich auch im deutschen Lager gelingen werde, was im Schoße zweier anderer Nationen Österreichs zustande kommen konnte. Die Zukunft wird sicherlich gewaltige Anforderungen stellen, und nur die Starken werden sich behaupten können. Die Stärke eines Volkes liegt nun in seiner Geschlossenheit, in der Einmütigkeit seines nationalen Wollens, Strebens und Tuns.

Die Politik der Deutschösterreicher! Sie muß anders werden als sie bisher war, wenn sie ersprießlich, segensreich, anfeuernd sein soll. Persönliche Liebhabereien müssen hinter sachlichen Erwägungen zurücktreten und der realpolitischen Einsicht den notwendigen Spielraum gewähren. Auch ist es ein Gebot der Klugheit, die Sache des Volkes nicht von der wandelbaren Gunst einzelner Ministerien allein abhängig zu machen, den Vorteil nicht in Verhandlungen hinter den Kulissen zu suchen, sondern den Kampf in frischer, freier Luft frisch und frei zu führen: unter Bedachtnahme auf die Bedürfnisse der Nation und des Staates. Parlamentarier dürfen freilich nicht parlamentsscheu sein, Reichsratsabgeordnete nicht vor der Einberufung des Reichsrates zurückschrecken, wie dies geschehen ist. Sonst muß sich notwendigerweise eine Kluft zwischen dem Volke und seinen erwählten Vertretern ergeben, eine Lockerung der Beziehungen, wo ein Ineinanderströmen der Empfindungen wünschenswert erscheint.

Wie die Deutschen sich als Österreicher verhalten sollen, hat schon Fürst Bismarck in einer wundervollen Rede am 15. April 1895 einer Huldigungsabordnung aus der Steiermark gezeigt; wie sie sich dem weiteren Rahmen der mitteleuropäischen Gemeinschaft einzufügen haben, lehrt jede Stunde des gigantischen Weltkrieges.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anmerkungen zur Friedensfrage

Von J. P. Buß (Heidelberg)

Die öffentliche Erörterung der Friedensfrage als einer drängenden Angelegenheit menschlicher Vernunft ist seit Wochen verstummt; ihr politisches Gewicht hat dadurch natürlich nicht abgenommen, aber ihre Klarheit auch nicht gewonnen. Der Notenaustausch muß für den Politiker zugrunde liegen als das Rohmaterial jeder Betrachtung solcher Art.

Zunächst war es wohl psychologisch verständlich, eine besondere Wirkung des deutschen Friedensangebots auf Rußland zu erwarten. Aber diese bestechende Hoffnung war geschwunden, als die russische Regierung und ihre Sprachrohre ablehnten, so ablehnten, wie man es kaum zu vermuten wagte. Diese Haltung Rußlands ist durchaus nicht so absurd, wie man vielfach glaubt. Was würde für Rußland unter den gegebenen Verhältnissen und der östlichen Orientierung (d. h. der gegen Rußland gerichteten Politik Deutschlands) ein Friede mit den Zentralmächten bedeuten? Rußland ist in seiner Macht zurückgedrängt, aber es fühlt sich nicht entscheidend geschlagen. Schließt es heute Frieden, den es vielleicht nötiger hat als irgendeine andere Großmacht, so verliert es mit großer Sicherheit weite Gebietsteile seines westlichen Besitzes. Gerade aus dieser Sachlage heraus, die Rußland noch nicht reif zum Friedensschluß macht, ist seiner Regierung ein Mittel zur Verfügung gestellt, alle Unterströmungen von Friedensregungen zu übertönen, durch die feierliche Proklamation der Befreiung des heiligen russischen Bodens, durch die für den unbefangenen Beurteiler tragikomisch wirkende Forderung von Kriegszielen (Konstantinopel), das es will, aber nicht unbedingt braucht, einer Verwirklichung jedenfalls entfernter entgegensieht denn je. Trotzdem sind die Leute, die für die Fortführung des Krieges in Rußland eintreten, nicht nur die panslawistischen Fanatiker, die sich in Utopien ergehen, unter ihrer Zahl befinden sich auch Männer mit realpolitischem Blick, die mit den Kriegshetzern gehen, weil sie müssen, weil sie sich der drohenden Katastrophe ihres Vaterlands bewußt sind. Sie zwingt die Unerbittlichkeit des Schicksals in die Reihen derer, mit denen sie im Grunde genommen herzlich wenig gemein haben. Die russische Macht muß daher entweder gebrochen werden durch militärische oder wirtschaftliche Mittel. Dann müßte Rußland notwendigerweise einen faulen Frieden schließen. Oder: es müßte der deutschen Staatskunst gelingen, durch Gewährung äußerst vorteilhafter Bedingungen unter Verzicht auf schon er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rungene Erfolge Rußland zum Abschluß eines Sonderfriedens zu gewinnen. Das sind zwei Möglichkeiten. Die erste ist ohne Zweifel für uns die günstigere. Es frägt sich nur, ob auch die wahrscheinlichere. Die zweite hat — natürlich immer nur vom Standpunkt der jetzigen kriegspolitischen Lage aus, die in ständigem Werden und in steter Wandlung begriffen ist — nur unwesentlichen Anspruch auf reale Wirklichkeit, zumal Rußland durch die Unabhängigkeitserklärung Polens stark verstimmt wurde. So ist die Artung unseres Verhältnisses zum russischen Reich viel problematischer und verwickelter als zu irgendeinem anderen Gegner. Das muß nicht auch für die Zukunft unbedingt gelten. Denn gerät ein Baustein des Ententeblocks ins Wanken, so werden mit einem Schlage auch die Grundlagen der zwischenstaatlichen Beziehungen neu geschaffen.

Und *England*? Der staatliche Gegensatz: England-Deutschland hat den Weltkrieg in seinem heutigen Umfang bestimmt. England kämpft in erster Linie für unsere weltwirtschaftliche Ausschaltung. Deswegen hat es mit einem kontinental gebundenen Deutschland nicht die Interessengegensätze, wie sie die Republik Frankreich schon Jahrzehnte und Rußland in der neuesten Zeit haben.

Hätte nun England dem deutschen Friedensangebot zugestimmt, das die *sofortige* Aussprache über die Friedensbedingungen auf einer in neutralem Lande tagenden Konferenz vorschlug, so wären die Gegensätze, die im Lager der Entente ungeschwächt fortbestehen und nur durch die gemeinsame Gegnerschaft gegen die militärisch *erfolgreichen* Mittelmächte nicht zu zersetzenden Ausbruch gelangen, plötzlich zutage getreten. Die Sprengung der Allianz, des Bündnissystems, das England zur Erhaltung seiner Weltmachtstellung lebensnotwendig braucht, wäre unvermeidlich gewesen. Denn es ist sogut wie ausgeschlossen, daß britische Diplomaten, die wissen, daß England seiner heutigen Koalition bedarf, *mit einem Schlage* das Unmögliche vollbracht hätten, Rußland von seinen panslawistischen Eroberungsplänen abzubringen, um es zu einem zahmen Frieden mit den Zentralmächten zu veranlassen, ohne es solcherart als Aktivposten in der britischen Rechnung ausschalten zu helfen. Bezeichnenderweise verhielt sich die englische Regierungspresse ziemlich kühl gegenüber der Zerschmetterung Rumäniens, die doch in erster Linie die Verwirklichung des russischen Balkankriegsziels aussichtslos macht.

Die Engländer benötigen heute eine geniale Staatskunst, der es gelingen müßte, die Verbündeten über die wirklichen Ziele Englands im Dunkeln zu lassen, bis die politische Situation so reif ist, daß seine Politiker die Karten aufdecken können. Die Fortführung des Kriegs verspricht jedenfalls die Bundesgenossen des Briten so mürbe zu machen, daß er freier atmen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zielgemäßer und rücksichtsloser handeln kann. Bis dahin aber muß der Bund, der die Mittelmächte einkreist, halten. Und das wird er nur, wenn er seinen Gliedern Beute verspricht und — bringt. So stellt man das deutsche Friedensangebot als ein Scheinmanöver hin, das auf der Grundlage des deutschen Sieges fuße, der mit den nationalen Selbstbestimmungsrechten der einzelnen Völker nicht in Einklang zu bringen sei, um Deutschland zum Widerspruch und zur Präzision zu reizen und gleichermaßen, um damit die doktrinäre Kriegspolitik der Verbündeten zu stützen. Der deutschen Diplomatie wird zugerufen: „Eine Anregung ohne Bedingungen für Eröffnung von Verhandlungen ist kein Friedensangebot." Den verbündeten Ententevölkern tut man wie stets anläßlich von offiziellen Bündnis- und Freundschaftsbezeugungen kund: „Wir versichern noch einmal, daß ein Friede nicht möglich ist, solange wir nicht die Gewähr haben für Wiederherstellung der verletzten Rechte und Freiheiten, für die Anerkennung des Grundrechts der Nationalitäten und der freien Existenz der kleinen Staaten . . ." England befindet sich heute in einer Schlinge durch die unheimliche Verkettung britischer Bündnispolitik. Es sucht den Ausweg, aber es hat sich zu tief verstrickt, als daß dieser Ausweg so glatt gefunden werden könnte. Findet es ihn nicht, so sind die Tage britischer Weltmachtstellung gezählt. Der zielbewußten deutschen Politik und Kriegführung wird es gelingen, diesen Ausweg, den England einmal suchen muß, zu sperren.

Der deutsche Weg ist Rußland und England gegenüber gerade und unkomplizierter, schon aus dem Grunde, der den Vierbund als einen Ring, von harmonischer Lebensnotwendigkeit gezeugt, erscheinen läßt, die Entente hingegen als einen Zusammenhalt, der wohl äußerlich nach Homogenität streben muß, der aber sein grundlegendes heterogenes Gepräge nie abzustreifen vermag. Deutschland und seine Verbündeten suchten die Verständigung, weil sie eine solche wollen, nicht weil sie sie um jeden Preis suchen müssen. Sie erkennen in Wahrheit das „Grundgesetz der Nationalitäten und die Existenz der kleinen Staaten" als eine Forderung an, die die Entente wohl in großen und klingenden Worten vertritt, aber nicht mit gleichem Nachdruck in der Handhabung der Praxis durchzuführen gewillt ist. Warum legt die britische Regierung nicht ihr angebliches höchstes Ziel: „die Wiederherstellung des Friedens und des Rechts", in einfachen und prägnanten Zügen aus? Warum beantwortet sie nicht diese Frage eingehend, wozu die Mittelmächte sie doch ohne Verbindlichkeit einluden? Aus Furcht vor dem Zusammenbruch einer Mächtekonstellation, die stets nur von gemeinsamen Interessen und Absichten beseelt sein will. **Hier liegt der Angelpunkt des Friedensproblems geborgen.** England wies

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus diesen Erwägungen die deutsche Friedenshand zurück, die zu ergreifen es Gelegenheit und versteckte Lust hatte.

Immerhin: der britische Vernichtungswille ist im Verlaufe der Geschichte des englischen Staats nur so weit gegangen, als er sich in den Rahmen politischer Vernunft einfügen ließ. Sollte er heute über alles Maß politischer Logik hinausschießen, so würde durch eine längere Fortsetzung des Kriegs die daraus möglicherweise erstehende europäische Ohnmacht in erster Linie eine englische in sich schließen. Das wäre freilich nicht der für England ungünstigste Ausgang aus der europäischen Weltkrise. Denn es kann jetzt anders kommen: so, daß London sein Amt als Führer, Erhalter und Ausgleicher nicht mehr so wirksam und erfolgreich durchführen kann, als das bisher der Fall war, so, daß es weder Rußland halten, noch mit Deutschland einen freiwilligen Frieden schließen kann, der auf Verständigung und Ausgleich, auf Gegenseitigkeit und nicht auf Einseitigkeit des Willens aufgebaut ist.

Mit der Erklärung des rücksichtslosen Tauchbootkrieges hat die deutsche Regierungspolitik alles Gewicht auf den nunmehr einsetzenden Entscheidungskampf: Deutschland-England gelegt, der jetzt bis zur Erschöpfung eines Gegners ausgefochten werden wird. Die politische Lage ist heute von solcher Art, daß der europäische Friede nur durch den schärfsten Druck auf England erzwungen werden kann. Mit vollem Recht hat jedoch der Kanzler im Reichstag erklärt, daß die durch die Seesperre über England veränderte politische Situation ihn nicht reize, sich an der unfruchtbaren Debatte über die deutschen Kriegsziele zu beteiligen, daß er nicht willens sei, Versprechungen oder ins einzelne gehende Formulierungen zu geben. Die deutsche Politik muß heute mehr denn je eine solche der freien Hand sein, damit sie bei der künftigen Lösung des Friedensproblems durch voreilige Bekenntnisse nicht gebunden ist. Sie konnte nicht von temperamentvollen Doktrinären geleitet werden, weil sie jeder Änderung der kriegspolitischen Lage auf das genaueste Rechnung tragen mußte.

Als das Friedensangebot verworfen war und die Vereinigten Staaten nichts taten, um sich der rücksichtslosen Unterbindung des deutsch-amerikanischen Handels durch England zu widersetzen, war der politische und moralische Zeitpunkt zum uneingeschränkten Tauchbootkrieg gegeben. Die Haltung Wilsons konnte in solchem Falle nach der Geschichte des deutsch-amerikanischen Notenwechsels keinem Zweifel unterliegen. Die Friedensaussichten können nicht mehr durch amerikanische Vermittlungsaktionen, sondern nur durch die wachsende wirtschaftliche Isolierung Englands gestärkt werden. Jedenfalls kann im gegenwärtigen Zeitpunkt von einer bindenden Festlegung deutscher Kriegsziele

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch die Regierung nicht die Rede sein. Sie kann höchstens dann erfolgen, wenn die sichere Aussicht besteht, daß die Feinde gezwungen sind, sich den deutschen Friedensforderungen bedingungslos zu fügen: Wenn um den Frieden nicht mehr verhandelt werden müßte. Kann der Friede nicht diktiert werden, so muß die deutsche Politik in solche Bahnen gelenkt werden, daß das Deutsche Reich aus seiner drückenden weltpolitischen Begrenztheit und seiner kontinentalen Gebundenheit in eine neue und günstigere Stellung, mindestens zu einer der großen Weltmächte: Rußland, England, Japan und Nordamerika gerät. Die Grundlage für eine spätere auswärtige Neuorientierung von so unerhörter Bedeutsamkeit wird durch auftrumpfende Herausforderung so wenig wie durch methodische nationalistische Verhetzung der Volksmassen geschaffen werden, vielmehr nur durch spürende Zurückhaltung im Sinne der bismarckischen Orientpolitik der „Hinterhand".

Zwei Sonette

Von Ludwig Knapp (Kirchheim u. T.)

I

O frischer Marsch mit jungen Feldsoldaten,
Wenn im Gebüsch die ersten Strahlen schwanken!
Wie Morgennebel wogen die Gedanken
Und jauchzen auf wie Lerchen aus den Saaten.

Was sucht mein Herz? Sieg, Ruhm und tapfere Taten!
Verderben für den Feind in Front und Flanken!
Bald will sich jeder Nerv ums Leben ranken,
Bald lockt der Tod der springenden Granaten.

Allein die Sonne am erblauten Himmel
Hat bald des Morgens Ungestüm bezwungen
Zu eines goldnen Sommertages Ruh,

Und all das hundertfarbige Gewimmel
Von Bildern, Wünschen und Erinnerungen
Besiegst in meiner Brust, Geliebte, du!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

II

In ihrem Schmerz sind Herbst und Lenz verwandt.
Nach einem reifen Glücke schmachten beide,
Der Lenz in seiner Blüten keuscher Seide,
Der Herbst in schwelgerischer Farben Brand.

O Glück des Sommers! Träumend streckt die Hand
Der Lenz nach dir. O goldbeglänzte Heide!
O volle Frucht und wogendes Getreide!
Heiß weint der Herbst, weil dieses Glück verschwand.

Einst lachte mir ein junges Angesicht
Im lichten Kranz der ersten Frühlingsblüten;
Leis flüsterte der Lenz: Noch nicht ... noch nicht!

Nun fährt der Herbstwind durch den Park daher
Und in dem welken, rot und gelb erglühten
Laub säuselt jedes Blatt: Nicht mehr ... nicht mehr!

China und der Krieg

Russische Blätter meldeten aus Peking, daß der Präsident der Republik der Mitte seinen Widerstand gegen einen Abbruch der Beziehungen zu Deutschland aufgegeben habe. Er habe die Vertreter der Pekinger Presse zu sich kommen lassen und ihnen erklärt, wenn das Volk den Krieg wolle, so dürfe er sich dem nicht widersetzen. Die Gesandten der Verbandsmächte sollen nun fest davon überzeugt sein, daß die chinesische Regierung nicht nur die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrechen, sondern ihm auch den Krieg erklären werde.

Wer die Vorgänge, die sich im Reiche der Mitte in den letzten Wochen abgespielt haben, aufmerksam verfolgt hat — soweit es die dürftigen Nachrichten, die aus dem fernen Osten zu uns gelangen, zuließen —, konnte nicht überrascht sein, als sich diese Nachricht als richtig herausstellte, selbst wenn die Erwartung der Verbändler, daß China sich sogar zur Kriegserklärung an die Mittelmächte entschließen werde, in Erfüllung geht. Die Erklärung für dieses merkwürdige Verhalten ist freilich nicht so einfach, wie manche Leitartikler bei uns es hinstellen, die China mit Portugal auf eine Stufe stellen, da es wie dieses so ohnmächtig sei, daß es sich fast bedingungslos dem Willen seiner Gläubiger fügen müsse. Gewiß befindet sich die chinesische Regierung seit langem in großer Geldverlegenheit, und gewiß können England und Amerika als Hauptgläubiger Chinas auf dieses einen starken Druck ausüben und tun es auch. England hat sich sogar nicht gescheut, wie ein Erpresser gegenüber China als seinem Schuldner aufzutreten. Es hat ihm zuerst weitherzig alte Schulden gestundet und neues

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geld vorgestreckt. So ist die jüngste Neugestaltung des chinesischen Heeres mit englischem Gelde ausgeführt worden. Dann aber verlangte es auf einmal Rückzahlungen und Zinsen, und als sich die chinesische Regierung außerstande erklärte, ihren Verpflichtungen auf einmal zu genügen, fand sich John Bull zu Nachsicht und Nachlässen bereit, falls China sich dem Zehnverbande anschließen wolle. Dann sollte es auch zur Stärkung seiner Finanzen die Seezölle erhöhen dürfen. Amerikas Finanzwelt und Diplomatie haben zweifellos dieses Vorgehen mittel- oder unmittelbar eifrig unterstützt.

Dennoch: hätte China von England und Amerika nicht viel mehr zu erwarten als finanzielle Unterstützung, so würde es sich unter keinen Umständen zu Vasallendiensten im Kriege gegen Deutschland pressen lassen. Um das Verhalten der maßgebenden politischen Kreise in China zu verstehen, muß man sich die zwischen Peking und London und Peking und Washington wohl schon seit langer Zeit schwebenden Verhandlungen auch gegen eine andere Macht gerichtet vorstellen als gegen Deutschland, nämlich gegen Japan. In Japan hat der Mikado am 25. Januar das Abgeordnetenhaus aufgelöst und angeordnet, daß das neu zu wählende Parlament nicht vor dem 23. Juni zusammentreten soll. Das Ministerium Terautschi, das dem des Grafen Okuma im Oktober vorigen Jahres folgte, hat also das unbedingte Vertrauen des Monarchen, und da man annehmen kann, daß die militärisch-imperialistische Politik, die Terautschi treiben will, gerade in den Kreisen eifrig unterstützt werden wird, die von dem wirtschaftlichen Aufschwung, den Japan während des Krieges erlebte, am meisten begünstigt wurden, so kann man nicht daran zweifeln, daß der Regierung genügend Mittel zur Verfügung stehen werden, die kommenden Wahlen so zu beeinflussen, daß sie zu ihren Gunsten ausfallen müssen. Es ist daher wohl damit zu rechnen, daß das Kabinett Terautschi der japanischen Außenpolitik für absehbare Zeit ihr Gepräge geben wird, um so mehr, als ja der Mikado das Parlament nochmals auflösen könnte, wenn die Wahlen noch nicht das erwünschte Ergebnis haben würden. Das Kabinett Terautschi aber steht dem englischen Verbündeten recht kritisch gegenüber. In den Parteien, auf die es sich stützt, möchte man sich von England je eher je lieber losreißen, wenn sich die englische Regierung nicht auf zwei Bedingungen einläßt: die völlige Überlassung Chinas als Einflußsphäre an Japan und die Anerkennung einer Bündnispflicht gegenüber Amerika. England aber hat sich im Jahre 1911, wo die letzte Ausgabe des britisch-japanischen Bündnis-Vertrages zustande kam, ausdrücklich ausbedungen, daß es Japan in einem Kriege gegen eine Macht, mit der es einen Schiedsvertrag abgeschlossen habe, womit nur Amerika gemeint war, nicht beizustehen brauche; und daß es nicht daran denkt, Japan in China frei schalten und walten zu lassen, beweisen die gegenwärtigen Unterhandlungen mit der Pekinger Regierung.

Der Krieg gegen Deutschland bildet im Grunde nur eine recht nebensächliche Rolle bei den Unterhandlungen in Peking. Es handelt sich vor allem um einen Gegenzug gegen den Abschluß des russisch-japanischen Bündnisvertrages, durch dessen geheim gehaltenen Teil sich Japan für die kommende Auseinandersetzung mit Amerika zweifellos den Partner gesichert hat, den England nicht abgeben mochte. Und nur weil Eng-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land und Amerika China vor einer völligen Vergewaltigung durch Japan und Rußland, wie sie diese beiden Mächte für die Zeit nach dem Kriege zweifellos beabsichtigten, schützen zu wollen versprechen, läßt sich die Pekinger Regierung so leicht nötigen, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zum Anlaß eines Bruches mit Deutschland zu nehmen. Japan kann dagegen wenig unternehmen, solange es noch selbst dem Verbande angehört und Rußland vom Kriege noch vollauf in Anspruch genommen ist. Es liegt nahe, daß man sich unter solchen Umständen in Japan rege mit der Möglichkeit einer Annäherung an Deutschland beschäftigt, die zum Ziel hätte, dem sich anscheinend vorbereitenden englisch-amerikanisch-chinesischen Bündnis ein deutsch-russisch-japanisches gegenüberzustellen.

Otto Corbach

Die innere Kampffront

Daß der Graf York, bei dem subalternen Anlaß des Diätengesetzes für die Abgeordneten, im preußischen Herrenhaus einen ganzen Katechismus des politischen Unmuts bekannt hat, ist ihm zum geschichtlichen Verdienst gediehen. Ob Klugheit ihn beriet, ist eine andere Frage; aber daß er gegen Reichstag und Regierung, fast mit verschrobenem Romantikerblick des vielbelesenen Don Quichotte, ansprengte, hat zwei gute Dinge erzeugt: eine Rede von Bethmann Hollweg und einen Antrag des nationalliberalen Dr. Friedberg.

Beide haben sich in der Frage der preußisch-deutschen Zukunftspolitik zu einem Zeitpunkt höchster Verantwortung und Verpflichtung so stark gebunden wie nie zuvor.

Daß der Antrag, der eine gründliche und grundsätzliche Reform der preußischen Pairskammer fordert, den Namen eines durchaus nicht radikalen Mannes trägt, legt die Mittelpartei des Ausgleichs in eine dauernde Kampfstellung gegen die preußische Verfassung fest. Gleichzeitig ist vor der Bevölkerung die Frontverbreiterung deutlich gemacht: die Wahlrechtsänderung in Preußen ist so lange nur eine Befriedigung theoretischer staatsbürgerlicher Wünsche und Erwartungen, solange in der Praxis der Gesetzesarbeit das andere Haus, vom Geist einer neuen Zeit unberührt, seinem „geschichtlichen Beruf“ lebt. Ohne einen sehr kräftigen Pairsschub wird das nicht gehen. Wenn freilich im übrigen der preußische Adel von der Warte dieses Hauses herab die politische Arbeit des deutschen Bürgertums hohnvoll belacht und ablehnt, so hat er mildernde Umstände: denn was er an preußischem Bürgertum um sich herum hat, Oberbürgermeister und alte Professoren, das hat sich bis jetzt im Herrenhaus noch bei jeder großen politischen Aussprache so lahm und feig gezeigt (auch diesmal wieder), daß das keinen Eindruck machen kann. Diese vom König berufenen Männer, die sonst sehr verdient sein mögen, benehmen sich auf dem Parkett des feudalen Hauses wie ängstliche Gäste. Sei's drum.

Der Ministerpräsident aber, der bisher nur im Reichstag die Grundsätze seiner Friedensarbeit ausgesprochen, hat jetzt auch auf dem schlechter bereiteten Boden des preußischen Landtags Meinungen und Zusicherungen gegeben, die ernst, frei und männlich waren. Auch dieses Haus hat eine Mehrheit gesehen, die sich von der Wucht seines sittlichen Wollens fortreißen ließ.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Rede, kein staatsmännisch vorbereiteter Akt, sondern ein leidenschaftliches, der Stunde abgerungenes Bekenntnis, ist ein Malstein, hinter den die preußische und deutsche Geschichte nicht mehr zurückweichen kann und darf. „Dies Wort sie sollen lassen stahn!“ Gerade darin, daß hier kein taktischer Zug der inneren Politik lag (denn das Diätengesetz ist nun einmal tot), sondern der Umriß eines künftigen Willens, hebt den Vorgang über eine parlamentarische Episode. Die Festigkeit des Kanzlers ist ein Beweis der Gewißheit, daß der Kaiser und König auf diesem Wege mit ihm gehen wird. Die Feinde Bethmanns werfen ihm vor, daß zu wenig Bismarck in ihm sei — darüber läßt sich mit Worten natürlich streiten, aber es ist ziemlich müßig. Will man nach Vergleichen greifen, so wird man sagen können, daß ein Stück vom Geist des Freiherrn vom Stein in ihm lebendig, und das ist nicht der schlechteste deutsche Geist, der um so mehr wirksamer werden kann, wenn ihm nicht der Urenkel den Weg vertritt, wie es der dritte Friedrich Wilhelm getan. —

Daß das Herrenhaus jetzt plötzlich so regsam wurde, ist nur Symptom. Ein Abschnitt aus dem politischen Geschichtenbuch für den Schützengraben, über dessen anderem Kapitel der Name des Hotels Adlon steht und das als Bilderbeilage das Doppelporträt Rötger-Rösicke enthält. Während der Krieg gegen die Welt unseren Sinn völlig erfüllt, ordnen sich zu Hause neue Schlachtenreihen. Die Posten sind ausgestellt und die ersten Vorstöße ausgeführt. Einstweilen mißlangen sie. Aber die Schüsse, die im Innern fielen, zerstören die Illusionen, als ob der Geist des 4. August ein kampfloses Geschenk der Weltkatastrophe an das deutsche Volk sei. Er wird herb und bitter neu erkämpft werden müssen.

Aphorismen aus dem Herrenhaus

(Anläßlich der großen Debatte gegen Freifahrt und Anwesenheitsgelder der preußischen Abgeordneten.)

v. Mirbach-Sorquitten: „Wer die Neigung hat, sich zu informieren, wird auch das Geld dafür haben.“

*

v. Buch: „Man kann in politischen Dingen nicht kleinlich genug sein.“

*

„Während der Kriegszeit geschieht mit vollem Recht alles mögliche, den Verkehr auf den Eisenbahnen einzuschränken. Jetzt soll 400 Personen freie Fahrt auf den Eisenbahnen gegeben werden. Ob das ein gutes Beispiel für das Volk ist, weiß ich nicht.“

*

„Das Haus besteht seit 50 Jahren, und es ist bisher ohne Reformationsreisen gegangen.“

Stendhal

Es waren kürzlich 75 Jahre, daß Stendhal starb. — In prophetischer Sicht hatte er einst geschrieben: „Je serais compris vers 1900.“ Er hat recht behalten. Unter den Deutschen, die doch stets intensivstes Interesse an Literatur bekundeten, erkannten nur zwei im 19. Jahrhundert Sten-

Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

dhals Wert, Goethe und Nietzsche. Schränkte auch der Dichterfürst (in einem Brief an Zelter) das Lob Stendhals etwas ein, so blieb doch Nietzsche ihm in restloser Verehrung. Aus gleicher Sehnsucht wuchs des Dichters wie des Philosophen Werk: beiden schien Objektivismus des Künstlers unwürdig. Auf eigener Warte empfanden beide, Egotisten, nur sich selbst.

Vor allem stand dem Impressionisten Stendhal seines Herzens Schlag: Urteil war der ihm für Gut und Böse. Es mußte auch in jener Zeit Menschen geben, die dies nicht zu würdigen verstanden, die seine Stärke ihm als Schwäche vorhielten. So schreibt Prosper Mérimée nicht ohne Verbitterung: „Trotz seiner „Logik" (die er stets im Munde führte) urteilte er nicht mit seinem Verstande, sondern mit seiner Einbildungskraft."

Daß ihm die Freundschaft und Gefolgschaft fehlte, möchte ich seiner kühlen Knappheit in der Darstellung des äußeren Geschehnisses zuschreiben. Mit chronistischer Präzision gibt er, was dem Chronisten gebührt. Dramatische Steigerung läßt ihn kühl. Die Wucht des Geschehnisses nutzt er nicht dichterisch aus. Er liest in Chroniken kriminelle Liebesgeschichten, sie regen ihn an, er übersetzt sie und hält sich in der Übersetzung an das Original. Dichterisch reizt ihn keine Äußerlichkeit. Er ist zu tief, um irgendwann in ihren Bann zu geraten. Das Stoffliche schwindet, es bleiben Reflexionen von erschütternder Innerlichkeit und Tiefe. Mit einer matten Handbewegung gleitet er über Dialoge und gibt sein Bestes in Selbstgesprächen.

Nirgends ist er platt und harmlos. Das Seichte wie das Leichte haßt er. Kein anderes Motiv wohl, daß er Winckelmann einen „Schwätzer" nannte. Das Kunstwerk bedeutet ihm unendlich viel, weil er es durch sich selbst sieht. So versteht man seine Begeisterung für Kleines und seine Unterschätzung des Genialen. Und wie in der Kunst ging es ihm bei allem Unendlichen. Leidenschaftlich liebt er die Natur, die ihn ergänzt und seine stärksten Gefühle auslöst. Auch sie schildert er dichterisch nie objektiv, sie spiegelt sich im Empfinden seiner Gestalten und bleibt hierdurch stets bewegt. Jede Ruhe wäre ihm ein toter Punkt. Gallisches Temperament, das den Dichter auszeichnet — wie gallische Liebenswürdigkeit den Menschen —, reißt rastlos ihn weiter.

Feines Erfühlen verekelt ihm brutale Handfestigkeit. Zart — wie eine schmale Mädchenhand — empfindet er erotische Regung. Über sich selbst schreibt er einmal: „Heute ist es mir klar geworden: will man die Schönheit recht empfinden, so darf man keinerlei galante Absichten auf eine Frau haben, die man bewundert." Er hat eine Vorliebe für die Schilderung erotischer Szenen: seine zarte Empfindung versteckt er beschämt in der realistischen Empfindung seiner Gestalten; die eigene kristallisiert sich und bleibt rein. Sein Zynismus ist ein Refugium für den in seiner Zartheit rettungslos Verlorenen. Elastisch, mit ihm, überwindet er alle drohenden Klippen. — Spöttisches Lächeln gilt denen, die von außen an ihn heranzukommen versuchen: den Sinn einer Schöpfung vermittelt nur das Leiden des Schöpfers. Stendhal hat einen sicheren Blick wie für die Tiefe, so auch für die Hohlheit der Dinge. Abgenutzte Begriffe knacken leer unter seinen Fingern auf. Man möchte es nicht drum mit dem albernen Schlagwort „Zynismus" abtun, wenn er in seinem Buch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Über die Liebe" schreibt: „Ich für meine Person beehre mit dem Namen „Tugend" die gewohnheitsmäßige Ausübung von beschwerlichen, anderen nützlichen Handlungen."

Man könnte ein Wort von ihm variieren und sagen, er habe die Menschen gesehen und die Wahrheit lieben gelernt. Fern naturalistischer Schilderung, ist ihm peinlich wahrhafte Analyse Notwendigkeit. Welch köstlicher Kontrast, daß er bei autobiographischen Notizen herzhaft schwindelt! —

Seinem Werk* erwuchsen im Deutschland unserer Tage begeisterte Anhänger. Man fühlte, daß die Dichtungen, die man bisher kaum beachtet hatte, von einem Wert waren, der der Entwicklung um beinahe ein Jahrhundert vorangeeilt war. Man spürte heißen Atem und die Sprache einer glühenden Sehnsucht, die fernab geistigen Nachfühlens lag.

Heute kann noch nicht voll erkannt werden, welch ungeheuren Einfluß Stendhal gerade auf das Schaffen des jüngeren und jüngsten Deutschlands hat. Was sie empfanden, hatte er vorausempfunden, und was sie dunkel ahnend stammelten, vermochte er in Klarheit zu sagen. Sein „Je serais compris" bedeutet mehr, als daß man ihn verstand: man hat ihn erkannt.

Er war kein Plauderer, der süß zu schmeicheln wußte; herb verschließt er sich jedem, der tastend nach ihm greift. Und nur wer gleich ihm das Bangen stummer Sehnsucht kennt, auf wem das Leid des Unerlöstseins lastet, der dringt tief in sein Werk und erkennt dessen Wert.

Er war kein Schwärmer, nicht blind fuhr er in den Tag hinein und dämmerte Nächten entgegen. Sein Leid trug er und zwang seine strömende Liebe in Zucht.

Die Gier seiner Tage widerte ihn an. Er verachtete das Alltägliche und ersehnte das Große. Dem grübelnden Zweifler blieb der Glaube an sich. Er ließ ihn unbefriedigt und fraß an ihm.

Seine Zeit war wie die unsere: sie stand unter der Schreckensherrschaft der hohlen Phrase. Sein Leid war wie das unsere: nur durch Kampf rang sich das Individuum zur Ruhe; was Stendhal in leicht flüssiger und graziöser Diktion schrieb, war bitter erkämpft.

Restlos strömt sein Glanz in uns über. Weil wir ihn erkannt haben, lieben wir ihn. Er war einer der größten Söhne des Volkes, dem wir Feind sind, und dessen Kunst wir lieben.

Paul Nicolaus

*Stendhals gesammelte Werke sind in einer sorgsamen Ausgabe bei Eugen Diederichs in Jena erschienen.

Nachträgliches zu einem Vorwort

Fast zufällig kam ich dieser Tage dazu, im Zusammenhang jenes Buch zu lesen, das im Spätjahr 1913 J. J. Ruedorffer über die „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" herausgab. Es ist kürzlich eine neue Auflage erschienen (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), ein unveränderter Abdruck jener Darlegungen, die das politische Weltensystem vor dem Krieg in seinen treibenden und beharrenden Kräften aufzeigen wollte und das darum heute oft genug „überholt" und „unzeitgemäß" erscheint, weil es, bei kühler Bewertung der mannigfachen Spannungen, die geringe Wahrscheinlichkeit einer nahenden Entspannung durch eine Kriegskatastrophe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dartun wollte. Beurteilt man das Werk unter dem Gesichtspunkt seiner Kraft der Prophetie, so mag es heute auch sein „Nicht Ia" erhalten, und diejenigen, denen seine Grundlage nicht behagte, haben darum auch mit der höhnenden Abfertigung nicht gespart. Das ist nicht erstaunlich. Diesen Polemikern gegenüber wahrt der Verfasser eine sehr ruhige Haltung. Er hat, sagt er im neuen Vorwort, „weder Lust noch Grund, einer billigen retrospektiven Kritik auszuweichen". „Diese Arbeit schien ihm lediglich von Wert, wenn sie in der ursprünglichen Form in Wahrheit und Irrtum an den später eingetretenen Ereignissen gemessen werden kann."

Ein stolzes Wort — in der Tat aber zeigt dies einen besonderen Reiz, aus dem Nachher zurückzublicken und dies Vorwort zu einem geschichtlichen Text zu lesen, der mit Blut und Eisen noch geschrieben wird. Denn gerade der Irrtum ist lehrreich deshalb, weil wir es nicht mit einem Dilettanten zu tun haben, der Wunschbilder hinzeichnete, sondern einem skeptischen Prüfer, der das „Ja aber" wägt, und jene Kräfte, deren absolute Wucht wir heute entfesselt, tätig, neubildend am Werk sehen, in ihrer relativen Abhängigkeit erkennt und festlegt. Die Wahrheiten des Buches, die Analysen der kosmopolitischen und nationalen Triebe, bleiben von den Lockerungen alles äußeren und inneren Gefüges unabhängig, sie sind immanent, sie werden in der Zeit, die einmal wieder Frieden heißen wird, mit den gleichen positiven oder negativen Vorzeichen im Formelbuch der Geschichte stehen und die politischen Temperamente um sich sammeln. Und es wird auch dann noch richtig sein, daß nicht ihre absoluten Werte, sondern ihre Konstellationen es sind, die dem geschichtlichen Ablauf Richtung und Rhythmus geben.

Ich weiß nicht, ob in den Initialen des pseudonymen Verfassers, J. J. R., eine kleine Koketterie steckt, ob der ungefüge Ruedorffer, zu dem sein durchsichtiger, klarer und manchmal fast graziöser Stil im Wortklang nicht recht passen will, die Erinnerung des Lesers mit dem Genfer Jean Jacques anstreifen will — dort das Temperament und der Wille, in denen alles einfach und absolut wird, hier der Intellekt und die Betrachtung, vor denen sich alles verstrickt und relativ erweist. Vor hundertfünfzig Jahren ließ sich ein Contrat social mit ungebrochenen Farben malen; heute geht das nicht mehr, denn auch der Gesellschaftsvertrag etwa, den die Marxisten nun nicht mehr am Anfang aller Dinge, sondern an ihrem Ende sehen, ist mit reichlich viel geschichtlichen Fragwürdigkeiten überladen. Wer aber heute einen Contrat national, einen Völkervertrag, schreiben will (er mag sich dabei daran erinnern, daß Kant mit derlei die Periode Rousseaus und der Aufklärung abschloß), der ist noch mehr in die Hemmungen der Abhängigkeiten gebunden, sofern er philosophisch denkt. Dann demjenigen, der diese Probleme moralisch, agitatorisch, rationalistisch betrachtet, sei er Kosmopolit oder Nationalist, sammeln sich auch diese Fragen der Verwicklungen um einfache Kräfte. Davon ist aber in diesem Buche nicht die Rede. Seine Haltung ist analytisch — das wird zur Stärke wie zur Schwäche. Es zwingt zur Sachlichkeit, und das ist sein Ethos; es verzichtet auf die Suggestion eines Willens, und das schränkt die Wirkung ein. Die große politische Publizistik, wie sie etwa in der deutschen Geschichte durch List, Lassalle,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Treitschke, Naumann sich darstellt, gibt ein kleines, aber wichtiges Mehr, das hier fehlt: ein Ziel. Das Relative ihrer geschichtlichen Wertungen wird aufgehoben durch die Wucht einer Synthese.

Dessenungeachtet bleibt das Buch eine Arbeit von hohem Wert durch die saubere Denkarbeit seiner Zergliederungen und die freie Unbefangenheit seiner Haltung. Man wird nicht so subaltern sein, sich breit darüber zu unterhalten, daß der deutsch-englische Gegensatz zu optimistisch gesehen wurde, freilich aber empfinden, daß die Unterlage des Verhältnisses der beiden Mächte (im Positiven wie im Negativen) zu sehr in dem wirtschaftlichen Ausdehnungsbedürfnis beider geschildert wird, mit Vernachlässigung der rein politischen und militärischen Fragen. Ausgezeichnet erscheint uns (und, im ganzen beurteilt, auch heute keineswegs „überholt"), was über die „Mentalität" der einzelnen Nationen gesagt wurde; daß wir heute manche Züge deutlicher sehen, als sie in dem Buche gezeichnet sind, darf füglich nicht als Kurzsichtigkeit des Verfassers angestrichen werden — der Krieg war keineswegs nur ein Bestätiger vorhandener Strömungen und Kräfte, sondern ein Umbilder, Neugestalter, hier wie dort. Was uns, von unseren heutigen Problemen aus gesehen, merkwürdig erscheinen mag (und ein Hinweis, wieviel doch vor dem Krieg nicht ins Bewußtsein getreten war oder nicht gesagt werden konnte), ist dies, daß nicht nur, aus erklärlichen Gründen, vom polnischen Problem nicht gesprochen wird, sondern daß auch die Frage der „Neutralen" und der Neutralität kaum vorkommt, die heute militärisch und politisch immerzu gewichtig genug gewesen ist. Und das andere: wie weit innerpolitische Sorgen oder Wünsche den auswärtigen Drang lähmen oder hemmen, wie ihr wahres oder ihr trügerisches Bild in der Vorstellung des Nachbarn aktive Kräfte der politischen Meinungsbildungen sein können. Nicht ein Abschwören alter Formeln, die sich nicht als dicht genug erwiesen, wünschen wir diesem Buch, das offenbar seinen ruhigen Weg zu besinnlichen Lesern weitergehen kann, sondern Ergänzungen, die sich um diese Wechselbeziehung zwischen innerer und äußerer Politik gruppieren.

Es ist das Schicksal aller guten politischen Bücher, daß sie, wenn sie nicht Nationalismen dienen, im „transitorischen Moment" stehen. Sie darin zu belassen, macht sie geschichtlich wertvoller, als wenn sie mit wohlweisen Korrekturen spätere Einsichten in früheres Wissen umprägen. Das hat etwas Peinliches. Der Verzicht bedeutet eine Entwertung der Aktualität und umkleidet ein solches Werk rasch mit der Patina des Schon-Geschichte-Gewordenen. Das trifft zum Teil auch für dies Werk zu. Für den nachdenksamen Leser, der nicht mit Liebhaberei nach dem gestern in Umlauf gesetzten Kriegspapiergeld der marktgängigen Schlagworte greift, hat es mit diesem seinem Schicksal den Reiz gewonnen, Anlaß der Selbstüberprüfung zu werden.

Theodor Heuss

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verlosbare Kriegsanleihe

Für die kommende sechste Kriegsanleihe läßt das Reich den Zeichnern die Wahl zwischen der so glänzend bewährten fünfprozentigen Anleihe zu einem Zeichnungspreis von wieder 98 % und einem ganz neuartigen Papier, dessen Eigenschaften gar nicht in einem Satz auseinandergesetzt werden können. Das mag im allgemeinen ein Nachteil sein: je klarer und einfacher eine Anleihe ist, desto höher sind ihre Erfolgsaussichten. Im vorliegenden Fall aber bietet das zweifellos Verwickelte des neuen Typs darum keinen Nachteil, weil er offenbar gar nicht für die große Masse der kleinen und mittleren Zeichner gedacht ist, sondern für Kapitalisten. Das geht schon daraus hervor, daß von dieser neuen Art nur Stücke von mindestens 1000 Mark gezeichnet werden können.

Das Wesen der neuen 4½prozentigen Schatzanweisung ist nun folgendes: Für die nächsten zehn Jahre, das heißt also bis 1927, verpflichtet sich das Reich zur Zahlung von 4½ % Zinsen, das ist also unter Berücksichtigung des Ausgabekurses von 98 % eine Verzinsung von 4,59 %. Hand in Hand damit wird aber vom ersten Jahr ab ein gewisser Teil der Anleihe durch Verlosung getilgt, und zwar werden die ausgelosten Stücke mit 110 % ausbezahlt. Wer also das Glück hat, innerhalb so kurzer Zeit mit seinen Stücken ausgelost zu werden, hat ein außerordentlich gutes Geschäft gemacht. Die Stücke beispielsweise, die nächstes Jahr zur Verlosung gelangen, bringen dem glücklichen Gewinner eine einjährige Verzinsung von 16,59 %. Nun ist allerdings die Aussicht zunächst äußerst gering, denn es wird einstweilen nur ein ganz bescheidener Teil der Stücke ausgelost: das Reich verwendet nämlich für Verzinsung und Verlosung zusammen nur 5 %, kann als zunächst nur ½ % des gesamten Anleihebetrages hierfür verwenden. In den ersten Jahren also trifft auf 200 Stücke nur ein Treffer. Später allerdings steigt diese Quote recht rasch mit der fortschreitenden Tilgung. Denn je weniger Stücke zu verzinsen sind, eine desto größere Quote bleibt für Tilgungszwecke übrig. Vom Jahre 1927 ab darf das Reich die noch umlaufenden Schatzanweisungen zum Nennbetrag kündigen. Die Inhaber der Schatzanweisungen können aber dann gewissermassen als Entschädigung verlangen, daß ihnen der Betrag nicht in bar ausbezahlt, sondern in vierprozentigen Schatzanweisungen gewährt wird. Da der Inhaber nun bei dieser Herunterkonvertierung ½ % weniger Zinsen erhält als bisher, so entschädigt ihn das Schatzamt. Das Reich verpflichtet sich nämlich, auch diese vierprozentigen Schatzanweisungen weiter regelmäßig auszulosen, und zwar nicht mehr zu 110, sondern zu 115 %. Wenn die Regierung von diesem Recht der Kündigung und Herunterkonvertierung Gebrauch macht, so ist natürlich die Auslosungsmöglichkeit viel größer schon deshalb, weil die Verzinsung einen viel geringeren Teil der vorhandenen Mittel erfordert. Nach weiteren 10 Jahren, also frühestens 1937, hat das Reich wieder das Recht, die dann noch umlaufenden vierprozentigen Schatzanweisungen zu kündigen und denen, die nicht das bare Geld wollen, statt dessen neuauszugebende, 3½prozentige Schatzanweisungen anzubieten, die dann aber nicht zu 115, sondern zu 120 % ausgelost werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bemerkenswerterweise räumt das Reich, obwohl es hierzu in keiner Weise verpflichtet ist, den Zeichnern dieser neuen Schatzanweisungen das Recht ein, den doppelten Betrag ihrer neuen Zeichnungen in alten Kriegsanleihen zum Umtausch einzureichen. Die offiziöse Ankündigung erklärt dies mit dem Wunsche, die Besitzer älterer Kriegsanleihe sollten nicht benachteiligt werden und, sofern sie neue Schatzanweisungen zeichnen wollten, nicht genötigt sein, ihre älteren Anleihen zu verkaufen. Diese Begründung mag immerhin etwas Richtiges an sich zu haben. Der wahre Grund liegt jedoch vermutlich tiefer. Fast scheint es, als ob die Reichsverwaltung die Absicht habe, mit Hilfe dieses neuen Typs unsere gewaltigen Anleiheschulden allmählich abzubauen und vor allem jetzt schon die Rückkehr zu einem billigeren Zinssatz für den Staatskredit vorzubereiten. Gelingt es, diesen Wunsch durchzusetzen, so ist tatsächlich damit etwas sehr Großes geleistet. Denn für die Dauer ist es weder würdig noch erträglich, daß das Reich 5 % oder genauer gesehen sogar noch etwas mehr Zinsen gewährt.

Es ist natürlich nicht leicht, heute schon vorauszusagen, ob dieser neue, interessante Typ Anklang findet. Die Vermutung spricht dafür. Es sei nur darauf hingewiesen, daß der Kapitalist im allgemeinen nicht gern von einem und demselben Typ gar zu viel Papiere zu kaufen wünscht, daß somit das neue Angebot ihm eine gewisse Mischung ermöglicht. Weiter aber ist für die 4½prozentigen Schatzanweisungen eine unbedingte Verpflichtung des Reiches zur Tilgung (in längstens 50 Jahren) gewährleistet, die für die Kriegsanleihen nicht ausdrücklich ausgesprochen ist. Ferner spart der Kapitalist durch die neue Anlage an Steuern, denn er erhält 10 % weniger Zinsen, und dementsprechend ermäßigt sich auch sein steuerpflichtiges Einkommen, was gerade bei Leuten, die mehr einnehmen, als sie für ihren Lebensunterhalt brauchen, sehr ins Gewicht fällt. Und endlich wird die leichte Spielchance, die in den Verlosungsvorschriften liegt, ihren Reiz nicht verfehlen. All diese Gründe sprechen, wie gesagt, für einen Erfolg des neuartigen Versuchs. Daß die Anleihe selbst wieder gut gehen wird, ist mit Sicherheit anzunehmen, denn heute schon liegen Zeichnungsverpflichtungen für einige Milliarden vor, und darüber hinaus sind unsere Geldinstitute, die Banken, Sparkassen und Genossenschaften, wie ihre jetzt zur Veröffentlichung kommenden Bilanzen zeigen, geradezu in Verlegenheit, wie sie die ihnen anvertrauten Gelder anlegen sollen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die russische Revolution

Von Dr. Paul Rohrbach

Der Gang der Ereignisse in Rußland zeigt uns wieder einmal, wie falsch die Dinge dort seit Beginn des Krieges und schon vorher überwiegend beurteilt worden sind. Man hat sich in Deutschland nicht von der Vorstellung losmachen können, daß der Faktor, mit dem in Rußland am meisten gerechnet werden müsse, doch die Regierung sei. An diesem Beispiel zeigt sich der Fehler, der uns nun schon so viel gekostet hat, mehr als verlorene Schlachten es täten: daß wir nicht davon loskommen, die Verhältnisse des Auslandes nach unseren eigenen abzuschätzen. In diesem Punkt wird oben bei der Regierung fast ebenso gefehlt wie unten bei der öffentlichen Meinung und bei der Presse. Man denkt, es müsse doch irgendwie gehen, sich das Fremde nach dem Muster des Eigenen zurechtzulegen. Es geht aber nicht, und am allerwenigsten geht es in Rußland.

Auch der Gedanke des Sonderfriedens mit Rußland, der überall umherspukt oder wenigstens bis zur Revolution umhergespukt hat, ging von dem prinzipiellen Vorstellungsfehler aus, daß die russische Regierung, der Zar und die Minister, die Gewalt in der Hand hielten, und daß, wenn die Regierung für einen politischen Entschluß gewonnen war oder einen Entschluß gefaßt hatte, das Entscheidende geschehen sei. Daran glaubten all die Leute bei uns, die man in Rußland spöttisch die deutschen Neo-Russophilen, die neuen Russenfreunde nannte, steif und fest. Sie hielten z. B. den Minister Protopopow, der beim Ausbruch der Revolution die Dumaabgeordneten wie ein Schuljunge um Verzeihung bat, für den starken Mann, der imstande sei, die Parteien zu meistern. Diesem Glauben konnten sich aber nur Leute hingeben, die von Rußland, wie es wirklich war, keine genügende Kenntnis hatten. Unsere Neo-Russophilen in der Presse, in der Geschäftswelt und in den Ämtern sind, man kann es leider nicht anders sagen, beim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausbruch und beim bisherigen Verlauf der Revolution mit Pauken und Trompeten durch ihr russisches Examen gefallen — was sie wahrscheinlich nicht hindern wird, weiter Irriges über Rußland zu denken und zu sagen, sobald sie sich etwas vom Schreck erholt haben.

Man muß in Rußland bei den inneren Verhältnissen anfangen, nicht nur, wenn man die Revolution, sondern schon, wenn man den Krieg verstehen will. Die Kriegspartei in Rußland sind die Liberalen, d. h. diejenigen Richtungen zwischen der äußersten Linken und äußersten Rechten, die sich während des Krieges in dem sogenannten „Progressiven Block" der Duma zusammenschlossen. Liberal in russischem Sinne sind auch die am weitesten rechts stehenden Mitglieder des Blocks, die Gruppen, die neben dem liberalen Selbstverwaltungsprinzip auch eine starke Regierungsautorität verlangen. Alle Parteien von den Oktobristen bis zu den konstitutionellen Demokraten (Kadetten) hatten während der Zeit zwischen der Revolution von 1905 und dem Ausbruch des Weltkrieges den alten panslawistischen Eroberungsgedanken in einer eigentümlichen und tiefgehenden wirtschaftlichen Umfärbung in sich aufgenommen. Das russische Wirtschaftsleben hat seit dem Beginn des Witteschen Zeitalters eine immer stärkere Verlegung seines Schwergewichts nach Süden erfahren. Fast drei Viertel der Getreideausfuhr gingen durch die Häfen des Schwarzen Meeres und der Dardanellen. Im Süden entwickelten sich auch die großen Eisen-, Kohlen- und Naphthawerke, die Zuckererzeugung, der stärkste Seehandel usw. Das alles führte zur energischen Aufnahme der Forderung, Konstantinopel und die Dardanellen russisch zu machen, um unter allen Umständen den Verkehr durch die Pforten zwischen dem Schwarzen und dem Mittelländischen Meer sichern zu können. Deutschlands Orientinteressen und Österreich-Ungarns Interessen auf der Balkanhalbinsel standen aber diesem russischen Ziel entgegen. Man lese Mitrofanows Brief an Delbrück im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1914, der nichts mehr und nichts weniger enthält als die Ankündigung des Krieges vor der Kriegserklärung: deshalb, weil die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutsche Politik Rußland hindere, von den Meerengen Besitz zu ergreifen, und weil sie in der serbischen Frage Österreich-Ungarn gegen Rußland decke. Im einzelnen sind diese Entwicklung des russischen Liberalismus zur Kriegspartei und die Bedeutung der Dardanellen als des eigentlichen wirtschaftlichen Kriegsgrundes überzeugend dargestellt bei Axel Schmidt: „Das Endziel Rußlands" (Stuttgart, Engelhorn 1916).

Die liberal und zugleich panslawistisch, d. h. eroberungspolitisch gerichteten Kriegsfreunde haben den Krieg gemacht mit dem Ziel, die Meerengen und außerdem Galizien, das gefährliche „ukrainische Piemont", zu erobern. Sie waren entschiedene Vertreter des politischen Reformgedankens im Innern, aber der Krieg war ihnen wichtiger und schien ihnen dringlicher, namentlich als im Frühjahr 1914 mit einemmal die Gefahr einer deutsch-englischen Verständigung über die Bagdadbahn auftauchte. Die Armee war selbstverständlich kriegsfreundlich, und das Ministerium des Auswärtigen unter Sasonow hielt die Partie für vollkommen sicher, da Frankreich und England mitgingen. Nun aber entwickelten sich die Dinge nicht programmäßig. Der Sieg blieb aus, und es zeigte sich, daß die organisatorischen Mängel in Rußland immer stärker auf die Kriegsfähigkeit des Staates zu drücken anfingen. Die Liberalen, die sich in der Duma zum „Progressiven Block" zusammenschlossen, erkannten jetzt den Fehler, den sie gemacht hatten, als sie den Krieg noch vor die inneren Reformen gestellt hatten. Sie sahen, daß mit der alten Bureaukratie, dem verdorbenen reaktionären Verwaltungssystem, die Kriegsbereitschaft Rußlands nicht wiederherzustellen war, und sie verlangten kategorisch, daß die Regierung sich die Mithilfe der Körperschaften der Selbstverwaltung, der Semstwos, des Kongresses der Industriellen, des zentralen Kriegskomitees und seiner örtlichen Zweigkomitees gefallen lassen müsse, damit der inneren Unordnung ein Ende gemacht und der Verkehr, die Volksverpflegung und die Munitionsherstellung wieder gesichert würden. Auch der allrussische Städteverband, der allrussische Landschaftsverband, sogar die Universitäten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die Gewerbetreibenden faßten Beschlüsse über die „Mobilisierung" aller nationalen Kräfte für den Krieg. Der Fall von Przemysl nach der Durchbrechung der russischen Front durch Mackensen war der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen und jedermann zu der Überzeugung brachte, daß die Regierung unfähig sei, den Krieg zu gewinnen.

Seitdem hat der Kampf zwischen der Dumamehrheit und der Regierung ununterbrochen fortgedauert. Das Verhältnis des „Progressiven Blocks" und der Regierung während der letzten anderthalb bis zwei Jahre kann so definiert werden, wie ich es neulich in der „Deutschen Politik" getan habe: „Die Liberalen wollen den Krieg, und solange die Regierung zu ertragen ist, ohne daß der Krieg in Gefahr kommt, wagen sie es nicht, der Regierung gegenüber zum Äußersten zu greifen, obwohl sie über ihre Unfähigkeit aufs tiefste erbittert sind; die Regierung ihrerseits verfolgt das Ziel, sich zu halten und die auf innere Umgestaltung drängenden Kräfte abzuwehren, und solange es geht, dabei zugleich Krieg zu führen, will sie auch den Krieg fortsetzen." So schrieb ich am 2. März, und ich fügte schon damals hinzu: in dem Augenblick, wo die Liberalen sehen sollten, daß die Regierung zum direkten Kriegshindernis wird, könnten Nikolaus II. und seine Kamarilla das Schicksal Rasputins teilen — oder die Regierung müsse Frieden schließen, um die Hände zur Niederschlagung der Revolution freizubekommen!

Ohne Zweifel sah die reaktionäre Regierung ein, daß, wenn sie die Forderung der Duma erfüllte und die Selbstorganisation der russischen Kräfte zuließ, um den Krieg weiter zu führen, die Zeit des Absolutismus in Rußland für immer vorbei war. Diese Aussicht war den Regierenden so wenig angenehm, daß sie dann allerdings den Frieden vorgezogen hätten. Nur darf man nicht glauben, daß es wirklich ein Sonderfriede mit Rußland geworden wäre, denn in dem Augenblick, wo Rußland wirklich auszuscheiden drohte und damit die Niederlage der übrigen Ententegenossen sicher war, hätte England natürlich die Führung des Geschäfts bei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Gesamtliquidation des Krieges an sich genommen und versucht, auf Kosten der anderen soviel wie möglich für sich herauszuschlagen. So naiv, daß sie erst Rußland Frieden schließen und dann sich selbst einen nach dem anderen abtun lassen, sind die Ententebrüder wirklich nicht, und England am allerwenigsten.

Für die englische Politik war es unbedingt notwendig, daß der Zar nachgab, auf Absolutismus, Reaktion, Korruption usw. verzichtete und aus der Dumamehrheit ein „Ministerium des öffentlichen Vertrauens" berief. Darauf zielten auch die Verhandlungen zwischen dem englischen Botschafter und der Dumamehrheit und die Reise der Ententepolitiker unter Führung Lord Milners hin, die kurz vor dem Ausbruch der Revolution in Rußland waren. Nikolaus II. aber wollte nicht hören, und die Golizym, Protopopow und Genossen versicherten ihm, sie seien stark genug, mit der Opposition, schlimmstenfalls unter Anwendung von Gewalt, fertig zu werden. Erstens haben sie sich, wie das bei derartigen reinen Bureaukraten leicht der Fall ist, in der Einheitlichkeit und Wucht der allgemeinen Stimmung im Lande getäuscht, die vollständig gegen die Regierung war, und zweitens haben sie die Wirkung unterschätzt, die der Mangel an Nahrung und Heizung bei den Arbeitermassen und der ganzen unteren Schicht in den großen Städten in bezug auf Revolutionsbereitschaft schon gehabt hatte. Der dritte und entscheidende Faktor endlich war, daß auch die Truppen zum großen Teil regierungsfeindlich geworden waren. Unklar ist bei diesem letzteren Punkt vorläufig noch die sehr wichtige Frage, ob der Abfall der St. Petersburger Garnison von der Regierung durch Einwirkung der Dumaliberalen auf die Offiziere oder der sozialdemokratischen Agitation auf den gemeinen Mann verursacht worden ist — vermutlich das letztere.

Programmäßig im englischen Sinne wäre der Verlauf dann gewesen, wenn man Nikolaus II. ein liberales Ministerium und ein liberales System in der Verwaltung, mit einem Aufruf an alle russischen Kräfte, sich für den Krieg zu organisieren, abgenötigt hätte — alles das selbstverständlich unter wirksamer englischer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kontrolle. Ob der Zar sich das dann persönlich gefallen ließ oder abdankte und ein Ersatzmann eintrat, war eine Frage zweiter Ordnung. Statt dessen aber fing die Revolution programmwidrig mit einem Massenaufstand der Arbeiterbevölkerung in St. Petersburg an, mit blutigen Straßenkämpfen, Plünderung, Brand und sonstiger Gewalt. Es ist nicht eine Revolution der Leute im gut sitzenden Rock, sondern eine Revolution der Leute im Arbeiterhemd geworden, mit denen sich die Dumamehrheit verbünden mußte! Der äußere Hergang scheint der gewesen zu sein, daß zuerst der Arbeiteraufstand ausbrach, dann die Duma nach Hause geschickt werden sollte, aber sich widersetzte und beisammen blieb, dann die Verständigung zwischen der Duma und den Führern der Masse erfolgte und das Militär zur Revolution überging. Der Zar, dem die Dumamehrheit, um dem Bündnis mit der Straße auszuweichen, zweimal die Hand zur Verständigung hinstreckte, blieb halsstarrig und besiegelte sein Schicksal.

Die drei Faktoren, die jetzt zusammen in Rußland regieren sollen, sind die Englische Botschaft, der „Progressive Block" und die Sozialdemokratie samt der sogenannten Arbeitsgruppe. Diese letztere ist eine Partei des radikalen Kleinbürger- und Kleinbauerntums unter Führung des Saratower Rechtsanwalts Kerensky, eines Mannes von hervorragender Begabung, der sich als Republikaner bekennt. Führer der Sozialdemokraten ist der Georgier Tschcheidse, ein glänzender Redner, der aber nur dadurch an die erste Stelle gekommen ist, daß seine Kollegen in der Führerschaft während des Krieges nach Sibirien geschickt worden sind.

England und die liberal-nationalistische patriotische Bourgeoisie, die den „Progressiven Block" bildet, sind für den Krieg. Die Sozialdemokraten sind zum Teil auch nationalistisch, aber nur zum Teil. Den Arbeitermassen liegt an hohen Löhnen, ausreichender Nahrung und politischer Freiheit. Die Leute von der Richtung Kerenskys sehen nicht in dem Krieg, sondern in radikalen innerpolitischen Reformen ihr Hauptinteresse. Wenn es mit dem Manifest der vorläufigen Regierung, in dem ein ganz radikales inner-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politisches Programm aufgestellt ist, bis zum Streikrecht für die Soldaten außerhalb der Front und bis zur Miliz mit gewählten Befehlshabern an Stelle der Polizei, seine Richtigkeit hat, so wäre das ein Beweis dafür, daß in dem Dreigespann vorläufig die Radikalen der stärkste Teil sind. Der „Progressive Block" hat sich offenbar das Bündnis mit Kerensky und Tschcheidse nur gezwungenermaßen unter dem Druck des Straßenaufstandes gefallen lassen. Daß diese im tiefsten Grunde wesensverschiedenen Richtungen lange werden zusammenarbeiten können, ist unwahrscheinlich, wenn auch dem Geschick der englischen Politik zunächst noch eine gewisse Vereinigung der russischen Kräfte gelingen mag. Sicher ist das aber keineswegs. Ganz unglaublich erscheint es, daß unter den bestehenden Verhältnissen die Wiederherstellung des zusammengebrochenen Verkehrswesens und die durchgreifende Massenverpflegung in den Städten bis zur nächsten Ernte gelingen wird.

Ein kritisches Moment erster Ordnung ist auch durch den Beschluß gegeben, allgemeine Wahlen für eine neue Duma mit unbeschränktem gleichem und geheimem Stimmrecht stattfinden zu lassen. Zwei Drittel der Wähler sind Analphabeten und vier Fünftel sind Bauern, die, ganz wie bei den Wahlen zur ersten und zweiten Duma, demjenigen zufallen werden, der ihnen die größte Landzuteilung und die niedrigsten Steuern verspricht. Damals war die Arbeitsgruppe — Trudowiki, eigentlich die Mühseligen und Beladenen — infolge der Bauernstimmen die stärkste russische Partei, der auch der linke Flügel der Kadetten nahestand. Wenn eine derartige Duma aus den bevorstehenden Wahlen wiederkehren sollte, so ist überhaupt nicht abzusehen, wie die Dinge sich in Rußland entwickeln. Eine Verwirrung ohnegleichen wäre dann unausbleiblich, und ebenso würde man dann wohl auch eine starke Rückwirkung auf die Armee annehmen können, die meist aus Bauernsoldaten besteht. Gar nicht zu überblicken ist im Augenblick, wie die Dinge an der russischen Front stehen. Wenn die Armee, wie es scheint, sich der neuen Regierung fügt, so wird das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weitere davon abhängen, ob eine Verständigung der Truppenbefehlshaber mit dem „Progressiven Block" dahintersteckt oder ob die Truppe durch die Sendlinge der Sozialdemokraten und der Trudowiki gewonnen wird. Je nachdem könnte die nächste Rückwirkung auf den Krieg sehr verschieden ausfallen.

Das Hauptmittel aber, um die Truppen weiter zum Fechten zu bringen, wird die Parole sein: Wenn die Preußen euch schlagen, so bringen sie euch den Zaren und den Absolutismus zurück!

Die sechste Kriegsanleihe

Von Theodor Heuß

So paradox das klingen mag: die sachlichste und ernsthafteste Werbearbeit für die neue Kriegsanleihe liegt in den neuen Steuerentwürfen. Zwar ist das Steuermachen heute, da viele Beamte fehlen und das ganze Wirtschaftsleben noch auf den Krieg eingestellt ist, eine sehr schwierige Sache, im Umfang abgegrenzter als im späteren Frieden; aber daß fast gleichzeitig mit der Vorlage neuer Kriegskredite die neuen Steuern vorgeschlagen wurden, zeigt jedermann, daß unser Zinsendienst nicht aus den Summen der Anleihen selber herausgeschunden werden, sondern auf eine andere Basis gestellt werden soll. Das ist solide Arbeit.

Wir befinden uns ja in einer eigentümlichen Lage. Die Theoretiker der Übergangswirtschaft und der Staatsfinanzen machen sich Gedanken über das Wachstum der Reichsschuld und über die Möglichkeit ihrer künftigen Tilgung; sie halten sich dabei an Summen als Voraussetzung, die jede neue Woche verschiebt. Diese Betrachtungen sind wichtig und wertvoll, denn sie führen die Bevölkerung innerlich an die großen finanzpolitischen und staatsrechtlichen Aufgaben der Zukunft heran — aber das Gebot der Stunde heißt nicht Schuldenverringerung, sondern Schuldenvermehrung. Es muß alles getan werden, um die Reichsschuld zu steigern. In ihrer höchsten Erhebung offenbart sich während des Krieges die gesündeste Staatspolitik. Jede neue Milliarde deutscher Reichsschuld ist heute ein Merkmal der zuversichtlichen Gesundheit unseres Wirtschaftslebens, ist aber zugleich der Hebel der künftigen Minderung. Um noch einmal in Paradoxen zu sprechen: je höher wir bei der jetzigen Anleihe die Reichsschuld treiben, um so stärker wächst die Gewißheit eines schnellen und kräftigen Abbaus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn diese letzten Milliarden sind die entscheidenden Waffen im Kampfe. Mit ihnen wird, hoffen wir, der Krieg so entschieden werden können, daß nicht nur der Neuaufbau unserer Volkswirtschaft von den Pressungen der feindlichen Absichten befreit bleibt, daß der Friedensvertrag die Pläne der Pariser Wirtschaftskonferenz zerreißt, sondern daß wir dem Konzern der Gegner das gebührende Maß an Lasten auferlegen können. Das ist keine Folge unserer Wünsche, sondern unseres Sieges. Zum Sieg aber bedarf man der letzten Milliarden. Der Präsident der Reichsbank, Havenstein, hat am 20. März seine Losung für den Feldzug des Geldes so formuliert: „Es ist nicht nur unsere Pflicht, sondern unser stolzes und heiliges Recht, in diesem Kampf der Finanzkraft mitzuwirken zur Erringung des Sieges, weil wir nur durch den Sieg den Frieden bekommen werden, der uns das bringt, was wir brauchen, um die Lasten des Krieges zu tragen: eine starke Kriegsentschädigung."

Nicht nur die Heere führen Krieg miteinander, auch die Kapitalien der Völker. Unsere Kapitalwirtschaft aber ist, durch eigenes Verdienst wie durch den bösen Willen der Feinde, die gesundeste: sie ruht auf sich selber. Sie ist nicht durch die Sklavenkette hoher Zinsen an das Ausland gebunden, in der sich so alte Finanzmächte wie Frankreich und England heute bewegen. Und unser Krieg ist billiger wie der des Feindes: England hat im eben abgelaufenen Finanzjahr jeden Tag 120 Millionen Mark bezahlen müssen, und diese Ziffer wächst.

Auch unsere Kriegführung verbraucht ungeheure Summen. Wieviele Millionen Werte stecken überall in Schützengräben, Unterständen, Zufahrtsbahnen, Stacheldrähten! Der Krieg kann nicht kleinlich geführt werden. Das Geld schützt den Menschen, spart das Blut. Und Hindenburg ist ein Feldherr, der das deutsche Blut spart. Wer bringt nicht gerne sein Geld zur Zeichnung, wenn er sich überdenkt, wieviele Menschenleben verschont wurden, jetzt eben, durch die geniale Rückwärtsbewegung zwischen Arras und Aisne. Ihre neue große Stellung hat auch viel Geld gekostet, aber sie ist fester, wuchtiger als die zerschossenen Gräben an Ancre und Somme. Manche Volksgenossen sind uns erhaltengeblieben, die einst wieder Werte des Friedens schaffen werden. (Und nebenbei darf uns freuen, wie Hindenburg die Staatsfinanzen des Feindes getroffen hat — denn die Unsummen, die er in sein jetzt entwertetes Aufmarschgelände der geplanten Offensive gesteckt hat, muß er nochmals anlegen, wenn er bei der alten Absicht verharrt.)

Wir spüren, wie die politische Luft dieser kalten Wochen vor der Entladung von Frühlingsgewittern steht. Im Osten Revolution, im Westen der Sturz eines erledigten Staatsmannes, in England die kaum verhüllte Nervosität der Ratlosigkeit und im Süden die Angst vor einer militärischen Katastrophe —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in vielen Herzen die bange Sorge: oh, daß es ſchon Herbſt wäre! Der Alp des Kommenden drückt. Auch wir haben unſere Sorgen und verſchweigen ſie nicht — die Heimat muß den Hunger beſiegen. Aber ſtärker als Sorge ſind Glaube und Zuverſicht. Die neue Kriegsanleihe iſt das Mittel, ihnen vor aller Welt den machtvollſten Ausdruck zu geben.

Graue Glorie

Von Deſider Koſztolányi

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungariſchen von Stefan J. Klein

Die Sprachlehrerin Marie wohnt im fünften Stockwerk neben der Waſchküche. Morgens ſteht ſie um ſieben Uhr auf und geht abends um neun ſchlafen. Sie iſt ſchon vierunddreißig Jahre alt.

Ihre Augen ſind braun, ihre Haare ſind braun, ihr Kleid iſt braun. Sie trägt Winter und Sommer Handſchuhe. Wie ſie ſagt, der Eleganz wegen, der Reinlichkeit wegen, in Wirklichkeit aber, weil ihre blutarmen, grünlichen Finger ſelbſt im Hochſommer fröſteln. Sie iſt im höchſten Maße reinlich. Dieſe Reinlichkeit iſt ohne Duft, artig, männlich und unterſtreicht irgendwie ihre ſchlichte Reizloſigkeit. Und ſie geht nie ohne Gummimantel aus. Mitunter wird dieſer Mantel von den Sonnenſtrahlen erhitzt, und da riecht das Mädchen ganz nach Radiergummi.

Um acht Uhr ſitzt die Lehrerin bei einem Zögling.

„Es regnet," ſagt ſie.

„Ja," gähnt der Knabe.

„Lieben Sie den Regen?"

„Ich liebe ihn."

„Auch ich. Es gibt nichts Schöneres als den Regen, nicht wahr? Bei Regenwetter iſt alles intereſſant, der Himmel, der Aſphalt, die Großſtadt, die Bäume, die Häuſer. Opalen beben die Farben. Auch die Stube iſt ſo heimlich. Wir ſitzen beim Kamin . . ."

Um neun Uhr regnet es noch immer. Pudelnaß langt ſie bei ihrem zweiten Schüler an, einem mürriſchen Junggeſellen, ſo um die Fünfzig herum.

„Es regnet," beginnt ſie nach einigem Zögern den Unterricht.

„Ja."

„Lieben Sie den Regen?"

„Nein."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Er iſt zweifellos ſehr unangenehm. Der Regen iſt der Erzfeind aller Fröhlichkeit. Und der Farben. Nicht wahr? Er macht die Stube zu einem wahren Kerker. Nicht ohne Grund hat der Herrgott der Menſchheit die Sintflut als ſchwerſte Strafe geſchickt . . .“

Sie gibt acht Lektionen im Tag und ändert achtmal ihre Anſichten über Reichtum, Armut, Ehe, Erziehung, Politik und über den Zweck des Lebens, je nachdem, mit wem ſie ſpricht. Daheim angekommen, kennt ſie ihre eigene Anſicht nicht mehr. Ob es notwendig ſei, täglich zehn Stunden zu ſchlafen, ob nicht deren acht oder fünf genügen? Ob das Geld glücklich mache oder die Tugend? Und ob man die Kinder aufklären ſolle oder nicht? Längſt hatte ſie es ſich abgewöhnt, komplizierte Dinge ins Geſpräch zu ziehen. Soweit reicht das Verſtändnis ihrer Schüler nicht, ſie würden die Ohren ſpitzen, verlegen hüſteln, und die Lehrerin müßte den ſchweren Satz noch einmal wiederholen, langſam, laut, betont, wie es ärgerliche Verwandte tauber Leute tun, die fünf- oder ſechsmal einen Satz ins Hörrohr trompeten, immer langſamer und immer lauter, bis ſie ſchließlich das fruchtloſe Mühen aufgeben und ſich auch lieber ſelbſt der Rede enthalten.

Von der Frühe bis zum Abend ſchellt ſie an Türen in verſchiedenen Teilen der Stadt. Oft deucht ſie ſich Ärztin. Geht von Haus zu Haus, in der Hand die kleine Taſche, darin der Bleiſtift, der Stundenplan, die Sprachlehre und das Leſebuch, die Inſtrumente, mit denen die kranke Menſchheit operiert werden ſoll. Sie hatte ſchon grundverſchiedene Patienten. Manche wälzten ſich noch in der ſchlammigen Tiefe der Unwiſſenheit, unfähig, auch nur ein Wort hervorzuſtöhnen, andere waren auf dem Wege der Beſſerung, näherten ſich der Vervollkommnung, manche plauderten ſchon luſtig, konnten aber auf keine Art zum Bewußtſein ihrer Schönheitsfehler gebracht werden, und ſchließlich — die größte Zahl — die Häßlichen und Verkommenden, die unheilbar Kranken, die vergeblich mit der Stiefſprache kämpfen und auf keinen grünen Zweig gelangen. Sehr ſchmerzte ſie das Herz, wenn ſie bei einem der letzteren eine Stunde verbrachte, und ſie beſchränkte ſich — ähnlich dem Arzte am Bette eines Sterbenden — bloß aufs Tröſten. Wenn man doch wenigſtens an den widerſpenſtigen Zungen eine raſche und blutige Operation vornehmen könnte! Doch geht das nicht. Sie muß ſich mit einer oberflächlichen Behandlung zufriedengeben, die blutwenig fruchtet.

Gegen Abend geht ſie heim. Da funktionieren ihre Stimmbänder kaum noch. Sie iſt vom zehnſtündigen Sprechen ganz heiſer geworden. Heiſer verlangt ſie das Abendeſſen von der Quartierfrau, die ihr auch kocht und wäſcht. Nach dem Eſſen wickelt ſie die brotverdienende Kehle in einen kalten Umſchlag und trinkt Linden- oder Akazientee, damit ſie am nächſten Tag

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder zu unterrichten vermag. Im Bette fällt ihr dieſes und jenes ein. Doch verblaßt alles wieder raſch.

Mitunter ſetzte ſie ſich plötzlich auf. Sie vernahm Stimmen ringsum ... Mein Oheim verreiſte ... Weſſen Oheim verreiſte? ... Der Oheim meines Bruders, mit dem ich geſtern im Garten promenierte ... Nun, dachte ſie bei ſich, bereits im Duſel, wird ſich der Bruder eben eine Weile ohne ſeinen Oheim begehen müſſen; dieſer Schlag des Schickſals iſt ebenſo alltäglich und leicht zu ertragen wie der Verluſt eines Taſchenmeſſers.

Denn man hörte ja jeden Tag davon, daß die Gattin des Generals ihr Taſchenmeſſer verlor. Seit vielen Jahren war dies bekannt, und das Taſchenmeſſer wurde noch immer nicht gefunden. Die Gattin des Generals war ihr ſchier ſchon perſönlich bekannt. Sie ſtellte ſich ſie als eine hagere Dame vor, in ſchwarzem Seidenkleid, das Geſicht mager und Fremde mit ſcharfen Blicken durch ein Lorgnon betrachtend. Gegen zehn Uhr, wenn der Schlaf der Lehrerin bereits auf den Lidern brannte, pflegte auch die Gattin des Generals beim Bette zu erſcheinen, am Arme des weißhaarigen Generals, der ſich ebenfalls rühmen konnte, ſein Taſchenmeſſer verloren zu haben. Liebenswürdig grüßten ſie und ſetzten ſich auf die zwei Stühle der Stube, eine gewiſſe ſtumme Anklage in der Haltung. Marie verſucht zu erklären, ſie träfe keine Schuld. Anderſeits — wenn man aufrichtig ſein will — ſpielt ein Taſchenmeſſer keine große Rolle im menſchlichen Leben. Geht eines verloren, gibt Gott ein anderes. Man pflegt darüber nicht viel Worte zu machen. Die Leute gehen einfach in eine Eiſenhandlung und kaufen ein neues. Warum ſoll alſo deshalb eine arme, ſchuldloſe Sprachlehrerin ſo ſehr gequält werden?

Einmal träumte ſie, die Gattin des Generals habe ihr mit dem Beinfächer einen Schlag aufs Kinn verſetzt. Keuchend erwachte ſie. Kalter Schweiß perlte ihr auf der Stirne.

Sie erinnerte ſich noch an dieſes und jenes aus Kinder- und Mädchenzeit, doch immer blaſſer. Acht Schüler fragen ſie täglich achtmal: „Wie geht es Ihnen?“ Doch wenn ſie antwortet, achten ſie nicht darauf, was ſie ſagt, ſondern wie ſie es ſagt. Sie lernen von ihr ſprechen, gehen auf Details nicht ein. Details intereſſieren die Schüler nicht. Einmal, vor ſehr vielen Jahren, zu Beginn ihrer Laufbahn, hatte ſie zufällig eine Geſchichte aus ihrer fernen, fernen Kindheit erzählt. Als neunjähriges Mädchen hatte ſie ſich auf ein Gehöft verirrt und in einen Bienenſtock hineingegriffen, und die Bienen zerſtachen ihr das Geſicht. Eine Woche lag ſie krank. Man legte ihr Lehm auf die Wunden. Dieſe Erzählung übte immer große Wirkung. Seither hatte ſie ſie ſchon an die zehntauſendmal erzählt. War ihrer auch ſelbſt ſchon überdrüſſig. Feilte geſtrenge die Fehler aus. War

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lehm gelegt worden ... Vergangenheit ... Vorvergangenheit ... denn das Erzählte hat ſich vor langer, langer Zeit zugetragen.

Wiederholt ertappte ſie ſich dabei, wie ſie unzuſammenhängende Worte ſagt. Schier ging ſie ſelbſt ſchon namenlos durch die Straßen, als „Singular Nominativ“ und als „Präſenz Indikativ“. Doch ſprach ſie nicht gerne. Ab und zu kommt ſie in einem Kaffeehaus oder in einer Konditorei mit Berufsgenoſſinnen zuſammen, doch auch die ſind müde und heiſer und ſchweigen lieber zuſammen. Doch iſt dieſes Schweigen nicht Untätigkeit, ſondern Freude, Erfriſchung der Seele. Oft hatte ſie das Gefühl, ſie könnte jahrelang ſchweigen.

An einem windigen Aprilabend — auf der Brücke — wurde ſie von einem kurzſichtigen, bebrillten, mageren jungen Mann angeſprochen. Sie wies ihn ab. Kannte die Männer gut. Hatte ſie doch früher eine Zeitlang viele flüchtige Bekanntſchaften gehabt. Dann erlernten die Männer von ihr unentgeltlich die Sprache, vermehrten ihren Wortſchatz — mancher um zwei, mancher um viertauſend Wörter — und ließen ſie ſtehen. Ausgeraubt. Räuber waren es und gewiſſermaßen auch Mörder.

„Ich aber gehöre nicht zu dieſen,“ verteidigte ſich der Jüngling, und ſeine fahlen Augen glänzten matt durch die Brillengläſer. „Seit Monaten beobachte ich, wie Sie über dieſe Brücke gehen, am Abend um ſieben. Sie ſind ſo einfach und traurig. Ein armer kleiner Vogel in einem alten Regenmantel. Und es ſchmerzt mich Ihre Einſamkeit. Deshalb intereſſiere ich mich für Sie.“

„Für mich?“ ſagte ſie und wies mit leichter Verachtung auf ihren Körper.

Der Jüngling, ein ſüßlicher Schöngeiſt, ſprach mit leiſer Stimme. Marie hörte ihm zu. Es tat ihr wohl, lange ſeiner Rede zu lauſchen, lange nicht zu ſprechen. Denn ſie war auch ſchläfrig. Und dieſe Worte klangen anders denn das Geplapper ihrer Zöglinge, es waren nicht die Wörter des Diktionärs, ſondern lebendige Worte, innige, blutige, giftige, feurige Worte, rot und flammendviolett und ſanftblau. Sie zündeten und leuchteten im Finſtern. Marie wußte nicht recht zu antworten, denn ſie hatte ein wenig Angſt, verhöhnt zu werden. Sie verſtand auch nicht recht, was er ſagte. Daheim betrachtete ſie ihr Geſicht im Spiegel. Es war blaß und ältlich.

Alles in allem begegneten ſie einander nur noch wenigemal. Bei der letzten Begegnung küßte ihr der Jüngling unter dem Tor die behandſchuhten Finger. Er fühlte ſie — auch durch den Handſchuh — kalt. Dies war alles. Nachher zeigte er ſich nicht wieder. Er hatte an den öden Abenden bloß das Leid geſucht, die unglückliche Liebe, in deren Beſitz er glücklich entfloh. Sobald er ſah, man wolle ihm ſein Unglück rauben, ſuchte er die Weite. Wer wohl dieſer Ritter mit der Brille geweſen ſein mochte?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vielleicht ein angehender Dichter, der beſcheidene, freiwillige Eleve des Leides, der ſtatt der Erfüllung triumphierend die Sehnſucht heimtrug, fühlend, daraus würden noch Sehnſüchte und Reime ſprießen. Deshalb mußte er verſchwinden, plötzlich und ohne Säumen.

Sie aber ging auch weiterhin über die Brücke, abends um ſieben. Anfänglich merkte ſie nicht einmal, daß der Jüngling fortgeblieben. Dann wurde ſie ſich deſſen bewußt. Blickte ſich immer um. Er ging fort? Ihr Kopf rauſchte und ſie wiederholte den Frageſatz, nach der Mitvergangenheit in der Vergangenheit, dann in der Vorvergangenheit. — Einzahl dritte Perſon. Später kam der Indikativ ohne Fragezeichen. Der Jüngling hatte bei ihr das Leid ſtudiert, wie die früheren die Sprachlehre, und war dann verſchwunden. Dieſer war von allen der bettlerärmſte. Hatte Leid geſtohlen.

Eigentlich erfuhr ſie erſt ſpäter, was in ihr und mit ihr geſchehen war. Oft ſchlief ſie nicht. Und in der üblen Wachzeit erſchien ihr das Taſchenmeſſer. Jenes, das die Gattin des Generals verloren, doch gewachſen, ein drohendes Geſpenſt mit rieſenhafter Klinge. Sie fühlte in ſich die Kraft, es zu erfaſſen. Und auch dazu, es in die Bruſt jedes beliebigen Menſchen zu ſtoßen.

Nach einigen Monaten dachte ſie an niemand mehr und an nichts. Gab weiter fleißig Unterricht. Verdiente noch mehr. Konnte als geheilt betrachtet werden. Wieder ſchwirrten Worte ringsum, zielloſe, aufdringliche Worte, mit trockener Rinde den Baum des Lebens umraſchelnd. Über das welke Laub dieſer toten Worte ſchritt ſie dahin, mit geweiteten Augen und welkenden Körpers. Unſäglich litt ſie darunter, ſchlimm und ſchwer, faſt ſo ſchmerzerhaben wie ein Dichter.

In ihren freien Viertelſtündchen, zwiſchen zwei Lektionen, ſetzte ſie ſich auf eine Straßenbank und ſchloß die Augen. Und ſtellte ſich vor, ſie befände ſich in einem Garten. Budapeſt beſitzt keine lieblichen, dunklen, tieftiefen Gärten. Doch Marie liebte den Garten. Jenen Garten, von dem ſie ſo oft ſprechen gehört. Den idealen Garten, wo die Leute mit ihren Oheimen promenieren, und wo — aller Wahrſcheinlichkeit nach — auch die Gattin des Generals ihr Taſchenmeſſer verloren hat. Die Sprachlehrerin ſchmückte dieſen Garten mit allem Erdenklichen. Mit ſmaragdnem Gras, ſaphirnen Roſen, ſpringenden Brunnen, blaßgelben Glaskugeln. Nirgends auf der Welt gab es einen ähnlichen Garten. Er war ſchöner denn jeder andere.

So verlungerte die Ärmſte täglich ein Viertelſtündchen, zwiſchen zwei Lektionen. Sie hätte den Kopf in das dunkle Laub legen mögen, irgendwohin, auf die Schulter eines Marmorengels, um ein wenig Ruhe zu genießen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sage, Liebster

Von Rabindranath Tagore

Sage, Liebster, mir in Worten,
Sag, was du gesungen hast,
Stille Nacht ist allerorten,
Und die Sterne schlafen fast.

Blätter seufzen in dem Winde,
Und jetzt löse ich mein Haar;
Wie die Nacht blau und gelinde,
Wehrt mein Mantel der Gefahr.

Einsamkeiten zu genießen,
Ruht dein Haupt an meiner Brust,
Und ich will die Augen schließen,
Rede du nach Herzenslust.

Lauschen — nicht ins Aug' dir schauen
Will ich, bis verklingt dein Wort.
Ruhe wird herniedertauen,
Und wir sitzen fort und fort.

Dunkle Bäume werden raunen,
Und erblassen wird die Nacht,
Und die Dämmerung wird staunen,
Bis wir Aug' in Aug' erwacht.

Jedes dann zu andern Pforten
Geht des Wegs nach solcher Rast
... Sag jetzt, Liebster, mir in Worten,
Sag, was du gesungen hast.

In deutschen Strophen von Conrad Haußmann.

Ein pietistischer Dichter

Am 2. April 1917 werden es hundert Jahre, daß ein sonderbarer Heiliger der Literatur, einer, der durch seine eigenartige Rolle Interesse abfordert, seine Augen für immer geschlossen hat. Wer weiß heute noch viel von Heinrich Jung, genannt Stilling, oder „Vater Stilling", wie er allgemein hieß, dieser klassischen Blüte pietistischer Geistes-kultur, der zu guter Letzt, an manchen Fährnissen vorüber, in Karlsruhe als Geheimer Hofrat endete, von wo aus er in alle Welt Religion und praktisches Christentum durch billigste Traktatenweisheit zu verbreiten suchte. Er war zu seiner Zeit ein berühmter Mann, der durch seine halb theologischen, halb mystischen Schriften nicht wenig Aufsehen erregte. Mit dem Fanatismus eines Heiligen verband er so viel poetische Begabung, so viel romantische Stimmung, daß er sich überall Anhänger verschaffte, gleichzeitig sicherte ihm eine gewisse pastorale Nüchternheit die Gefolgschaft aller flachen Seelen, für die die Revolution nur eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Strafe Gottes war, und deren beschränkter Konservativismus in jedem Fortschritt eine menschliche Überhebung gegenüber dem göttlichen Willen erblickt.

Nun wäre diese Gestalt, wie sie auf der Höhe und gegen Ende ihres Lebens sich als eine Art poetischen Betbruders kennzeichnet, wohl nicht bedeutend genug, auf einen Platz Anspruch zu erheben, der sie in die Reihe der Vorromantiker stellt, aber das literarhistorische Interesse für Stilling konzentriert sich auf ein einziges Werk, auf seine Lebensgeschichte, im Alter von 30 Jahren geschrieben, die trotz ihrer Mängel eine höhere Wertung als sein sonstiges, recht problematisches Wirken erfahren muß.

Um einen Selfmademan in der Literatur handelt es sich, den Enkel armer Köhlersleute im damaligen Fürstentum Nassau-Siegen, den Sohn eines schwächlichen, hungrigen Dorfschullehrers, der bei den elenden Lebensbedingungen dieses Standes den zweiten Beruf eines Schneiders ausüben mußte, um sich und die Seinen zu ernähren. Die Mutter starb an der Schwindsucht, als Stilling kaum laufen konnte. Trüb klingt die Geschichte in seinen Lebenserinnerungen wider. Romantische Schwärmerei, exaltierter Glaubenseifer, religiöse Eigenbrötelei — das Erbe seiner pietistischen Ahnen — wohnen neben einer heißen Sehnsucht nach dem Leben, einem brennenden Bedürfnis, emporzukommen, in der Brust des frühreifen Knaben. Er fühlt sich zu Großem berufen, als ein spezieller Günstling Gottes, dessen Schicksal in der Vorsehung bereits beschlossen und vorgezeichnet ist. Immer in Erwartung des Wunderbaren wird er Dorfschullehrer und Schneider, wie sein Vater, doch ergeht es ihm bitter schlecht. Dem Jammer des Elternhauses entflieht er nach langer Leidenszeit, er irrt, ein armseliger Schneidergeselle, umher, dem Zufall, der ihm jedoch der bewußte Wille Gottes scheint, gläubig hingegeben. Und sonderbar, wenn er dem Untergange nahe ist, führt eine überraschende Wendung ihn immer wieder empor. Endlich findet er, beinahe ein Dreißiger, einen Mäzen, der ihn fördert, er wird Student der Medizin in Straßburg. Von da beginnt sein Aufstieg.

In Straßburg lernt er den jungen Goethe kennen, Herder wird sein Führer und Freund. Auf Anregung Goethes schreibt er seine schlichte, von Zufällen und wunderbaren Begebenheiten verbrämte Lebensgeschichte nieder, die später in den verschiedenen Lebensaltern ihre Ergänzung erfahren hat. Sie begegnete einem ungewöhnlichen, für uns bereits ganz unverständlichen Interesse. Vielleicht wegen ihrer Mischung von Frömmelei und Treuherzigkeit, von Romantik und Exaltiertheit, oder wegen ihrer primitiven Eigenheit, alles von der Perspektive eines beinahe abergläubischen Vertrauens in den höheren Ratschluß zu betrachten, war ihre Wirkung unerwartet groß. In diesem Buche, das einen antiquierten Duft ausströmt und das wir heute nicht ohne lächelnde Rührung lesen können, ist der beschränkten Einfalt ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Es beginnt wie eine idyllische Dorfgeschichte, und die Menschen sprechen zu ihm eine so salbungsvolle Sprache; so viel Tränenseligkeit und so viel Überspanntheit ist darin aufgespeichert, daß man zeitweise glaubt, es mit einer gelungenen Persiflage zu tun zu haben. Alle Erscheinungen des Tages, alle For-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derungen des Lebens sind von betenden Mienen, zum Himmel erhobenen Augen begleitet, sind umhüllt von der frommen Atmosphäre pietistischer Absonderlichkeit. Und doch umfließt diese manchmal exaltierte, manchmal überaus nüchterne Lebensbeichte ein Schimmer von Poesie, der ihre Arabesken und Verschnörkelungen anmutig zur Geltung bringt.

Das war der junge Stilling, Goethes Freund, eine liebenswürdige, fromme Seele, die in ihrer Art ein ausgezeichnetes Kulturbild aus dem achtzehnten Jahrhundert schuf. Später wurde Stilling Arzt, sogar ein bekannter Staroperateur, dann Professor der Kameralwissenschaften in Kaiserslautern, Heidelberg und Marburg. In dieser Zeit verschob sich seine literarische Erscheinung stark ins Groteske, der alte Wahn, ein besonders zur Ehre Gottes Berufener zu sein, erwachte wieder in seinem Gehirn, und so entstanden die bekannten „Szenen aus dem Geisterreiche", „Heimweh", „Der graue Mann" und die endlose Reihe der Erzeugnisse eines spiritualistischen Mystikers, dessen Denkfähigkeiten nicht die schärfsten waren und der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Menschheit in die Ketten einer bigotten, formalistischen Religion zu schmieden. Er warf sich zum geistigen Führer der Nation auf und führte Donquichottekämpfe mit der Revolution, dem Voltairismus, den Rousseauschen Theorien, er bekämpfte die damals herrschende Philosophie Kants in allem, worin sie Einfluß auf den christlichen Glauben nahm. Besonders schien ihm die Naturreligion eine Gefahr für den Glauben zu bilden, und den Pantheismus verwarf er einfach als metaphysiches Unding. Heftig trat er aber gegen den Determinismus auf, dessen Gewalt er nach seinem eigenen Bekenntnisse — verführt durch die Leibniz-Wolffsche Philosophie — selbst längere Zeit verfallen gewesen war. Einzig und allein nur anerkannte er als abgeschlossene, vollendete Lehre das Dogma der Heiligen Schrift, die Bibel betrachtete er als die einzige zuverlässige Quelle „aller derer übersinnlichen Wahrheiten, die dem Menschen zu seiner Bestimmung notwendig sind". Diesem unbewußten Glauben, der ihm nicht als das Resultat irgendeiner Deduktion der bloßen Vernunft erschien, sondern in seinem Gemüte wurzelte, stand die neue Aufklärung schroff gegenüber, und er hat sie stets mit dem ganzen Arsenal theologischer Rüstkammern, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Beschränktheit bekämpft.

Keine Alltagserscheinung der Literatur, mischt sich in sein Charakterbild allerlei Dunkles und Ungeklärtes, das ihn, verbunden mit einer Art übersinnlichen Denkrichtung, zu einem Vorboten der Romantik macht, der er gewissermaßen als Gegenstück zum katholischen Mystizismus den protestantischen vorausgeschickt hat. Oft wird der Skeptiker betroffen und fragt sich, angesichts der naiv-dünkelhaften Übertreibungen, der somnambulen Mätzchen und hellseherischen Kunststückchen, ob er es hier nicht viel eher mit einem geriebenen Demagogen als mit einem hingerissenen Gottesstreiter zu tun habe. Aber dann wird man durch die ins Pathologische gesteigerte Überspanntheit wieder entwaffnet. Hier hat wirklich das Schicksal, paradox gestaltend, das Bild eines exaltierten Mönches mitten hinein in ein nüchternes Dasein, in eine schmucklose Religion gezaubert, wo aus der seltsamen Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einigung von Leben und Phantasie, Dichtung und Wahrheit eine kuriose Erscheinung wuchs, deren geistige Verschrobenheit zuletzt so weit ging, öffentlich zu erklären, Christus habe in ihm eine Gestalt gewonnen. Dies Produkt religiöser Hysterie interessiert wohl viel mehr den Psychoanalytiker, für uns aber ist die Bestimmung des Dichters Stilling in seiner „Lebensgeschichte" erfüllt.

Thekla Blech-Merwin

Volk in Not

Schönherrs deutsches Heldenlied hat einen gewaltigen Erzklang! Aber auch die sanften, rührenden Züge fehlen nicht. Dem Stoff nach ein Andreas-Hofer-Drama, steht es wie ein leuchtendes Symbol unserer eigenen Gegenwart vor uns. Diese todesmutigen schlichten Kämpfer am Iselberg, von den kleinen Mädchen und Jungen an, die unermüdlich Kugeln auflesen, Büchsen spannen und bei solcher Handreichung ihr junges Leben fürs Heimatland opfern, bis zum alten Wirt, der mit allen seinen Söhnen im Kampf bei der wehenden, blutgetränkten Fahne fällt, kennen wir sie nicht alle? Sind es nicht unsere eigenen jungen Brüder, Gatten und Väter, die draußen in West und Ost jauchzend dem Tod fürs liebe Heimatland entgegenstürmen? Und diese Frauen, erzgemeißelt, still gefaßt, stolz die Tränen hinunterschluckend, ohne große Worte das Schwerste auf sich nehmend, wo sahen wir sie doch? Aus ferner, ferner Heldenzeit im alten Sparta, in Hellas (so anders, so ganz anders, als was sich heute „Griechen" nennt!), da grüßten uns ihre stolzen, glühenden Blicke. Aber begegnen sie uns nicht heute wieder in allen Kreisen des Volkes, von der stolzen Offiziersmutter bis zur ärmsten Bauernfrau, die ihren Einzigen hergibt. Aber der Wert des Schönherrschen Dramas ist keineswegs bloß darin begründet, daß es den Geist unserer eigenen Zeit in idealisierter Weise spiegelt. Das Stück ist, auch rein bühnentechnisch betrachtet, eine Meisterleistung, straff im Aufbau, indem es sich entwickelt wie eine symphonische Dichtung. Der erste Akt: Vorbereitung, Aufleuchten des Grundthemas „Volk in Not", und mannhafter Entschluß der Befreiung, im zweiten dann die rasche Steigerung zur höchsten Höhe, wie das ganze Heldengeschlecht der „Rotadl" sich opfert in der Verteidigung der Fahne, bis herab zum zwölfjährigen „Seppele", der „rödlich sei Kugl" empfangen, „grad wie a G'wachsner", und wie der Sandwirt in den erschütternden Schrei ausbricht: „I kann nix derfür. Mir hab'n ihnen nix tan. Sie hab'n üns anpackt." Im dritten Akt dann das Ausklingen, zwar der Sieg ist erfochten, aber mehr als eine Mutter und Gattin hat das Liebste opfern müssen, die Söhne, den Mann. Aber sie tragen's alle mit heroischem Stolz, mit phrasenloser Größe. Die paar Worte der Rotadlwirtin, als sie hört, daß sie den Mann und drei Söhne verloren, sind von herzzerreißender Tragik. „Gar koaner mehr — dös ist a bißl wianig." Diese prachtvolle Heldenmutter wird symbolisch werden für viele Tausende, denen der Weltkrieg Ähnliches beschieden hat. Aber nicht im düsteren Mollakkord klingt das wundervolle Drama aus: mit erhabener Selbstverständlichkeit begeben sich die Frauen an ihre Arbeit, der Sandwirt aber birgt die ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rettete, mit so viel edlem Blut verteidigte Fahne in der Höhlung eines mächtigen Nußbaumes und spricht zum kleinen Enkel des Rotadlwirts in der Wiege: „Schau, daß d' a richtiger Kerl werst. Und wenn's wied'r amal losgeaht, nacher nimmst den Fahn und tragst 'n wie deine Vaterslent durch Bluet und Toad und Leuf'l."

D. Otto Kiefer

Reimanns Grotesken

Es wird wohl jetzt bald Friede werden: Georg Müller hat ein Buch herausgebracht, das nichts mit dem Kriege zu tun hat. Es ist eine Sammlung kleiner Grotesken von Hans Reimann, die den Titel führt: „Die Dame mit den schönen Beinen."

Das Buch wird eine ganze Reihe Käufer finden, die beim Titel schmunzelnd an allerhand kleine und größere Gemeinheiten ihrer eigenen Erlebens- und Gedankensphäre erinnert werden. Diese Leser werden sehr enttäuscht sein: denn das Buch enthält keine Laszivitäten.

Dafür werden diejenigen, denen in der tragikomischen Kompliziertheit dieser Tage nicht der Sinn für humorvolle Schlichte abhanden kam, diese Humoresken mit Lust lesen.

Ich habe mich kindlich gefreut über die Großmutter, die Romane von der Heimburg, der Marlitt und der Sudermann liest, über den Mops, der — vom Hafer gestochen — die alte Jungfer erschießt und über all die anderen Geschichtchen von den erwachsenen Kindern und den kindischen Erwachsenen.

Von den letzteren werden einige zwar das Buch aus der Hand legen und sagen: „Nein, so ein Getue! Das können andere, z. B. Roda Roda, doch auch!" Das Beispiel ist schlecht gewählt, weil Roda sich gerade als Kriegsberichterstatter auf dem Kriegsschauplatz — im Kampfe gegen die deutsche Sprache — befindet. Aber auch seine Kollegen (ich nenne keine Namen) können es nicht „auch"; denn sie zeigen ihren Humor und pflegen ihn um seiner selbst willen. Reimann mitnichten: er ist ein sehr ernster Schriftsteller, er ist kein „Humorist von Beruf".

Alle Dinge erscheinen ihm ernst und wichtig; erst bei näherem Zusehen entdeckt er ihre Mängel, Abhängigkeiten und Banalitäten. Der Bürger an und für sich dünkt ihm auch nicht lächerlich; erst seine Umgebung, sein Verhältnis zur Zeit macht ihn dazu.

Hans Reimann ist vorurteilslos: nichts ist ihm unheilig. Darauf beruht sein Können. Er hat die Tragik des Alltäglichen entdeckt, fand sie abgenutzt, wollte sie wenden — und fand Komik. Wer kann dafür? Der Bürger. Er hätte die Alltäglichkeiten nicht abnutzen sollen. Er hätte sich nicht auf Gebräuche festlegen sollen: Reimann brandmarkt sie als Mißbräuche. — So schwindet viel Blödsinn. Roda Roda und seine Kollegen werden, wenn sie wieder nach Hause kommen, sich ein ganz neues Gebiet suchen müssen: den Platz, da sie grasten, hat Reimann gemäht.

Paul Nicolaus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das englische Schiffsproblem

Lloyd George hat in seiner bei uns viel zu wenig beachteten großen Rede vom 23. Februar wörtlich gesagt: „Die Deutschen haben ihre ganze Kraft auf den Bau von Tauchbooten konzentriert, um unsere Handelsflotte zu zerstören. Sie sind sich dabei völlig klar, daß das der einzig wirksame Weg ist, jenen Gegner schachmatt zu setzen, den sie als das wichtigste Glied der Allianz betrachten ... Der Enderfolg unserer Sache hängt davon ab, ob wir die Tonnageschwierigkeiten überwinden können, denen wir gegenüberstehen." Und immer wieder kehrt in seiner Rede der Gedanke wieder: Es fehlt uns an Schiffen. Woher kommt das? Verfügte doch England bei weitem über die größte Handelsflotte, mit der sich keine andere auch nur annähernd messen konnte. Rund 20 Millionen Bruttotonnen*) trugen die englische Flagge gegen etwa 4,5 Millionen deutsche Schiffe. Der plötzliche Tonnagemangel war — zum mindesten bis zum Beginn dieses Jahres — nur zum kleineren Teil auf Tauchbooterfolge zurückzuführen, denn die englische Flotte umfaßte noch am 1. Januar dieses Jahres 95% ihres Bestandes vor dem Kriege. Mit anderen Worten: der Nettoabgang hat bis dahin nur eine Million Bruttotonnen betragen. Zwar waren bis zu diesem Zeitpunkt durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte rund 3 Millionen Bruttotonnen der englischen Marine zerstört worden, aber der größte Teil davon konnte wieder ersetzt werden durch Neubauten und durch Beschlagnahme von deutschen und österreichisch-ungarischen Schiffen. Wenn man diese Beschlagnahmen mit rund 800 000 Tonnen annimmt, so haben sich die Schiffsbauten in England wie folgt entwickelt:

1911	1912	1913	1914	1915	1916	
1,80	1,74	1,98	1,68	0,65	0,58	Mill. Bruttotonnen.

Danach sind also die Neubauten in England in der letzten Zeit sehr gering gewesen. Der scheinbar so geringe Nettoabgang der englischen Tonnage rückt allerdings in ein erheblich anderes Licht, wenn man auf die Einzelheiten eingeht. Da ergibt sich zunächst, daß ein ganz unverhältnismäßig großer Teil der Flotte dem eigentlichen Zweck, dem Handel, entzogen ist und kriegerischen Zwecken dient. Man denke an die Expeditionen in Mesopotamien, in Saloniki, in Afrika usw. Man wird da nicht staunen, zu hören, daß annähernd 65% der Handelsflotte von der Regierung mit Beschlag belegt ist. Völlig frei für die Schiffahrt verfügbar waren im letzten Jahr überhaupt nur 5 Millionen Nettotonnen. Das Bild wird weiter dadurch ungünstiger, daß England in zunehmendem Maße den Franzosen und Italienern, teilweise auch den Russen Schiffe zur Verfügung stellen muß. „Soeben," versichert Lloyd George in seiner Rede, „hatte ich für zwei Tage den

---

* Zum besseren Verständnis sei hier folgender annähernd richtige Erfahrungsvergleich angeführt:

1 Nettotonne = 1½ Bruttotonnen = 2 Tonnen Tragfähigkeit,
1 Bruttotonne = 1⅓ Tonnen Tragfähigkeit = ⅔ Nettotonnen,
1 Tonne Tragfähigkeit = ¾ Bruttotonnen = ½ Nettotonne.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besuch französischer Minister, die äußerst dringend um mehr Schiffe baten, und unmittelbar vorher waren italienische Minister in derselben Angelegenheit bei mir." Schließlich darf man nicht vergessen, daß die Qualität der englischen Schiffe in jeder Weise gelitten hat. Zwar sind der Zahl nach recht viele neue Schiffe gebaut worden, es handelt sich aber dabei um vorwiegend kleine, während umgekehrt unter den versenkten die ganz großen eine unverhältnismäßige Rolle spielen. So konnte man aus den Angaben der deutschen Admiralität für den Monat Januar für die versenkten Schiffe eine Durchschnittsgröße von 2700 Bruttotonnen errechnen, während die neugebauten Schiffe nur eine Durchschnittsgröße von 1350 Tonnen aufweisen. Gerade die großen Schiffe aber sind es, die in der Hauptsache für den überseeischen Verkehr in Frage kamen. Schließlich aber ist, so überraschend es klingt, auch in normalen Zeiten England mit seinem Seeverkehr in viel größerem Maße, als man gewöhnlich annimmt, auf die fremde Schiffahrt angewiesen. Das und verschiedenes andere ergibt sich mit ungewöhnlicher Klarheit aus der nachstehenden, äußerst wertvollen Zusammenstellung der Liverpooler Reedereivereinigung.

Englische Einfuhr (in Millionen Tonnen)

In den Halbjahren	Frieden		Krieg				
	1. Juli 1913 bis 31. Jan. 1914	1. Febr. 1914 bis 31. Juli 1914	1. Aug. 1914 bis 31. Jan. 1915	1. Febr. 1915 bis 31. Juli 1915	1. Aug. 1915 bis 31. Jan. 1916	1. Febr. 1916 bis 31. Juli 1916	1. Aug. 1916 bis 31. Jan. 1917
Einfahrende Tonnage (Nettotonnen)							
Englische Schiffe	16,59	16,14	12,28	11,63	11,27	9,89	10,14
Fremde Schiffe	8,58	8,20	5,40	5,42	5,47	5,10	4,60
Zusammen	25,17	24,34	17,68	17,05	16,74	14,99	14,74
Gewicht der Einfuhr (Gewichtstonnen)							
1. Artikel mit Gewichtsangabe:							
Nahrungsmittel usw.	8,68	7,47	9,11	7,58	7,97	7,60	6,90
Rohmaterialien	14,38	11,95	10,72	11,67	11,62	10,87	10,35
Fertigfabrikate	3,17	3,27	1,58	2,05	2,00	1,52	1,31
2. Artikel, deren Gewicht geschätzt ist	3,57	3,09	2,92	2,90	2,94	2,72	2,53
Zusammen	29,80	25,78	24,33	24,20	24,53	22,71	21,09
Auf 100 Nettotonnen kamen nach dem Gewicht	118 t	106 t	138 t	142 t	147 t	152 t	143 t

Betrachtet man diese Zusammenstellung, in der, wie ausdrücklich erwähnt sein soll, der Schiffsinhalt in Nettotonnen angegeben ist, so fällt einem, wie gesagt, sofort der große Anteil der ausländischen Schiffahrt auf. Er betrug im Frieden über ein Drittel der einlaufenden Tonnage und hat sich bis fast

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuletzt auf dieser Höhe gehalten. Dieser große Anteil der fremden Schiffahrt läßt übrigens auch verstehen, warum die Engländer immer und immer wieder erklären, daß die Tauchbootgefahr außerordentlich groß sei, im gleichen Atem aber dem Ausland gegenüber immer wieder betonen, welch außerordentlicher Verkehr sich in ihren Häfen abspiele und welch lächerlich kleiner Prozentsatz an Schiffen durch die Tauchboote versenkt werde. Man will auf diese Weise die Neutralen veranlassen, wieder die englischen Häfen wie seither anzulaufen. Gelingt diese Verlockung nicht und bleibt die neutrale Schiffahrt, wie sie es zweifellos bisher zum größten Teil getan hat, von den englischen Häfen fern, so ist allein damit ein gar nicht wegzuleugnender Riesenerfolg der Tauchbootpolitik erzielt. Denn England kann ohne die 4,5 Millionen fremder Tonnage kaum zurechtkommen.

Weiter ist in der statistischen Zusammenstellung die Entwicklung der Einfuhrgüter von Wichtigkeit. Während sich die Schiffstonnage gegenüber der Friedenszeit um reichlich 40% verringert hat, ging die Einfuhr von Waren nur von 29,82 auf 21,10 Millionen Gewichtstonnen, das sind knapp 30%, zurück. Dieser Unterschied läßt sich auch in der letzten Zeile der Tabelle wieder feststellen. Während im letzten Friedenshalbjahr auf 100 Nettotonnen Schiffsraum nur 106 Gewichtstonnen Güter kamen, sind es im letzten Kriegshalbjahr 143 Tonnen gewesen. Mit anderen Worten: die englische Handelsmarine hat fraglos rationeller geladen als bisher. An und für sich sind auch 143 Gewichtstonnen nicht viel, denn man rechnet, wie aus unserer Fußnote hervorgeht, im allgemeinen auf 100 Nettotonnen etwa 200 Tonnen Ladefähigkeit. Die geringere Ziffer erklärt sich aus der verhältnismäßig beträchtlichen Zahl von verladenen Stückgütern, die selbstverständlich sehr viel Frachtraum wegnehmen und keine so gute Ausnutzung erlauben wie etwa die Ladung eines Dampfers mit Getreide oder Kohle. Außerdem fahren sehr viele Schiffe ohne Nutzlast, lediglich mit Ballast, ein. Man denke nur an die jetzt von Frankreich vorwiegend leer ankommenden Schiffe. Die Besserung gegenüber dem Frieden wird zurückzuführen sein auf das immer weitere Zurückdrängen von Stückgütern.

Die drei großen Schwierigkeiten nun, die der englischen Schiffahrt zurzeit drohen, sind neben dem schon erwähnten Fernbleiben der fremden Tonnage vor allem die Versenkungen, dann aber die Notwendigkeit, größere Schiffsreisen als bisher zu unternehmen, das heißt: das für England notwendige Getreide muß fortab in der Hauptsache aus Australien und Indien geholt werden, während es vorher zum weitaus größten Teil aus Nordamerika kam. Nun braucht eine Reise von England nach Sydney und zurück rund $3^1/_2$ bis 4 Monate, während die Doppelfahrt nach Neuyork im ungünstigsten Falle in sechs Wochen erledigt werden kann. Da nun England im halben Jahre etwa 4 bis 5 Millionen Tonnen Getreide benötigt, die etwa einen Laderaum von 2 bis 2,5 Millionen Nettotonnen beanspruchen, so kann man sich vorstellen, welcher Ausfall allein dadurch für die englische Schiffahrt sich zurzeit ergibt. Darum ist es auch ohne weiteres klar, daß ohne außerordentlich einschneidende Maßnahmen es geradezu unmöglich wäre, auch nur das Allernotwendigste nach England zu bringen.

Deshalb hat Herr Lloyd George eine Reihe von Eingriffen angekündigt, die zweifellos in ihrer Gesamtheit England vor dem Verhungern schützen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

würden, wenn sie durchführbar wären. Teilweise werden sie das sein, teilweise aber sicherlich nicht. Eine an und für sich vermutlich recht wirksame, wenn auch sehr zweischneidige Maßnahme ist die Tieferlegung der Ladelinie. Man erhofft dadurch eine Ersparnis von 600 000 Tonnen. Daß durch diese Tieferlegung der Ladelinie eine Kulturtat allerersten Ranges wieder rückgängig gemacht und vor allem die Gefahr von Schiffsunfällen dadurch ungewöhnlich gesteigert wird, sei nebenbei erwähnt. Viel mehr aber verspricht sich Lloyd George von einer Reihe tiefeinschneidender Einfuhrverbote. Wie diese zustande gekommen sind, ist bei allem Ernst der gegenwärtigen Lage amüsant. Lloyd George hat sich kurzerhand alle jene Güter aufschreiben lassen, die sehr ins Gewicht fallen. Das sind, abgesehen von dem unentbehrlichen Getreide, Holz, Erz, Fleisch und Papier, daneben einige Genußmittel wie Tee, Kaffee, Kakao usw. Holz benötigt England vor allem für den Grubenbau, ohne Holz keine Kohlenförderung, 6 Millionen Tonnen sind davon allein im letzten Jahr eingeführt worden. Lloyd George entdeckte, daß auch England und vor allem sein Bundesgenosse Frankreich Holz besitzt. Also, meinte er, brauche man dieses Holz nur abzuschlagen. Daß dadurch in England die ganze Landschaft und in Frankreich außerdem die klimatischen Verhältnisse verdorben werden, ficht ihn wenig an. Schließlich darf man ja auch auf derartige Dinge, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelt, keine allzu große Rücksicht nehmen. Wie aber Lloyd George die nötigen Sägewerke, Arbeitskräfte usw. aus dem Boden stampfen will, ist schon eine andere Frage. Erze benötigt England ungefähr 7 Millionen Tonnen, die zum großen Teil aus Spanien kommen. Auch da entdeckt Lloyd George, daß in England noch viele unausgenutzte Erzlager vorhanden sind. Warum diese unausgenutzt sind, kann sich jeder denken: sie können wegen ihrer Armut mit den ausländischen Erzen nicht konkurrieren. Lloyd George will sie nun künftig ausnutzen. Daß auch hier die Arbeiterfrage eine sehr wichtige Rolle spielt, daß ferner infolge der erwähnten Armut der englischen Erze erst große Hochöfen gebaut werden müßten, deren Bau außerordentlich viel Zeit in Anspruch nimmt, erkennt selbst Lloyd George an, indem er sagt: „Unglücklicherweise kann die Ersparnis erst recht spät im Jahr erfolgen."

Leichter wäre es, an den anderen Posten zu sparen, sofern mit der nötigen Energie vorgegangen wird. Da ist vor allem der Papierverbrauch. England führte im Frieden jährlich 1,80 Millionen Tonnen Papier ein, im letzten Jahr waren es noch 1,28 Millionen Tonnen. Jetzt sollen statt dessen nur mehr 640 000 Tonnen nach England gebracht werden. Wer in den letzten Tagen einen Blick in die englischen Zeitungen wirft, wird an diese Rücksichtslosigkeit der Regierungspolitik nicht recht glauben, denn die Zeitungen sind einstweilen so umfangreich wie je, wenn auch durch allerhand Kunstgriffe, wie Hinaufsetzung der Preise, Weigerung, unverkaufte Exemplare zurückzunehmen u. dgl. mehr, der Bedarf verringert werden mag. Immer noch sind aber die englischen Zeitungen bei weitem die umfangreichsten in Europa. Hier spricht zweifellos die Angst Lloyd Georges vor der Presse und namentlich vor der ihn haltenden chauvinistischen mit. Er hat in seiner Rede den Zeitungsleuten eine Reihe von Verbeugungen gemacht, dabei allerdings gemeint, wenn der Leser die Wahl habe zwischen einer Morgen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeitung und einem Frühstück, so werde er zweifellos das letztere vorziehen. Das Verbot, Genußmittel einzuführen, wird vermutlich durchgeführt werden, indessen braucht man nicht anzunehmen, daß dies von heute auf morgen geschieht, denn Schiffe beispielsweise, die nach dem Erlaß des Verbotes 8 oder 14 Tage von Ceylon weg waren, werden kaum unterwegs angehalten und gezwungen werden, nach dem Ausgangshafen zurückzukehren und dort den Tee oder was immer sie geladen haben, zu löschen. Mit anderen Worten, auch hier wird die restlose Durchführung eine Reihe von Wochen in Anspruch nehmen.

Am meisten aber verspricht sich Lloyd George von den Maßnahmen im Innern. Er will durch Sparsamkeitsvorschriften allerhand Einfuhren unnötig machen. Das einzige große Gebiet, das ihm hier zur Verfügung steht, ist die Bierbrauerei, die in England jetzt auf ein rundes Viertel ihrer Friedensproduktion verringert wird. Die so erzielte Ersparnis bedeutet auf das Jahr gerechnet einen Minderverbrauch von rund 600 000 Tonnen Getreide, das ist soviel, wie England in einem Monat verbraucht. Aber auch hier muß man bedenken, daß die Wirkung für das laufende Jahr reichlich spät kommt, da ja nur knapp fünf Monate des Erntejahres betroffen werden, also für das laufende Erntejahr, auf das es ja wohl ankommt, eine Ersparnis von 13 Tagen.

Eines geht wohl aus unserem Überblick zur Genüge hervor: die Rechnung ist so knapp, es kommt so außerordentlich viel auf einige 100 000 Tonnen Schiffsraum mehr oder weniger an, daß die Höhe der Torpedierungen tatsächlich den Ausschlag geben wird. Darum wird man mit gespanntester Aufmerksamkeit die weiteren Ergebnisse des Tauchbootkrieges verfolgen. Für die englische Schiffahrt als Ganzes bedeutet die Fortsetzung des Krieges die denkbar größte Erschütterung. Mit jedem Vierteljahr des Krieges geht die Bedeutung der englischen Flotte auch für die Zukunft zurück, während der Anteil der amerikanischen, japanischen und norwegischen Schiffahrt in früher nie geahnter Weise steigt. Die Ablehnung des Friedensangebots durch Lloyd George wird darum später einmal namentlich von der englischen Schiffahrt als ein unbegreiflicher Mißgriff verurteilt werden.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Rednitzstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen
Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Elfter Jahrgang 1917
Zweiter Band
(April bis Juni)

STUTTGART 1917

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des zweiten Bandes 1917

Hauptteil

	Seite
Aufhäuser, S.: Sozialpolitik und Hilfsdienstgesetz	427
Barthel, Max: Skizzen aus dem Felde. III. Die Sappe	335
Bauer, Hans: Tag des Soldaten	462
Behrend, Walter: Ein Journalistenroman	336
Bonus, Beate: Zwei Gedichte	414
Capy, Marcelle: Das Lied der Gefangenen	506
Eggenschwyler, W.: Kriegslast und finanzielle Leistungsfähigkeit	379
Eisenstein, Karl von: Zwei Gedichte	339
Ernst, Paul: Kultur und Nationalität	299
Finckh, Ludwig: Die Völker	434
Francé, R. H.: Neue Schätze der Scholle	556
Friedenthal, Joachim: Heinrich Mann	508
Georg, Manfred: Die Wundergeige	307
Gottschalk, Hermann: Wahlrecht und Romantik	395
Groebbels, Franz: Die Saat	383
Großmann, Stefan: Österreichische Sorgen	597
Haller, Dr. Johannes: Die Wege der russischen Revolution	523
Hansen, Dr. N.: Indische Prinzenerziehung	448
Hart, Helmut: Tropfen	451
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Der Staatsakt des Kaisers	347
— Berlin im Mai 17	473
— Friedrich Payer. Zu seinem siebzigsten Geburtstag	539
Hennig, Richard: London und die russische Revolution	445
Hesse, Hermann: Tag im Gebirg	566
Heuß, Theodor: Die Fortbildung der Verfassung	497
Hollander, Else v.: Das Wiegenlied	407
Huebner, F. M.: Der Rat von Flandern	479
Jentsch, Carl: Eine patriotische Statistik	328
Kleeis, Friedr.: Die Arbeiterlöhne in der Kriegszeit	475
Klein: Die Flüchtlingsfürsorge in Elsaß-Lothringen	384
Kliche, Josef: Bildungsarbeit im Felde	503
Konietzko: Vermögensbeschlagnahme durch das Reich	421
Lensch, Dr. Paul, M. d. R.: Stockholm	549
Liefmann, Dr. Robert: Reichsschuldentilgung und Vermögensabgabe	323

Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Seite

Linter: Kohle 320
— Bankabschlüsse 344
— Welthungersnot 368
— Die Zukunftsaufgabe des Postschecks 392
— Wallstreet als Erbin der City 418
— Die Zukunft der deutschen Schiffahrt 441
— Übergangswirtschaft 470
— Wie liest man jetzt den Reichsbankausweis? 491
— Zwangsrationierung der Emissionen 520
— Industrielle Kriegsbilanzen 546
— A.E.G. 570
— Daimler. Ein Kapitel Kriegskonjunktur 593
— Valutasorgen 618
Lüdecke, Winfried: Französisches Spielzeug 304
Niemeyer, Ernst: Brasilien 573
* * *: Nordamerika und Deutschland 350
Preuß, Dr. Hugo: Des Reiches bundesstaatlicher Charakter in Gefahr? 371
Sack †, Gustav: Skizzen aus dem Felde. I. Der Flieger 331
Scheibener, Dr. E.: Kriegsgeologie 401
Schönherr, Johannes: Grabennacht 486
Schussen, Wilhelm: Drei Gedichte 388
Seel, Friedrich: Skizzen aus dem Felde. II. „Unsere" Lerche . 333
Supper, Auguste: Der Sieg des Deutschen 311
Thoma, Ludwig: „Erinnerungen" 534. 561. 580. 608
Walter, Robert: Polnische Volkslieder 359
Wantoch, Dr. Hans: Die Grillparzerlegende 457
Weer, Reinhard: Muß es sein? 352
— Quartett 482
— Galizien 513
Wiedmer, Emil: Wanderer im Sommer 541
Wolf, Hugo: Triest 429
Zeiler, A.: Volkskraft und Familie 603
Zielesch, Fritz: Das polnische Volkslied . . . . . 3[illegible]

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Seite

Achelis, T. O.: Römische Charakterköpfe 366
Albu, Eugen: Bruno Franks Requiem 568
Barthel, Max: Monte Cassino 440
Behne, Adolf: Friedhofsreform 467
B. H.: Auch ein Zeichen der Zeit? 567
Blech-Merwin: Georg Herwegh 486
Buß, J. P.: Über Bismarckische Staatskunst 615
Corbach, Otto: Wilson und die Monroelehre 317
— Amerikanisch-japanische Verständigung 435
— Weiße Krieger und gelbe Arbeiter 515
Einstein, Norbert: Georg Simmels „Rembrandt" 390
— Robert Liefmanns „Geld und Gold" 517
Fischer, Max: Der Judenroman eines Lappen 391
Fontana, Oskar Maurus: Bücher zum Anschauen 364
Graetzer, Franz: Ein flandrisches Tagebuch 417
— Geschichtschreibung aus der Gegenwart? 518
Haußmann, C., M. d. R.: Der Kanzler im Reichstag 316
Hesse, Hermann: Denket unserer Gefangenen! 545
— Johann Christof in Paris 616
Heuß, Theodor: Altdeutsche Malerei 416
— Polen als Nationalitätenstaat 437
— Die amerikanische Seele 591
— Th. Th. Heines Kriegsheft 617
Jacques, Norbert: Moderne Kritik 567
Johst, Hanns: Ein Beitrag zur Kritik 340
Klein, Stefan J.: Stefan Tömörkény † 438
Kühn, Oswald: Musik. Max-Reger-Gesellschaft 544
— Zur Uraufführung von Hans Pfitzners Palestrina 587
Landau, Julian: Eine Kleiststudie 569
Langer, Felix: Wachstum der Sprache 341
Löffl, Karl: E. von Behring † 360
Mahrholz, Dr. Werner: Ein klares Buch über Dichtung 362
Mayer, Alfred: Neue Kunst in Frankfurt am Main 590
Nicolaus, P.: Klabunds „Himmelsleiter" und „Krankheit" . . . 439
Pernerstorfer, E.: Ein seltsames Verbot 343
— Indien 465
Rub, Dr. Karl Albrecht: Dichter, Künstler, Volksvertreter . . . 463

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite
v. S.: Friedensnähe 514
ss.: Über Rußland 319
Steiger, Edgar: Ein deutscher Raskolnikow 489
Stetten, Freiherr v.: Über die Technik des Friedensschlusses . . 415
Wantoch, Hans: Die Problematik Europas 367
Wendel, Hermann: Ein Aktivist 468
Wensdorp, Willy: Münchener Kunstsorgen 542
Wiedmer, Emil: Der tanzende Pegasus 520
W. S.: Kein Universalmittel 389

Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Kultur und Nationalität

Von Paul Ernst

ie Deutschen haben immer ein offenes Herz für jeden fremden Kultureinfluß gehabt; je nach den Umständen ist ihnen das zum Nachteil und zum Vorteil ausgeschlagen, und je nach der Stellung des Beurteilers pflegt man das als einen Vorzug oder einen Fehler unseres Volkes hinzustellen.

Haben Betrachtungen über die Tatsache in gewöhnlichen Zeiten fast nur theoretisches Interesse, so können sie gegenwärtig praktisch wichtig sein. Naturgemäß haben die Männer, welche die fremden Einflüsse verwerfen, gegenwärtig mehr das Ohr der Nation wie die anderen, und es sind bereits verschiedene Dinge geschehen, welche auf ihren Einfluß zurückzuführen sind; da empfiehlt es sich vielleicht, einmal objektiv zu betrachten, um was es sich denn eigentlich hier handelt.

Die Weltgeschichte liegt heute bis zu einem hohen Grade in diesen Dingen klar vor uns. Wir können da zwei Typen von Kulturen unterscheiden: die primären und die sekundären. Primär ist etwa die ägyptische oder chinesische, sekundär die griechische oder japanische Kultur. Eine solche sekundäre Kultur kann wieder im Verhältnis zu einer anderen Kultur primär sein, etwa die griechische im Verhältnis zur hellenistischen oder römischen.

Wir sehen auch klar, wie es kommt, daß das eine Volk eine primäre, das andere eine sekundäre Kultur hat. Völker, welche sich als die ersten entwickelt haben, während alle Nationen um sie herum noch in der Nacht der Barbarei lagen, mußten eine primäre Kultur bilden. Später kommende Völker lernen natürlich die Kultur der älteren kennen, ehe sie selber Kultur bilden können; denn wie das Wasser stets zu den tieferen Stellen, so sickert die Kultur eines höheren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volkes stets zu den tieferen Völkern durch. Ihnen sind also, wenn sie selber zu schaffen beginnen, die Kulturelemente des anderen Volkes, verstanden oder unverstanden, gegeben wie jede andere Wirklichkeit und müssen wie jede andere Wirklichkeit natürlich irgendwie als Konstruktionselemente in ihren Kulturbau eingehen.

Von diesem einfachen Gedanken aus möge man beurteilen, was es etwa zu bedeuten hat, wenn wohlgesinnte Männer darüber klagen, daß die Kultur der alten Germanen, die sie dann gern für ihre Vorfahren halten, sich nicht habe recht entwickeln können durch die römischen Einflüsse. Betrachtungen darüber, was unter anderen Umständen vielleicht möglich gewesen wäre, sind in den geschichtlichen Wissenschaften Unsinn. Nur in solchen Wissenschaften, wo man Experimente machen kann, darf man davon reden, was unter anderen Verhältnissen möglich gewesen wäre. Wenn ich einen Stein in der Hand habe, so kann ich sagen: wenn nicht Schwefelsäure hinzugetreten wäre, so wäre dieser Stein kein Gips, sondern kohlensaurer Kalk, denn ich kann jeden Augenblick das Experiment machen. Ich habe aber nicht das reine Germanentum in der einen und die römische Kultur in der anderen Hand und kann nicht prüfen, was bei anderm Zusammenwirken geschehen wird.

Daß unkultiviertere Völker von kultivierteren Kulturelemente herübernehmen für ihren Aufbau, ist also eine Tatsache, die man nicht ändern kann. Man kann sie aber vielleicht näher untersuchen.

Da wird man denn finden, daß die Völker von den anderen dauernd und mit nennenswerter Wirkung natürlich nur das annehmen können, was ihnen angemessen ist; daß sie das andere mehr oder weniger liegen lassen oder bewußt und unbewußt nach ihren Bedürfnissen und Notwendigkeiten modeln. Der romanische Stil in Westeuropa ebenso wie die russische und arabische Architektur sind letzten Endes aus Byzanz gekommen; aber es gibt Stimmen, welche den romanischen Stil für den „eigentlich deutschen" erklären und die russische und arabische Architektur durchaus national finden. Weiter: durch die technische Erfindung des Spitzbogens, welcher eine andere Verteilung des Schwergewichtes ermöglichte, bildete

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich der gotische Stil, aber er hatte natürlich den romanischen Stil als Voraussetzung, sonst wäre die andere Verteilung des Gewichts doch gar kein Problem gewesen. Dieser gotische Stil ist nun wieder ein so organischer Stil, wie es nur der Stil der altägyptischen Tempel war, auf den schließlich der byzantinische Stil historisch zurückzuverfolgen ist; aus einem sekundären Stil, der nur denkbar ist, wenn man ihn historisch versteht, entwickelt sich also ein Stil, welcher der Idee noch ganz gut direkt ohne Vorgang hätte entstehen können. Mit anderen Worten: wenn eine Nation irgendwelche Kulturelemente von anderen aufnimmt, so nationalisiert sie sie gleich durch diesen einfachen Aufnahmeprozeß.

Daß diese einfache Wahrheit nicht jedem klar ist und noch ausdrücklich gesagt werden muß, kommt daher, daß die meisten Beobachter zu kurzsichtig sind und zufällige Vorgänge, welche vor ihren Augen geschehen, überschätzen. Wenn irgendeine beliebige Mode aus Paris bei uns nachgeahmt wird, so bedeutet das nicht mehr wie irgendeine andere Narrheit; sie verschwindet ganz von selber wieder. Dasselbe gilt von relativ wertvolleren kulturellen Experimenten anderer Völker, die man leicht mit den Modetorheiten verwechselt; was uns nicht angemessen ist, das bleibt eben nicht.

Wenn man also von Deutschland sagt, daß es sich allen fremden Einflüssen hingebe, so sagt man damit nichts anderes, als daß in Deutschland ein ganz besonders entwickeltes geistiges Leben herrscht, daß man mit der stärksten Arbeitsanstrengung bei uns alles durchversucht, was andere Völker ausdenken, und bei dieser Arbeit das für uns Brauchbare behält und weiter entwickelt.

Eine solche Erscheinung ist ja nicht zufällig.

Von allen Ländern Europas hat Spanien die selbständigste Entwicklung gehabt. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, worin der Grund liegt. Enge kulturelle Beziehungen konnte es nur zu Italien und zu Frankreich haben. Und in der Tat sind denn auch die einzigen wichtigen Einflüsse italienischer und französischer Art: die Gotik kam aus Frankreich, Spätrenaissance und Barock aus Italien; das spanische Theater entwickelte sich selbständig und be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einflußte dann das französische Theater, welches später kam, und als dann das französische Theater auf seinem Höhepunkt stand, wurde es umgekehrt wieder von ihm beeinflußt. Die Einflüsse sind ja nicht immer glücklich gewesen, aber es wäre falsch, daraus weitere Schlüsse zu ziehen. Ein jeder Stil hat seine notwendige Bahn vom Entstehen bis zum Verfall, die durch seine inneren Möglichkeiten bestimmt ist. Das spanische Drama hat diese Bahn durchlaufen, und der französische Einfluß tötete nicht etwa Lebendiges, was man sich ja denn wohl überhaupt schwerlich denken könnte, sondern er füllte eine leere Stelle aus. Die Spanier haben nicht viel mit ihm machen können; das beweist aber doch nicht, daß nun die Dinge besser gewesen wären, wenn man Corneille, Racine und die drei Einheiten nicht bei ihnen eingeführt hätte.

Seit dem neunzehnten Jahrhundert sind sich die europäischen Völker kulturell sehr viel näher gekommen. Die letzte bedeutende Literaturperiode Europas, die deutsche Klassik, war schon bewußt übernational; unsere Dichter damals waren wohl Deutsche und fühlten natürlich als solche, aber sie empfanden das als Begrenzung und strebten eine europäische Literatur an. Seitdem sind in der Literatur zunächst alle Richtungen immer durch ganz Europa gegangen. Die Malerei schloß sich an.

Dieser übernationale Charakter der neueren Kunst wird oft mißverstanden als unnational, und die Leute, welche es gut meinen, aber schlechte Musik machen, sind mit Vorwürfen schnell bei der Hand. Man sollte sich einmal überlegen, ob eine unnationale Kunst denn überhaupt möglich ist; von der Afterkunst, welche auf den Erwerb geht, indem sie irgendwie der Gemeinheit oder Albernheit schmeichelt, ist natürlich abgesehen, von dieser aber nehmen jene guten Leute meistens ihre Beispiele. Ein jeder wirkliche Künstler schafft mit seinem ganzen Menschen, nicht bloß mit einer besonderen Fähigkeit. Der ganze Mensch aber ist notwendig doch das Produkt unter anderem seiner Rasse, seines Landes, Klimas, der Geschichte seines Volkes. Er kann noch nicht einmal seine provinziellen Besonderheiten verbergen, auch wenn er es wollte. Unsere neueren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maler haben von den Franzosen gelernt, weil die Franzosen bessere Maler waren wie die gleichzeitigen Deutschen — übrigens hatten die wieder von alten niederländischen, spanischen und italienischen Meistern gelernt; kann denn ein Mensch etwa einen Trübner oder Leibl deshalb für undeutsch halten?

Der gegenwärtige Krieg wird, wenn er einen höheren Sinn haben soll, eine größere Annäherung der europäischen Völker zur Folge haben unter der kulturellen Führung von Deutschland. Damit aber ist die deutsche „Kulturpolitik", wenn wir das Wort für ein instinktmäßiges Handeln unserer Nation gebrauchen wollen, als Vorbereitung für eine neue große allgemeine Gesamtkultur Europas gerechtfertigt.

Wie Spanien fast ganz abgeschlossen von dem übrigen Europa war, so lag Deutschland im Herzen unseres Weltteiles und mußte jede geistige Veränderung in den übrigen Ländern mitmachen. Dadurch hat es nicht nur das große Verständnis für alle anderen Völker gewonnen, welches die eine Voraussetzung für die kulturelle Herrschaft über sie ist; es hat auch alles von ihnen angenommen, was es sich assimilieren konnte, so daß es heute die reichste Kultur Europas hat, daß alle anderen Völker bei uns Verwandtes finden: Cervantes und Dante, Shakespeare und Molière, Dostojewski und Ibsen sind uns so vertraut wie ihren Landsleuten; und wenn wir sie anders verstehen wie die, so geschieht das dadurch, daß wir sie uns assimiliert haben. Man hat gesagt, daß Shakespeare ein deutscher Klassiker sei, daß Ibsen uns ebenso gehöre wie den Norwegern. Das ist richtig; Entsprechendes läßt sich aber auch von Raffael und Michelangelo, von Velazquez und Goya und Manet sagen, und vielleicht sind manche der Fremden bei uns nicht nur in der Tiefe, sondern auch in der Breite besser bekannt wie in ihrer Heimat.

Wenn sich also jetzt Bestrebungen bei manchen geltend machen, im Glauben, besonders vaterländisch zu handeln, die ausländischen Geisteswerke abzulehnen, so sollte das recht verdächtig sein: wenn wir nur selber etwas sind und leisten, dann kann uns kein fremder Dichter oder Maler schaden, der zu uns kommt, sondern er kann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

uns nur nützen; und wenn wir uns klar machen, daß die Taten dieses Krieges uns verpflichten, nun nicht nur für uns, sondern für die ganze Menschheit zu schaffen, dann werden wir bald jede engherzige Gesinnung aufgeben, die dann schließlich nichts wäre als Mißtrauen in die eigene Kraft und Furcht vor einer weltgeschichtlichen Aufgabe.

Französisches Spielzeug

Von Winfried Lüdecke

uch dem harmlosen Spielzeug der Kinder hat der Krieg seinen Stempel aufgedrückt. Ein flüchtiger Blick in die Schaufenster eines Spielwarengeschäfts genügt bereits, um das festzustellen. An die Stelle der Ritter und Indianer, der Burgen und Wigwams, sind Soldaten und wieder Soldaten, deutsche, verbündete und feindliche, getreten, graue Panzerforts und khakifarbene Biwakzelte. Das ganze furchtbare Arsenal des jetzigen Krieges mit seinen zahlreichen und technisch vollendeten modernen Kampf- und Schutzmitteln ist vertreten und hat in dieser winzigen Verkleinerung den der Wirklichkeit so fremden Zweck, zu erfreuen, zu beglücken, die Phantasie der Kinderwelt zu beschwingen. Seltsame Erscheinung: aus dem Kinderspielzeug — lacht uns der Krieg entgegen!

Neben dieser pädagogischen Aufgabe des Spielzeugs ist seine wirtschaftliche Bedeutung nicht zu unterschätzen. Bis zum Kriege nahm Deutschland in der Spielwarenindustrie die führende Stelle auf dem Weltmarkt ein und exportierte noch im Jahre 1913 für nicht weniger als 103 Millionen Mark Spielzeug. Diesen Erfolg verdankte diese Industrie einerseits der Billigkeit der gelieferten Ware, gegen die die fremdländische Konkurrenz größtenteils machtlos war, andererseits aber auch ihrer großen Anpassungsfähigkeit, die äußerst geschickt dem besonderen Geschmack jedes einzelnen Landes Rechnung trug und beispielsweise für Amerika riesige Lockenpuppen mit möglichst langen Beinen, für Frankreich dagegen zierliche Holzpuppen mit niedlichen Gesichtern lieferte. Heute suchen Amerika und besonders Japan diese durch den Krieg, Beschränkung der Ausfuhrmöglichkeiten und Mangel an Rohmaterialien schwer gefährdete Industrie, die hauptsächlich in der Gegend von Sonneberg und in Nürnberg konzentriert ist, vom Weltmarkt zu verdrängen.

Auch Frankreich macht seit dem Kriege die ernsthaftesten Anstrengungen, sich von dem Einfluß der „jouets allemands“ freizumachen. Wie stark dieser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutsche Einfluß in Friedenszeiten gewesen ist, beweist am deutlichsten die Tatsache, daß 95% sämtlicher Spielwaren in Frankreich „made in Germany" waren.. 1912 belief sich die Einfuhr deutscher Spielwaren auf rund 14 Millionen Franken. Um die erlangte Selbständigkeit aller Welt kundzutun, wurde im Juli 1915 in Paris eine Ausstellung französischer Spielsachen veranstaltet, bei deren feierlicher Eröffnung, um der Sache einen nationalen Anstrich zu geben, Präsident Poincaré in Begleitung des Handelsministers und Seinepräfekten zugegen war.

Das beliebteste und am meisten verbreitete französische Spielzeug ist eine Nachbildung des abgöttisch verehrten 75-mm-Geschützes, das in dem patriotischen Leben Frankreichs eine ähnliche Rolle spielt wie bei uns das Abbild des Eisernen Kreuzes. „Qui n'a pas son petit Soixante-Quinze?" ist der ständige Ausruf der Pariser Camelots, oder, da diese zumeist eingezogen sind, der femme-camelots, die auf den Bahnhöfen, den Seinebrücken, den Boulevards, unter den Arkaden der Rue de Rivoli in geflochtenen Körben das beliebte Geschütz, dessen Größe zwischen 20 und 3 cm schwankt, zum Preise von 1 Franken bis 15 Centimes das Stück feilhalten und sich der Käufer kaum erwehren können. Der Absatz war anfangs so ausgezeichnet, daß ein Pariser Fabrikant im Dezember 1914 für 50 000 Franken von diesen Miniaturgeschützen verkaufte, davon fast die Hälfte nach England. Die 3 cm großen „petit 75" sind besonders bei den Damen beliebt, die diese winzigen Dinger aus Blei als Glücksbringer stets bei sich tragen.

Aus dem gleichen Material sind auch die schwere Artillerie, der obusier de 420, auto-mitrailleuses, Verpflegungsautos, Aeroplane hergestellt, ferner englische Panzerzüge, Sanitätszüge, belgische von Hunden gezogene Maschinengewehre, Pariser Autobus, die zur Beförderung von Fleisch an die Front verwendet werden (weshalb in der französischen Soldatensprache Fleisch „autobus" heißt), alles nur einige Zentimeter groß und für ein paar Centimes. Unter den Bleisoldaten sind außer den europäischen Armeen natürlich auch Hindus, Senegalesen, Marokkaner vertreten. Besonders beliebt sind die khakifarbigen Engländer und die schneebedeckten Russen, während die kleinen „boches" nach den Versicherungen der Camelots nicht gern gekauft werden. Es sei übrigens bemerkt, daß alle diese Spielsachen im Verhältnis zu deutschem Spielzeug einen ziemlich primitiven Eindruck machen und sich mit deutschem Spielzeug nicht vergleichen lassen.

Große Veränderungen hat der Krieg in der Puppenwelt hervorgerufen. An Stelle der eleganten Pariserin ist die Krankenpflegerin in der weißen Tracht des Roten Kreuzes getreten, und aus ihrem Schoßhündchen, dem tou-tou, ist ein stattlicher, mit der Roten-Kreuz-Binde umwickelter Sanitätshund geworden. Sehr beliebt sind besonders und aus leicht verständlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gründen Elsässerinnen, ferner russische und serbische Bäuerinnen in ihren farbenfrohen Nationaltrachten, und von männlichen Puppen natürlich Elsässer, dann Engländer in Khakiuniform, Zuaven mit ihren malerischen Pumphosen und schwarze sudanesische Schützen.

Alle diese Spielsachen sind, wie man sieht, harmlos und dem Geschmack und Spielbedürfnis der Kinder angemessen. Anders ist es aber mit den „bibelots", die aus einem derartig chauvinistischen, hetzerischen Geist erzeugt wurden, wie es eben nur in Frankreich möglich sein kann. Da ist z. B. „der in die Luft fliegende Boche", ein aus mehreren losen Holzgliedern zusammengesetzter Soldat mit hochgehobenen (!) Armen, hochgedrehtem Schnurrbart und Pickelhaube, zwischen dessen Beinen eine Sprungfeder angebracht ist. Wird diese an einer bestimmten Stelle berührt, so fliegt der Soldat in die Luft, um mit zertrennten Armen, Beinen, Rumpf und Kopf niederzufallen, worauf man ihn von neuem zusammensetzen kann, um diese naturgetreue Explosion zu wiederholen. Oder „der Turko, der einen Boche erwürgt", aus dessen Hals eine übermäßig lange Zunge herausschnellt. Oder der „Einzug des Deutschen in Paris", ein deutscher Soldat mit einer Kette um den Hals! Eine vergebliche Hoffnung gibt der „weiße russische Bär mit seiner Dampfwalze" wieder, wie auch das sehr bezeichnenderweise Geduldspiel genannte Spiel „Eureka" oder „Wie die Alliierten in Berlin einziehen", das eine Schachtel vorstellt, in der zehn kleine Quadrate in den deutschen Farben und ein großes Quadrat in den Farben der Verbündeten so zu bewegen sind, daß schließlich die Verbündeten auf der mit Berlin bezeichneten Stelle stehen.

Den Gipfel der Geschmacklosigkeit aber bilden jene äußerst zahlreichen patriotischen Spielsachen, die ähnlich wie die englischen Bilderbücher den Deutschen Kaiser zu verhöhnen und lächerlich zu machen suchen und bei denen man im Zweifel sein kann, ob sie für Leser des „Matin" oder für Kinder bestimmt sind. Eine dieser „patriotischen Schöpfungen" heißt: „Der Todeskampf Wilhelms und Franz Josephs", zwei kleine Figuren, die aufgeblasen werden, um dann unter wimmernden Lauten in sich zusammenzusinken. Ein anderes, „der jonglierende Soldat", ein französischer Infanterist, der, wenn man an einer Schnur zieht, den Kopf des Kaisers von einer Hand in die andere wirft, oder „football des alliés", ein Spiel, in dem Russen und Franzosen den abgeschnittenen Kopf des Kaisers von der einen Landesgrenze bis zur anderen schleudern. Oder das Spiel, bei dem nach dem Kopf des Kaisers geschossen wird, aus dessen Mund bei einem Treffer ein „Wolffsches Lügentelegramm" herausspringt. Schließlich „Wilhelm und der kleine Belgier": der Kaiser schlägt mit der Faust einen kleinen Belgier nieder, drückt man nun auf eine Feder, so dreht der Belgier sich um, und man erblickt jetzt in ihm einen Soldaten mit gefälltem Bajonett, der sich zur Wehr setzt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine kulturhistorische Bedeutung wird man diesen übrigens künstlerisch gänzlich wertlosen Machwerken nicht absprechen können. Als Dokumente ohnmächtigen Hasses und jener Volkspsychose, die ganz Frankreich von Kriegsbeginn an in seinen Krallen hält, werden sie noch nach Hunderten von Jahren in den Vitrinen der Museen von dieser jämmerlichen Entgleisung französischen Geschmacks zeugen. Der pädagogische Einfluß derartiger Spielsachen aber kann nicht zweifelhaft sein. Zwei von einem französischen Autor selbst als typisch angeführte Geschichten mögen zeigen, wie heutzutage die Gesinnung sechsjähriger Franzosen beschaffen ist.

Ein Knabe sagt zu seiner Mutter, er möchte ein Engel sein. Auf die Frage der Mutter, warum, entgegnet er nach kurzem Besinnen: „Um Bomben auf die Deutschen zu werfen." Ein anderer Knirps möchte „un kaiser" aus bemaltem Karton haben und sagt zu seinem Erzieher, als er ihn erhalten hat: „Jetzt werde ich den Kaiser verbrennen, damit es ihm weh tut." Auf den Hinweis des Erziehers, daß dies Gott nicht gefallen werde und er dann warten müsse, bis er in den Himmel komme, erwidert der Kleine: „Gut, dann lege ich ihn vor die Tür auf die Erde. Die Leute, die hereinkommen, werden ihn mit Füßen treten und er wird gleichfalls sterben." Man sieht, das Kinderspielzeug in Frankreich erfüllt heute in den Händen der Kinder eine geschichtliche Mission, es pflanzt die Saat des Hasses gegen den „boche" schon in Kinderseelen!

Die Wundergeige

Von Manfred Georg

Als Johannes Maria Trank um die Ecke bog, sah er das kleine Café wie eine leuchtende Insel zwischen den Wogen der beiden Straßen liegen, die sich hier kreuzten. Es war kalt. Die Stiefel der wenigen Fußgänger liefen mit einem harten, bösen Klappern über das Pflaster. Schneegerieſel schien in der Luft erfroren zu sein und hing neblig um die Dächer. Johannes stieß frierend die Glastür auf. Nur wenige Leute saßen an den Tischen. Die verräucherten Spiegel, die fleckigen, stockroten Wandsofas machten in der Leere einen verfallenen, trübseligen Eindruck. Die Zeitungen lagen unberührt in ihren Regalen. Der Ordner stand, die Hände auf dem verkrümmten Rücken gefaltet, mürrisch davor und kaute mit schmalen Lippen an einer Zigarette. „Was ist denn hier los, Fritz? Hat ein Auszug aus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ägypten stattgefunden?" „Weihnachtsabend," brummte der Gefragte und fuhr fort, eine Fliege zu fixieren, die sich in ein Makronentörtchen hineinfraß. „Ach so!" Johannes stolperte durch die Stuhlreihen zu einer Gruppe Plaudernder, die bunt und farbig eine Ecke ausfüllte. Er setzte sich zu ihnen. Es fiel ihm bald auf, daß die Gespräche stockend und abgerissen waren. Man griff ein Thema auf, um es gleich darauf wieder als abgenutzt zu verwerfen. Der braune Kaffee in den Schalen gor und erhielt eine klipperige Decke.

Lia Bolm, die dunkelbrauige Schauspielerin, lehnte sich zurück, so daß ihr Gesicht in den Schatten des Hutes versank: „Als Kind stand ich um diese Zeit immer hinter der Stubentür und fieberte dem Klingeln des Vaters entgegen. Und einen riesigen Pfefferkuchenmann bekam ein jedes von uns!" Der Kunsthistoriker Savary schnitt so scharf seinen Apfelkuchen durch, daß der Klang Lias Worte wie mit einem Messer abhieb. „Sentimentales Geschwätz! Du bist wohl noch nie auf deine Einsamkeit bei einem solchen Volksfest stolz gewesen?!" Savarys roter Schnurrbart zuckte unter dem Lächeln spitz zu den Augen auf. Lia sah starr auf die starken Borsten und hörte nicht. Johannes hätte Savary ohrfeigen mögen, als der sich langsam auf Lias schmalgeäderte Hand hinabbog, um sie zu küssen. Aber Lia wich, von dem heißen Atem gewarnt, aus. Sie stand auf. „Ich danke für deine Weisheiten. Überhaupt, ich bleibe mit euch nicht zusammen. Adieu!" Stürzte Mund und Kinn tiefer in den grauen Pelz und rückte den Stuhl zurück. Da klopfte der ältliche Musiklehrer Katz ihr begütigend auf die Schulter; seine Falten lagen tiefer als gewöhnlich: „Sei doch vernünftig, Mädel. Wo willst du denn heute hin? Die Kirchen sind schon zu. Zu Hause bei deiner Wirtin krähen fremde Kinder um einen fremden Baum. Hier bist du wenigstens nicht allein."

Lia knickte unter dem Wort „allein" auf das Sofa zurück. Katz hatte recht. Jetzt die Freude ihrer Wirtsleute durch ihr fremdes Dabeisein zu stören, wäre taktlos gewesen. Die anderen schwiegen betroffen und feindselig, als sie nicht ging. Alle hatten das Wort „Paria" im Unterton von Lias Worten gehört. Und nichts wird ja immer noch weniger verziehen, als wenn ein Dieb einen anderen Dieb „Dieb" schilt. Die Unterhaltung war nun ganz zerflackert. Das Büfettfräulein hantierte klirrend mit den Löffeln. Die Tür zur Telephonzelle, in der sonst ununterbrochen bis tief in die Nacht hinein telephoniert wurde, stand offen wie ein hungriges Maul. Savary war etwas vom Tisch abgerückt und ließ seinen struppigen Kopf über die Stuhllehne hängen. Die Gesellschaft hatte etwas Panoptikumartiges bekommen. Sie saßen da in unzusammengehörigen, voneinandergebogenen Stellungen. Johannes träumte von einem Bauernhaus und dem leisen Stampfen der Postpferde im Winterschnee. Katz hockte neben ihm und hatte Lias Hand ergriffen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Der Leierkastenmann und sein Kind!“ dachte Savary, ohne lauten Hohn zu wagen. Dafür begann er den kleinen Komiker Büchler leis zu verspotten. Doch der, der außerhalb der Bühne nie ein Wort gewagt hatte, blieb auch heute ruhig. Nur seine hilflosen, fetten Finger rollten schneller einige Brotkrümel zu Kugeln.

Die Stille am Stammtisch Johannes' schlug auf die wenigen anderen Gäste über. Die Erinnerung „Weihnachtsabend“ hatte mit der Geschwindigkeit jeder sentimentalen Überlieferung alle anderen Gedanken ausgetrocknet. Die stickige Luft durchfuhr ein dünner Windstoß. Die Eingangstür schwankte. Ein Fremder in einem braunen Havelock kam herein und setzte sich rasch in die runde Sofaecke neben der Tür. Johannes war die Wahl des Platzes peinlich. Gerade dorthin, wo alltags ein Rudel Kokotten lärmte. Der Kellner stürzte zu dem neuen Gast. „Wie Loos als Julian,“ flüsterte Lia Johannes ins Ohr. Dieser nickte und fuhr fort, den Fremden zu betrachten, der schmal in die Linien des Sofas gelehnt saß. Wenn er den Kopf der leichten Schale goldgelben Tees entgegenneigte, fielen ihm zwei braune Locken bis über die sanftgehügelten Backenknochen herunter, so daß das von einem leichtgekräuselten Bart umrahmte Gesicht einen ostjüdischen Zug bekam.

Katz konnte das gräßliche Schweigen nicht mehr ertragen. Er kramte in seinem Gedächtnis und holte aus dem Gerümpel von Etüden und Märchen, die zum täglichen Musikunterricht bei Backfischen mit angeknabberten Fingernägeln bereitlagen, ein Liedchen hervor, das er durch die Zähne pfiff:

„Nicht soll dem Walfisch noch dem Globus sie gleichen
Oder dem Vollmond ihr feist Gesicht ...“

Puccinis Melodie weckte die anderen. Sie summten die Weihnachtsabendszenen der „Boheme“ durch. Plötzlich stockten sie alle. Die Töne brachen ihnen am Munde. Ein feiner, ganz feiner Geigenstrich war durch den Raum geflogen. Wie kaum flügge Vögel schwangen sich dann einige Klänge, tastend und suchend, nach. Der Fremde hatte aus seinem Mantel eine Geige gezogen und spielte. Aus dem unscheinbaren Kasten brach es wie ein Frühlingsgewitter. Das zuckende, probende Vorspiel ging in ein mächtiges Anschwellen der Klänge über. Der Raum schwamm mit einem Male in Musik. Musik, süße, einschmeichelnde, zürnende, dunkle, troff von den Wänden. Musik, wiegende, hebende, duckende, peitschende, floß von den Spiegeln und Säulen. Alle waren aufgesprungen und wie vor einem plötzlichen Angriff an Johannes' Tisch zusammengescheucht. Musik, lindernde, beglückende, ruhige, klare, legte sich wie ein Händestreicheln um Lias Scheitel und drückte ihren Kopf in die Arme auf dem Tisch, so daß sie da saß, hemmungslos und befreit weinend. Musik, stürmische, klirrende anspringende, federte wie Wetterleuchten um

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Johannes. Seine Brust weitete sich, die gelbliche Farbe der Wangen kroch vor aufschießendem Rot zurück. Der ältliche Musiklehrer Katz sah sich in die Zeit seines Wunderknabentums zurückgesetzt. Kränze, Reisen, Enttäuschungen dämmerten im Schein ruckweiser Erinnerungen auf, getragen von fernem, abgeklärtem, breitströmendem Melodienstrom. Büchlers Finger rollten noch immer irrsinnig eintönig Brotkügelchen. Aber seine Bäckchen schwappten krampfhaft in einem Schluchzen hin und her.

Und die Klänge wurden immer voller und eindringlicher. Sie banden wie Ketten, drangen wie betäubender Wind in Hirne und Herzen. Savary wehrte sich verzweifelt. Was spielt er nur, was spielt er nur? Volkslieder, Märsche, Choräle schienen in einem überirdischen Brausen vereint. Savary griff sich Klangfetzen. Vergebens. In seinem Kopf raste das Mühlrad. Was spielt er nur, was spielt er nur? Die Wucht der Tonfülle schien sein Herz zu zerreißen. Savary krümmte sich unter ihr. In der Finsternis seines Denkens tauchte ein Name auf: Jeannette. Was spielt er nur? Savary sah neben sich den buckligen Fritz stehen, die Augen weit aufgerissen, die Nasenflügel zitternd gespannt wie ein Pußtahengst vor Morgenwind. Jeannette. Sommerlicher Garten. Der Ring mit dem grünen Stein. Die Geige jubilierte. Auf den Garderobeständern schienen Lerchen zu trillern. Was spielt er nur? Jeannette! Geliebte! Savary war auf die Knie gestürzt. So blieb er liegen, die Stirn gegen die marmorne Tischkante.

Johannes durchfuhr es: „Ein Wunder!" Aber die Musik ließ ihn nicht grübeln. Sie lockte ihn aus den Verscharrungen der Gedankenburg und entführte ihn über Felder und Meere. Palmen winkten. Sonne stach glatthüftigen Samoanerinnen zwischen die blanken Schulterblätter. Lias Hände hatten sich zu einer Schale geschlossen, in der sie die Musik einzufangen schien. Der Fremde war von ihr wie in eine Wolke gehüllt. Er spielte mit leichten Bewegungen, die ihre Töne wie Netze nach vorn warfen. Die Schar der Gäste, auf einen Punkt zusammengeschmolzen, starrte ihn, in unbewegliche Stellungen gegossen, an.

Da brach die Tür barsch auf. Eisig funkelte in ihr gegen den blauen Nachthimmel ein Schutzmannshelm. „Polizeistunde!" Ein Klirren. Das Teeglas des Fremden war umgefallen und zerbrochen. Der Platz selbst war leer. In der Glaswand glaubte Johannes einen Schatten forthuschen zu sehen. Der Schutzmannshelm verschwand wieder. Das Café aber lag leer und unaufgeräumt wie ein Zimmer nach einem hastigen Aufbruch da. Die späten Gäste zerstoben rasch. Als Johannes den Kronprinzendamm hinunterschritt, fiel über die Kirche, die die breite Straße auf der einen Seite abschließt, eine Sternschnuppe mitten in die goldene, aufflammende Kreuzzier.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Sieg des Deutschen*)

Von Auguste Supper

ine Sammlung von längeren Aufsätzen mit Vorwort und Schlußwort, im Lauf des Kriegs entstanden — sagen wir besser: durch den Krieg erpreßt. Denn das ist eines der ersten Kennzeichen der vorliegenden Schrift, daß sie aus einer tiefen Notwendigkeit heraus geworden ist, und zwar subjektiv und objektiv. Damit ist auch schon weithin ein Werturteil ausgesprochen.

Der Verfasser ist ein Sohn des schwäbischen Philosophen Karl Christian Planck, des Mannes, dem des deutschen Volkes wahres Heil und wahre Größe am Herzen lag, bis zu seiner Zerreibung.

Ob wohl der Sohn, der in verehrungsvoller Treue, aber doch mit der Eigenfärbung des selbständigen Denkers, den Ruf des Vaters an unser Volk aufnimmt, mehr Gehör findet, als dieser seinerzeit fand? Wir müssen es hoffen und wünschen, denn noch ist in keiner der zahllosen Reden und Schriften, die von Kriegszielen und Friedenswegen handeln, eindringlich und tiefgründig wie hier zu der Sache geredet worden.

Mit jener Unerbittlichkeit, die den unreifen Menschen zurückstößt, dem gereiften aber allein das richtige Vertrauen geben kann, wird hier geforscht und gefordert, aufgezeigt und hingewiesen.

Deutsch und mannhaft ist, was der Verfasser sagt und will. Wie ein Prüfstein ist es und will es sein, daran sich ausweisen muß, wie weit das wahrhaft Deutsche in uns noch lebenskräftig, noch sieghaft, noch neubildend, noch schöpferisch ist, oder wie weit wir durchseucht sind von uneigenem, markloſem, sterilem Wesen, von „Mammonismus" und „Europäismus", diesen Gegenpolen wahren Deutschtums, oder — um nicht die nationale Saite anzustreichen, wo die sittlichen, die tiefstmenschlichen in uns schwingen sollen — wahren Deutschseins.

Es spricht ein Theologe und ein Politiker zu uns. Ein politischer Pfarrer und ein pfäffischer Politiker können sehr unangenehme und wenig ernst zu nehmende Erscheinungen sein. Aber doch nur dann, wenn sie auf die Weise des Herumdilettierens von der einen Sache auf die andere kommen. So aber, wie offenbar dieser Theologe zum Politiker wurde, dürfte es für jeden „Zünftigen", jeden „Fachmann" ein gefährliches Ding sein, sich kraft Zunft- und Fachweisheit gegen die Ausführungen dieser Schrift zu wenden. Denn

*) Der Sieg des Deutschen von Reinhold Planck. Ein Wort an den deutschen Protestantismus im Reformationsjahr 1917. 163. Flugschrift des Dürerbundes. Verlag Georg D. W. Callwey, München. Preis 1 Mark. Zum Besten der Kriegsarbeit des Dürerbundes.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf eine eindringliche, dem Verfasser vielleicht unbewußte Weise tritt uns hier die Tatsache entgegen, daß Gedanken, wenn sie erst den richtigen Tiefgang haben, in dieser Tiefe das beieinander finden, was gegen die Oberfläche hin sich verästelt in Zunft- und Fachwissen, so daß sich oben die geschäftige Menge der Spezialisten betätigt, indes der Konzentrierte in der Tiefe die ganze Sache für sich allein hat.

Es ist richtig — und auch die vorliegende Schrift ist dessen Zeuge —, daß solche Unmittelbarkeit der Herkunft, solches direkte Abstammen aus der Wurzeltiefe den Ausführungen leicht etwas Gedrungenes, etwas Massiges gibt, was stark absticht gegen die gebräuchliche Konsistenz, in der sonst derartige Dinge verabreicht und genossen werden.

Aber reiner Wein ist die edlere Gabe, auch wenn manche Leute gewöhnt sind, ihn nur mit Wasser verdünnt zu trinken.

Doch nicht allein der Tiefgang der Gedanken, sondern auch der Reichtum des Empfindens und Wollens läßt den Verfasser in seiner Schrift oft zu gedrängt, fast überladen werden. Er hat allzuviel auf dem Herzen, so häuft sich denn manches und schiebt sich übereinander, wie große, hervorbrechende Fülle das mit sich bringt.

Überdies weiß der Verfasser, daß manche, deren Ohr er finden möchte, ihm, kraft ihres und seines innerlichen Herkommens, nicht ohne weiteres ihr Vertrauen schenken können und schenken werden. Dies bedingt an manchen Stellen Unterstreichungen oder Auseinandersetzungen, die als Belastung, als Schwerfälligkeit empfunden werden mögen.

Man hat das Gefühl, in dieser durch und durch blutwarmen Schrift nicht einen nach allen Regeln der Kunst gearbeiteten Mechanismus vor sich zu haben, den man, wenn man etwas vom Aufbau versteht, wohl auseinandernehmen und in seinen repräsentativsten Teilen aufzeigen kann, sondern einen Organismus, bei dem es überall ins Lebendige geht, wenn auch der eine oder der andere Teil nicht absolut lebensnotwendig ist.

Ja, wenn man die — selbstverständlich vorhandenen — Hauptpunkte herausgreift, so spürt man, daß man sie dadurch nicht allein nicht verstärkt und betont, sondern sogar die Gefahr einer merkwürdigen Verflachung heraufbeschwört, so daß Leute, die nicht die Schrift selbst lesen, auf den Gedanken kommen könnten, den Verfasser zu den Träumern und Utopisten, das Werk zu den grollenden Traktaten oder Kapuzinaden der Pazifisten oder anderer vom Leben unberührter und unberührbarer Brüder zu werfen.

Und doch ist es gerade die tiefe, klare Lebenskenntnis, die wirkliche und wahrhaftige „Realpolitik", die der Schrift zur eingehendsten Beachtung seitens aller derer verhelfen müßte, denen unseres Volkes Wohl am Herzen liegt. Das Versprechen, das der Titel gibt, löst der Verfasser nicht dadurch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein, daß er wieder einmal beweist, daß wir Deutschen siegen müssen. Es wird uns vielmehr gezeigt, mit eindringlichem Ernst gezeigt, daß es erste Notwendigkeit ist, daß das Deutsche in uns Deutschen siege. Wir müssen wir selbst werden. Müssen den Genius, der der unsrige und nur der unsrige ist, nicht fortgesetzt ins Gesicht schlagen, beleidigen, um seine Rechte bringen dadurch, daß wir fremden Göttern nachlaufen, fremde Lebensbahnen wandeln.

Und unsere Deutschheit wird uns dann selbsttätig zu neuen Quellen führen. Sie wird uns und die Welt erlösen von manchem schauerlichen Druck, der jetzt macht, daß wir unsere Kinder und Enkel mit leisem Bangen statt mit jubelnder Freude grüßen und betrachten. Unsere Deutschheit muß uns Maßstäbe in die Hand geben und Ziele stecken und Arbeit zuweisen. Und den ganzen Europäismus soll der Teufel holen!

Schon einmal — hier setzt das Wort an die deutschen Protestanten ein; aber es brauchte wahrhaftig nicht diesen allein zu gelten — schon einmal hat die Deutschheit durch eines löwenkühnen Mannes Mund ihr Volk, ja die damalige Welt von einem Abgrund zurückgerissen.

Von einem Abgrund, der seinem innersten Wesen nach dem Abgrund glich, an dem jetzt unser Volk und unsere Zeit steht. „Europäismus", „Mammonismus" hieß einst und jetzt dieser Abgrund, auch wenn seine offiziellen Namen einst und jetzt andere waren.

Und „hin zum Deutschtum" hieß Luthers rettender Ruf, auch wenn er damals zunächst klang wie: „Weg vom Papsttum!"

Wenn der Verfasser in seiner Schrift die Grundtöne, deren Klangfärbung wir angedeutet haben, von Luther und nicht von Bismarck holt, so ist das gut und dreimal gut. Denn Bismarck hat es wahrhaftig nicht um seine Deutschen verdient, daß sie ihn nun immer und immer wieder an ganz falscher Stelle und in ganz falscher Mission verwenden. Wie oft mag er schon grimmig gelacht haben, wenn er nun als Mädchen für alles angestellt werden soll im Hause des Deutschtums und der Deutschheit! Der Verfasser vorliegender Schrift bemüht den zeitlosen Recken nicht unnötig und nicht am falschen Ort. Wohl taucht seine überlebensgroße Gestalt dann und wann auf, aber nie in einer anderen als der ihr von Gottes und der Geschichte wegen zustehenden Bedeutung.

Dagegen ist ein anderer Gewaltiger stark ans Werk gerufen. Und wahrlich, nicht nur weil das Jahr der Reformationsfeier angebrochen ist, sondern aus ganz anderen Zeitzeichen spürt der Verfasser und mit ihm mancher deutsche Mann, manche deutsche Frau, daß Luther sich gegenwärtig den Todesschlaf aus den Augen reibt und scharf und kühn in diese Tage schaut, da es für Deutschtum und Deutschheit um Kopf und Kragen geht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nichts Geringeres will im Grunde der Verfasser, zu nichts anderem ruft er dringend auf, als zu einem umfassenden, gründlichen, ernsthaften und unseres Volkes würdigen, der wahren Deutschheit gemäßen Ausbau der Reformation. Was Fragment blieb, soll ein vollendetes Werk werden, soweit Kinder der Zeit etwas vollenden können.

Nur die Unwissenden oder die Böswilligen, die Denkfaulen oder die Unehrlichen können sich darunter eine neue Ära oder Glaubensstreitereien und konfessioneller Unduldsamkeiten vorstellen. Hat auch Ignatius von Döllinger vor einem halben Jahrhundert noch nicht so weit unter seinen Glaubensgenossen, besonders auch den katholischen Kirchenhistorikern, durchdringen können, daß sein großzügiges, charaktervolles Lutherbild anerkannt und gewürdigt wurde, ist auch nach ihm noch ein Denifle gekommen, der, um den Deutschesten aller Deutschen zu malen, lauter jesuitisch undeutsche Farben auf die Palette genommen hat — heute will uns doch scheinen, daß Hoffnung ist, in allen Deutschen ein Gefühl für die Größe des Mannes wachzurufen, der uns unsere Sprache gab. Heute, da unsere feldgrauen Brüder ohne Unterschied das gewaltige Lutherlied singen: „Ein feste Burg ist unser Gott", ist es nicht unmöglich, daß auch andere, nicht minder starke und stolze Töne, die Luther anschlägt, zu allen deutschen Herzen dringen. Daß Lutheraner und Nichtlutheraner endlich den Luthergeist spüren, der doch nichts anderes ist als der ewig junge, ewig kühne Geist der Deutschheit.

Es ist in der Welt und es ist in Deutschland noch nicht begriffen, daß die Reformation ein Werk der Deutschheit ist. Als das Werk eines Deutschen oder der Deutschen wird sie noch angesehen und gewertet. Das ist eine tolle Äußerlichkeit des Standpunktes, die den vollen Segen, die volle Bedeutung des Ereignisses, für welches Luther Werkzeug war, sich gar nicht auswirken läßt. Indem man jene gewaltige Manifestation lebenskräftiger Deutschheit zu einer schlechthinigen Luthertat umstempelte, hat man ihr alle Feinde an die Ferse geheftet, die nun eben dem Menschlichen erwachsen und erwachsen müssen. Sagt den Menschen, wenn sie eine ferne Helle sehen: „es ist von einer Feuersbrunst," so wird es Getümmel geben, und sie werden löschen wollen. Sagt ihnen aber, daß dort die Sonne scheint, so wird der Tumult sich legen, und sie werden sich der Helle freuen.

Als eine Feuersbrunst hat man die deutsche Reformation über die Welt verschrien. Es wird eine Zeit kommen, da man sie als hereinbrechendes Sonnenlicht erkennen und werten wird. Der Verfasser wertet sie so. Und er knüpft die entsprechenden Hoffnungen an sie.

Oder tut er das nicht, wenn er beispielsweise erwartet, daß aus ihrem Geiste heraus ein wahrhaft deutsches, sittlich begründetes Berufsrecht, eine Verantwortlichmachung aller Berufsstände, des gesamten Erwerbs kommen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müsse! Daß dem teuflischen Mammonismus, dem verfluchten Wucherwillen, dessen widerlichste Form wir zurzeit als deutsche Kriegserscheinung kennen lernen, der Boden entzogen werde durch staatlich-rechtliche Einrichtungen und Maßnahmen, die aus unserer wiedergefundenen Deutschheit sollen geboren werden, so selbstverständlich und so absolut zweckdienlich, wie ein gesundes Blut jene Körperchen erzeugt, die eingedrungene Feinde hinausbefördern ohne Umstände. Was zu Luthers Zeit und aus Luthers Mund vielleicht am gründlichsten überhört oder am gröblichsten mißdeutet, jedenfalls aber am raschesten vergessen wurde, möchte der Verfasser unserer Schrift als das A und O deutscher Sittlichkeit aufgestellt wissen: die absolute Verantwortlichkeit Aller Gott gegenüber und Allen gegenüber.

Aber es ist tatsächlich an dem, daß man mit solchen Auszügen der reichen Schrift nicht nützt. Den Politikern möchte sie dadurch zu theologisch, den Theologen zu politisch erscheinen, und jeder möchte denken, nur der andere habe es nötig, sich etwas sagen zu lassen.

In Wirklichkeit aber ist das Werk geschrieben für alle, die deutsch heißen, nicht weil sie unter schwarzweißroter Flagge, sondern mit dem deutschen Gewissen in der Brust geboren sind. Mit diesem deutschen Gewissen, auf das ein Luther alles gestellt hat.

Es sind ihrer, Gott sei's gedankt, noch viele unter allen Bekenntnissen. Manche mögen ihr eigenes Stammeszeichen nicht recht kennen und verstehen. Unter denen, die in und über Kunst- und Kunstgewerbe, Mode und Schrifttum geseufzt haben, die im staatlichen und privaten, im sittlichen und geistigen Leben der Zeit vor und während des Krieges keine innere Freude mehr fanden und finden — viele unter diesen waren und sind sich nicht darüber klar, daß es ihr deutsches Gewissen ist, das bohrt und quält. Ihnen mag diese Schrift ein gutes Augenwasser sein.

Die, wenn nicht größte Zahl, so doch wertvollste Gruppe derer, die innerlich der Kirche davonliefen, hat es ihrem deutschen Gewissen zu danken, daß es für sie kein Fortwursteln, kein Mittun mehr gab, wenn sie auch vielleicht den äußeren Bruch nicht vollzogen. Ihnen wird hier gezeigt, daß und warum sie tun mußten, wie sie taten, und es ist eine befreiende Wohltat, die der Verfasser allen diesen Gewissensmenschen erzeigt, daß er — weit entfernt, ihnen die übliche Strafpredigt zu halten — mit einer klaren Unerbittlichkeit aufdeckt, wo die Schäden und wo die Schuldigen sitzen.

Sie bekommt manches gesagt, die evangelische Kirche; aber nichts, was, so neu es klingen mag, nicht dem alten Luthergeist, dem wahren Geist der Deutschheit entsprungen oder gemäß wäre. Umkehrklänge, Reformationsklänge sind es, aber, wie diese, weisen sie dabei weit hinaus auf schöneres Neuland. Denn es ist nicht eine Stelle in dieser Schrift, wo jener seltsame

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Irrtum zutage tritt, der „Reformation“ sagt und „Reaktion“ meint. Überall wird der alte Geist ans neue Werk gerufen, nicht das alte Werk einem neuen Geist aufgezwungen.

Vielleicht spricht der Umstand, daß diese Besprechung so völlig unzünftig ausgefallen ist, an sich schon zugunsten der Schrift. Jedenfalls ist dadurch bewiesen, daß nicht nur die kritische Saite in uns angestrichen wird, diese bei uns Deutschen so rasch klingende Saite, die aber für sich allein noch nicht die beste Musik gibt. Vielmehr werden hier Gedanken wachgeklopft und Anregungen ausgestreut, die wir als einen belebenden Reichtum in uns empfinden. So ist für viele diese Schrift das erlösende Wort, nachdem sie lange genug gequält waren von dem Eindruck, daß bis jetzt dem meisten Reden von Kriegsursachen, Kriegszielen, Friedensmöglichkeiten und Friedensgarantien „etwas Unreifes, Unmännliches, nicht selten geradezu etwas Kindisches“ anhafte.

In dieser Schrift hat ein deutscher Mann mannhaft und deutsch gesprochen.

Der Kanzler im Reichstag

Berlin, 29. März 1917.

Eben schloß Bethmann Hollweg seine Reichstagsrede. Die Wandelhalle tönt wieder von den widersprechendsten Urteilen.

Die Rede war auf einen anderen Ton gestellt, als seine Rede im Abgeordnetenhaus, und das beeinträchtigt ihre Wirkung auf den Hörer. Am 14. März scharf und aggressiv für die Neuordnung in Preußen und Deutschland. Heute abwägend und überredend für die Durchführung der Wahlrechtsreform nicht sofort, sondern später. Er hatte gute und starke Gründe, aber er sprach nicht mit dem Willensakzent, weil er „zur Stunde“ nicht zu dem Entschluß des sofortigen Handelns gelangt war.

Da der Kanzler künftig zu wollen entschlossen ist, aber jetzt nicht wollen zu können erklärte, ergab sich für einen „Staatslenker“ eine undankbare Lage, die durch die weichere Stimmgebung noch unterstrichen war.

Man muß vorweg anerkennen, daß „zur Stunde“ eine Wahlrechtsreform im preußischen Landtag und Herrenhaus durchfällt und daß dann nur die Auflösung bleibt — diese aber zwingt zur Neuwahl, und die Neuwahl findet die Wähler — im Feld.

Vielleicht ist „in der Stunde“ von Pfingsten der Druck auf das Abgeordneten- und Herrenhaus stärker als heute, und die Mehrheit im Abgeordnetenhaus und mit einem „Pairs“schub im Herrenhaus zu forcieren. Ich nehme an, daß die Wendung „zur Stunde“ auf solchen Erwägungen fußt.

Man wird erleben, daß die „Ungeduld“ der Menschen in einem sich dem 1000sten Tag nähernden Krieg und in dem Zeitpunkt weiterer Beschränkung der Brotrationen ein politischer Faktor ist, und daß es dem Staatsinteresse schadet, wenn der Kanzler in die Rolle gerät, sich schieben lassen zu müssen. Der Beifall der Rechten fängt an, kompromittierend zu werden.

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richtig war der Satz des Kanzlers, daß alle Staatskunst sich der Aufgabe zuwenden muß — „den Krieg zu erledigen". Was er zu der russischen Staatsumwälzung sagte, war auch im Ton richtig und geeignet, die Elemente in Rußland zu stärken, die in der Revolution den Weg zu Frieden sehen und suchen. Diese nicht vom Fortarbeiten abzuhalten — ist vielleicht der wichtigste Zweck der Kundgebungen des Reichstags. Die Rede bewies volles Verständnis für diesen Zweck.

*

Der Reichskanzler las den auswärtigen Teil, während er den andern Teil frei sprach, und zwar so frei, individuell, elegant und natürlich, wie bisher noch keine seiner Reden.

Sie spiegelte die ganze Schwierigkeit, in die ein System den leitenden Minister bringt, der keine feste Mehrheit hat und in dem sich hinschleppenden Weltkrieg Reformen ohne richtungsverbundene Gruppen mit einem doppelten Wahlrecht regieren soll.

Nie habe ich mehr empfunden, daß das System von heute falsch ist, und die schwächt, die es stärken müßte.

C. Haußmann, M. d. R.

Wilson und die Monroelehre

In seiner Ansprache an den amerikanischen Senat über die Grundlagen, die der künftige Friede haben müßte, um dauerhaft zu sein, schlug Präsident Wilson vor, die Monroedoktrin zu einer Doktrin der Welt zu erheben, und seine Ausführungen enthielten zugleich Anklänge an die Warnung Washingtons vor „verwickelnden Bündnissen". Jetzt, wo er sich durch den ungehemmten Tauchbootkrieg zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen Amerikas zu Deutschland genötigt gefühlt hat, mag er wohl empfinden, wie sehr es dem Geiste der Politik Washingtons wie Monroes widersprechen würde, wenn ihn die Verhältnisse im modernen Amerika auch noch zur Kriegserklärung an Deutschland drängen würden. Sein zögerndes, abwartendes, offenbar unschlüssiges Verhalten läßt sich nur so erklären. An und für sich wäre ja eine offene Teilnahme Amerikas am Kriege gegen die Mittelmächte nur eine Fortsetzung der Politik einer wohlwollenden „Neutralität" im Verhältnis zum Zehnverbande, aber es ist doch begreiflich, daß Wilson seinen Landsleuten nicht gern durch eine Teilnahme am Kriege die Illusion geraubt sehen möchte, noch nicht in europäische Verhältnisse verwickelt zu sein. In Wirklichkeit könnte die Union auch durch einen viel stärkeren führenden Staatsmann wie Wilson nicht mehr aus der Verwicklung mit europäischen Verhältnissen befreit und vor weiterer Verwicklung bewahrt werden. Dazu ist dieser Prozeß viel zu weit fortgeschritten.

Die ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten waren nicht nur darum besorgt, daß die Neue Welt vor Einmischungen europäischer Regierungen bewahrt bliebe, nachdem auch die südamerikanischen Ansiedlungen ihre Freiheit erkämpft hatten, sie waren zugleich bemüht, in der amerikanischen Menschheit den Willen zu wecken und zu stärken, sich um die politischen Händel der Alten Welt nicht zu kümmern, sondern sich ausschließlich der Nutzbarmachung der unermeßlichen natürlichen Reichtümer der Neuen Welt zu widmen. Man braucht nur im Fluge die Entwicklung des Volkes der Vereinigten Staaten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu überschauen, um zu erkennen, wie sehr die späteren Präsidenten, natürlich getrieben von Bestrebungen der jeweiligen Bevölkerung, jene Mahnungen mißachteten. In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts nahm die Bevölkerung der Seestädte in den Vereinigten Staaten kaum zu, während die Getbevölkerung sich so rasch vermehrte, daß sich ihre Zahl in 25 Jahren, in einigen Staaten sogar in 22, ja in 15 Jahren verdoppelte. Der Grund dafür war der, daß sich in den Seestädten keine größere Arbeiterbevölkerung bilden konnte, weil es fast jeder Einwanderer vorzog, selbständiger Landwirt zu werden, da freies, anbaufähiges Land umsonst oder spottbillig immer zu haben war. Das hätte so weitergehen können, bis das gewaltige Land ungefähr so dicht besiedelt war wie Mittel- oder Westeuropa. Statt dessen schuf man vorzeitig mit Hilfe hoher Schutzzölle eine Industrie, die es gestattete, so hohe Löhne zu zahlen, daß sich trotz der Anziehungskraft freien Landes der Grundstock einer Arbeiterbevölkerung bilden konnte. Das sich rasch bildende Industrie- und Handelskapital wurde dann bald mehr und mehr zum Aufkauf alles noch verfügbaren freien Landes mißbraucht. Es bildeten sich Riesenfarmen, auf denen der Boden mit Maschinen raubbaumäßig ausgesogen wurde. Auf diese Weise wurde sowohl durch die Steigerung der Bodenpreise wie durch die Herabdrückung der Getreidepreise das Los des kleinen und mittleren Landwirts zu einem so wenig beneidenswerten gestaltet, daß sich ein immer größerer Teil der Einwanderer dazu hergab, das Industrieproletariat in den Städten zu vermehren. So kam es, daß sich die nordamerikanische Union zu einem vorwiegend Fabrikwaren ausführenden Lande entwickelte, noch bevor ihre Bevölkerung den zehnten Teil der Dichtigkeit derjenigen Deutschlands erreicht hatte. Dem Gesamtwohl des Volkes der Vereinigten Staaten entsprach das nicht, wie folgende Ziffern klar veranschaulichen. Zwischen den Jahren 1790 und 1830 nahm die Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu von 4 Millionen auf fast 13 Millionen oder um 227 v. H. in 40 Jahren. Eine im Jahre 1815 auf Grund der Ergebnisse der drei ersten Zählungen vorgenommene Schätzung berechnete die wahrscheinliche Bevölkerung der Union im Jahre 1900 auf 100 235 985. Statt dessen betrug sie zu diesem Zeitpunkte in Wirklichkeit nur 76 303 387, trotzdem seit 1820 im ganzen 19 115 225 Fremde eingewandert waren. Es erhellt daraus, daß die Union, solange ihre innere Politik dem Zuge der Bevölkerung nach einer Besiedlung freien, ungenutzten Landes Rechnung trug, nicht nur die Einwanderung, sondern auch einen riesigen natürlichen Volkszuwachs spielend leicht versorgte, während, nachdem die Entwicklung in der Richtung einer vorzeitigen industriewirtschaftlichen Blüte umbog, die Geburtenhäufigkeit der ansässigen Bevölkerung so rasch zurückging, daß das frühere Tempo des Zuwachses auch durch eine starke Zunahme der Einwanderung nicht wieder erreicht werden konnte.

Wie die modernen kapitalistischen Staaten Europas, so sah sich infolgedessen auch die verhältnismäßig erst dünn bevölkerte nordamerikanische Union schon vor dem Kriege längst auf eine fieberhafte Industrie-Ausfuhrpolitik angewiesen. Diese Industrie-Ausfuhrpolitik hat die Monroedoktrin zu dem gemacht, was sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heute ist, einem Mittel, die ganze Welt zu „amerikanisieren“. Ein entscheidender Sieg der Mittelmächte würde diesem Zwecke allzusehr widersprechen; deshalb muß einem solchen möglichst vorgebeugt werden. Dem Präsidenten Wilson wird die Kriegserklärung nicht erspart bleiben, wenn die maßgebenden Kreise in den Vereinigten Staaten die Überzeugung gewinnen, daß sich dadurch noch ein lohnender Druck auf die schließlichen Friedensbedingungen des Vierbundes ausüben ließe.

Otto Corbach

Über Rußland

In einem Zwiegespräch, verfaßt von W. Doroschewitsch, versichert ein gebildeter Mann aus Rußland einem Franzosen: „Wir verehren die Geißel der Satire. Sie ist uns angenehm wie eine Massage.“ Der betreffende Dialog leitet ein Buch mit dem Titel „Herren, Bauern und Beamte“ (Verlag J. Hoffmann, Stuttgart) ein, in dem Walther Weibel russische Satiren zusammengestellt hat. Und diese Satiren geben der Versicherung jenes russischen Intellektuellen insofern recht, als sie zweifellos aus einer Art von gewachsener satirischer Volkskultur hervorgegangen sind. Frage: Wo vor allem wird sich die Satire entwickeln? Antwort: In erster Linie, wo die politischen und kulturellen Unlustgefühle nicht Ereignis, sondern Zustand sind; zweitens, wo die Publizisten und die Schriftsteller zu überlieferungsmäßiger Vorsicht erzogen sind; drittens, wo immerhin überwindender Geist am Werk ist. Es zeigt nun tatsächlich von einigem Geist, wenn ein gewaltiges Volk (mit sehr vielen politischen Märtyrern) für die Unzufriedenheit des Alltags nach einem unpathetischen Ausdruck sucht, und wenn Gebärden des steten Mißvergnügens (Achselzucken, heimliche Fäuste, höhnischer Mund) auf eine gute literarische Form gebracht werden. Von satirischen Gestaltern ist uns ehedem Gogol bekannt geworden. Aus der Weibelschen Sammlung wird klar, daß auch die russische Gegenwart nichts von der alten satirischen Begabung eingebüßt hat. „Des Krieges und des Feindes wird nur selten gedacht, jedenfalls ohne die gehässigen Beschimpfungen, die im politischen Teil einiger, freilich nicht der besten, russischen Zeitungen einen so breiten Raum einnehmen.“ Dieser feststellende Satz ist dem kurzen Vorwort des Herausgebers entnommen. Er wird durch die Lektüre bestätigt. Vermutlich zur Verblüffung derer, die etwa meinen, es handle sich um ein ausgeprägt herabsetzendes Buch, übermitteln sich im Gewande wahrhaftiger und wissenswerter Darstellung Lebenszüge des russischen Volkes hinter der Front. Die einzelnen Stücke sprechen ebenso zuungunsten russischer Verhältnisse wie für die russische Fähigkeit, diese Verhältnisse inaktiv zu betrachten. So erfüllt das schmale Buch zumindest den Zweck, den Vorstellungskreis „Rußland“ — wenn auch nicht entscheidend, so doch psychologisch — zu befruchten. — Walther Weibel ist vor dem Kriege als Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ in Petersburg tätig gewesen. Er scheint, nach einer weiteren Veröffentlichung über Rußland zu urteilen, den Typus jenes vielseitig ausblickenden Publizisten zu vertreten, der als Regel lange gefehlt hat und sich als Forderung und Tatsache neuerdings mehrfach anzeigt. In dem Bilderbuch „Rußland“ verbessert er mit auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klärendem Instinkt, und was noch mehr heißt, mit ästhetischem Gemüt und Geschmack mittels sorgsam gewählter, gemeinverständlicher Bilder die ethnographischen Begriffe über Rußland. Der junge Münchener Delphin-Verlag sorgte — im Rahmen einer vorbildlich guten Ausgabe von Ländermonographien — für eine abgetönte Ausstattung. Über Völker, Landteile, Architektur, Gewerbe und Verkehrswesen in Rußland wird Wesentliches mit Hilfe von Photographien gesagt. Es kommt eine klimatische russische Gesamtstimmung von 205 touristischen Ausschnitten zustande. Die unendliche russische Vielheit und Weiträumigkeit tut sich auf. Ein lexikographisch sachlicher Text führt ein und gibt sich nur als Zutat. Hervorzuheben ist, daß in den Bildern nicht längst Bekanntes wiederholt wird. Ein neuartiger Beitrag zur optischen Kenntnis Rußlands liegt vor.

ss.

Kohle

Die schweren Klagen der letzten Monate über Brennstoffmangel in Italien und Frankreich haben mit besonderer Deutlichkeit gezeigt, welche politische Rolle die Kohle unter Umständen spielen kann. Auch die diplomatischen Verhandlungen zwischen Deutschland und den benachbarten Neutralen sind zweifellos gefördert worden durch die Möglichkeit, mit Kohlenlieferungen unseren Nachbarn aus wirtschaftlichen Nöten zu helfen. Und schließlich wäre auch der Stand unserer ohnehin schon ungünstigen Valuta noch schlimmer, wenn wir nicht in der Kohle ein Mittel zur Bezahlung unserer Auslandsverbindlichkeiten hätten. An diese Erkenntnis knüpfen sich nun Erwartungen der verschiedensten Art für die Zukunft. Man erblickt in der Kohle nicht nur neben Kali und vielleicht auch manchen Farbstoffen unseren ersten und wichtigsten Ausfuhrartikel nach Beendigung des Krieges, sondern der Staat selbst hofft aus ihm neue Steuereinnahmen zu ziehen, wie die neue Reichsvorlage zeigt, welche einen zwanzigprozentigen Fiskalaufschlag auf die Kohle legen will. An dieser Rechnung ist zweifellos sehr viel Richtiges. Aber es wäre gefährlich, gar zu sehr auf unseren Besitz zu pochen. Ganz abgesehen davon nämlich, daß später auch England wieder mehr als heute als Konkurrent für den schwarzen Diamanten auftreten wird, dürften die schlechten Erfahrungen der kohlenarmen Länder in verhältnismäßig wenigen Jahren Pläne ausreifen lassen, die sonst Jahrzehnte zu ihrer Verwirklichung gebraucht hätten. Das ist die Ausnutzung der Wasserkräfte. Italien nicht minder als die Schweiz und die skandinavischen Länder, vielleicht auch Frankreich könnten ungeahnte Kräfte aus diesen natürlichen Quellen ziehen. Es ist ja in den Jahren vor dem Kriege in dieser Beziehung schon sehr viel geschehen. Das ist aber verschwindend wenig im Vergleich zu dem technisch Möglichen. Wenn man also auch nicht zu viel von der Nachfrage nach Kohlen erwarten soll, so ist doch auf der anderen Seite zweifellos die Kohle wie kein anderes Bodenprodukt geeignet, uns in Zukunft bei der Wiedererstarkung unserer Volkswirtschaft zu helfen. Zu diesem Zweck ist es nur nötig, den bisher bestehenden Raubbau zu ändern. Die Art und Weise nämlich, wie wir bis jetzt die Kohle benutzten, stellt zweifel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

los eine Verschwendung schlimmster Art an einem wertvollen nationalen Eigentum dar. Die Kohle enthält nämlich neben ihrer Heizkraft noch eine große Reihe der wertvollsten Stoffe, die gerade jetzt im Krieg unentbehrlich geworden sind. In der Hauptsache handelt es sich dabei um Benzol, Teer, Ammoniak und deren Abkömmlinge. Von unserer Steinkohlenförderung im Frieden, die sich auf nicht ganz 200 Millionen Tonnen belief, wurden aber höchstens aus einem Fünftel diese Nebenprodukte im Wege des Koksprozesses herausgezogen. Vier Fünftel der Förderung aber wurden so, wie sie aus dem Bergwerk kamen, verfeuert. Im Krieg ist das besser geworden. Welcher Prozentsatz der Förderung heute verkokt wird, ist in der letzten Zeit nicht mehr bekanntgegeben worden. Im ersten Kriegsjahr waren es immerhin rund 25 Prozent. Die naheliegende Frage, warum man einen derartigen Raubbau trieb, erklärt sich aus der Furcht, den Markt mit Koks zu übersättigen. Schon jeder kleine Anteil war zeitweise nur mit den größten Schwierigkeiten an den Mann zu bringen. Vor allem hatte der Stand des Dampfkesselbaues die Verwendung des Koks scheinbar unmöglich gemacht. Wie diese Schwierigkeit zu überwinden ist, zeigt am besten die jetzt allgemein übliche Benutzung von Kohle in unseren Fabriken. Aber auch heute noch ist man noch lange nicht so weit, um das fünffache Koksquantum des Friedens benutzen zu können. Darum wird man wohl nicht daran vorbeikommen, auf andere Weise die Kohle möglichst restlos zu benutzen. Hierzu gibt es einen sehr einfachen und einleuchtenden Weg. Das ist die Vergasung der Kohle an Ort und Stelle ihrer Förderung. Der große Vorzug der Vergasung gegenüber der Verkokung besteht darin, daß die Verwendung der Nebenprodukte noch besser als bisher vor sich gehen, darüber hinaus im Gegensatz zum Koksprozeß die erzeugte Wärme nicht wieder verloren gehen und schließlich eine ungewöhnliche Entlastung unserer Bahnen eintreten würde, womit mit einem Schlag eine ungeahnte Verbilligung des Brennmaterials eintreten könnte. Die Notwendigkeit nämlich, die Kohle in ihrer Urform per Achse zu befördern, kostet die deutschen Verbraucher jährlich schätzungsweise 400 Millionen Mark. Die Verfechter des Vergasungsprozesses denken sich die Sache so, daß über das ganze Reich Ferngasleitungen gelegt werden, die überallhin die erforderlichen Kraft- und Heizquellen leiten sollen. Selbstverständlich ist dabei nicht nur an die Ausnutzung der Steinkohlen gedacht, die ja im wesentlichen nur in zwei recht ungünstig gelegenen Teilen des Reiches vorkommen, sondern mehr noch an die bis vor wenigen Jahren so vernachlässigte Braunkohle, die in den verschiedensten Teilen Deutschlands anzutreffen ist. Das Umsetzen dieses Planes in die Wirklichkeit wird naturgemäß auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Es sei nur daran erinnert, in welchem Umfange die Kraft bei der Übermittlung verloren geht, ferner an die Abhängigkeit ganzer Wirtschaftsgebiete von der Betriebssicherheit einer einzigen Zentrale. Ferner aber würde die Verwirklichung derartiger Ideen so unglaubliche Kapitalien verschlingen, daß man an eine privatwirtschaftliche Ausnutzung kaum denken könnte. Ohne starke Beteiligung des Reiches kann man sich die Ausführung gar nicht vorstellen. Das aber würde vielleicht zu einer Verstaatlichung des Kohlenbergbaues führen, die ja heute schon viele Anhänger hat und deren vermutlich noch mehr erhalten wird, wenn nach dem Kriege, wie es den Anschein hat, die Rentabilität des Kohlenbergbaues noch weiter in die Höhe gehen wird. Schon seit langem ist ohnehin der freie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wettbewerb aus diesem Gewerbe vollständig verschwunden, das Syndikat beherrscht Absatz und Preise geradezu lückenlos. Es ist nicht möglich, in einem kurzgefaßten Aufsatz alles, was für und wider eine bessere Ausnutzung der Kohle spricht, zu behandeln, wie auch die Frage, ob überhaupt die Märkte alle die Nebenprodukte aufnehmen können, oder aber die Frage, wie sich die Städte, die in ihre Gaswerke einen ansehnlichen Teil ihres Vermögens gesteckt haben, dazu stellen werden. Es sollte lediglich gezeigt werden, welches ungeheure Problem sich hier vor uns ausbreitet.

Eines ist sicher: das Unternehmertum hat mit der ihm eigenen feinen Witterung erkannt, daß der Kohle in Zukunft eine ganz andere Bedeutung zukommen wird als bisher, und es hat sich geradezu mit Heißhunger auf alle noch irgendwie freien Gerechtsame geworfen. Vor allem gilt das für die Braunkohle. Sie ist im Kriege besonders zu Ehren gekommen. Wenn nicht alles täuscht, werden sich in gewissen Braunkohlengegenden Industriereviere aufbauen, die den Vergleich mit den rheinisch-westfälischen aushalten können, und zwar wird in diesen Revieren bereits jetzt die Braunkohle nach jenem Grundsatz ausgenutzt, den wir vorhin für die Steinkohle prophezeiten: an Ort und Stelle sehen wir gewissermaßen über den Braunkohlenfeldern riesenhafte Fabrikanlagen entstehen, die nicht mehr die Braunkohle in einem umständlichen Prozeß zu Brikett machen und sie versenden, sondern gleich in Kraft umwandeln. Besonders zieht daraus die zukunftstarke Stickstoffindustrie, aber auch viel Elektrizitätswerke Nutzen. Daneben wird auch die Braunkohle in wachsendem Maße zur Erzeugung von Destillaten und chemischen Produkten wie Gas, Teer, Paraffin, Stearin und augenblicklich auch zu Mineralölen verwandt, wie denn überhaupt der Ölgehalt der Kohle zweifellos noch nicht in genügender Weise ausgebeutet wird.

Obwohl man jetzt im Kriege aus begreiflichen Gründen mit der Mitteilung über Neuentdeckungen zurückhaltend ist, ist doch bekanntgeworden, daß das neuerrichtete Institut für Kohlenforschung in Mülheim unter der Leitung von Professor Franz Fischer in der Kohle bereits Stoffe entdeckt hat, die uns später wertvoll sein werden. Gerade die Fischerschen Arbeiten zeigen mit besonderer Deutlichkeit, daß wir in der Ausnutzung der Kohle noch sehr, sehr viel dazulernen müssen und können. Gerade diese Erkenntnis aber ist eine Beruhigung für die Zukunft. Die Verschwendung, die wir mit vielen doch so wertvollen Schätzen getrieben haben, ermöglicht uns für die kommenden schweren Jahrzehnte ungeheure Zuschüsse zu unserem Nationaleinkommen.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Rotebühlstr. 121/123
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reichsschuldentilgung und Vermögensabgabe

Von Professor Dr. Robert Liefmann, Freiburg i. B.

edermann ist sich darüber klar, daß die Schuldenlast, die das Reich zum Zweck der Kriegführung auf sich nehmen mußte, bis zum Friedensschluß auf mindestens 60 Milliarden Mark angewachsen sein wird. Daß das überhaupt möglich sei, hätten vorher selbst die gewiegtesten Nationalökonomen und Finanzleute bestritten. Freuen wir uns, daß das deutsche Volk imstande war, diesen Beweis seiner finanziellen Leistungsfähigkeit zu geben, den wir selbst nicht und noch weniger unsere Feinde uns zugetraut hatten! Denn außer Steuern, die vielleicht in größerem Umfange hätten herangezogen werden können, sind Anleihen ohne Zweifel das beste Mittel, die gewaltigen Summen aufzubringen, die heute zur Kriegführung notwendig sind. Jedenfalls ein besseres Mittel als die beliebte und bequeme Benutzung der Notenpresse, die freilich gegenüber dem heutigen Bedarf niemals ausreichen würde, von uns aber in noch größerem Maße hätte vermieden werden sollen.

Nachdem nun an den Kriegsanleihen das ganze Volk bis in Schichten, die früher niemals an derartiges gedacht hätten, sich beteiligt hat, beschäftigen natürlich auch die weitesten Kreise sich schon mit der Frage, wie diese riesige Schuldenlast nach dem Kriege verzinst und zurückgezahlt oder vermindert werden könnte. Daß wir die 3 bis 4 Milliarden Mark, die zur Verzinsung erforderlich sind, aufbringen können, daran besteht wohl nirgends der geringste Zweifel. Er ist auch nicht berechtigt in einer Volkswirtschaft, in der allein der Luxuskonsum, alkoholische Getränke, Tabak u. dgl. ungefähr so viel jährlich verschlingt.

Dabei bleibt aber die Frage, wie die Verzinsung und möglichst schnelle Tilgung der Milliardenschuld am besten durchgeführt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden könnte, natürlich von der größten Wichtigkeit. Da hört man nun seit längerer Zeit in den Gesprächen den Gedanken einer 20prozentigen Vermögenssteuer auftauchen, und es ist daher vielleicht nicht unangebracht, diese Frage einmal objektiv zu besprechen.

Der Umstand, daß gleich ein bestimmter Prozentsatz, nämlich 20 Prozent, genannt wird, scheint darauf hinzudeuten, daß man einfach in folgender Weise argumentiert hat: das deutsche Volksvermögen beträgt rund 300 Milliarden Mark, die Kriegsschuld des Reiches rund 60 Milliarden, also ist eine 20prozentige Vermögenssteuer notwendig, sie zu beseitigen! Was ist dazu und über den ganzen Plan einer einmaligen Vermögensabgabe an das Reich zu sagen?

Ohne Zweifel ist eine rasche Verminderung der hochverzinslichen Kriegsschuld sehr erwünscht, und das einzige Mittel dazu ist, von Kriegsentschädigungen abgesehen, eine starke Vermögenssteuer. Wenn sie in den Kriegsanleihen bezahlt werden kann, was selbstverständlich ist, trägt sie auch dazu bei, den Kursdruck zu vermindern, der nach dem Kriege einsetzen müßte, wenn viele Erwerbstätige, die jetzt ihr Kapital in Kriegsanleihen angelegt haben, es wieder für ihre Betriebsführung flüssig machen wollen. Um diese Summen aufzunehmen, trifft die Reichsfinanzverwaltung jetzt schon Vorbereitungen, eine starke Vermögenssteuer würde dabei eine wichtige Rolle spielen.

Selbstverständlich aber kann von einer allgemeinen 20prozentigen Vermögenssteuer keine Rede sein. Man bedenke nur, daß überhaupt verhältnismäßig wenige Leute sie bezahlen könnten, Rentner und solche, die neben ihrem Erwerbsvermögen noch Effektenvermögen besitzen. Eine Vermögenssteuer wäre natürlich auch nur gerecht, wenn sie die geringsten Vermögen erheblich weniger trifft, also mit einem niedrigen Satze anfangend und mit einer starken Progression bei größten Vermögen. Bei diesen aber dürfte die Steuer wohl bis zu einem Satz von 20 Prozent und selbst weiter hinauf gehen. Wer ein Vermögen von 2 Millionen Mark besitzt, kann unter allen Umständen 200 000 Mark davon abgeben. Bei den größten Vermögen wäre sogar eine Bezahlung der Steuer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in natura durchaus möglich, soweit sie nicht in den Kriegsanleihen geleistet werden kann. Warum sollten Krupp, Thyssen, Stinnes usw. nicht eine Kohlenzeche oder ein großer Rittergutsbesitzer, der zehn Güter besitzt, nicht eines davon an das Reich abtreten können? Natürlich wird damit die Kriegsschuld nicht vermindert, sofern das Reich solche Vermögensobjekte nicht wieder verkaufen kann. Aber es würden dem Reiche damit Einnahmequellen geschaffen. Übrigens käme derartiges natürlich nur in Betracht, sofern die Zahlung nicht in Kriegsanleihen oder in Geld geleistet werden kann. Ich erwähne das nur, um zu betonen, daß eine Vermögenssteuer von 20 Prozent bei den größten Vermögen keineswegs zu hoch erscheint. Ja selbst ein Satz von 30 Prozent wäre hier denkbar.

Schwieriger ist schon die Frage, welche Prozentsätze bei den geringeren Vermögen möglich sind, und hier kommen wir erst an die wahren Probleme dieser Steuer und die Bedenken gegen sie. Die Möglichkeit, eine hohe Vermögenssteuer zu zahlen, ist offenbar bei gleicher Vermögenshöhe sehr verschieden, und das nicht nur bei den verschiedenen Erwerbszweigen, sondern auch in demselben Erwerbszweige. Ein Kaufmann mit einem Kapital von 100 000 Mark wird im allgemeinen leichter eine 10prozentige Vermögenssteuer zahlen können als ein Fabrikbesitzer, dessen Betrieb auf dieselbe Summe geschätzt wird. Dieser wieder leichter als ein Landwirt, dessen Gut diesen Wert repräsentiert. Doch kann das, von etwaigen Schulden natürlich abgesehen — denn diese wären abzuziehen —, in den verschiedenen Produktionszweigen und bei den verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben wieder sehr verschieden sein.

Zwei Forderungen ergeben sich daraus für eine hohe Vermögenssteuer, die, sagen wir einmal, mit 1 Prozent bei 5000 Mark Vermögen beginnt, bei 10 000 Mark 2 Prozent, bei 100 000 Mark 7½ Prozent beträgt und dann bis 20 oder 30 Prozent steigt: 1. Sie muß mindestens bei den kleinen Vermögen in Landwirtschaft und Gewerbe nach den besonderen Verhältnissen wenigstens zu einem Teil in Form einer Rente mit Amortisationsquote auf den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Betrieb hypothekarisch für das Reich eingetragen werden können, so daß sie in vielleicht 20 Jahresraten bezahlt werden kann. 2. Sie muß, ähnlich wie das bei dem Wehrbeitrag der Fall war, mit einer Einkommensteuer kombiniert sein, so daß Vermögen, die nicht ein durchschnittliches Einkommen abwerfen, geringer besteuert werden müßten, während andererseits hohe Einkommen ohne Vermögen auch nicht ganz freizulassen wären. Näher kann darauf hier nicht eingegangen werden.

Die prinzipielle Berechtigung einer starken Reichsvermögenssteuer zur Verminderung der Kriegslasten kann unmöglich bestritten werden. Zwar stehe ich auf dem Standpunkt, daß im allgemeinen die direkten Steuern den Einzelstaaten und Gemeinden vorbehalten bleiben sollten, wozu ich die Erbschaftssteuer nicht rechne, die unter Ausdehnung auf die Deszendenten in allererster Linie für die Bedürfnisse des Reiches heranzuziehen ist. Aber darüber hinaus scheint mir eine einmalige Vermögenssteuer für das Reich ein Gebot der Notwendigkeit zu sein, um die ungeheuren Lasten aus den Kriegsschulden, neben denen ja noch Milliardenlasten aus Invalidenrenten, Schadenersatz usw. stehen, einigermaßen zu vermindern. Ohne eine solche Vermögenssteuer, die meines Erachtens mindestens 20 Milliarden Mark bringen müßte, wird eine geordnete Finanzverwaltung des Reiches bei dem eigentümlichen Charakter der Finanzen eines Bundesstaates auf die Dauer nicht möglich sein.

Nun ist es aber ein alter Satz der Finanzwirtschaft, daß jede Steuer um so leichter ungerecht wirkt, je höher sie ist. Und damit kommen wir zu der Hauptschwierigkeit, die einer starken Reichsvermögenssteuer im Wege steht. Die verschiedenen Vermögensformen können sich in sehr verschiedenem Grade der Feststellung entziehen, und damit kann diese Steuer sehr ungerecht wirken. Am wenigsten zu verheimlichen ist das landwirtschaftliche Vermögen, dafür ist hier aber auch die Abschätzung am schwierigsten. Dann folgt das gewerbliche Betriebsvermögen. Aber auch dessen Abschätzung ist sehr schwierig, sie erfolgt nach den Gelderträgen, diese aber lassen sich, wie auch in der Landwirtschaft, unschwer verstecken. Am leichtesten zu ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heimlichen ist das Effektenvermögen, das auch leicht ins Ausland gebracht werden kann.

Daher ist zur Erhebung einer starken Vermögenssteuer eine viel sorgfältigere Veranlagung notwendig, als wir sie bisher kannten. Und diese Veranlagung müßte einheitlich für das ganze Reich durchgeführt werden und könnte dann wieder die Grundlage für die einzelstaatlichen Einkommens- und Vermögenssteuern bilden. Diese Veranlagung müßte den Eid, nicht nur wie bisher eine eidesstattliche Versicherung, und Vorlegung der Bücher verlangen können. Es ist dabei zu bemerken, daß wir um solche schärferen Maßregeln und eine bessere Veranlagung ja doch nicht herumkommen, da auch die Einzelstaaten und Kommunen in Zukunft viel höhere Einnahmen aus Einkommen und Vermögen herausholen müssen. Einheitliche Bestimmungen für das ganze Reich sind daher auf das höchste erwünscht. Eine allgemeine Reichserbschaftssteuer, eventuell mit Zuschlägen der Einzelstaaten, müßte eine nochmalige nachträgliche Kontrolle ermöglichen. Heutzutage, wo der Staat die ganze Person, das Leben der Untertanen fordert, scheut man sich noch viel zu sehr vor seinem Einblick und Eingriff in die privaten Vermögensverhältnisse.

Die Steuer könnte ergänzt werden durch eine Sondersteuer auf größeres Luxusvermögen in der Weise, daß der Steuersatz auf solches verdoppelt würde. Der reiche Fabrikant, der sich einen Landsitz hält, der Rentner, der eine Gemäldegalerie besitzt, der Großgrundbesitzer, der mehrere Schlösser und Parke besitzt, könnten dafür das Doppelte ihres sonstigen Vermögenssteuersatzes bezahlen. Dagegen halte ich eine allgemeine „Verbrauchseinkommensteuer", obgleich an sich sehr berechtigt, in der Durchführung für zu kompliziert.

Schließlich sei noch ein Gedanke ausgesprochen. Da das mobile, in Effekten verkörperte Kapital sich am leichtesten der Besteuerung entziehen kann, wäre folgendes denkbar. Eine 20prozentige Vermögenssteuer wird auf alle Aktiengesellschaften, Gesellschaften m.b.H. und Gewerkschaften (bei letzteren nach dem Kuxenwert) mit mehr als $^1/_2$ Million Kapital aufgelegt, die diese ihrerseits von ihren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aktionären bezw. Anteilseignern erheben. Die Anteile werden auf die Zahlung hin abgestempelt. Die Aktionäre sind dann berechtigt, unter Nachweis ihres Besitzes an Aktien deren Wert bei der Berechnung ihres Vermögens zur privaten Vermögenssteuer abzuziehen. Auf diese Weise würde ein großer Teil des Effektenbesitzes festgestellt werden können und auch im Auslande befindliches Vermögen erfaßt werden. Überhaupt wäre zu erwägen, ob man nicht nach englischem oder amerikanischem Vorbild zum System der Namensaktien und Eintragung in Aktienbücher übergehen sollte. Jedenfalls muß in Zukunft der Staat über den Besitz von mobilem Kapital besser informiert werden. „Anonyme Gesellschaften" haben heute keine Berechtigung mehr.

Wie man sieht, liegen auch auf diesem Gebiete große und schwierige Probleme vor. Leicht wird die zweckmäßigste Neuordnung unseres Wirtschaftslebens nach dem Kriege nicht vonstatten gehen. Wir haben aber auch alle Veranlassung, es damit nicht leicht zu nehmen und zu glauben, daß nach Friedensschluß alles wieder so werden und so bleiben könne wie bisher. Wir Deutsche werden uns darauf gefaßt machen müssen, noch auf lange hinaus den heftigsten Wirtschaftskampf mit der halben Welt zu kämpfen, und sollten rechtzeitig alles daransetzen, uns auch dafür die zweckmäßigste Wirtschaftsorganisation zu schaffen.

Eine patriotische Statistik

Von Carl Jentsch (Neisse)

Vor fünf Jahren hat der Sekretär der Wiener Handelskammer, Sigmund Schilder, in seinen „Entwicklungstendenzen der Weltwirtschaft" berichtet, wie die Engländer seit Jahrzehnten, nicht um zu einem Kriege zu hetzen, sondern nur nach schlechtem Konkurrentenbrauch, den Südamerikanern, Asiaten, Balkanvölkern gepredigt haben: „Hütet euch vor den Deutschen, die wollen jeden, der sich mit ihnen einläßt, unter ihre Militär-, Polizei- und Junkerfuchtel bringen!" Wie die französische Jugend im Deutschenhaß erzogen wird und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie in Vorderasien französische Ordensleute in ihren Schulen für das unfromme Frankreich und seine atheistische Regierung wirken, ist oft dargestellt worden. Der mit dem Kriege beginnende Lügen- und Verleumdungsfeldzug der Entente beschimpft die Ehre der Christenheit täglich mit neuen Schandtaten. Auf die Vergiftung der öffentlichen Meinung Italiens soll England 80 Millionen Mark verwendet haben; bis in die entlegensten Abruzzenhütten wurden Abbildungen belgischer Kinder verbreitet, denen die deutschen Hunnen angeblich Arme und Beine abgehackt hätten.

Was geschieht dagegen von unserer Seite? Auf Veranstaltung und Kosten des Reiches, soviel ich sehen kann, nichts, was sich mit dem Aufwand unserer Feinde vergleichen ließe. Verdient die Wahrheit nicht dasselbe Maß von Mühe und Geld wie die Lüge? „Die Wahrheit bricht sich selbst Bahn." Unsinn! Nichts geschieht von selbst in der Menschenwelt; was geschehen soll, muß von Menschen gemacht werden. Jeder tückische Giftpfeil des Feindes muß mit einem deutschen Schwerthieb beantwortet werden. Keine vierundzwanzig Stunden dürfen nach einer Feindeslüge vergehen, ohne daß eine kurze, klare, allgemein verständliche, packende Widerlegung erscheint, die in Millionen Exemplaren in allen neutralen Staaten, in den Sprachen dieser Staaten verbreitet wird. Den feindlichen Völkern muß die Wahrheit aus Luftschiffen auf die Köpfe geworfen werden, die wird mehr nützen als Bomben. Werden von einer Million Flugblätter 999 000 aufgefangen, so wird doch das tausendste Tausend unter die kriegsmüden Bürger und Bauern kommen, und wer weiß, ob nicht gerade von den konfiszierenden Polizisten die Aufklärung ausgeht.

Namentlich zwei Tatsachen sind der Welt klarzumachen. Erstens, daß es die Entente, sie allein ist, welche die kleinen Nationen zugrunde richtet. Sie hat uns gezwungen, Belgien, Serbien und Rumänien zu erobern, indem sie die Völker und Regierungen dieser Staaten verlockte und gegen uns aufhetzte. Und welcher Unterschied zwischen Belgien und Griechenland! Nicht ein Haar wurde einem Belgier gekrümmt, nicht ein Franken ihm aus der Tasche genommen, wenn die Regierung den Durchzug gestattete (daß er in solchen Fällen gestattet werden muß, lehrt schon Hugo Grotius) und wenn die Bevölkerung sich ruhig verhielt. Der Durchmarsch war Pflicht der Selbsterhaltung für uns, denn ohne ihn hatten wir die Franzosen im Lande. Aber was nötigt England und Frankreich, das dreihundert Meilen weit entfernte kleine, wehrlose Griechenland zu mißhandeln und zu peinigen, da ihnen doch von der Niederlage des durch Rußland verführten Serbiens nicht die mindeste Gefahr droht? Und fordert nicht das von der Entente heuchlerisch proklamierte Nationalitätenprinzip vor allem gebieterisch die Erlösung der gemißhandelten Finnen, baltischen Deutschen, Letten, Esten,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Litauer, Polen, Ukrainer, Georgier, Armenier, Mohammedaner, Juden vom großrussischen Joche? *)

Zweitens sind einander gegenüberzustellen die barbarische Kriegführung des Verbandes mit ihrer Mißhandlung der Kriegsgefangenen, den sinnlosen Zerstörungen und Verwüstungen im eigenen Lande, besonders den russischen, nicht bloß in Ostpreußen, sondern im russischen Gebiete, den Brandstiftungen, grausamen Evakuationen und Verschleppungen von Untertanen des Zaren, und unsere diametral entgegengesetzte: humane Behandlung der Kriegsgefangenen, Beschränkung der Zerstörungen auf das bei Ausführung militärischer Operationen Unvermeidliche, nach Okkupation eines Gebietes Wiederaufbau des Zerstörten, woran sich Neuschöpfungen schließen und eine Verwaltung, die besser ist, als die der einheimischen Regierungen war, und die Bevölkerung mit vordem ihr unbekannten Segnungen beglückt. Diese beiden Gegensätze mußten in anschaulichen Bildern der Welt dreihundertfünfundsechzigmal in jedem Kriegsjahre vor die Augen gehalten werden; eine Viertelmilliarde, auf diesen Zweck verwandt, würde sich gut rentiert haben.

Privatim wird so manches geschrieben, was gar nicht für diesen Zweck bestimmt ist, von der Regierung aber für die Aufklärungsarbeit mit herangezogen werden könnte. So z. B. ein nur 32 kleine Seiten starkes Heftchen von D. Trietsch: „Deutschland. Tatsachen und Ziffern" (bei J. F. Lehmann in München). Eine vergleichende Statistik, die mit überwältigender Klarheit zeigt, in welchem Grade wir unseren Feinden in Landwirtschaft, Industrie und Handel überlegen sind, wie viel mehr wir für Volksbildung ausgeben als sie, wie viel weniger uns unser „Militarismus" kostet als die Verbandstaaten der ihrige. Hätten die Herren Asquith und Grey die wirtschaftliche, finanzielle und Bildungskraft des deutschen Volkes genau gekannt, sie wären nicht so rasch fertig gewesen mit dem Entschlusse zur Kriegserklärung; fußt doch namentlich ihr Aushungerungsplan auf grundfalschen Vorstellungen von deutschen Zuständen. Und wie unwissend sie sind — sie können ja nicht mal deutsche Zeitungen lesen — selbst in der elementarsten deutschen Statistik, die zu verstehen gar keine Sprachkenntnisse erforderlich sind! Lloyd George gibt — man denke, als Finanzminister! — in einer der Reden, die unter dem Titel „Bessere Zeiten" (bei Eugen Diederichs in Jena) deutsch erschienen sind, für 1911 den englischen Export auf 517, den deutschen auf 200 Millionen Pfund Sterling an (die richtigen Zahlen lauten: 9268 und 8101 Mill. Mark) und beklagt die armen Berliner, die sich von Schwarzbrot und Pferdefleisch nähren müßten; sein Gewährsmann hat nicht gewußt, daß wir den Pumpernickel als eine Delikatesse schätzen. Man muß Mitleid haben mit diesen für

*) Ob und wie die Lage in dieser Beziehung durch die russische Revolution geändert werden wird, bleibt abzuwarten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr hohes Amt mangelhaft vorgebildeten Staatsleitern und den von ihnen ins Unglück gestürzten Völkern und muß ihnen die für ihren Beruf erforderlichen Kenntnisse in ihrer Muttersprache beibringen, also auch dieses Schriftchen in englischer Übersetzung schicken.

Der Verfasser hat es als „eine statistische Herzstärkung" für Deutsche herausgegeben, und das ist es auch; außerdem ein sehr nützliches Handbüchlein; denn man hat darin bequem eine Menge Zahlen beisammen, die man sonst, so oft man sie braucht, aus unbequemen Nachschlagewerken heraussuchen muß.

Skizzen aus dem Felde

I. Der Flieger

Von Gustav Sack †

Nachdem es vierunddreißig Stunden lang ununterbrochen geregnet hatte und es in unserem Graben ein knietiefes Waten war wie in einem dünnen Schokoladenpudding oder in einem noch zu wässerigen, noch nicht ganz backfertigen Kuchenteig, zerriß gegen Abend plötzlich der Wind den träufelnden Wolkenteppich und hastete die blaugrauen Fetzen in ungeheuren klobigen Brocken davon; und die Parke und Dörfer, die auf den Höhenrücken und in den Mulden dieser weichwelligen und verschlafenen Kreidelandschaft kauern, verloren mit einem Male ihr dunstiges Blau und standen nun da, schwarz, zerschossen und kahl. Am nächsten Morgen aber wiegte sich hoch in dem reingefegten Himmel ein feindlicher Flieger, blinkend, surrend, frech und über alle Maßen schön in seiner koketten Unbekümmertheit um die rings um ihn in graziösen Wölkchen zerplatzenden Schrapnelle. Jetzt läßt er einen Regen goldener Kreuze niederregnen und verschwindet dann rasch mitten hinein in die Sonne — und nach einer halben Stunde fährt in dem Dorfe rechts hinter uns — Guillemont heißt sich dieses dreckige Dorf — eine Granate in eine zum Appell versammelte Kompagnie und reißt mit ihrer höllischen Wucht eine Gruppe Ahnungsloser, Unbekümmerter in einen bitteren Tod.

Gibt es etwas Verführerischeres als den Gedanken an das starre, mathematisch präzisierteste atomistische Geschehen und den Kranz und Glanz von Farben, Tönen, Sentiments und Gedanken, die dieser atomistischen Taubheit, Blindheit, Gefühllosigkeit und Gedankenleere entgegenstehen? Eine Welt, eine Seite der Welt, der eisigsten Gleichgültigkeit, der „absolutesten" Kausalität, eine Welt, in der das dümmste Fatum herrscht, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Welt, eine andere Seite der Welt — denn die Welt, der Grund, das Ding an sich und das Furchtbare, hat sieben Seiten und siebenmal sieben Perspektiven —, in der das niemals ganz zu Fassende, das Unbedingte — denn wir glauben letzten Grundes nicht an die Bedingtheit des Denkens —, der freiherrliche Gedanke regiert und mit seinen Flügeln, das sind die Farben und Töne und Sentiments, über der anderen Seite, über der Welt der Atome gaukelt wie ein verliebter Papillon, eine hungrige Fledermaus oder ein Uhu oder melancholischer Abendkauz? Gibt es etwas Verführerischeres, Gefährlicheres als den immerwährenden Gedanken an diese zwei Seiten der Welt und des Furchtbaren, das über uns, hinter uns, unter uns gähnt und lauert? Und kitzelt unseren träumenden Stolz etwas mehr als das Wissen, daß die Welt der Atomistik und Physik auch nur ein Ding des Gedankens ist? Und daß sie als solches Gedankending eigentlich — nicht ist, sondern nur gaukelt, nur — fliegt? Macht uns der Gedanke nicht selig und schwindeln, treibt er uns nicht reißend hoch und läßt allen Schmutz, allen Ekel, alle Wut der Sehnsucht und alles „Leid" unter uns in Nebel und Nichts verschwinden, der Gedanke, daß wir eines Tages dieses ganze Gedankending, das ist diese ganze Welt, die wir sehen und fühlen und sind, herrisch zusammenreißen, und das so in einen strahlenden Ruf, in ein einziges klingendes Wort Zusammengeraffte ausstoßen können, hinausblasen können in ein endloses, ewiges Nichts?

Aber die Farben und Töne und Sentiments und Gedanken gehen parallel, um nicht zu sagen: sie sind die Folgeerscheinungen des Lezithinverbrauchs der Ganglienzellen, aber diese Ganglienzellen, diese dümmste, nichtssagendste aller Tatsachen, sind auch nur wieder ein Gedankending, und dieses „Gedankending" ist auch nur wieder eine Folgeerscheinung — ein anderer Ring der Ringe, die Schlange beißt sich in den Schwanz.

Und nun hinein in den Tod, von dem wir auch nichts anderes wissen, als daß er ein Ring ist in dieser Kette, ein Ringelgied der Schlange, ein Wort.

Dieser Krieg ist der seltsamste aller Kriege; denn der größte Krieg, der je ausgefochten wurde, ist für uns nichts als nur ein Kampf gegen den Schmutz und den Regen und die sich türmende, von allen Seiten uns anbrüllende Langweile. Und in diese Langweile hinein, gegen diese dickblähigen Gespenster schickte ich meinen verführerischsten Gedanken ins Feld — vielleicht ist es aber nur das Bild der Leichen da draußen; in Reihen, in furchtsamen Haufen und in langen Schützenlinien liegen sie vor uns, schon mehr als einen Monat lang, und sacken unter dem Regen immer tiefer hinein in ihre heimatliche Erde: sie haben den Sprung in das Furchtbare, mitten hinein in die Lösung getan; und vielleicht ist es nur mein Grauen vor diesem Sprung und vor dieser endgültigen Lösung, die als etwas Endgültiges nur eine un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geheure Dummheit ist, die Ursache, die mich zu dem Gedanken von den sieben Seiten und den siebenmal sieben Perspektiven der Welt hat flüchten lassen.

Ein Wind tut sich auf, ein leichter, nicht unangenehmer Leichengeruch kommt von den schwarzen flachen Haufen da draußen, Wolken kriechen langsam über die Hügel hoch und verkleiden die Parke und Dörfer dunstig und blau — und nun wird es wieder regnen und weiter Schokoladenpudding geben und noch nicht ganz backfertigen Kuchenteig.

II. „Unsere" Lerche

Von Friedrich Seel (Pionier)

Die durch einschlagende Granaten und Minen aufgeworfene, zerfetzte Erde, die Pfähle des Drahtverhaus und die Leichen der Gefallenen, die hier und da verstreut im Vorfeld lagen, behinderten in keiner Weise den Ausblick.

Durch den kleinen Schlitz der Schießscharte konnte man deutlich die kleinen schwarzen Löcher sehen.

Jeder wußte es: aus diesen kleinen Löchern dort sandte der Feind das tödliche Blei. In diesen Löchern steckte der Lauf seines Gewehres, dabei lauerte der Posten.

Wehe dem, der den Kopf über den Grabenrand gesteckt hätte. Der Franzose beobachtet wachsam. Genau wie in unserem Graben, wo die Scharfschützen, den Kopf lässig an die Schießscharte gedrückt, hinausspähten.

Franzmann, nimm dich in acht!

Hier und da fiel ein Schuß — hüben wie drüben. —

Nicht, daß es irgendwie ein Ziel gegeben hätte. Man wollte sich gegenseitig zeigen, daß man noch da war.

Ab und zu blitzte es auf. Im Bois de Bouvigny oder hinter der Giesseler Höhe oder Gott weiß, wo die deutschen und französischen Batterien sich eingegraben hatten.

Dann zog mit Zischen und Heulen eine Granate über uns hinweg. — Irgendwo erzitterte die Erde, weit hinter oder vor uns. Eine suchte die andere Batterie, wollte die andere — dem Gegner seine — zum Schweigen bringen.

Uns ließ man in Ruhe in unserem Graben.

Nur an gewissen Tagen, dann kamen die heulenden Teufel von da drüben kürzer, dann merkte man sie erst, wenn sie da waren, wenn sie, laut berstend, unheimlich knurrend, die Deckung zerrissen oder im Vorfeld den Schnee und Schlamm hochtanzen ließen. Eines Nachts war er gekommen, der Schnee. Wir Pioniere merkten nichts davon, als er niederfiel. Als wir in unsere

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Minengänge tief unter die Erde hinabstiegen, da war es eine Nacht wie jede andere der letzten Wochen. Die Luft war dick und neblig, und die aufsteigenden Leuchtkugeln blinkten matt und düster. Und als der Morgen heraufstieg, da hatte die Erde ein weißes, glitzerndes Leichentuch angelegt.

Nicht lange, da schmolz der Schnee wieder. Die Grabenwände wurden naß, klebrig, die schweren Stiefel zerstampften den Boden zu Brei.

Und immer noch war die Luft dick und schwer.

Doch der Frühling kam, und die Sonne siegte.

Die Nebelwand verschwand, sank und tausend glitzernde Tropfen liefen den Leitungsdrähten entlang. Jenen Drähten, die sich geheimnisvoll die Grabenwände entlangziehen, nach hinten, nach dem Kopfe, dem Hirn des Kampfes.

Da hinten hinaus war der Blick freier. Kein Abschluß wie da vorne, wo die aufgeworfene Erde des feindlichen Grabens den Horizont bildete.

Ganz nahe da hinten starrten die Trümmer von Carency mit dem zerfetzten Kirchturm, weiter links der sterbende Wald von Bouvigny, und ganz hinten, scharf umrissen, die steile Höhe von Notre Dame de Loretto.

Und mit der Sonne, mit dem Frühling kam unsere Lerche. Eines Tages war sie da. Eines Morgens mit der Sonne stieg sie aus der Mitte des neutralen Streifens zwischen den Gräben hoch. Irgendwo in einem Granatloch mochte ihr Unterschlupf sein.

Genau in der Mitte zwischen uns und dem Franzmann. Woher kam sie so plötzlich? Ein Gruß der Heimat? Welch gütiges Geschick sandte sie uns in unsere Grabeneinsamkeit? In die grausige Einsamkeit, wo einem jede kleine Abwechslung willkommen war; wo einem eine Nichtigkeit andere Gedanken brachte. Andere Gedanken als ewig an Gevatter „Tod", der lauernd, grinsend durch die Gräben schreitet.

Unsere Lerche?

Dem Franzmann seine?

Was kümmerte sie der Deutsche, der Franzmann, was störte sie das Geknatter der Gewehre, das Dröhnen der Geschütze, die ganze grausame Symphonie des Todes?

Mit Jauchzen und Trilieren — ein Symbol des Friedens — stieg sie höher, immer höher, bis sie nur noch als winziges Pünktchen erkennbar war.

Und hunderte Augen folgten ihr!

Hüben und drüben. — .

Und hunderte Gedanken schwebten mit empor, flogen weiter, weit, weit über Berge, Wälder, Seen zur Heimat. Reisten ins weite Land der Erinnerungen. In jene Frühlingszeiten, wo man, das Herz geschwellt, durch Felder und Auen streifte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn sie dann wie ein fallender Stein wieder herabkam, wenn sie ihr Versteck aufsuchte, da draußen, dann freute sich jeder auf den nächsten Tag, auf das Erwachen der Sonne, auf den Aufstieg unserer Lerche. —

Dann kam die große Schlacht. —

Beim dämmernden Tage huben sie an, die Batterien, spien aus hunderten Schlünden Feuer und Entsetzen, Tod und Verderben. Trommelfeuer! —

Und als sie dann ankamen, die Massen der Schwarzen aus Senegal, aus Marokko und Algerien, da mußte unser zusammengeschmolzenes Häuflein der Übermacht weichen.

Ein Weniges nur — ein, zwei Kilometer. Dann stand die Mauer wieder. Die Mauer aus Fleisch und Eisen.

Ob sie jenen grausigen Morgen überlebt hat, unsere Lerche? Jenen Morgen, wo schwere, stampfende Schritte der schwarzen, bezechten Horden über ihr Versteck hinwegstürmten, wo der Tod so reiche Ernte hielt?! —

III. Die Sappe

Von Max Barthel, Musketier

Sie ist nur ein einziges Grabenstück an der endlos verschlungenen Front, ein Härlein von dem würgenden Ungeheuer, das Menschen frißt und Granaten speit. Und doch spiegelt sich in dem engen Grabenstück die blutige Geschichte des Krieges ab mit seiner Qual und Zuversicht.

Die Stellung liegt hoch auf dem Berg, in den Granit eingesprengt, die Gräben laufen steil durch das Gelände, und hinten in den Felsennestern lauern die Maschinengewehre und Minenwerfer wie hungrige Tiere auf Fraß.

Vom dunklen Tannenwald, den sonst Duft und Melodie erfüllten, ragen nur noch die zersplitterten Stämme hoch, in die sich die Geschosse einbeißen und die Wolkenfetzen verfangen. Föhn umstürmt den Postenstand, Schnee weht uns an, und der Frost geißelt Menschen und Bäume. Flieger kreisen hoch in der zitternden Himmelswölbung, von den weißen Schrapnellwölkchen umstickt.

Wenn die Sicht klar ist, türmt sich die kühne Alpenreihe vor uns auf, der Friede und die Stille winken mit weichen Händen, und im Herzen formen sich schöne Gedanken.

Die Ebene prunkt mit dem matten Silber der Schneefelder und den blauen Tiefen der Wälder. Die Fronten durchlaufen das Land und liegen sich sprungbereit gegenüber.

Nachts ist der Himmel strahlenvoll, und das zerrissene Schlachtfeld schläft in kühler Ruhe. Der Reif glitzert im Drahtverhau. Kein Schuß birst in die quellende Stille.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Feldbahn lärmt und keucht durch den Frieden und bringt Granaten, Brote, Minen, Draht und Poſt. Leuchtkugeln ſtehen geiſterhaft über dem Niemandsland, wo eine Patrouille in einem Minentrichter liegt. Die Poſten werden nachgeſehen — eine leiſe, leiſe Frage, die Antwort wie Wind, der in den Gräſern wiſpert, leiſe, leiſe ... und die Stunden gehen ſtrahlend über das Schlachtfeld, bis der Morgen mit ſeinem flammenden Purpur aufſteigt.

Die Schlacht ſchläft.

Eines Tages bricht ſie brüllend aus ihren Verſtecken empor, Minen zerhämmern Gräben und Unterſtände, Granaten zerfetzen die Soldaten, Maſchinengewehre rattern raſend, wie aus Angſt, und durch das Sperrfeuer bricht ein Stoßtrupp in die Stellung ein, ſprengt Stollen und Schanzen, bringt Gefangene und Beute zurück oder niſtet ſich in den zertrichterten Gräben ein.

Dann heißt es im Tagesbericht: „Wir brachten einige Gefangene zurück," und in Deutſchland oder in Frankreich wütet die Qual um manches liebe Herz, das im Granatenſturm erloſch.

Ein Journaliſtenroman

Von Walter Behrend

Hermann Keſſer, der ſich in ſeiner hiſtoriſchen Novelle „Lukas Langkofler" als ein Edelmann deutſcher Proſa und Meiſter dieſer Erzählungsgattung erwieſen hat, veröffentlicht ein Buch, das den Titel „Die Stunde des Martin Jochner" (Verlag von Kurt Wolff, Leipzig) führt. In näherer Kennzeichnung iſt das Werk mit den Worten „Roman aus der vorletzten Zeit" unterſtrichen. Der Roman ſpielt in der letzten Phaſe vor dem Weltkrieg.

Keſſers neueſtes Werk iſt inſofern von grundſätzlicher Bedeutung, als der Dichter den Typus einer geiſtigen Menſchenklaſſe, deren Wirken von unbeſtreitbarer Bedeutung für die Geſamtheit iſt, darſtellt und aufhellt. Er baut ſeine geiſtige und ſeeliſche Tragödie auf, führt über den Zuſammenbruch der Zeit hinweg und legt am Schluſſe in die grauen Wolken ſeines niederdrückenden Gemäldes den ſchmalen Streif einer Morgenröte der inneren Wiederaufrichtung und ſchwer gewonnenen Glaubens an einen in Wahrheit königlichen Beruf. Keſſers Held geſundet — ſo ſcheint es — in der Eiſenkur des Krieges, und die „Dichtung" vom Martin Jochner wird in dieſer ab- und aufſteigenden Linie zum Bekenntnisbuch eines Journaliſten von höchſter Klaſſe, der Hermann Keſſer ſelbſt iſt, eines Journaliſten von ariſtokratiſcher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auffassung des Berufes, über den Kesser in seinem glanzvollen Essay „Der Journalismus und die politische Seele“ kurz vor Erscheinen seines Romans bereits Worte von tiefster Bedeutung gesprochen hat. Bleibende Worte, für die ihm das gesamte Handwerk dankbar zu sein hat.

Wer ist nun der Held seines Romans? — Es ist der politische Redakteur Martin Jochner. Also: der Journalist als Romanheld! In der Literatur ist er (der selbst ein Vertreter der Literatur ist, es in Idealforderung wenigstens immer sein sollte) dem Publikum wohl bisher nur bei Gustav Freytag oder Arthur Schnitzler begegnet, die ihn in sehr verschiedener Gestalt auf die Bühne gebracht haben. In der epischen Dichtung taucht er bei Strindberg, Geiserstam und Maupassant auf, der im „Bel-Ami“ den Reporter und Arrivisten Duroi mit allen Mitteln seines melancholischen Wissens und einer unversöhnlichen Menschenverachtung geschildert hat. Gewisse Figuren Wedekinds sind in diesem Zusammenhang nicht zu erwähnen.

Dafür, daß die Erzählung vom Martin Jochner kein Tendenzroman ist, das heißt kein Roman für oder wider den Journalismus, dafür steht zunächst der Name Hermann Kesser. Auch um eine bloße Milieuschilderung handelt es sich hier nicht, sondern in erster Linie um die seelische Erfassung und künstlerische Darstellung des Typus des intellektuellen Journalisten, auf den allein es ankommt. Diese Gattung von Journalist, als ein Mittel für den Ausdruck der Zeit, versucht Kesser dem Bewußtsein des Bürgers nahezubringen, und er zieht dabei die Schleier vor einem inneren Gesicht auseinander, von dem die Mehrheit nichts ahnt. Mitunter glaubt man Kampfklänge zu hören. Der Kampf zwischen Geist und Kapital! Der unendliche Konflikt der Seele mit dem Materialismus! Ist denn nicht die Zeitung ein Bezirk, wo derlei Gegensätze in Todfeindschaft aufeinanderstoßen müssen? Einige solche Töne sind jedenfalls in dem Roman angeschlagen, ohne daß deshalb der Rahmen des Werkes bloß mit guter Gesinnung ausgepolstert ist. Kesser steht nur in der Opposition, in dem geläuterten Bewußtsein, daß es auch noch geistige Schützengräben gibt und daß unser aller Kampf, der in den Fanfaren der Eroberung ausklingen muß, nicht zuletzt auf dem Holzpapier ausgefochten wird, das zweimal täglich die geschwärzten Rotationsmaschinen ausspeien.

Fraglich bleibt bei Kessers Journalistenroman nur, bis zu welchem Punkt es dem Willen des Dichters (und Kenners) gelungen ist, den Typus des Journalisten von essentieller Physiognomie auf die adäquate Formel zu bringen: der Versuch wäre vollkommen geglückt, wenn Kesser seinen Martin Jochner nicht mit der quälerischen, in nervösen Ausstrahlungen zuckenden Liebe zu einer Schauspielerin allzu stark überflutet hätte. Was nur Episode hätte bleiben dürfen, schiebt sich nur zu bald in zerfahrenen Farben über das Hauptthema und drängt Sinn und Zweck des Romans

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in den Schatten. Ein einfacherer seelischer Querschnitt hätte genügt, da Kesser ja nichts weiter geben will als einen Typus in einer ganz von innen heraus gesehenen Journalistengestalt.

Alle Nerven dieses politischen Redakteurs Martin Jochner sind in der Politik, im Schicksal der Gesamtheit, verfangen und registrieren intensiv jedweden Ruck auf diesem großen Brett; und doch kann er, der Tendenzen hat und Kritik und Darstellung betreibt, nicht zum Leben, zu den Menschen gelangen, von denen ihn Erkenntnis und die allzu wählerischen Nerven des ganz in geistiger Arbeit Aufgelösten scheiden. So sagt Jochner, der Politiker, einmal zu einem Feuilletonisten: „Du stellst dir vor, daß ich ein mechanisches Gehirn habe und fleischlos denken kann. Du und deine Dichter, ihr spinnt an Versen und Geschichten! Ihr träumt von eurer eigenen Seele, ihr nistet in eurer besonderen Luxusluft! — Ich stehe auf der Erde, ich stecke bis an die Ohren in diesem europäischen Festland, ich merke, wie es sich rührt! Kein Stoß, der mir nicht durch Mark und Bein fährt. Ich bin kein Zuschauer, ich muß mitspielen, ob ich will oder nicht! Unter Millionen von Blinden und Tauben muß ich mitspielen.“ In diese beiden Sätze ist Jochners bis zur Tragik gesteigerte Melancholie aufgegangen, seine ganze Tragödie. Und ein weiterer Satz, der wie zufällig steht, dient der Charakterisierung des gesellschaftlichen Jochner: „Es gibt Menschen, die sich an der Pforte der Salons in eine glückliche Erwartung versetzen, wie wenn es zu einer Bescherung ginge. Ein gedämpftes Strahlen liegt auf ihren Gesichtern und ist bereit, beim ersten Anlaß loszuleuchten. Martin trat fast immer feindlich auf.“ Diese Formel setzt Kesser in schärfster Zergliederung fort, bis er durch den Krieg einen psychologischen Weichenwechsel in seinem Helden vornimmt. Diesem fehlt der sens intime, der Sinn, intim zu werden, von dem Stendhal einmal gesprochen hat. Er leidet zutiefst am Geist der Sonderung, der unsere Gesellschaft vor dem Krieg beherrschte, der die Besten, kalte Trauer im Herzen, zu innerer Einsamkeit verdammte. Gerade einen Martin Jochner, der im tiefsten Sinne des Wortes ein zoon politicon ist. Aus diesem Zwiespalt wächst, wie schon angedeutet, sein Drama hervor, das unerbittlich zur persönlichen Katastrophe führen müßte — käme nicht — von außen — die Katastrophe des Krieges! Alles, was nicht in die Atmosphäre seines Berufes, seiner Geistigkeit gehört, ist Jochner fremd und feindlich, jede Berührung mit den anderen setzt sich in Schmerz um. Er vermag sich selbst nicht zu entgehen. Selbst im Berufe zersetzt er sich, zergeht er. In dessen ewiger Hetze und Kleinarbeit verliert er hoffnungslos die Synthese seines geistigen Daseins, nach der er, der Abgesonderte, ringt wie ein Inbrünstiger nach Gott. Ihm kommt das Wunder erst aus den Feuerwolken des europäischen Krieges, dessen Erlebnis seine verschüttete Seele wie ein Sturm aufreißt. Der politische Mensch erfährt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Katharsis in der „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". Er, der Mann von Geist und Leidenschaft, von Seele und Stimmung, kann jetzt herunter vom Turm seines Fluches, seiner Einsamkeit — zu den anderen, für die er sich zu bereiten hat. Er findet die Erfüllung seines hohen Berufes. Martin Jochner baut sich geistig und seelisch neu auf, und er sieht und hebt sich im Licht der ersten, der größten Stunde. Er erkennt weiter in dem Strahlen, daß der Feind längst in ihm wie in allen haust und daß man der Zeit satt geworden war. Der werdenden besseren Zeit wird er von jetzt ab dienen.

Es ist kein trivialer Optimismus, mit dem Kesser den Schluß seines Romans überblaut. Von dunklem See nur hat sich ein großer Flügelschlag erhoben. Unser aller Schicksal rauscht mächtig einher. Die Luft glüht, der Orkan donnert. Martin Jochner, in dem Hermann Kesser sich selbst niedergeschrieben hat, wird den Neubau seiner Seele und seines Geistes erst noch zu erproben haben!

Sprachlich ist Kessers Roman, in dem sich neben Jochner Journalisten, Theaterleute, Diplomaten, Großindustrielle und Offiziere bewegen und Redaktionszimmer, Druckersäle der Zeitung, Salons und Landschaften aufgeschlagen sind, von hoher Kultur. An manchen Stellen reiht sich Wort an Wort wie ein Meistergriff an den anderen. Namentlich das Großstadtbild, das Kesser am Anfang des Romans entworfen hat, leuchtet auf wie aus genialer Zeichnermanier heraus.

Lest dieses Buch, in dem Resultate gestaltet sind! Es spricht von einer Not, die eine Not der Zeit gewesen ist.

Zwei Gedichte

Von Karl von Eisenstein, Prag

Wald!

Wald! Freund Wald! —
Der Wald ist groß.
Ist wohl ein Stück
der Ewigkeit.
Auch heimatlos,
in ihm, bist du daheim.
Es pocht sein Herz in gleichem Schlage
mit deinem Glück.
Der Wald ist weit.
In ihm ist Raum für alle Menschenklage.
Wald! Freund Wald!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vor einem Bach

Vor einem Bache fiel mir's ein,
der sich durch dichtes Laubwerk bog,
daß mir vor langen Jahren
einst jeder Baum und Strauch und Stein
lauter liebe, liebe Wunder waren.

Nun hab' ich wohl indessen
in Wolkenbruch und Sonnenschein
viel Heimlichstes erfahren . . .

Vor jenem Bache ward mir's klar,
der über helle Wiesen zog,
daß mich mein Wunder nicht belog.
Daß ich es nur vergessen,
weil es so still und viel zu gütig war.

Ein Beitrag zur Kritik

In gediegenem Deutsch ist hier manches über die verschiedenen Systeme der Kritik gesagt. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" bieten unter dem 28. März ein Exempel, das näher zu betrachten ist! Es lautet:

„n. Berliner Theater. Aus Berlin wird uns gedrahtet: Nun endlich ist auch der fleißige Bruder Karl, jüngerer Sproß der Dichterfamilie Hauptmann, in Berlin zu Wort gekommen und mit Glück.

Seine burleske Tragödie Tobias Buntschuh hat im „Deutschen Theater" Jubelstürme entfesselt. Karl Hauptmann verleugnet seine besondere Art auch diesmal nicht. Er sucht durch die Fülle der Erscheinungen zu wirken und gibt dabei oft, allzuoft Nebensächliches. Ein hochbegabter Dilettant, der, wie sein Held Tobias Buntschuh, die geniale Geste hat, ohne uns von seiner Genialität irgendwie zu überzeugen und ohne die inbrünstig umbuhlte Menschenseele gewinnen zu können."

Zunächst legitimiert sich dieser drahtende Reporter als Ignorant. Karl — übrigens Carl! — ist bekanntlich der Ältere! Doch ist das schließlich Voraussetzung, an die wir uns bei der heutigen Tagespresse gewöhnten, daß nämlich Ignoranten referieren. — Es soll um den Ton gehen! „Der fleißige Bruder", „der jüngere Sproß", „die Dichterfamilie". Daß ein 59jähriger, geistig repräsentativer Deutscher solches Deutsch wider sich anfahren lassen soll, müßte denn doch strafbar sein! — „Ein hoch begabter Dilettant!" Der Mensch, der das aus dem Handgelenk als Offenbarung nach München berichtet, sollte erst einmal die Lebensarbeit dieses geballten dichterischen Komplexes — zumindest von außen (mehr ist ihm sicher nicht vergönnt!) — fixieren, vielleicht würde er an Schlagworten geiziger. Es möchte ihn sonst eines

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treffen, das seine Schmocknatur tilgt und als äußersten Nichtsnutz erledigt. Soweit dieser an sich vielleicht belanglose Fall! — Aber die Sache möchte einen erschüttern. Alle — und eben die Tagespresse am meisten — sind eins, wenn es gilt, festzustellen, daß Deutschland in der Welt voran ist als Kulturnation. Wehe dem räudigen Schaf, das leichte Bedenken äußert; ihm wird die Tintenkost entzogen! — Wohl wahr, Deutschland hat keine Analphabeten, aber es hat „Reisende in Bildung"!

Deren telegraphierende Aufdringlichkeit schadet mehr als die Demut törichter Menschenkinder.

Schafft, ehe ihr dem Ausland Mangel an Kultur beweist, derartige Zustände aus den Spalten unterm Strich!

Hanns Johst

Wachstum der Sprache

Wenn wir in einem Augenblick des Besinnens die Sprache betrachten, die wir heute sprechen, und sie mit jener vergleichen, deren hohe Vollendung wir vor dem Kriege gefeiert haben, so finden wir erstaunt die jetzige bereichert um Ausdrücke, Redewendungen, Vergleiche, die wir mit der Selbstverständlichkeit langen Besitzes gebrauchen, als wären sie nicht Neuschöpfungen von gestern und heute. Die Sprache lebt und wächst dem Baume gleich, der, wenn er auch entlaubt und dürr vor uns steht, mit Säften vollgeladen ist, und wie der Baum, über Nacht geradezu, in seiner Blütenpracht ein anderer geworden zu sein scheint, so auch die Sprache. Aber der Prozeß geht hier wie dort allmählich und mit der vernünftigen, weise vorbereitenden Trägheit der Natur vor sich. Wir bloß sind unaufmerksam und stehen dann vor Wundern.

Wir können es an der unserigen genau beobachten.

Erleben, die seelische Reaktion auf äußeres Geschehen ist das zeugende Moment; den Haupt- und Staatsaktionen der Zeit bietet die Sprache willige Resonanz. Seelische Erschütterungen öffnen oft Ventile in uns, von deren Existenz wir keine Ahnung hatten, es drängt uns zur Mitteilung unseres inneren Sehens und Hörens, Gefühle und Empfindungen wollen zu Worte kommen, aber die Worte versagen, die Sprache ist zu arm für unseren inneren Reichtum, so müssen wir neue Gefäße formen, ihn zu verspenden. Der Vergleich, die Umschreibung dient unseren Zwecken, wir versuchen den Ausdruck onomatopoetisch zu finden oder uns ihm wenigstens zu nähern. Wir greifen nach benachbarten Reichen und entlehnen Töne, Farben, Bewegungen zur Verständigung, wenn der konventionelle Terminus versagt, und aus diesen Komponenten formt sich das neue Wort, die neue Sprache. Wir sprechen heute von „Trommelfeuer", ein Wort, aus furchtbarstem Geschehen geboren, für das den meisten Menschen ja glücklicherweise der Begriff fehlt, aber es ist da, und welche Vorstellungen auch damit verbunden werden, es wird gebraucht, und auch in einem auf den Alltag übertragenen Sinne. Es gibt ein „Trommelfeuer von Witzen", wie es vorher ein Brillantfeuerwerk von Witzen gab, Worte werden „wie Handgranaten" ins Gespräch geschleudert, während sie früher bloß „wie aus der Kanone geschossen" in die Unterhaltung hineinplatzen konnten. Wir sprechen von „Flieger- und Munitionsparks", wir bezeichnen das Unterfeuernehmen eines Terrains

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit dem harmlosen, doch militärtechnisch richtigen Worte „bestreuen", was doch bisher eher Küchenerinnerungen als kriegerische Ideenassoziationen wecken konnte. Wir sprechen von der „Vergewaltigung von Staaten" durch die Entente, wobei wir natürlich schon rein instinktiv der vis grata, von welcher die Interpretation des Sprachgesetzbuches spricht, gerne weitesten Spielraum geben. Wir sagen, ein Flieger habe sich „verflogen" und treffen ohne viel zu bedenken den Nagel der präzisen Bezeichnung auf den Kopf. „Luftpolitik" wird nach Analogie der territorialen getrieben, „todbringende Wacht" wird in den Bergen gehalten, „Angriff" gebar den „Gegenangriff", das „Luftmeer", die „Luftflotte" und den „Luftkampf". Beispiele könnten ohne Ende angeführt werden.

Wenn auch die markanten Stationen der Spracherneuerung jeweils an die glänzenden Namen Einzelner geknüpft sind, Goethe die Wandlung der Sprache von der Derbheit etwa des Simplizius Simplizissimus bis zur Vollendung der klassischen Epoche repräsentiert, Heine den Jaunkönigsprung zur Modernität der Sprache, die wir sprechen, und in jüngsten Tagen Vertreter des Naturalismus oder der Neuromantik für modernste Ausprägungen des Deutschen zeichnen, so ist es doch die Gesamtheit in ihrem Reagieren auf den Schall der Zeit, welche die neue Physiognomie der Sprache geschaffen hat und schafft. Die riesenhafte Brutalität des Erlebnisses dieses Weltkrieges preßt aus der Masse der namenlosen Einzelnen Schreie; Schmerz, Not, Sorge, Kummer, Qual erfinden neue Töne der Bezeichnung, die technischen Wunder der Beförderung, der Zerstörung und des Aufbaues nötigten zu neuen Benennungen für Schnelligkeit, Grausamkeit, Gründlichkeit und Vollendung, so daß der genannte Einzelne einer programmatischen Erneuerung, Ergänzung und Umformung der Sprache kaum gewachsen gewesen wäre, von der allgemeinen Besitzergreifung dieser neuen Sprache durch die Gesamtheit ganz abgesehen. Denn die Sprache ist die organische Form unseres Denkens, und so wie dieses an jedes Ding der Außenwelt und an alles Geschehen herantastet, so dehnt und schmiegt sich die Sprache und verzeichnet jeden Eindruck, daß es, im großen betrachtet, wirklich so ist, als habe jede Epoche ein Monogramm in ihr zurückgelassen und die genialen Einzelnen bloß, aus unerhörtem Reichtum schöpfend, ihr die letzte Vollendung gegeben.

Auf Perioden starker ursprünglicher Sprachbereicherung folgen naturgemäß solche trägen Beharrens im Bestehenden. Sattes bürgerliches Behagen am Besitz wirtschaftet mit dem vorhandenen Gute, unendlich reich sich dünkend, dem Hausherrn gleich, der auf der Veranda seines Hauses sitzt und sich der Farben des Gartens zu seinen Füßen erfreut, ohne an dessen Bestellung zu denken. Die Sprache bröckelt ab, verfällt mit den sich beruhigenden Zeiten und den geminderten Eindrücken. Gerade diese Zeiten aber erzeugen Geister wie Friedrich Nietzsche als luziferische Gegenpole, als künstliche und künstlerische Spracherneuerer.

Fast als ausnahmslose Regel läßt sich konstatieren, daß von mächtigen politischen und kriegerischen Erschütterungen heimgesuchte Epochen die Gesamtheit eines Volkes infolge der starken psychischen Anreize zur Sprachbereicherung zwingen, aus der eine Auslese ganz automatisch sich vollzieht, während friedliche Zeiten die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einzelnen, die Künstler zum Werk der Sprachbewahrung und -gestaltung rufen.

Felix Langer

Ein seltsames Verbot

Vor einiger Zeit las ich, daß die ungarische Regierung den Roman „Elisabeth Kött" von Hans Bartsch (Leipzig, Staackmann) verboten habe. Verbote von Romanen gehören zu den großen Seltenheiten. Zuerst vergewisserte ich mich, ob die Nachricht auf Wahrheit beruhe. Nachdem ich diese Sicherheit gewonnen hatte, las ich den Roman, begierig, zu erfahren, was denn eigentlich der Grund des Verbotes sei. Der Roman gehört gewiß nicht zu den besseren Arbeiten des begabten Verfassers, obwohl er in ihm seine Kraft der Menschendarstellung nicht verleugnet. Was ich vermutet hatte, das fand ich bestätigt. Das Verbot erfolgte aus nationalen Gründen. In dem ganzen Roman kommt nichts vor, was das Verbot verständlich erscheinen lassen könnte, außer zwei Stellen, die vollständig hier wiedergegeben seien. Die erste beginnt auf Seite 297 und lautet:

„Es war ein geheim angrauender Frühlingsmorgen, als die Wagen der Kött aus der Großstadt hinausrasselten.

Sie fuhren der aufgehenden Sonne entgegen, die rotbrandig, schwer und breit über dem Rosaliengebirge emporstieg. Sie fuhren in jene Gegend, aus der die seltenen, langsamen Bahnzüge fast nur Wein und Zuckerrüben zu führen scheinen und wenig Menschen und Kultur hinbringen; in das feindselige ungarische Land hinaus.

Das war einst deutsche Erde! Und die Weinrieden vom Leithagebirge bis an den Neusiedlersee, dann nördlich das Preßburger Land, südlich die Bezirke von Ödenburg und Steinamanger waren voll froher deutscher Tüchtigkeit, bis sie im siebzehnten Jahrhundert, um das flüchtige Wahngebilde einer Königskrönung, an Ungarn verschachert wurden. Noch wehrt sich deutsche Bürgertüchtigkeit in den schönen königlichen Freistädten halberstickt gegen den Jargon einer kleinen hunnischen Sprachinsel, der ihr niemals eine der herrlichsten Weltsprachen ersetzen wird können. Und dorthin trug sie, zuerst wieder nach langen Jahren, das göttliche deutsche Wort.

Und eine Zeit voll Ruhm und Leid brach an für Elisabeth Kött. Die von ihrem Mutterland Abgesperrten heiligten sie wie den Engel des Paradieses, der aus dem Urlande des Menschen ein Tröpflein duftenden Unsterblichkeitstrankes herabbrächte. Die Alten stärkten sich, und durch die Seelen der schon halb betörten Jungen fuhr der süße Schauer der Ahnung, einem gewaltigen, gottgeliebten Volke anzugehören. Die Kött war so süß und so groß, so betörend und herzdurchbangend, daß alles Mannsvolk zwischen sechzehn und sechzig in Verliebtheit und Sehnsucht das deutsche Theater und die berückend schöne hohe Sprache pries, während es in innerster Seele die Kött meinte. So unbezwinglich vermag ein einziges Genie für sein geliebtes Volk zu werben. Die Madjaren, die Slawen bewarfen sie mit Schimpf und Steinen. Nur die köstlichen, reichen, stillen Menschen, die auch diesen Völkern geschenkt sind, diese wenigen wurden von unbändiger Sehnsucht erfaßt, eines Volkes Kind zu sein, dessen große Männer einen ganzen Erdball voll Glück, Nachdenklichkeit und Rührung erfüllten."

Und dann auf Seite 301 eine kurze Stelle:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„In einem Karpathenstädtchen traf er sie und schwamm in Glück und Größe bei ihrem Spiel und schrie und kämpfte für sie gegen die feindlichen Spektakel der Madjaren."

Eine dritte Stelle auf Seite 304: „Es war ein Städtchen an der Save, in dem noch deutsche Laute nicht gänzlich vertilgt waren," kommt wohl kaum in Betracht.

Wir leben gegenwärtig mit den Madjaren in treuer Waffenbrüderschaft und politischer Freundschaft, an der wir unverbrüchlich festhalten wollen. Zu den hier mitgeteilten Tatsachen soll kein Wort der Kritik gesagt werden. Bloß drei Fragen seien gestattet: Sind die angeführten Stellen wirklich so schwer beleidigend gegen die madjarische Nation, daß sie das Verbot eines Kunstwerkes rechtfertigen? Wäre etwas Ähnliches in Deutschland möglich? Endlich: Hat das Verbot irgendeine praktische Wirksamkeit?

E. Pernerstorfer

Bankabschlüsse

Die acht Berliner Großbanken*) verfügten Ende 1916 über 11 Milliarden Mark fremde Gelder, das ist seit Anfang des Krieges eine Verdoppelung. Diese Verdoppelung kennzeichnet unsere volkswirtschaftliche Entwicklung und ist außerdem ausschlaggebend für die Resultate der deutschen Banken im abgelaufenen Jahr. An und für sich ist, rein volkswirtschaftlich besehen, dieses Hinaufschnellen kein restlos gutes Zeichen, denn es ist in der Hauptsache die Folge der allgemeinen Entleerung aller Läger: die Kaufleute und Industriellen haben alle Vorräte verkauft und verfügen infolgedessen über hohe Bankguthaben. Auch die Entwertung des Geldes hat an der Veränderung ihren Anteil. Für die Banken freilich brachte dieses Wachsen sehr viele Vorteile: Geld in Hülle und Fülle zu billigen Leihsätzen, das die Banken wieder lohnend ausleihen konnten, namentlich an Staat und Gemeinden. Diese Zinsgewinne brachten den deutschen Banken niemals gewaltigere Gewinnziffern als je zuvor. Die erwähnten Institute zusammen konnten eine Erhöhung ihres Bruttoertrags um 30 auf 182½ Millionen Mark nachweisen. In Wahrheit war die Steigerung noch größer, denn sämtliche Banken verzichten darauf, Gewinne aus dem Effekten- und Konsortialgeschäft auszuweisen, obwohl diese Gewinne sehr groß waren, denn der allgemeine Hunger nach Anlagewerten setzte die Banken instand, alte, längst abgeschriebene Bestände, darunter auch „Ladenhüter", zu sehr günstigen Preisen an den Mann zu bringen. Freilich war das Jahr 1916 auch ein Jahr der stark erhöhten Unkosten. Um fast 15 Millionen Mark stiegen die Lasten auf 129 Millionen, so daß also fast die Hälfte des Ertrages auf diese Weise geopfert werden mußte. Daß diese Steigerung zu erheblichem Teil auf eine weitherzige Unterstützung ihrer Beamten im Felde und der Heimat zurückzuführen ist, ehrt die Banken, wie diese denn überhaupt mehr als gar manche andere Erwerbsinstitute sich der Pflicht gegen ihre Angestellten bewußt waren. Die Art und Weise nun,

*) Die Deutsche Bank, Diskontogesellschaft, Dresdner Bank, Darmstädter Bank, Berliner Handelsgesellschaft, Commerz- und Diskontobank, Nationalbank und Mitteldeutsche Kreditbank.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie die Banken von ihren Mehrgewinnen Gebrauch machten, muß unumwunden als sehr vorsichtig und weitschauend anerkannt werden. Nur einen kleinen Teil nämlich benutzten sie zur Erhöhung der Dividenden, und zwar beschränkten sie sich darauf, die letzte Friedensdividende wiederherzustellen. Infolgedessen sieht die Deutsche Bank, weil sie das bereits im Vorjahre getan hat, von einer weiteren Erhöhung ab und benutzt für besonders einschneidende Abschreibungen auf die ohnehin schon niedrig zu Buch stehenden Bankgebäude ihre Mehrgewinne. So zurückhaltend die Banken ihren Aktionären gegenüber waren, so waren sie ihrer Verwaltung gegenüber recht freigebig. Das, was die Banken an Tantiemen ausschütten, ist teilweise ganz ungewöhnlich viel. Von den großen Instituten gilt das besonders von der Diskontogesellschaft und der Dresdener Bank. So erhalten beispielsweise die neun Geschäftsinhaber der Diskontogesellschaft $2^3/_4$ Millionen, wobei drei dieser Herren als gleichzeitige Geschäftsinhaber des Schaaffhausenschen Bankvereins und der Norddeutschen Bank noch weitere starke Einkünfte beziehen. Besonders freigebig ist auch die Verwaltung der Dresdener Bank gegen sich selbst, indem sie ihrer Direktion (allerdings einschließlich der vielen Filialdirektoren) 3,25 Millionen zur Verfügung stellt, ihren Aufsichtsrat aber mit einer Million bedenkt. Verhältnismäßig am bescheidensten ist in dieser Hinsicht noch die Deutsche Bank, die ihrer Berliner Direktion $1^1/_2$ Millionen zuweist. Dabei sind natürlich die Bezüge der meisten Bankdirektoren im allgemeinen noch viel größer, da sie über eine große Zahl von Aufsichtsratsstellen verfügen, die ihnen verhältnismäßig leicht verdiente große Beträge bringen. So darf es nicht wundernehmen, daß einzelnen dieser Herren ein Millioneneinkommen ohne weiteres nachgewiesen werden kann. Es gibt da allerdings auch Ausnahmen. So besteht beispielsweise bei der Handelsgesellschaft die Bestimmung, daß die Verwaltung ihre Einnahmen aus dieser Quelle an die Bank abführen muß, wo sie zu gewissen Zwecken Verwendung findet.

Wie haben nun die Banken die Gelder angelegt? Rund ein Zehntel ist in jederzeit greifbarer Weise entweder in bar vorhanden oder bei der Reichsbank hinterlegt. Nicht ganz so viel (731 Millionen) sind an andere Bankinstitute ausgeliehen. Die Hauptposten aber bilden die Wechsel mit, von denen 4225 Millionen bei den acht Instituten vorhanden waren. Da nun durch die völlige Umbildung unseres Wirtschaftslebens zurzeit der Handelswechsel nur eine sehr geringe Rolle spielt, so sind in diesen Posten vorwiegend unverzinsliche Schatzanweisungen des Reiches und der Bundesstaaten, teilweise aber auch Wechsel der Kommunen zu suchen, wie denn überhaupt die Finanzierung des Staates für die Banken keine geringe Rolle spielt. Sie besitzen beispielsweise 337 Millionen heimische Staatspapiere — nebenbei bemerkt, ein verhältnismäßig geringer Bestand, wenn man an die Bestände in England und anderen kriegführenden Ländern denkt — weitere 1423 Millionen sind in sogenannten Reports und Lombards angelegt, das sind Vorschüsse auf hinterlegte Papiere, die auch in der Hauptsache von Gemeinden herrühren. Die Debitoren belaufen sich auf 3600 Millionen, worunter sich wiederum viele Vorschüsse an Kommunen, aber auch an Kriegsgesellschaften befinden. Der Kredit an die Privatkundschaft ist zweifellos stark zurückgegangen.

Daneben sind etwa 350 Millionen Mark in sogenannten Konsortialbeteiligungen angelegt, das sind neue Werte, hauptsächlich von Industriegesell-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaften, die später ins Publikum gebracht werden sollen. Weitere 200 Millionen bestehen aus dauernden Beteiligungen an anderen Banken, und der gleiche Posten ist angelegt in Bankgebäuden.

Besonders interessant nun ist das Machtverhältnis der acht Institute, die, nebenbei bemerkt, an Aktienkapital und Reserven rund 1700 Millionen Mark besitzen. Wenn wir nämlich danach suchen, wie die erwähnten 10 Milliarden fremde Gelder untergebracht sind, so finden wir, daß nicht über $3^1/_2$ Milliarden davon, also über ein Drittel, die Deutsche Bank verwaltet, die damit eine ganz überragende Stellung einnimmt. Daneben spielen als Verwalter des Volksvermögens eine große Rolle die Diskontogesellschaft mit ungefähr $2^1/_4$ Milliarden Einlagen und die Dresdener Bank mit 1800 Millionen. Die anderen folgen in ziemlich weitem Abstand. Über dreiviertel aller fremden Gelder werden also von den drei größten Instituten verwaltet. Dabei ist diese Vorherrschaft einiger weniger bei näherem Zusehen noch viel ausgesprochener, denn diese drei Großbanken besitzen neben ihren eigenen Niederlassungen, deren Zahl bei einzelnen schon 100 übersteigt, ein sehr dichtes und mächtiges System von verbündeten und befreundeten Instituten. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß von allen den einigermaßen ins Gewicht fallenden Provinzhandelsbanken, also sagen wir mal von allen denen mit über 8 Millionen Grundkapital, kaum ein Dutzend völlig unabhängig dasteht. Die übrigen gehören alle zu einem Konzern, und zwar meistens zum Konzern der Deutschen Bank oder der Diskontogesellschaft.

Aber auch diese wenigen noch unabhängigen Banken dürften, wenn nicht alle Zeichen trügen, sich in der nächsten Zeit weiter verringern. Gerade die Vorgänge der letzten Wochen deuten darauf hin. Es sei nur daran erinnert, daß die Deutsche Bank den bisher formell selbständigen Schlesischen Bankverein und die Norddeutsche Kreditanstalt in Königsberg in sich aufgenommen und daß die Diskontogesellschaft die Vereinsbank in Königsberg aufgesaugt und zu der recht bedeutenden Vereinsbank in Hamburg und der noch viel wichtigeren Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München in innige Beziehungen tritt. Gerade zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft ergibt sich immer deutlicher ein scharfer Titanenkampf um die Vorherrschaft. Demgegenüber treten die anderen Banken, so bedeutend einzelne von ihnen sind, fast in den Hintergrund. Ob diese Entwicklung im Interesse der Volkswirtschaft gelegen ist, ob es wirklich gut ist, daß allmählich nur mehr ein paar ganz große Banken das ganze Kredit- und Effektengeschäft in die Hände bekommen, ist freilich eine andere Frage. Letzten Endes werden die Banken selbst die Antwort darauf geben müssen. Es wird sich zeigen, ob sie so viel Übersicht, Verständnis und Gewissen haben, um das ihnen anvertraute Volksvermögen richtig zu verwalten.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Staatsakt des Kaisers

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der rauhe Frühling 1917 hat der deutschen Heimat ein Osterei gebracht. Genau betrachtet ist es ein Kolumbusei. Denn es war die Rätselfrage: Kann man das Ei der deutschen Entwicklung aufstellen? Alle Feudalen, Bureaukraten und Philister der deutschen Tafelrunde erklärten, man könne ein Ei nicht zum Stehen bringen, die konservative Spitze verhindere es. Da nahm der Deutsche Kaiser das deutsche Ei, stellt es senkrecht auf den Tisch des Hauses und erklärt: „Eine neue Zeit ist eingeleitet. Die Reformideen Bethmann Hollwegs haben die Billigung der Krone. Ich bin entschlossen, den Ausbau unseres innerpolitischen und sozialen Lebens ins Werk zu setzen. Der preußische Landtag ist umzubilden."

Deutschland anerkennt die Bedeutung dieser feierlichen Erklärung; und wenn die feudale Spitze wehklagt, daß sie eingedrückt sei, so ist das ein weiterer Grund der Genugtuung.

Wir reden heute nicht davon, ob dieser staatsmännische Schritt und dieser geschichtliche Schnitt vor fünf Jahren nicht schon möglich und von noch weittragenderen Folgen begleitet gewesen wäre. Wir fragen nicht, ob er nicht schon im Spätjahr 1916 gleichzeitig mit dem Friedensangebot und vor dem russischen Zusammenbruch noch erhöhte Vorteile hätte verschaffen können. Wir dämpfen die Anerkennung nicht durch den ungeduldigen Zweifel, ob die Ausführung nicht noch rascher kommen könne.

Für heute ist ruhig und bestimmt auszusprechen, daß der Kaiser dem Staat, dem Volk, der Dynastie und der Zukunft einen weltgeschichtlichen Dienst geleistet hat, der seine volle Wirkung erst durch den fortwirkenden Geist, der ihn hervorrief, erhalten kann. Es führt eine gerade Linie vom Wort des 4. August: „Ich kenne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keine Parteien mehr!“ zu dem feierlichen Gelöbnis der Neuordnung der politischen Dinge in Berlin.

Abgeschüttelt ist die lähmende Fiktion, daß das öffentliche Leben Deutschlands in den klassenartig und beamtenmäßig gebundenen Formen auch nach dem Weltkrieg fortgehen müsse. Dem Ausland ist gerade in dem Augenblick, als es sich erfrechte, das staatliche Leben Deutschlands mit seinem Maschinengewehr bearbeiten zu wollen, die Lächerlichkeit dieses Beginnens durch einen Staatsakt bewiesen worden, der mit seinen notwendigen Konsequenzen den Willen der einheitlichen Regierung beweist, die politische Verfügung Deutschlands zum Zug gelangen zu lassen. Damit dient die Kundgebung nicht bloß der inneren, sondern der äußeren Politik. Sie entwaffnet die antideutsche Verketzerungsaktion, aus der die Entente, das neue Rußland und das plumpe Amerika den moralisch-militärischen Anspruch zu „demokratischer Eindeichung“ Deutschlands ableiten wollte. Die innere Verlogenheit dieses Feldzugs mußte ad oculos demonstriert werden. Das fühlte Bethmann Hollweg, das fühlte der Kaiser, und für den Mut, mit dem sie Vorurteile, die zu Traditionen geheiligt waren, in staatsmännischer Entschlossenheit überwunden haben, darf man der Regierung Kaiser Wilhelms II. offene Genugtuung aussprechen.

Es ist jetzt auch der geschichtliche Nachweis zu führen, daß die Politik Bethmann Hollwegs geradlinig, aufrichtig, willensfest und einflußreich während des ganzen Krieges gewesen ist. Diejenigen, die darauf gehofft haben, sind nicht bloß Optimisten und Sanguiniker gewesen. Das wird auf einem besonderen Blatt zu schreiben sein. Für heute genügt es, darauf hinzuweisen, daß die Ungeduld nach der letzten Reichstagsrede des Kanzlers vom 29. März, als ob Bethmann Hollweg nicht auf der beschrittenen Bahn weiterschreiten wolle, sich als unbegründet herausgestellt hat. Die Zurückhaltung am 29. März diente der taktisch richtigen Erwägung, daß der Bedeutung des kaiserlichen Ostererlasses kein Abbruch geschehen und ihm die Vorhand gelassen werden solle. Da dieser Erlaß die Gegenzeichnung des Kanzlers und Ministerpräsidenten trägt, ist der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorgang zugleich streng konstitutionell. Gegenüber den Zweifeln und der Sorge vor den Widerständen, die mit Grund lebendig waren, bedurfte es vor allem eines: der Verbriefung der Mitwirkung der Krone bei der organischen Neuordnung in Deutschland und Preußen. Diese Verbriefung liegt jetzt vor, eingetragen auf die Blätter der deutschen und der Weltgeschichte.

Der Kampf der preußischen Konservativen und Herrenhäusler in den letzten Monaten ging um die Person des Kaisers, den sie von der Politik seines Kanzlers losreißen wollten. Diese im Weltkrieg gemeingefährliche Fronde hat ihren Zweck nicht erreicht. Der Kaiser hat offen seine Übereinstimmung mit dem Kanzler durch einen unwiderruflichen Staatsakt erklärt und erkannt, daß zwischen der Regierung Bethmann Hollwegs und der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes eine gleiche Übereinstimmung und politische Gefühlsgemeinschaft besteht. Diese wertvolle Einheit beschränkt sich keineswegs auf die inneren Dinge, sondern sie umfaßt auch die Außenpolitik und die Gedanken über Krieg und Frieden. Ja diese letztere Übereinstimmung ist sogar die Hauptsache und der Ausgangspunkt, der zu der Annäherung in den innerpolitischen Fragen geführt und gedrängt hat. Beweis dafür ist der alldeutsche Groll über die Osterbotschaft.

Sind damit die Lichtseiten des Kaisererlasses gebührend und ehrlich hervorgehoben, so ist nunmehr ebenso bestimmt zu erkennen und auszusprechen: Jetzt ist es an Volk und Volksvertretung, das Neuland zu bestellen. „Erwirb es, um es zu besitzen." Alle Rechte rechtfertigen sich nur durch den Gebrauch. Kein Kanzler und kein Kaiser kann politische Zustände schenken. Wenn sie die Schranken freier Betätigung wegräumen helfen, so ist der geschichtliche Augenblick gekommen, in dem das deutsche Volk zeigen muß, ob es politische Organisationskraft, ob es politischen Geist, ob es Antrieb und Selbstzucht und ob es die Fähigkeit zum politischen Zusammenarbeiten besitzt. Hier lauern die Gefahren, denen man ins Gesicht leuchten muß. Hier wird die Fronde, die überwunden, aber nicht verschwunden ist, einsetzen, und sie wird begierig sein, jeden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fehler ihrer Gegner auszunutzen. Sie nährt geheime Hoffnungen und behauptet schadenfroh, sie habe geheime Anhänger im Zentrum und in der nationalliberalen Partei.

Wenn eine neue Zeit kommen soll, so müssen auch, zwar nicht die alten Parteien verschwinden, aber die alten Formen des Parteibetriebs sich ändern und fruchtbarer arbeiten. Die unfruchtbare Schwerfälligkeit der politischen Siebenfelderwirtschaft muß zurücktreten. Da Kollegien wie Parlamente die Willensbildung nur im Weg der Mehrheitsfeststellung vollziehen können, müssen sich große Hauptgruppen bilden. Eine Linke ist ein geschichtliches Bedürfnis Deutschlands. Von der Art, wie sie zusammenzuarbeiten versteht, den staatlichen Geist zum erkennbaren Mittelpunkt ihrer ganzen Arbeit macht, sich weder von der äußersten Linken noch von der Rechten zu agitatorischen Schritten oder temperamentlosen Versäumnissen verleiten läßt, hängt ein groß Stück der Entwicklung ab. Nur eine solche große Gruppe wird Kraft entwickeln, Kraft verleihen, Anziehung ausüben und eine Regierung stützen können. Sie ist viel wichtiger noch als die Änderung von Gesetzesbestimmungen. Denn sie ist lebendiger politischer Wille, und diesen erhofft das Land und erhoffen die Feldgrauen.

Nordamerika und Deutschland

Von ***

Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg wird sich militärisch zunächst nicht fühlbar machen, fällt aber politisch, und zwar sowohl macht- als auch moralpolitisch, ins Gewicht. Klar ist eins: die militärische Rolle der Vereinigten Staaten wird der überraschenden Rolle, die dieses Land als Friedensvermittler hätte spielen können, an Bedeutung sehr nachstehen und sich zunächst im wesentlichen darauf beschränken müssen, die Handlungsfreiheit der deutschen Unterseeboote und Kaper zu unterbinden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dazu verfügt die Union über etwa 60 Zerstörer, während sie an schnellen gepanzerten Kreuzern Mangel leidet. Von der Zerstörerflotte wird ein Teil im Stillen Ozean festgehalten, ein anderer an der Westküste und im mexikanischen Golf Wachdienste tun müssen. Um so lebhafter wird man in den Unionstaaten bestrebt sein, den Handelsverkehr mit den Ententeländern aufrecht zu erhalten, wozu jetzt nicht nur kaufmännische, sondern auch nationale Antriebe reizen. Nun werden also im „Geleit" fahrende bewaffnete amerikanische Dampfer oder britische und französische, von Amerika unter den Schutz der Kriegsflagge gestellte Handelsschiffe den Ozean kreuzen und die Unterseebootblockade brechen. Wie die Erfahrung der letzten Monate zeigt, ist das einzelne bewaffnete Handelsschiff gegenüber einem ohne individuelle Warnung angreifenden Unterseeboot meist wehrlos, während es früher das warnende Boot seinerseits mit Geschützfeuer angreifen konnte. Heute gewährt daher nur ein Konvoi gewisse Sicherheit, wenn auch aus einem solchen ein oder das andere Schiff „herausgeschossen" werden kann. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Taktik der Unterseeboote mit diesem Auskunftsmittel abfindet, das von Neutralen nicht angewendet werden kann. Hat dieser Gedankengang vielleicht bei den Erwägungen Wilsons eine Rolle gespielt und ihn mit veranlaßt, den Kriegszustand herbeizuführen?

Jedenfalls wird er nun alles tun, um die gewaltigen Kriegslieferungen tunlichst sicherzustellen, die seit Beginn des Krieges nach den Ententeländern verschifft worden sind und das kapitalistische Verhältnis zwischen England, Frankreich, Italien und Rußland auf der einen und den Vereinigten Staaten auf der anderen neugeordnet und nebst den eröffneten Krediten aus den europäischen Großmächten der Entente Schuldner Onkel Sams gemacht haben.

Da die Vereinigten Staaten aber nicht von vornherein darauf verzichten können, ihre eigene militärische Leistungsfähigkeit zu Wasser und zu Lande gewaltig zu erhöhen, um bekannten und unbekannten Forderungen der Zukunft gewachsen zu sein, so wird sich das Wirtschaftsleben der Union in unerhörtem Umfange auf Kriegslieferungen einstellen müssen, und was bisher „business" war, wird zur necessitas werden. Das geschieht im dritten Jahre des großen Kriegs, nachdem bereits ganz Europa zur Waffenschmiede geworden ist. Mit anderen Worten, das letzte große Wirtschaftsgebilde der Erde stellt sich mit allen Energien und Erzeugnissen in den Dienst des Krieges, das heißt eines Ausnahmezustandes des menschlichen und staatlichen Verkehrs, und beraubt die Welt dadurch der Möglichkeit, sich nach der Beendigung dieses Krieges und der in ihm ad absurdum geführten „Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln" wieder zu erholen und Europa die Erzeugnisse der Neuen Welt zur Wiederherstellung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Wohlfahrt zugänglich zu machen. Ist doch nicht daran zu zweifeln, daß dieser Krieg auch die Kräfte der Union restlos in Anspruch nehmen wird, wenigstens die wirtschaftlichen Kräfte, und daß auch die Vereinigten Staaten bald erkennen werden, daß dieser Krieg von jedem Teilnehmer, so groß oder so klein er sein möge, den Einsatz der vollen und letzten Kraft verlangt. Wer immer in diesem Kriege zu den Waffen greift, muß damit rechnen, ihm alles zu opfern, gleichgültig, auf welcher Seite er stehe.

Wenn auch die Vereinigten Staaten vor einer Invasion gesichert sind, falls Mexiko darauf verzichtet, sich auf die andere Seite zu schlagen, so wird doch ihr Wirtschaftsleben den Krieg nicht weniger empfinden als irgendein Land, das an der Peripherie kämpft. Hinter der amerikanischen Kriegserklärung lauert nicht nur die Zerrüttung Europas, sondern auch eine Welthungersnot. „Wehe dem Staatsmann . . .“ Nur ein großer militärischer Schlag und eine befreiende innerpolitische Tat, welche die Isolierung Deutschlands gegenüber der gemeinsamen politischen Weltanschauung aufhebt, die jetzt in allen Ländern hervorgetreten ist, kann das Deutsche Reich in die Lage versetzen, den Krieg ungebrochen zu überstehen.

Zürich, den 6. April 1917.

Muß es sein?

Ein Dialog von Reinhard Weer

Der Soldat: Ihr Aufsatz über Kriegergrab- und -denkmäler hat mich gefesselt, ich kann es nicht leugnen, aber zugleich meinen Widerspruch hervorgerufen. Gefesselt, weil er von Kunst handelte; wer die je geliebt, da draußen vertieft sich seine Liebe noch: die Kunst, sie ist uns Frieden, Wärme, Sonne, Erinnerungsleuchten schönerer Tage. Wir gedenken ihrer mit einer heißen, gütigen Zärtlichkeit, so wie wir der Frauen und der deutschen Landschaft gedenken. Und dennoch hatte gerade diese Kunsterörterung trotz all ihrer Feinheit etwas Verletzendes. Sie forschen nach den Gründen und sollen sie hören. Muß denn schon wieder lang und breit über Stilfragen geredet und gestritten und abgeurteilt werden, jetzt, da uns doch wirklich andere Sorgen bedrängen?

Der Schriftsteller: Sie geben zu, daß ein Interesse für Kunst gerade auch an der Front besteht, um so mehr müssen wir das Recht beanspruchen, Erörterungen über Kunst zu pflegen. Laßt die Winde wehen! Die Kunst bedarf der Polemik, und Stilfragen wollen ausgefochten und beantwortet sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Soldat: Mag sein, daß das vom Standpunkt der Daheimgebliebenen richtig ist, die draußen sehen mit anderen Augen. Uns steht die Kunst zu hoch und zu rein da, als daß sie durch eine Polemik gefördert werden könnte. Wahre Kunst setzt sich selber durch. Aber selbst die Notwendigkeit oder Nützlichkeit der Kunstpolemik im allgemeinen zugegeben: muß gerade über Kriegergrabmäler und Kriegerdenkmäler geschrieben werden in einer Zeit, da es wirklich nicht auf die Denkmäler für Taten, sondern auf die Taten selbst, nicht auf Grabmäler, sondern allein aufs Lebendigsein — im potenziertesten Sinne — und nötigenfalls aufs Sterbenkönnen ankommt? Das Sterben ist ja nun mal eine bittere Begleiterscheinung des Krieges. Muß denn aber gar so viel darüber gesprochen werden, während man doch sonst von Dingen, die anderen wehtun, anständigerweise schweigt — über das Sterben und darüber, was einem nach dem „Heldentod fürs Vaterland" an „Kriegerehrung" — ich zitiere diese Worte — bevorsteht? Muß es sein?

Der Schriftsteller: Ich merke: hinc illae lacrimae! Es verletzt Sie, über Kriegergrab- und -denkmäler reden zu hören, weil diese Dinge in einem zu engen und unmittelbaren Zusammenhang mit dem Sterben fürs Vaterland stehen. Bester Freund, soll die eiserne Zeit wirklich auf solche kleinen Empfindlichkeiten Rücksicht nehmen? Muß denn nicht jeder Soldat der Möglichkeit seines Todes fest und furchtlos ins Auge schauen können? Gerade bei Ihnen, dessen Feldzugstüchtigkeit man kennt, setzt mich diese Überempfindlichkeit in Erstaunen! Wer als rechter Krieger hinauszieht, der, meine ich, sollte unter alles Bisherige derart einen Strich gezogen haben, daß er gelassen vom Tode sprechen kann. — Halt, ich errate den Einwand, der Ihnen auf den Lippen schwebt; Sie wollen sagen: daß man vom Tode spricht, ficht uns nicht an, wohl aber verletzt uns das Erörtern von Grabmalfragen!

Der Soldat: Ganz recht, das ist es: es macht einen Unterschied, ob man vom Tode redet oder von der Technik des Begrabens und Denkmalsetzens. Diesem fehlt die Größe und Hoheit, die jenem anhaftet. Kalte Erörterungen vollends wie die Ihre, ob im Grab- und Denkmalstil der Klassizismus oder der Materialismus oder noch andere -ismen der „Heldenwürdigung" passender Ausdruck verleihen, wirken heute, zu einer Zeit, da nicht abzusehen ist, wie viel dorngekrönte Anwartschaften auf solche Erinnerungszeichen noch erstehen mögen, geradezu zynisch und frivol ...

Der Schriftsteller: Halt, halt! Ich muß Ihrer Galoppade eine Schranke setzen, sonst werfen Sie uns in Ihrem Eifer schließlich noch vor, wir hätten Freude daran, anderen das Grab zu bereiten! Nein, Freund! Wenn schon im Vaterland alle Dinge ihren Lauf nehmen sollen, so ist wahrhaftig nicht einzusehen, warum nicht auch eine Angelegenheit von so außerordentlicher künstlerischer Bedeutung wie die Frage der Kriegergrabmäler und Krieger-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denkmäler öffentlich erörtert werden sollte. Oder wünschen Sie eine Wiederholung der kitschigen Monumente aus den siebziger Jahren? Die in Kunstdingen so urteilslose Menge braucht Rat und Anleitung. Wie manchem um gefallene Helden Trauernden wird durch kritische Ausführungen ein Dienst erwiesen, für den er von Herzen dankbar ist!

Der Soldat: Glauben Sie das wirklich? Ich denke mir die Gefühle der Trauernden anders: sie empfinden es als unziemliche Einmischung in eine Sache, die nur sie, sie ganz allein, angeht; oder sie sind aufs tiefste verletzt, das von ihnen gesetzte Erinnerungszeichen als Schund oder Stillosigkeit gebrandmarkt zu sehen.

Der Schriftsteller: Auch auf diese Empfindlichkeit nimmt das harte Heute keine Rücksicht, sowenig wie auf die der Krieger selbst. Nach schwächlichen Gefühlen können wir nicht fragen, denn zu Hohes steht auf dem Spiel. Das Land ist entschlossen, seine kulturelle Existenz zu verteidigen. Ergo die Losung: Erhaltung und Fortentwicklung deutscher Kunst. Dazu gehört aber, daß alle künstlerischen Aufgaben, die der Tag stellt, in zeitgemäßer, künstlerischer Weise gelöst werden. Und leider ist die Schaffung anständiger Grabmäler für unsere Gefallenen eine der häufigsten Aufgaben dieser mordenden Zeit. Ihr suchen wir gerecht zu werden durch eine Mobilmachung aller künstlerischen Kräfte unter Leitung eines kritischen Generalstabes, der alles an den rechten Platz rückt, die Forderungen zusammenfaßt, die zur Verfügung gestellten Kräfte auf ihre Tauglichkeit prüft und die Anregungen nutzbringend verwertet, die uns aus dem schweren Erleben dieser Tage entsprießen ...

Der Soldat: Als — Anregungen? Die Denkmals- und Grabmalkunst soll aus dem Blutstrom der Zeit Honig saugen? Nun, wir danken dafür, lediglich als Anreger für neue Stile betrachtet zu werden! Dann käme man wohl schließlich noch dazu, ein gutes Grabmal dem Gefallenen als persönliches Verdienst anzurechnen? Nein und nochmals nein! Es ist doch von so geradezu monumentaler Gleichgültigkeit, ob der Musketier N. oder der Leutnant M. ein gutes oder minder gutes Erinnerungszeichen an der Begräbnisstätte hat, oder ob in den späteren Kunstgeschichten das Schlachtendenkmal von Lothringen gepriesen und das in der Champagne getadelt wird. Was geht uns heute überhaupt Gräber- und Denkmalstil an? In dieser Zeit, die nur eine Stilfrage kennen sollte: anständig seine Schuldigkeit zu tun und, wenn's nottut, mit Anstand zu sterben wissen!... Verschont uns doch in unserem Krieg mit solchen Dingen! Es kommt eben wahrhaftig auf anderes an als auf Grabmalkunst und Denkmäler!

Der Schriftsteller: Sie stoßen mit Ihrem Temperamentsausbruch wieder ins strudelnde offene Wasser hinaus, nachdem ich das Schifflein glücklich dem Ufer genähert. Das fördert uns nicht. Ganz hübsch zwar, Ihre Formulierung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit der „einen Stilfrage“. Aber Sie reden damit einer Verkümmerung alles Geistigen das Wort, vor der Sie selbst erschrecken werden. Wie ständen wir vor der Zukunft da, wenn wir solches Spartanertum auf den Schild erhöben!

Der Soldat: Dacht' ich mir's doch, daß es — früher oder später — darauf hinauslaufen werde! Die Zukunft! Die Nachfahren könnten durch minderwertige Grab- oder Denkmäler einen schlechten Begriff von unserem künstlerischen Vermögen bekommen? Mögen sie doch! Was liegt daran? Selbst wenn es in fünfzig oder hundert Jahren etwa heißen sollte: „Es war eine ernste, große Zeit, aber einen originellen Grab- und Denkmalstil hat sie nicht gefunden“ — die Gefahr dieser Kritik können wir unbekümmert auf uns nehmen. Aus den Gräbern dieses Krieges, ob mit oder ohne Denkmal, käme dem so hochmütig Tadelnden tausendstimmig die Antwort: „Einen Denkmalstil haben wir nicht gefunden, verehrte Nachkommenschaft; dazu fehlte es uns an Zeit, weil wir vollauf damit beschäftigt waren, uns rechtschaffen zu schlagen, um euch die Güter, geistige und materielle, zu erhalten, die wir vordem für uns und unsere Kinder errungen.“

Der Schriftsteller: „Geistige und materielle Güter“ — Sie liefern mir ein Stichwort und ein Argument. Zu unseren geistigen Gütern gehört auch der in diesen Kriegsläuften angesammelte ideelle Schatz an Kriegerverehrung und Heldenwürdigung, den wir uns nicht schmälern lassen wollen, auch durch die von draußen nicht. Plus royalistes que le roi — schadet nichts! Um jener Güter willen kämpfen wir, Sie mit den Waffen der Vernichtung, wir mit den Waffen des Geistes. Um jener Güter willen, nicht wegen des mehr oder minder günstigen Urteils einer auf diesen Kampf zurückschauenden Nachkommenschaft — das vorhin mit der Zukunft, ich gebe es zu, war eine Entgleisung. — Die Kampfmittel sind verschieden und die Ziele: sorgen Sie draußen für den Sieg der Waffen, wir streiten für unsere Kultur und erfüllen damit eine zwar der Dringlichkeit nach an zweiter Stelle stehende, in ihren Zielen aber zweifellos übergeordnete nationale Aufgabe. Denn dies ist doch erster und oberster Zweck unseres heißen Bemühens im Kampf der Völker: Unantastbarkeit unserer nationalen Kultur. Und dazu ist der Krieg, so notwendig er auch sein mag, doch nur Mittel, nicht Selbstzweck.

Der Soldat: Gut, gut! Hier legen Sie eine Basis, auf der wir uns einigen könnten. Kampf um Macht und Kampf um Kultur; Kampf draußen und drinnen, jeder an seinem Platz. Unfaßbar gewaltig wird, so betrachtet, unser Ringen. Vergessen Sie nie, meine Herren Schriftsteller und Künstler, daß das Eintreten für gute Grab- und Denkmalkunst, dessen Nützlichkeit und Notwendigkeit auch für diese Zeit ich einzusehen beginne, nur ein winziger Bruchteil in dem Riesenkampfe ist, den wir für unsere Kultur führen. — Sie sehen an meinem Nachgeben, daß ich durchaus nicht einer Verkümmerung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alles Geistigen das Wort reden wollte; nur dem einseitig betonten Grabkunstsnobismus mußte ich entgegentreten. — Und dann noch eines: Sie haben viel von Kriegerverehrung, Heldenwürdigung und ähnlichen Dingen gesprochen. Das sind hochmütige, aufgeblasene Luftballons von Worten, die sich in den meisten gedruckten Auslassungen über unser Thema wohlgefällig breitzumachen pflegen. Allen an der Front — und vielleicht auch manchem Einsichtigen im Lande — geschieht ein Gefallen, wenn man auf das Aufsteigenlassen solcher Ballons verzichtet. Wir sind keine „Krieger" und „Helden", sondern Soldaten. Man streiche diese großen, hohlen Worte aus dem Sprachregister unserer Zeit!

Das polnische Volkslied

Von Fritz Zielesch

Die Seele eines Volkes offenbart sich am reinsten im Volkslied. Denn das ist ein Produkt der Empfindungsartung mit den übrigen völkischen Eigentümlichkeiten: landschaftlichen, politischen, sozialen und familiären. Durch Herders „Stimmen der Völker in Liedern" ist die Volksdichtung der fremden Länder unserer Kenntnis erschlossen worden. Seine Sammlung berücksichtigt jedoch verwunderlicherweise neben lettischen, grönländischen und lappländischen Proben keine einzige polnische. Er gibt lediglich einige litauische Lieder, die allerdings im Charakter den polnischen sehr nahekommen. Von ihnen sagt Herder im Vorwort, sie hätten „etwas von der griechischen Lieblichkeit" an sich. Hier also findet sich bereits eine authentische Stimme, die am Volkslied des östlichen Landes einen hervorragenden Wertfaktor des Volksliedes schlechthin, nämlich den Liebreiz und die Zierlichkeit, preist.

Der Dichter Robert Walter hat nun neuerdings aus der umfangreichen, von Zygmunt Gloger in den Jahren 1861 bis 1891 besorgten Sammlung und aus einer großen Anzahl der sogenannten „Kolendas" (Hirtenlieder) — im ganzen aus über 2000 Stücken — die schönsten bzw. charakteristischsten in freier Nachdichtung ins Deutsche übertragen. Die über hundert Lieder enthaltende Auswahl, die mir vorgelegen hat, wird in Kürze unter dem Titel „Dudelsack, Geige und Ziegenhorn" erscheinen.

Das Ergebnis der Übertragung war überraschend. Es zeigte sich, daß das in Deutschland bisher völlig unbekannt gebliebene polnische Volkslied nicht nur in der Anlage häufig starke Ähnlichkeiten mit dem deutschen aufweist,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern es an Zartheit lyrischer Empfindung (die man dem bei uns vielfach völlig verkannten Polen kaum zutrauen würde) hier und da sogar übertrifft.

Schon der große Reichtum der polnischen Literatur an Volksliedern, von denen der Komponist Kolberg allein nicht weniger als dreißig Bände gesammelt hat, läßt auf eine hervorragende Ein- und Ausdrucksfähigkeit des Volksgemütes schließen. Die hohe Entwicklungsstufe, die einzelne der Dichtungen erreicht haben, bestätigt diese Folgerung. Manche Stücke, die der Kategorie hochkultivierter Kunstlyrik anzugehören scheinen, sind nachweisbar uralte ländliche Volkslieder.

Gloger ist bei Auswahl der Lieder äußerst gewissenhaft vorgegangen. Das spricht schon aus der Tatsache, daß er über dreißig Jahre daran gearbeitet hat. Er ist von Dorf zu Dorf gezogen und hat sich von den alten Mütterchen Hunderte alter Lieder, die sie in mündlicher Überlieferung ererbt hatten, vorsingen lassen. Zwar wurde, wie er einleitend ausführt, seine Aufgabe durch das Singen erschwert, sie wurde aber dafür auch um so gründlicher gelöst, denn beim Sprechen stellten die alten Frauen des besseren Verständnisses wegen Wörter und Sätze um und fälschten so den ursprünglichen Rhythmus. Trotz ihres erstaunlichen Umfanges ist Glogers Sammlung, wie er selbst zugegeben hat, bei weitem nicht erschöpfend, aber sie wird doch wohl die einzige bleiben, die als durchaus zuverlässig gelten kann: die alte Generation ist gestorben, und die junge „schwärmt für Lieder aus der Garderobe der Herrschaften", ist von Stadt und Fabrik beeinflußt. In zwölfter Stunde ist der Menschheit durch Gloger wie durch ein Wunder ein wertvoller Schatz gerettet worden.

Für die Urheberschaft der Lieder kommen drei Stände in Frage: der Großadel (adlige Großgrundbesitzer), der Kleinadel (adlige Kleingrundbesitzer, die vom Großadel zum Tragen des Wappens ermächtigt waren und gleichsam seine Höflinge darstellten, ursprünglich aber dem Bauernstande angehörten) und die Bauernschaft. Der Großadel, der in frühester Zeit eine eigene Ritterpoesie hervorgebracht hatte, bleibt in der eigentlichen Volksdichtung naturgemäß im Hintergrund, zudem unterlag er verhältnismäßig früh den Einflüssen der Buchliteratur. So waren es also neben den einfachen Landleuten vornehmlich die Kleinadligen, die vermöge ihrer Abstammung und späteren Erhebung Traditionen und Sitten zweier voneinander grundverschiedener Welten in sich vereinigten und in dieser vermittelnden Rolle an der Schöpfung, Erhaltung und Verbreitung des Volksliedes starken Anteil hatten. Diese Volksschicht, die bei der ersten Teilung Polens ein Zehntel der gesamten Bewohnerschaft ausmachte, trug — bei der täglichen Feldarbeit mit den Bauern, im übrigen aber im Adelshaus lebend — das Volkslied aus den Kreisen des einen Standes in die des andern. So kamen die zu besonderen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahresgelegenheiten im Dorfe gesungenen Lieder in die Säle der Adelsfestlichkeiten, und so kamen Ritter- und Jagdlieder auf Kirmes und Erntefeier der Dörfer. Fast in jedem einzelnen Falle läßt sich daher die bäuerliche oder adlige Herkunft des Liedes feststellen, sogar bei den Liebesliedern, in denen zwar oft erst der Standesunterschied zum Motiv geworden ist, die Tendenz aber doch den gewünschten Aufschluß der Urheberschaft geben wird.

Gewiß kann diese Art der Einteilung bei der literarischen Wertung nicht befriedigen. Sie ist auch nur zum Verständnis der geschichtlichen Entstehungsbedingungen des polnischen Volksliedes gegeben.

Will man jedoch auf Stoff und Anlage eingehen, so wird man eher — schon um die schematische Rubrizierung zu vermeiden — zwei Pole bezeichnen, zwischen denen zum einzelnen Lied genügend Spielraum bleibt. Eine solche Spannung ließe sich vorteilhaft zwischen dem „geistigen" und dem „seelischen" Gipfelpunkt herstellen: Weisheit — Musik. Vom Pol der Gedankentiefe ausgehend, würdigt man zunächst die zwar formkalten, aber philosophisch bedeutungsvollen vierzeiligen Merksprüche. Es folgt — bereits mit musikalischen Elementen — das Motiv der elterlichen Lehre und Ermahnung, Zwiesprach zwischen Mutter und Tochter, das oft erstaunlich gehaltvolle Scherzlied, in dem mit gütigem Humor menschliche Schwäche belächelt wird, und dann das Motiv der Mädchenehre, das in einem Stück sogar zu einem unzweideutigen Angriff auf die Zweigeschlechtermoral benutzt wird, für deren Folgeunrichtigkeit es also schon im alten Polen nicht an Erkenntnis gefehlt hat. Es schließen sich die nach beiden Polen hinneigenden Lieder von Trennung und Wiederkehr an, von Schlacht und Tod, Bettlerlieder, Balladen und Romanzen, sodann die rührend einfältigen, stellenweise wie alte Holzschnitte wirkenden Kolendas, endlich die in ihrem Liebreiz unbeschreiblichen reinen Liebeslieder, und als Gegenpol zur „Weisheit" die in engelhafter Musik unvergleichlich zarten und mütterlich-sanften Wiegenlieder Mariä.

Diese wenigen zur Unterteilung herangezogenen Charakterisierungen zeigen den ganzen Reichtum an Motiven, mit denen das polnische Volk seine Lieder auszustatten gewußt hat. Aus ihnen wiederum lassen sich Rückschlüsse ziehen auf die Gestaltung der örtlichen Verhältnisse. Besonders augenfällig ist die Liebe der Kinder zu den Eltern, vornehmlich der Mutter, und ein sich daraus ergebender unbedingter Gehorsam, der stärker ist als der Wille zum Leben und zur körperlichen Liebe. Der Mann läßt sich seine Geliebte von der Mutter „verbieten" und sinkt vor Gram ins Grab, das Mädchen bittet die Mutter, sie nicht „fortzuschenken" und folgt doch gehorsam dem alten Landgrafen, um gleichfalls im Schmerz des Verzichts hinzusiechen. Erwähnenswert ist auch ein oft zutage tretender Hang zum Mystischen und Grauenhaften, das sorgfältig und scheinbar mit einer gewissen Wollust bis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in alle Einzelheiten ausgesponnen wird. Tief ergreifend sind die Klagen der Mädchen, die ihr „Rautenkränzlein“ verloren haben. Ein Born wundersamster, echtester Volkslyrik sprudelt hier.

Ein weiteres Zeugnis für die starke Schöpferkraft des mißverstandenen polnischen Volkes bilden die Melodien, die in großer Linie Schwermut, Kraft und Süßheit den besten unserer deutschen würdig zur Seite stellen.

Polnische Volkslieder

Nachdichtungen von Robert Walter

Brautlied

Ach flechtet, süße Rosen,
mit Lilien schön durchwirket,
in meinem Kränzleingarten
euch nun zum letztenmal!

Gott über dir, Herr Vater,
wie lieben dich die Gäste!
Ich hab' hier keine Wohnung
und keine Freude mehr.

Gott mit dir, liebe Mutter,
Gott ewig dir zum Herzen,
du hast mich gut gezogen,
ich geh' in deiner Schuld.

O Brüder, fromme Schwestern,
Gespiele und Gefreunde,
wer wird euch fröhlich dienen
nach meinem Abschiedstag?

O buntbemaltes Stübchen,
ihr kleinen blauen Fenster,
ihr ließet meine Blicke
zur grünen Weide gehn.

Ihr Gräserlein im Garten,
gesät aus meinen Händen,
wer pflückt die allerliebsten?
Wer tränkt euch für die Nacht?

Ich wand die Blumen alle,
ich wand die schönen Kränze
und schenkte sie den Herren
und hielt mein Herz bei mir.

Du allerletztes Kränzlein,
du Kränzlein meines Liebsten,
in Rosen und in Lilien
wind' ich mein Herz mit ein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Totenreise

Liebchen im Traume
sah die Wogen blinken,
träumte ihren Liebsten schwimmen
und im Wasser sinken.

Fischer, ihr Fischer,
Gottes Fahrtgesellen,
saht ihr nicht den Liebsten schwimmen
durch die breiten Wellen?

Liebchen, wir sahn ihn,
aber voller Schmerzen,
mit dem Strome blutig schwimmen,
blutig Schwert im Herzen.

Mütterlein, Mütterlein,
Gott vergeb' mir's nimmer!
Mit dem Strome will ich fahren,
mit dem toten Schwimmer.

Nachtbleich und traurig
fand sie ihren Liebsten,
blutig Schwert im süßen Herzen,
küßte ihren Liebsten.

Kannst du nicht leben,
will ich bei dir schlafen,
sollen uns die Wellen tragen
in den tiefen Hafen.

E. von Behring †

Ende September 1915 stand an dieser Stelle:

„E. von Behring sagte am Grabe Ehrlichs: „Durch die Lehre Ehrlichs ist das mysteriöse Dunkel isotherapeutischer Tatsachen so weit gelichtet worden, daß die Frage, wie das krankmachende Agens zu einem heilmachenden Mittel wird, wissenschaftlich diskutabel wurde." Heute stehen wir an Behrings Bahre, und das Abschiedswort muß über ihn gesprochen werden, der am gleichen Tage wie Ehrlich geboren wurde. Galt Ehrlichs Kampf dem Erreger der Syphilis, so war des nun Geschiedenen Lebensarbeit der Unschädlichmachung der Erreger von Diphtherie und Tetanus gewidmet. Auf einen chronologischen Werdegang sei auch bei diesem Manne verzichtet, denn es dürfte vielleicht nur die Geheimräte in Berlin-Charlottenburg interessieren, daß der Schüler Behring schon die höchste an Wissenschaftler zu vergebende Würde erreichte und Exzellenz wurde, ehe es noch sein Lehrer Koch geworden war. Auch die Anerkennung der internationalen Fachwissenschaft in der Form des Nobelpreises wurde ihm zuteil.

Selbst die Gelehrten des heute feindlichen Auslandes — und hier gerade die Leiter der auf diesem Gebiete führenden Forschungsstätte, des Institut Pasteur, haben ihm zu seinem sechzigsten Geburtstag im März 1914, als man Europas übertünchte Höflichkeit noch kannte, geschrieben: „Der Tag ist nicht nur ein Festtag Deutschlands, sondern der ganzen Welt."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Behring war ein wichtiges Glied der Reihe Pasteur—Löffler—Koch—Roux—Behring—Ehrlich—Metschnikoff, eine Namenreihe, welche zugleich das Gerippe einer Geschichte der Serumtherapie darstellt.

Heute, wo dieses Spezialgebiet der Medizin im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht und jeder am eigenen Leib die Theorien obiger Männer erprobt fühlt, wo jeder Zivilist zwei- bis dreimal gegen Pocken geimpft, jeder Soldat meist ebenso oft gegen Typhus und Cholera und Tausende Verwundeter gegen Wundstarrkrampf und Genickstarre, sei in einigen Worten unter besonderer Berücksichtigung des Verstorbenen auch dem Laien ein kurzer Einblick in diese Wissenschaft und das Denken der hervorragendsten Vertreter derselben gegeben.

Unsere ganze Theorie der Serumtherapie baut sich auf folgenden Ansichten auf, die zum größten Teil überzeugend gestützt werden durch experimentelle Beweise der genannten Forscher und ihrer Schüler.

Die Klasse von Erkrankungen, welche mit dem Namen Infektionskrankheiten bezeichnet werden, entsteht durch Eindringen von Kleinlebewesen (Mikroorganismen, Bakterien) vor allem in die Blutbahn von Mensch und Tier. Ist eine meist kleine Anzahl solcher Erreger eingedrungen, so versuchen sie, wie jedes Lebewesen, weiterzuleben und dann sich fortzupflanzen, id est sich ungeheuer zu vermehren. Zu beidem bedürfen sie der Nahrung. Diese nimmt der Krankheitserreger aus dem ihn umgebenden Medium, dem Blute. Das Blut in der chemischen Form und Zusammensetzung, wie es im menschlichen Körper fließt, kann aber für ihn nicht zur Nahrung dienen, daher muß er es sich erst zurichten, abbauen, ebenso wie der Mensch das Fleisch nicht als Fleischeiweiß in die Körperzellen aufnimmt, sondern im Magen und Darm gleichfalls die großen Eiweißmoleküle zertrümmert, abbaut und in die für die Aufnahme, Resorption, nötige Form bringt. Wie nun die Magenwände solche die Nahrung auflösende Flüssigkeit abscheiden, ebenso sondern auch die Bakterienzellen einen Stoff ab, der das Blut angreift und in die für die Bakterien aufnahmefähige Form überführt. Gegen diese Zersetzung des Blutes, deren Folge ja der Zerfall des ganzen Organismus ist, wehrt sich der Körper, indem er bestrebt ist, gegen diese Toxinstoffe im Blute Gegengiftstoffe zu erzeugen, Antitoxine, welche die Toxine vernichten oder unschädlich machen, nach der Ehrlichschen Auffassung dergestalt, daß sie jene binden oder, bildlich gesprochen, unschädlich machen, etwa wie die Scheide die Schneide des Messers unwirksam macht. Von der Tatsache der Fähigkeit des Blutes, Abwehrmittel zu bilden, macht die Therapie der Infektionskrankheiten in zweifacher Weise Gebrauch.

Zunächst sucht sie diese im Blute schlummernde latente Fähigkeit zu wecken und zu verstärken. Dies geschieht dadurch, daß man Giftstoffe, Toxine, in geringen Mengen in das Blut einführt, wodurch das Blut gezwungen wird, gleichsam eine Probemobilmachung ihrer Abwehrkräfte vorzunehmen, um so vorbereitet und geübt zu sein, wenn wirklich eine Infektion erfolgt. Durch diese Behandlung, Immunisierung, kann man die Abwehrkraft derart stärken, daß der Körper imstande ist, die in den Körper eindringenden Bakterien abzutöten und so keine Erkrankung aufkommen zu lassen, d. h. immun zu werden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Art der Behandlung, welche dem Laien als Schutzimpfung bekannt ist, heißt, da der Körper durch Bildung von Gegengiftstoff selbst mit tätig, aktiv ist, aktive Immunität. Diese Immunisierung geschieht bei der Pocken-, Typhus- und Choleraimpfung und ist vor allem präventiv, d. h. wird hauptsächlich als Fürsorgemaßregel angewandt, ohne daß bereits der Verdacht oder die Gewißheit einer Infektion vorliegt.

Nun gibt es noch eine zweite Methode, bei der werden die Abwehrfermente, Antitoxine, nicht im Blute des menschlichen oder allgemein des zu immunisierenden Körpers erzeugt, sondern man überhebt den Körper dieser Arbeit — daß dies eine Arbeit ist, davon überzeugen die meist eintretenden Fiebererscheinungen —, Gegengiftstoffe selbst zu bilden, und führt ihm die im Blut eines anderen Individuums gebildeten Antitoxine direkt ein. Da der damit behandelte Körper selbst keine Arbeit in Gestalt von Antikörperbildung mehr zu leisten braucht, nennt man diese Art passive Immunisierung, und auf diesem Gebiete lag besonders die Größe Behrings. Ihm verdanken wir die Ausarbeitung dieser Methode vor allem bei Diphtherie und Tetanus. Die Erfolge bei diesen beiden Krankheiten ließen ihn auch den Kampf gegen eine der größten Geißeln der Menschheit, gegen die Tuberkulose, ebenfalls nach diesem System aufnehmen. Wenn auch die auf diesem Gebiete erzielten Resultate schwankend sind und das Problem noch seiner Lösung harrt, so ist und bleibt Behring doch einer von jenen, die des Franzosen Pasteurs Erbe nach Deutschland übernommen haben und, selbständige Wege wandelnd, Elementares schufen.

Karl Löffl

Ein klares Buch über Dichtung

Franz Ferdinand Baumgartens Buch über Conrad Ferdinand Meyer*) ist ein repräsentatives Buch für die neu entstehende wissenschaftliche Kritik an Dichtungen und Literaturwerken, welche sich nicht mit Beschreibung und Bewertung aus irgendwelchen kritischen Maßstäben heraus begnügt, sondern diese letzten Maßstäbe selber in Hinsicht auf das zu Bewertende präzisiert und immer neu begründet, und dann, in zusammenfassender Darstellung, ein Bild des besprochenen Werkes gibt, das in sich organisch entstanden ist und die Gesamtäußerungen einer Persönlichkeit oder einer Zeit von ihrem letzten, noch eben erkennbaren Erlebniszentrum her ableitet. Dieses Vorgehen ist in einem sehr hohen Maße rational und daher wissenschaftlich zu nennen; was an ihm irrational ist, faßt sich einzig in der Tatsache zusammen, daß der Kritiker behauptet: „Diese Persönlichkeit ist ein Dichter; diese Werke sind Kunstwerke." Alles andere: die Einordnung der Einzelwerke in das System der Persönlichkeit oder der Zeit, die Zuordnung der einzelnen Kunstäußerungen zu den verschiedenen Wertstufen des ästhetischen Reiches, die Deduktion der Einzeläußerung aus dem Ganzen, die Überleitung des Erlebnisses in die adäquate Form (des Dramas, der Novelle, des Epos usw.) — all das wird auf rationalem Wege vorgenommen. Die Kritik erweist sich hier als ein dem Schaffen analoger Prozeß. Wäre nicht auch bei der Entstehung der Kunstwerke die Ratio des Dichters neben seinem irrationalen Impetus wirksam, so wäre jede vernunftge-

*) Das Werk C. F. Meyers, C. H. Beck, München 1917.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mäße Betrachtung von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt. Nun aber sind bei der Entstehung der Dichtung auch rationale Momente tätig, an welche die kritische Betrachtung anzuknüpfen hat, wenn sie zu wirklichen Einsichten, nicht zu bloßen Meinungen kommen will.

Um nun näher auf den Inhalt des reichen Buches einzugehen, bemerken wir so viel: C. F. Meyer wird als der dichterische Repräsentant des Renaissancismus im neunzehnten Jahrhundert aufgefaßt, so wie Semper der Baumeister, Nietzsche der Philosoph, Jakob Burckhardt der Historiker dieser Richtung ist. Gemeinsam ist ihnen allen der Drang nach Tradition, nach Anknüpfung an einen historischen Stil, nach Reichtum, Fülle und Kraft des Lebens, die sie in ihrer Gegenwart vermissen und entbehren. Letztes, nicht zugestandenes Erlebnis ist eine Schwäche des Willens und der formschaffenden Kräfte der Seele, eine tiefe Trauer über die Einsamkeit des modernen Menschen, eine echte Vornehmheit der Seele und eine Reizbarkeit des Empfindens, die fast krankhaft ist.

Nachdem Baumgarten so C. F. Meyer als Repräsentanten einer Zeitströmung charakterisiert und sein letztes Erlebnis beschrieben hat, wendet er sich zur Analyse der Umsetzung dieser Erlebnisse und immanenten Tendenzen in Dichtungen und weist den inneren Zwiespalt, welcher das Leben Meyers durchzieht, auch in der Form seiner Dichtungen auf. Die Novellen Meyers fallen auseinander: eine prächtige, kraftstrotzende, sinnliche Fassadenhandlung und ein lyrisch bewegter seelischer Vorgang, wie er in der Seele eines innerlich zerbrochenen, müden, dekadenten Menschen statthat, stehen unvermittelt nebeneinander, bilden meist keinen einheitlichen Organismus und hinterlassen so im Leser eine wiespältige Stimmung der Verworrenheit. Nur in einigen wenigen Erzählungen ist diese Einheit der Fassadenhandlung mit dem seelischen Vorgang geglückt (so etwa in den „Leiden eines Knaben"), und bezeichnenderweise sind es dann immer zerbrochene Menschen, am Leben Leidende, die im Mittelpunkt des Interesses stehen. Überzeugend weist Baumgarten dann nach, daß die künstlerisch reinsten Gebilde C. F. Meyers in seinen Gedichten zu finden sind, welche die Einsamkeit der modernen Seele, ihre tiefe Trauer und Verlassenheit zu reinem Ausdruck bringen, so daß Meyer hierin ganz Vorläufer der neuesten Lyrik eines George und Rilke genannt zu werden verdient.

So viel sei von dem Inhalt des Buches gesagt: sein Wert liegt nicht so sehr in den Resultaten (als welche immer eine so summarische Übersicht nur zu geben vermag), als vielmehr in der Methode, im Wege, in der Analyse, in der Begriffsbildung. Hiervon am Schlusse noch ein Wort. Die Begriffsbildung nicht nur der Ästhetik, sondern mehr noch der Kritik entbehrt leider einer festen Grundlegung. Prolegomena dazu hat Baumgarten in seinem Meyerwerk gegeben (ich erinnere etwa an die sehr reife Auseinandersetzung über die innere Form und die sinnliche Plastizität des Ausdrucks, an die Ausführungen über den Zusammenhang von Weltanschauung und künstlerischer Form, an seine Analysen lyrischer Einzeläußerungen und anderes). Man mag sich vielleicht fragen, weshalb Baumgarten sich an einen verhältnismäßig so engen Stoff, wie es das Werk C. F. Meyers doch ist, gemacht hat. Die Antwort dürfte wohl hier liegen: gerade zur Ausbildung der Methode empfiehlt sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine begrenzte Stoffwahl, damit das Interesse des großen Stoffes nicht das Interesse an der Methode beim Autor wie beim Leser überwuchere. Jetzt hat Baumgarten die begrifflich-methodische Schulung erlangt, sein Meisterstück gemacht: so erwarten wir von ihm, als einem Repräsentanten wissenschaftlicher Kritik, noch viele kritische Arbeit an größeren Stoffen und weiteren Zusammenhängen.

Dr. Werner Mahrholz

Bücher zum Anschauen

Von ein paar Büchern zum Anschauen sei gesprochen, weniger um einen Vorwand für kritische Leidenschaft zu finden, als um ein paar schöne Eindrücke weiterzugeben, um zum Selberschauen, der elementarsten und doch mißachtetsten Voraussetzung alles Kunstgenusses, anzuregen.

Wie gerne blättert man durch ein 312 Seiten starkes Buch, „Das Weib in der antiken Kunst" (bei Eugen Diederichs, Jena 1916), übersieht willig, daß der Titel in eine sittengeschichtliche Region lockt, und stößt sich auch nicht weiter daran, daß der aufschlußgebende, kenntnisreiche Text Walter Ahrems bisweilen in eine ästhetisierend ausdeutende Betrachtung der einzelnen Gebilde verfällt. Trotzdem ist man immer wieder entzückt, gebannt und möchte immer wieder von vorne beginnen. Das machen die 295 Abbildungen nach antiken Kunstwerken, eine schöner als die andere, eine jede versunkene Frauenkörper und Frauenseelen durch die Kunst der Ewigkeit bewahrend. Zuerst erblickt man die Ägypterin, ganz aus dem Reich der Sinne kommend, verfeinert und unruhvoll, durch den Körper und durch den Geist immer nur das eine suchend: die Sinne. Dann aber kommen die Griechinnen, immer ist ein Olympos ihnen gegenwärtig, ein unverlierbar Festes in diesen Frauen, die schon als Frauen geboren worden zu sein scheinen. Auf den unglaublich schönen Gemälden der römisch-kampanischen Wandmalerei ist der Olympos weg, keine Götter schirmen diese Frauen mehr, der Staat hat sie gebildet, der Staat hält sie, der Staat steht hinter ihnen. Aber wie diese pompejanischen Frauen durch Blick, Gebärde, Nacken, Haar und Bein diesen Staat sprengen, ein Tieferes, Elementareres durchscheinen lassen, in aller Gebundenheit doch nur einzellebige und über dieses Einzelleben glückliche Frauen bleiben, das ist wundervoll zu schauen. Bei den Römerinnen aber ist dieses schon ausgelöscht, der Staat hat sie ganz verschluckt, das Ebenmaß, die Bindung. Ihr Ich ging unter im Allgemeinen, im Dienenden. Und ob nun diese Römerinnen gut oder böse sind, so sind sie niemals eine gute oder eine böse Frau, sondern immer die gute oder die böse Frau. Wo ist das Einzelne hin in dieser Welt, die durch Kriege wurde, die Frauen einsam in ihren Häusern ließ und wo ganze Völker gehalten werden durch das Band des Staates! Nur manchmal schaut eine merkwürdige unstillbare Schwermut aus diesen römischen Porträtköpfen. Vielleicht ist in dieser Linie von Ägypten bis Rom alles Frauenschicksal, alles Frauenglück und alle Frauentragik enthalten.

Mit ähnlicher Freude sieht man die Auswahl von Meisterwerken aller Zeiten, die Gustav Keyßner unter dem Titel „Pantheon der bildenden Kunst" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgab. Mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den ausgewählten Abbildungen (über 350) scheint die bildende Kunst in ihren wesentlichen Grundzügen und Erscheinungen festgehalten. Es ist ja klar, daß bei der Fülle des Stoffes von dem einzelnen Meister nur Weniges geboten werden kann, aber es kommt in diesem Zusammenhang weniger auf die individuelle Erscheinung als auf die großen Kunstströme und Richtungen an. Es ist ein Buch, das gleichsam die Saatkörner in die nach künstlerischen Eindrücken sehnsüchtige Seele wirft. Die Saat aufgehen zu lassen und zu betreuen bleibt Sache des Betrachters. Und es ist ein durchaus glücklicher Gedanke, dies bloß durch Abbildungen besorgen zu lassen. Wir leiden in Kunstdingen viel zu sehr an Theoriegeschwätz alter und neuer Schule, die Anschauung fehlt. Diese Auswahl verzichtet auf das Wort, sie läßt schauen und reichlich Schönes schauen. Bei solchen Anthologien wird natürlich immer der eine dieses oder jenes vermissen, weil ja die Auswahl immer persönlicher Geschmack bleibt. Der Geschmack des Herrn Dr. Keyßner ist durchaus annehmbar, kultiviert und von lebendigen Prinzipien bestimmt. Es bleibt nur zu sagen, daß durch die Zusammenstellung nach nationalen Schulen vielfach Härten (und nicht nur beim ersten Durchblättern, wie der Herausgeber meint) entstehen. Die Spanier etwa, deren Reihe mit Greco beginnt, schließen mit Goya. Man blättert um und findet Rubens. Eine französische Gruppe beginnt mit Jacques Louis David und schließt mit Rodin. Aber auf der nächsten Seite ist Jakob Asmus Carstens. Diesen Schaukelwellengang finde ich ein wenig stürmisch. Durch eine Gruppierung nach künstlerischen Gefühlswerten wird er in einer neuen Auflage leicht zu vermeiden sein.

Auch der Dürer des Inselverlags ist ein schönes Buch. Es bringt 80 Abbildungen nach Gemälden des Meisters und eine vorzügliche Lebensgeschichte von Emil Waldmann. Gerne sähe man auch etwas von den Zeichnungen und Kupferstichen, allein der Herausgeber bescheidet sich diesmal mit dem Maler Dürer, verspricht aber eine Auswahl der schönsten Kupferstiche und Holzschnitte Dürers unter dem Titel „Das Wesen der Dürerschen Kunst" und eine gleiche Auswahl von Handzeichnungen mit einer Einleitung über Dürers Stil. Endgültiges über diese Dreiteilung läßt sich natürlich erst nach Beendigung des Gesamtwerkes sagen. Aber allen ängstlichen Bedenken zum Trotz, als sei hier ein Ganzes zerstückt worden, erfreut man sich dieser unter venezianischer Sonne gereiften deutschen Kunst. Es macht ja vielleicht die Größe und den Erfolg des Malers Dürer aus, daß er die Alpen, die einen Riegel vor den Süden schieben und die in ihm waren (wie sie in jedem Deutschen sind), niederbrach, daß er dem deutschen bis ans letzte Ende Gehen (man denke an Grünewald), einen Schimmer südlicher Leichtlebigkeit gab. Am ergreifendsten kommt mir dies entgegen aus dem Bildnis einer unbekannten deutschen Kaufmannsfrau in Venedig, das Dürer 1506 in der Lagunenstadt malte und das jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin hängt. Hier ist Deutschland und die deutsche Sehnsucht nach dem Süden, die keine Sehnsucht mehr ist, sondern Erfüllung wird, vereint. Ich glaube, bloß aus diesem Porträt allein kann man Dürers Werden und Sein erkennen: Das deutsche In-die-Tiefe-Gehen und den Glanz stärkerer Sonne.

Was aber deutscher Geist ist, erkennt man erst so recht aus den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Bildnissen aus drei Jahrhunderten alter deutscher und niederländischer Malerei“ (als eines der blauen Bücher bei Karl Robert Langewiesche in Königstein im Taunus erschienen). Karl Scheffler, der als Herausgeber eine seiner klugen, lebendigen Arbeiten diesen 112 Abbildungen vorgestellt hat, sagt das so: „Angesichts der eindrucksvollen Köpfe willenskräftiger Männer und mütterlich blickender Frauen fühlen wir die Ehrfurcht später Enkel. Wir werden an uns selbst, an unser Volk, an unsere Rasse erinnert und stehen inmitten dieser Bildnisgalerie wie vor einem stummen Volksgericht, vor dessen Schranken wir über alles Tun und Lassen Rechenschaft abzulegen haben. Aug' in Aug' mit den Vorfahren fühlen wir um so tiefer unsere Geschichte, unser Weltschicksal, unsere Bestimmung.“ Und da hier Deutsch nicht in einem politischen, sondern in einem geistigen Sinne gefaßt ist, so dürfen zu den mitteldeutschen Meistern die Niederländer und Holländer treten. Zu der in die Provinz verfangenen, mühsam quälerischen, leidenschaftlich sucherischen Kargheit eines zersplitterten Volkes, das sich den Lichtblick seiner Kunst schwer abarbeitet, gesellt sich der schwelgerische Reichtum der Herren des Meeres, denen die Schiffe aus allen Ländern märchenhafte Wunder bringen und die darum die farbenfreudigsten, phantasievollsten im Norden werden mußten, gesellt sich die aus Freiheit, aus einer großen, beschwingten und müheloſen Welt kommende Kunst der Niederländer. Bewegt sieht man das in diesem reichen Buch. Und noch mehr, wie allen diesen drei irgendein Gemeinsames ist, das sie von aller südlichen Kunst trennt — mag man es nun die deutsche oder die nordische Seele nennen. Wohin wir auch in dieser Galerie blicken, überall kommen uns Brüder und Schwestern entgegen und geben uns die Hände, die ein Künstler deutscher Art ewig machte.

Oskar Maurus Fontana

Römische Charakterköpfe

Aus der Geschichte Alt-Roms werden vierzehn Charakterbilder von Theodor Birt vorgeführt; eine rechte Philologenaufgabe: Vermittlung des Verständnisses für fremde Individualität. „Eine Weltgeschichte in Biographien“ lautet der Untertitel des Buches, von dem bereits nach drei Jahren eine neue Auflage nötig ward.*) Die Geschichte der damals bekannten Welt von dem älteren Scipio, dem ersten wirklich weltgeschichtlich großen Mann Roms und seinem Antipoden, dem Zensor Cato, bis zu Marc Aurel, dem schönsten, edelsten Namen, den das alte Rom zu nennen hat, ist der Hintergrund, vor dem Birt seine Porträtbüsten aufstellt. Rom personifiziert sich ihm in den großen Naturen, gering schätzt er die Massen, „die wohl fühlen, was not täte, aber nichts vermögen“. Birts Charakterköpfe sind lebendig gesehen und dargestellt, die üblichen Darstellungen erscheinen vielfach ergänzt und berichtigt; freilich sucht er nicht den tatsächlichen Erfolg, sondern das Wollen der Persönlichkeit zu beurteilen; das tritt namentlich bei den Charakterbildern des Pompejus, Cäsar, Marc Anton und August hervor; Kaiser Claudius ist ein Narr im Purpur, aber kein Charakterkopf. Den Unterschied des plastischen Lebensbildes von dem üblichen Relief unserer Geschichtsdarstellung empfindet man

*) „Römische Charakterköpfe“. 2. Auflage, Leipzig 1916, Verlag Quelle & Meyer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonders lebhaft, wenn man zu den Birtschen Biographien etwa die Abschnitte in dem Grundriß seines früheren Marburger Kollegen Benedictus Nieße liest. Nur übertreibt Birt ein seiner Weise bisweilen nach der anderen Seite, wenn seine Freude am Humor und Spott mit ihm durchgeht; die Fülle von Nichtigkeiten, die er an Sueton und den Scriptores historiae Augustae tadelt und die er zu vermeiden verspricht, hätte ich gern gänzlich vermißt: Was sollen uns die Küsse des Pompejus (S. 119) oder Messalinas Zahnpulverrezept (S. 238)? — Doch soll dies nicht den Gesamteindruck der würdigen und schönen Leistung, der es nicht an dankbaren Lesern fehlen wird, beeinträchtigen.

T. O. Achelis

Die Problematik Europas

Die künftigen Bücher der Vollendeten und Fertigen sind — noch ungedacht und ungeschrieben — in gewissem Sinne schon Literaturgeschichte. Diese Bücher werden schön sein oder kraftlos, besser als die früheren oder schlechter, sie werden uns neue Befriedigung geben oder neue Enttäuschung, neue Schicksalsbilder oder Wiederholung ihrer Vorgänger. Aber eines werden sie uns nicht geben: das Unvermutete, eine Überraschung und künstlerische Grenzerweiterung. Die künftigen Bücher der Fertigen sind — unter dem Gesichtswinkel der Zukunftsfrage — unwesentlich. Aber einige andere (diesseits des Gipfels) sind da: nach deren Gedrucktem greift man jedesmal in der fiebrigen Erwartung eines Erlebnisses. Norbert Jacques gehört zu ihnen. Andere — wenige andere — stehen neben ihm. Johannes V. Jensen heißt ihr Ahnherr. Und von ihnen hängt das Schicksal ab, ob die deutsche Dichtung Weltkunst werden wird: Spiegelung der unendlichen Begebenheiten auf dem Erdball — der Sache nach; Fabulierkunst der Form nach. Norbert Jacques' neuer Roman — „Piraths Insel", bei S. Fischer, Berlin — kündigt diese Zukunft an. Weltweite ist in Peter Pirath und seinen Beziehungen zu den Menschen vierer Erdteile. Gefühle und Geschehnisse, Instinkte und Taten wachsen ins Übereuropäische. Europa selbst, seine Alleingültigkeit wird problematisch. Peter Pirath ist der Energiemensch, der mit industriösem Unternehmergeist die Welt zusammenreißen möchte, und er ist der tumbe Träumer, der auf der Überfahrt nach Holländisch-Indien gleich zwei Gefinkelten ausgiebig hineinfällt. Peter Pirath ist der Realist und der Romantiker, der Abenteurer und der Heimsüchtige, das Kind und der Riese; Peter Pirath ist der deutsche Mann, an dem — nur halbgestaltet und reliefhaft — die Frauen und ihre Liebe vorüberziehen und sich verlieren: Ree, die grünäugige Sphinx, seine Frau, und Ewe, die ewig Wandernde auf dem Schiff, und Mela, die slavische Malaiin, und auf der Gulliverinsel Kililiki, auf „Piraths Insel", Seeschwalbe, die schwarzäugige Gefährtin, und — nach Landessitte — gleich sechs andere neben ihr, denn Pirath ward Gott über Kililiki, die Insel im Stillen Ozean, die in Andrees Handatlas nicht eingezeichnet ist und auf die ihn eine Swiftsche Schicksalskurve des Dichters verschlagen hat.

Ree aber, die mit dem Friseurlaffen Larisch nackt über die Heide ritt, die grünäugige Sphinx Ree, seine Frau, war der Auftrieb, der Stoß, der ihn in die Welt geschleudert hat, und zugleich ist Ree der Muskel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strang, der Peters Herz an Heimat, Boden und Europa bindet. Um Ree zu verwinden, zieht Peter Pirath, Mitchef der Fettwarenfabrik Jens Peter Pirath Nachfolger, in die Welt der Südseeinseln, wo die Firma künftig — Ausschaltung des Zwischenhandels! — ihre eigenen Palmen pflanzen will. Und am Ende überwindet er Europa. Die Stationen auf seinem Läuterungsweg sind: die Fettwarenfabrik in seiner norddeutschen Heimat, die Einarbeit auf der fremden javanischen Farm, der Farmerwerb auf Matantuduk, der deutschen Südseekolonie, die Gott- und Menschwerdung auf Kililiki unter Buschwilden und Trinitätlern, und — nach sechzehn Jahren — die Heimkehr nach Europa. Die Stationen auf Peter Piraths Weg sind: die Verwindung des Weibes, die Bezwingung des Werkes, die Überwindung der europäozentrischen Weltbeschränktheit auf Kililiki, der Sageninsel im Stillen Ozean. Auch dort sind Wesen. Auch dort sind Menschen, ist Weh und Wonne, Lieben, Hassen, Tod und Gebären, nur in reineren, größeren Formen, ohne Übergänge, ohne Stufungen, ohne Nuancen, voll Willkür und Ungehemmtheit. Peter Pirath wird Weltwisser über Weib, Werk und menschliche Urinstinkte.

Wenn er wiederkehrt, nach sechzehn Jahren wieder, ist Europa zu klein für ihn, mehr noch: zu kleinlich Peter Pirath will sich achtlos, unauffällig einfügen, er will sich einordnen in den Tag und seine Pflicht. Aber er steht, bestaunt und begafft, einsam wie ein unglaubwürdiges Fabeltier, unheimlich weniger als interessant: reporterischere Topfguckerei, betriebhafter Wissenschaftschwindel, unsaubere Neugier, unkeusche Sensationslust umdrängen ihn. Aber am Ende dämmert auch dafür ein leises Verstehen; Peter Piraths letzte Häutung! Eine nahe Verwandtschaft ist nun in ihm mit allen Fernen des Erdballes, der Wolken, der Pferdeaugen, der Menschen seiner Umgebung, die weiter ab von ihm stehen als die Buschwilden auf Kililiki. Aber ein Zusammenhang ist auch mit diesen Naturfernsten. So stirbt Peter Pirath; Sieger oder Besiegter — wer will es entscheiden? In einer heißen Sommernacht des kühleren Europa verbrennt Peter Pirath am Tropenfieber. Aber er hinterläßt einen neuen Gedanken in der Welt, der über die Kategorien unseres Fühlens und Denkens hinausgeht, der in der nächsten Zukunft auch der Gegenstand unserer wirtschaftlichen und politischen Auseinandersetzung sein wird und den man etwa heißen könnte: die Problematik, d. h. die Nicht-mehr-Alleingültigkeit Europas.

Hans Wantoch

Welthungersnot

Am Karsamstag hat die amerikanische Regierung ihren Mitbürgern als erstes Kriegsgeschenk eine recht eigenartige Nachricht übermittelt: Die Winterweizenernte stehe außerordentlich schlecht. Sie verspreche nach den Untersuchungen vom 1. April nur 63,4 % einer Vollernte. Ihr Ertrag sei augenblicklich auf 430 Millionen Bushels *) zu schätzen, das sind also 11,80 Millionen Tonnen. — Ein Stand von 63,4 % ist, soweit man zurück-

*) 36 1/2 Bushels = 1 Tonne.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blicken kann, noch nicht dagewesen. Der Durchschnittsstand der letzten zehn Jahre betrug ungefähr 87 %. Was die Meldung zu besagen hat und wie verhängnisvoll sie drüben aufgefaßt wurde, konnte man an den Warenbörsen von Chikago und Neuyork beobachten. Weizen, lieferbar im Juli, schnellte in Chikago am Tage der Veröffentlichung jenes Ackerbauberichts von 175 1/8 auf 188 5/8 Cents, während er noch im Anfang dieses Jahres zum Preis von 146 3/4, vor Ausbruch des Weltkrieges aber zu 77 7/8 zu haben war. Aber auch die anderen Warenpreise reagierten in ähnlicher Weise. So ist der Preis für leichte Schweine in Chikago am selben Tage von 14,90 auf 15,25 Dollar gestiegen gegenüber einem Preis von 9,80 Dollar im Anfang des Jahres. Der Preis für Schmalz stieg vom 2. Januar bis 7. April von 15,57 auf 21,20 Cents. Selbst die im Kriegstaumel lebende Effektenbörse erhielt eine deutliche Erschütterung von der Ernteschätzung.

Verschiedene Fragen drängen sich einem auf. Warum sind die Ernteaussichten so schlecht? Ist die Meldung ernst zu nehmen? Ist etwa in den uns bevorstehenden Sommermonaten noch eine Besserung möglich, kann beispielsweise durch Nachbestellungen ein Teil des Schadens wieder gutgemacht werden? Die Gründe liegen vor allem in dem sehr strengen Winter, der darum in Amerika viel mehr Unheil als bei uns angerichtet hat, weil drüben in einigen Getreidestaaten keinerlei Schnee gefallen ist. Daneben wird das Fehlen des deutschen Kalidüngers immer fühlbarer. Es liegt kein stichhaltiger Grund vor, die Schätzung als gefälscht anzusehen. Denn die Erfahrungen, die man mit den früheren Aprilberichten gemacht hat, zeigen, daß sie einigermaßen zuverlässig sind. Gewiß hat manchmal das Wetter gute Aussichten zunichte gemacht, umgekehrt aber einem ungünstigen Saatenstand nachgeholfen und damit den Ernteertrag nachträglich gesteigert. Diesmal scheint eine erhebliche Besserung darum unwahrscheinlich, weil das, was seit dem 1. April drüben über den Stand der Ernte bekanntgeworden ist, das pessimistische Urteil eher noch verschärft. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Getreidebörse nur deshalb so scharf auf den amtlichen Bericht reagiert hat, weil ihre eigenen zum Teil neueren Informationen sich vollauf mit der Washingtoner Ansicht deckten. Eine nachträgliche Bestellung der Felder wäre in anderen Ländern möglich, nicht aber in Amerika, wo es jetzt viel zu spät ist, die mit Frühjahrsweizen bestellten Felder zu vermehren, denn diese müssen bereits im März gesät werden.

Man muß also mit einer sehr kleinen amerikanischen Weizenernte für 1917 rechnen, auch wenn der Ertrag des Frühjahrsweizens, der in der Regel ungefähr ein Drittel der gesamten Weizenernte darstellt, gut wird. Das heißt aber nichts anderes, als Amerika wird von seiner neuen Ernte aller Voraussicht nach nichts ausführen können. Wenn das aber eintritt, so ist eine Welthungersnot äußerst wahrscheinlich, namentlich wenn der Krieg weitergeht. Die Situation ist nämlich neuerdings derartig geworden, daß eine genügende Versorgung Europas, vor allem der Ententeländer, ohne die Hilfe der Vereinigten Staaten gar nicht denkbar ist. Der Bedarf der europäischen Länder ohne die abgeschnittenen Zentralmächte an Weizen stellt sich beispielsweise für das laufende Erntejahr 1916/17 auf rund 13 Millionen Tonnen; im kommenden Jahr wird der Bedarf noch größer sein, weil alle kriegführenden Länder mit einem Rückgang ihrer heimischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernten rechnen müssen. Woher sollen diese nun kommen? In den beiden ersten Kriegsjahren konnten die Vereinigten Staaten und Kanada annähernd 80 Prozent dieses Bedarfs decken, weil sie in diesen beiden Jahren glänzende Ernten hatten. Schon im laufenden Jahr ist das unmöglich, weil beide Länder im Jahre 1916 bedenklich kleine Ernten hatten. Die Vereinigten Staaten vor allem hätten in der laufenden Kampagne an und für sich auch nicht eine Tonne ausführen können, wenn nicht von früher her sehr große Vorräte aufgestapelt gewesen wären. Diese nun wurden in den letzten Monaten mit Hochdruck zur Verladung gebracht und darüber hinaus auch noch ein Teil der schlechten eigenen Ernte, verlockt von den glänzenden Weltweizenpreisen. Man ist dabei schon viel zu weit gegangen. Man exportierte nämlich bis heute von dorther rund 5 Millionen Tonnen Weizen gegen rund 6,7 Millionen Tonnen in der gleichen Vorjahrszeit. Die Folge davon ist, daß die Vereinigten Staaten bereits jetzt vor einer derartigen Brotknappheit stehen, daß eine Zwangsrationierung in diesem reichen Lande gar nicht ausgeschlossen ist. Nebenbei bemerkt gehen auch die Verschiffungen in den letzten Tagen scharf zurück. Nun will das Schicksal, daß zufällig gleichzeitig mit den Vereinigten Staaten auch Argentinien eine Mißernte hat und infolgedessen den Export von Weizen und Mehl verbieten mußte. Das wenige, was von dorther auf dem Wege der Kompensation zur Ausfuhr gelangt, dürfte Brasilien erhalten. Alle amerikanischen Länder werden somit bis in den Januar 1918 hinein, der Reifezeit der neuen argentinischen Ernte, keinen Weizen mehr ausführen können. Bis dahin ist das hungrige Europa angewiesen auf Australien und in sehr beschränktem Maße auf das nicht sehr exportfähige Indien. Es ist geradezu ausgeschlossen, daß die dortigen Vorräte genügen werden, um den Bedarf zu decken. Aber selbst wenn es möglich wäre, so kann man sich nicht vorstellen, woher dann die nötigen Schiffe kommen sollten, um die Ware zu holen. Denn zur Herbeischaffung von Weizen aus Australien braucht man, wie an dieser Stelle schon kürzlich näher ausgeführt wurde, infolge der ungeheuren Entfernung eine zweieinhalbmal so große Flotte als zur Importierung derselben Menge aus den Vereinigten Staaten. Nun gibt es selbstverständlich gewisse Ersatzmittel. Es sei nur an den indischen Reis erinnert, oder an die erhöhte Beimischung von Mais. Das genügt aber alles nicht, um so weniger, als in den europäischen Konsumländern (vor allem Frankreich!) selbst mit aller Bestimmtheit heute schon wieder sehr kleine Ernten prophezeit werden müssen. Nur ein sehr baldiger Friede ist imstande, die bevorstehende Welthungersnot zu mildern, einmal durch Öffnung der Dardanellen, dann aber durch Erhaltung wenigstens eines Teils der immer mehr zusammenschrumpfenden Welthandelsflotte.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Des Reiches bundesstaatlicher Charakter in Gefahr?

Von Professor Dr. Hugo Preuß (Berlin)

Machtinteressen, die sich von einer andrängenden Neugestaltung bedroht fühlen, wehren sich dagegen mit der natürlichen Kraft des Selbsterhaltungstriebes. Aber sie vermeiden es dabei gern, mit offenem Visier und unter eigener Flagge zu kämpfen; vielmehr decken sie sich möglichst mit dem Schilde allgemeiner Grundsätze oder dogmatischer Formeln, denen vom Machtinteresse einer sozialen Gruppe nichts anhaftet. Das klingt nicht nur schön und uneigennützig, es ist auch sehr praktisch. Denn viele, die mit jenen Machtinteressen durchaus nichts gemein haben, ja ihnen an sich widerstreben müssen, lassen sich in ihrer Stellungnahme beirren, weil sie die vorgeschützten Grundsätze keineswegs bekämpfen wollen. „Die Stärke der Staatsmacht", „die Eigenart Preußens" sind solche Formeln, die den dahintersteckenden Machtinteressen gewisser sozialer Gruppen schon vortreffliche Dienste geleistet haben. Zu ihnen gesellen sich „die föderativen Grundlagen" oder auch „der bundesstaatliche Charakter" der Reichsverfassung.

Wenn in der Zeit vor dem Kriege neben dem glänzendsten wirtschaftlichen Aufschwunge Deutschlands das chronische Elend der Reichsfinanzen und der hilflose Jammer ihrer sogenannten Reformen einhergehen, so hat an dem fast unbegreiflichen Widerspruch die Macht von Interessenkomplexen ihren vollgemessenen Anteil, von Interessen, die ihren wahren Charakter mit dem Schilde der „föderativen Grundlagen der Reichsverfassung" deckten, die nicht angetastet werden dürften. Wird doch sogar versucht, diesen Schild auch den ungeheuren finanziellen Folgen des Weltkrieges entgegen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuhalten, deren Wucht ihn aber wohl zerbrechen wird. Und wo immer der allzu lange aufgeschobene politische Ausbau unseres nationalen Lebens nach der furchtbaren Erkenntnis dieses Krieges die entschlossen durchgreifende Tat gebieterisch fordert, da erheben die bedrohten Machtinteressen bisher herrschender Gruppen den schrillen Ruf: der bundesstaatliche Charakter der Reichsverfassung sei in Gefahr!

Das Deutsche Reich ist ein Bundesstaat. Was heißt das? Die staatsrechtliche Wissenschaft hat — nicht ohne Widerspruch und Schwanken, doch schließlich in ihrer herrschenden Meinung —. die deutsche Reichsverfassung unter den Sammelbegriff des Bundesstaates eingereiht und sie so einer Kategorie zugeteilt, der vornehmlich die amerikanischen Vereinigten Staaten und die Schweiz angehören. Macht nun das Reich im Dienste der politischen Ausgestaltung unseres nationalen Lebens Miene, sich irgendwie um die Verfassung seiner Einzelstaaten, sei es Mecklenburg oder sei es Preußen, zu bekümmern, so geben die bedrohten Interessen sofort das Notsignal: bundesstaatlicher Charakter in Gefahr! Doch seltsam; jene anderen Bundesstaaten bekümmern sich verfassungsgemäß sehr angelegentlich um die Verfassungen ihrer Einzelstaaten, indem sie ihnen die republikanische Staatsform vorschreiben, für jede Einzelstaatsverfassung die Garantie des Bundes, d. h. praktisch die Bestätigung durch ihn verlangen. Man mag also die Notwendigkeit, die Zweckmäßigkeit solcher Bestimmungen erörtern; unmöglich aber kann man in ihnen einen Widerspruch zum bundesstaatlichen Charakter finden. Vielmehr läge es umgekehrt nahe, sie als Ausflüsse des bundesstaatlichen Charakters anzusehen. Darauf weist praktisch das Beispiel der typischen Bundesverfassungen und theoretisch die Erwägung, daß die Gleichartigkeit der politischen Strukturen von Gesamtheit und Gliedern eine natürliche Forderung des organischen Staatslebens ist.

Den Gipfel dessen, was man als Zerstörung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches ausschreit, bildet der Gedanke, die Stellung des Bundesrats zu wandeln im Sinne einer parlamentarischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ersten Kammer. Wenn dies wirklich, wie immer wieder behauptet wird, den Bundesstaat in den Einheitsstaat verwandeln würde, so gäbe es auf der Erde keinen Bundesstaat außer dem Deutschen Reich. Denn jene Stellung unseres Bundesrats hat nicht ihresgleichen auf der Erde. In den typischen Bundesstaaten hat das Staatenhaus, der amerikanische Senat wie der schweizerische Ständerat, in der Tat den Charakter einer Kammer des Parlaments; jene Bundesstaaten wären also Einheitsstaaten. Und doch hat man erst von ihrem Typus her den Begriff des Bundesstaates für das Deutsche Reich entlehnt!

Freilich hatte solche Entlehnung von Anbeginn ihre starken Bedenken und Unstimmigkeiten. Denn das Reich unterscheidet sich — auch abgesehen von jenen Einzelheiten der Verfassung — in seiner Struktur sehr wesentlich von den anderen, man darf sagen, den eigentlichen Bundesstaaten. Zunächst: diese sind aus Republiken bestehende Republiken; nur das Deutsche Reich ist eine aus Monarchien — unbeschadet der drei freien Städte — bestehende Monarchie. Doch halt! Das letztere ist in den Augen der noch immer „herrschenden" deutschen Staatsrechtslehre eine Ketzerei; nach ihrer Dogmatik ist nämlich das Reich keine Monarchie, sondern ein Ding ganz eigener Art, das Meister Laband „Staatenrepublik" getauft hat. Das scheint Präsident Wilson, trotzdem er doch im Zivilberuf Staatsgelehrter ist, und scheinen die anderen Rufer im Streit der Demokratien gegen uns gar nicht zu wissen, daß Deutschland längst eine Republik ist, was Rußland doch erst werden will. Indessen möchten wir uns auf jene abstruse Doktrin ernsthaft lieber nicht berufen, obgleich oder weil sie für den status causae et controversiae bei uns nur allzu bezeichnend ist. Das Reich soll keine Monarchie sein, weil „Träger der Souveränität" in ihm nicht der Kaiser, sondern der Bundesrat als Organ der „verbündeten Regierungen" sei. Da steigt die Perückenpubliziſtik der alten Reichszeit gespensternd auf, deren ewig Weh und Ach es war, ob Kaiser oder Reichstag Träger der Gewalt im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation wäre. Wahrlich, gespensterhaft leblos ist solche Anschauung, ohne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jede Fühlung mit dem warmen Leben der wirklichen Gegenwart. Mochte sie in der politisch trägen und dumpfen Zeit vor dem Kriege ihr Wesen in Lehrbüchern treiben; dem durch das furchtbare Erlebnis dieser Jahre wachgerüttelten deutschen Volke wird man wohl nicht mehr sagen dürfen, daß sein Reich, das sich gegen die ganze Welt kämpfend behaupten mußte, das seltsame Gebilde „verbündeter Regierungen" sei, und nicht vielmehr der Volksstaat unter monarchischer Krönung. Wurzelt doch jene Trägerei einer sogenannten Souveränität ganz im Gedankenkreis des unverhüllt oder verhüllt absolutistischen „monarchischen Prinzips", das vom wahren Wesen des Verfassungsstaates nichts wissen will. Gewiß ist der Kaiser nicht „Inhaber der gesamten Reichsgewalt"; aber das ist kein Monarch in einem wirklichen Verfassungsstaat. Für das absolutistische „monarchische Prinzip" mochte die Stellung von Monarchen unter einer Monarchie ein unmöglicher Begriff sein; für den Verfassungs- und Volksstaat auch in monarchischer Form ist es dies nicht. Und im wohlverstandenen Interesse der deutschen Fürsten kann nicht das Dogma liegen, daß ihre monarchische Stellung und ein monarchischer deutscher Volksstaat unvereinbare Dinge seien. Der Kaiser aber braucht die Stellung eines Monarchen im Verfassungsstaat nicht vom König von Preußen zu entlehnen; er hat sie auch als Deutscher Kaiser.

Dies führt zu dem weiteren wesentlichsten Unterschiede der Struktur des Reiches von der aller anderen Bundesstaaten. Die Stellung Preußens im Reiche hat nirgends sonst ihresgleichen. An Gebietsumfang, Volkszahl und Reichtum sind auch die amerikanischen Einzelstaaten und die Schweizer Kantone untereinander recht verschieden; aber diese Verschiedenheit verschwindet vor dem Verhältnis, daß hier ein Einzelstaat drei Fünftel des Ganzen umfaßt. Auch hat dort kein Einzelstaat in der Entstehungsgeschichte des Gesamtstaates eine ähnliche beherrschende Rolle gespielt. Demgemäß gibt es in keiner Bundesstaatsverfassung ein irgendwie vergleichbares Seitenstück für das Verhältnis Preußens zum Reiche. Weil nun aber dies tatsächliche Machtverhältnis nicht unverhüllt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als Hegemonie staatsrechtlich ausgedrückt werden konnte, sondern in Verfassungsformen gehüllt werden mußte, die noch allenfalls als bundesstaatlich gelten mochten, suchte man das Ziel auf seltsam verschlungenen Umwegen zu erreichen. Abgesehen von der Verbindung des Kaisertums mit der Krone Preußens, erscheint formalrechtlich dieser Staat den anderen Einzelstaaten gleichgestellt. Die Durchbrechungen der Gleichheit zugunsten Preußens sind in den Bundesrat hineingeschoben. Im übrigen konnte allerdings auch dort das Stimmenverhältnis der „verbündeten Regierungen" nicht nach den wirklichen Machtverhältnissen abgestuft werden, weil dann Preußen allein die Dreifünftelmehrheit hätte. Deshalb lag es gerade im partikularistisch preußischen Interesse, die sogenannten föderativen Grundlagen der Reichsverfassung im Sinne möglichster Unabhängigkeit jeder einzelnen der verbündeten Regierungen gegenüber der Reichsgewalt auszulegen. Was so der letzteren verloren ging, konnte dem Einfluß der preußischen als der weitaus stärksten unter den verbündeten Regierungen zugute kommen. Und daß von diesem preußischen Einflußgebiet die entscheidende Mitwirkung des Reichstags ausgeschlossen blieb, wurde an den maßgebenden Stellen wohl eben nicht als Nachteil empfunden. Darin liegt die Antwort auf die oft erhobene Frage, ob in der Zeit der Reichsgründung die Zugeständnisse an den Partikularismus nicht hätten vermieden werden können, die sowohl in der Stellung und Konstruktion des an den alten Bundestag anknüpfenden Bundesrats wie im Verhältnis der Reichsgewalt zu den verbündeten Regierungen liegen. Der vielberufene süddeutsche Partikularismus wäre damals sicherlich kein unüberwindliches Hindernis gewesen; der freilich verhüllte preußische Partikularismus war es in der Tat. Der bundesstaatliche Charakter der Reichsverfassung aber kommt in dieser Gestaltung keineswegs zum Ausdruck; sie steht vielmehr gerade mit dem bundesstaatlichen Charakter in völligem Widerspruch. Jene Entstehungstatsachen wirken bis auf die Gegenwart fort. Wenn heute von einem Anwachsen partikularistischer Strömungen namentlich in den Mittelstaaten gesprochen wird, so scheint

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dies in einem unlöslichen Widerspruch mit dem elementaren nationalen Einheitsgefühl zu stehen, das sich in diesem furchtbaren Kriege bewährt. Jedoch löst sich der scheinbare Widerspruch durch die Erkenntnis, daß sich jene Stimmungen in Wahrheit keineswegs gegen das Reich als den deutschen Staat richten, sondern gegen den beherrschenden Einfluß des preußischen Partikularismus im Reiche.

Reichsmacht und preußische Macht sind nach der tatsächlichen Lage der Dinge nicht voneinander zu lösen; ist die preußische Macht nicht die starke Dienerin der Reichsmacht, so muß sie deren übermächtige Beherrscherin sein. Das aber ist die Verewigung des Partikularismus, das Hemmnis einer politischen Ausgestaltung unseres nationalen Lebens, ohne die die gewaltigen Lasten der Gegenwart und nächsten Zukunft materiell und ideell schlechtweg nicht zu tragen sind.

Daß die oberste verantwortliche Leitung der preußischen und Reichspolitik in einer Hand vereint sein müssen, steht zwar in keiner Verfassungsbestimmung, wird aber dadurch anerkannt, daß man den zweimal arg mißglückten Versuch, die Ämter des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten zu trennen, wohl nicht wiederholen wird. Jedoch ist bei dieser Verbindung tatsächlich die Einwirkung der preußischen Staatsregierung auf die Reichsleitung sehr viel kräftiger als umgekehrt. Denn der preußische Ministerpräsident ist nicht Chef der Regierung und Verwaltung in Preußen, wie es der Reichskanzler im Reiche ist; sondern sein Einfluß wird begrenzt durch die Selbständigkeit der Ressortminister und die Kollegialität des Staatsministeriums. Wie laut und unablässig hat sogar Bismarck über diese zähen Hemmungen geklagt; wenn seine Nachfolger auf solche Flucht in die Öffentlichkeit allgemach verzichtet haben, so ist der Grund wahrlich nicht eine Steigerung ihrer Autorität in Preußen. Andererseits ist der Reichskanzler als solcher unbedingt auf Übereinstimmung mit dem preußischen Staatsministerium angewiesen, ohne die seine Stellung im Bundesrat unmöglich wäre. Der Zusammenhang zwischen der Leitung der Reichs- und preußischen Politik kann in einer der formalen Verantwortlichkeit ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprechenden Gestalt nur verbürgt werden, wenn der oberste verantwortliche Staatsmann auf die preußische Regierung den gleichen maßgebenden Einfluß hat wie auf die Reichsleitung; also durch Wiederherstellung des preußischen Staatskanzleramts in Realunion mit dem Amte des Reichskanzlers. Nur so kann auch die konstitutionelle Verantwortlichkeit der Reichsregierung gegenüber dem Reichstage für die Ausführung der Reichsgesetze durch die einzelstaatliche Verwaltung aus einer leeren Fiktion zur Wirklichkeit werden.

Damit hängt die schwere Hemmung zusammen, die sich von jeher für die politische Entwicklung unseres nationalen Lebens aus der Gegensätzlichkeit von Reichstag und preußischem Landtag ergeben hat. Das haben zur Zeit der Reichsgründung die Nationalliberalen sehr wohl erkannt, wenn sie das preußische Wahlrecht in dem einen Satz zusammenfassen wollten: Die in den preußischen Reichstagswahlkreisen gewählten Abgeordneten bilden das preußische Abgeordnetenhaus. Jedenfalls kann nur eine geflissentliche Verkennung des wahren Verhältnisses zwischen dem Reich und Preußen die Behauptung wagen, die Gestaltung der preußischen Volksvertretung sei eine rein preußische Angelegenheit, die das Reich nichts angehe. Sie ist vielmehr eine Lebensfrage für die Entwicklung des deutschen Staates, während es sich bei der gewiß wünschenswerten Beseitigung der mecklenburgischen Kuriosität nur um die Entfernung eines Schönheitsfehlers handeln mag. Daß der bundesstaatliche Charakter der Reichsverfassung davon nicht berührt wird, wurde oben gezeigt.

Die Verkümmerung der Reichsfinanzen durch das zum Vorwand genommene Dogma von der Gefährdung des bundesstaatlichen Charakters wird vermutlich nach dem Kriege den furchtbar harten Notwendigkeiten weichen müssen. Doch im Zusammenhange damit ist neuerdings eine Frage viel erörtert worden, deren Behandlung so bezeichnend ist, daß sie als Paradigma für manche ähnliche Entwicklungsmöglichkeiten dienen kann: die Frage der Reichseisenbahnen. Ob durch eine Vereinheitlichung der Eisenbahnen im Reich wirklich so hohe finanzielle Ergebnisse zu erzielen seien, wie sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der sachkundige Ministerialdirektor Kirchhoff behauptet und andere Sachkundige bestreiten, sei dahingestellt. Das ist wichtig; aber es ist nicht die Hauptsache. Das Staatseisenbahnprinzip führt mit immanenter Logik dazu, daß die Eisenbahnen in die Hand des umfassendsten politischen Gemeinwesens, des Gesamtstaates, also des Reiches, gehören. Unter den Gründen für die Eisenbahnverstaatlichung ist kein einziger, der nicht in weit höherem Maße für das Reich als für die Einzelstaaten spräche. Was sich dem entgegenstemmt, ist einzig und allein das partikularistische Machtinteresse, vor allem Preußens und Bayerns. Und hier wie überall könnte der bayerische Partikularismus leicht und sanft überwunden werden, sobald der preußische Partikularismus überwunden ist. Statt dessen werden die notwendigen Vereinheitlichungen auf den Wegen erstrebt, die einst innerhalb des leblosen deutschen Bundes der preußische Zollverein mit damals berechtigtem Erfolge ging. Daß innerhalb des lebenskräftigen deutschen Staates notwendige Entwicklungen außerhalb und zuungunsten der Reichsgewalt durch partikularistische Sonderbünde unter preußischer Führung erstrebt werden, das ist ein überaus bedenkliches Symptom und eine wirkliche Gefährdung des bundesstaatlichen Charakters der Reichsverfassung.

Das Dasein der Einzelstaaten innerhalb des Reichs, so wie sie sind, ist das Ergebnis unserer politischen Geschichte, und zwar nicht ihrer stärksten Seiten. Die Einzelstaaten entsprechen in keiner Weise der natürlichen Verschiedenheit der deutschen Stämme, sondern sind in dieser Hinsicht willkürliche oder zufällige Bildungen. Die heilsame und notwendige Dezentralisation unseres politischen Lebens ist nicht auf die Einzelstaaten, so wie sie sind, angewiesen; andere und in mancher Hinsicht günstigere Organisationsformen wären denkbar. Indessen ist bei der deutschen Volksanlage das Dasein der Einzelstaaten durch die geschichtliche Eingewöhnung sehr fest verankert. Nur eines ist im Laufe der jüngsten Entwicklung zu überlegener Stärke angewachsen: das nationale Einheitsbewußtsein des deutschen Volkes und damit die Notwendigkeit der politischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausgestaltung seines Staatslebens. Und nur wenn mit zwingender Notwendigkeit die Frage verneint werden müßte, ob die Entwicklung des deutschen Staates mit dem Dasein der deutschen Staaten vereinbar sei, käme der bundesstaatliche Charakter des Reiches wirklich in Gefahr.

Kriegslast und finanzielle Leistungsfähigkeit

Von W. Eggenschwyler, Zürich

Es sind in jüngster Zeit mehrfach pessimistische Urteile über die Möglichkeit der Kriegsschuldenzahlung ohne schwerste Schädigung des Volksvermögens aufgetaucht, sprach man doch von einer deutschen Gesamtkriegslast von 100 Milliarden, von einem künftigen jährlichen Mehraufwand von 7 Milliarden, *) aus denen bis zum Friedensschluß leicht 10 werden können. Daß solche Ziffern nach der herkömmlichen finanzwissenschaftlichen Auffassung die Tragfähigkeit des Steuerzahlers weit übersteigen, daß es somit zu ihrer Begleichung einer völligen Neuorientierung nicht nur der Steuerpraxis, sondern auch unserer Anschauungen vom Volksvermögen und von den Pflichten des einzelnen dem Staate gegenüber bedarf, ist einleuchtend.

Da ist es denn höchste Zeit, auf einige verhängnisvolle Irrtumsquellen aufmerksam zu machen, die uns bis heute die Leistungsfähigkeit eines wirtschaftlich tüchtigen und opferwilligen Volkes weit unterschätzen ließen. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die neu aufzubringenden Milliarden, deren Zahl den Uneingeweihten erschreckt, in keiner Weise mit den „Milliarden" vor Kriegsausbruch zu vergleichen sind, daß vielmehr die neuen wie die alten Schulden des Reichs und der Bundesstaaten durch die einfache Tatsache der Preissteigerung ungemein erleichtert worden sind.

Eine Mark von heute ist ja — an Kaufkraft — keineswegs mehr dasselbe wie eine Mark vor dem Kriege, sondern, wenn wir den allgemeinen Preis-

*) Mit dem Steigen der Güterpreise erhöhen sich all diese Ziffern automatisch. So wird in einer Artikelserie der „Köln. Ztg." von Anfang März der Mehrbedarf des Reichs während der ersten Friedensjahre (einschließlich Retablierungskosten, Entschädigungen usw.) auf 13 Milliarden, abzüglich der durch Anleihen zu deckenden produktiven Anlagen auf 8—9 Milliarden geschätzt; auch dies keine unerschwingliche Summe, nachdem bekannt wurde, daß die englischen Staatseinnahmen bereits im am 31. März abgeschlossenen Finanzjahr 573,5 Millionen Pfund, also über 11,5 Milliarden Mark, betrugen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durchschnitten glauben dürfen, noch knapp die Hälfte. Das Volksvermögen, materiell in manchen seiner Bestandteile um 50 und mehr Prozente reduziert, stellt, in Mark und Pfennig ausgedrückt, heute einen weit bedeutenderen Betrag dar als vor dem Krieg! Damit ist zwar für die Nation wenig gewonnen, wohl aber für den Fiskus, dessen Schulden eine der verminderten Kaufkraft des Geldes entsprechende Verringerung erfahren haben — Verringerung, die aber wieder rückgängig gemacht würde, wenn die Warenpreise vor der Schuldabtragung auf ihr anfängliches Niveau zurücksinken sollten! Es ist mit anderen Worten dem Staate nicht genug anzuraten, seine Schulden zur Zeit der höchsten Preise abzutragen, da sie sich im Falle eines künftigen Preisfalls automatisch um 50 und mehr Prozent erhöhen müßten! Es ist in der Tat eine bekannte Tatsache, daß allgemeine Preisaufschläge den mit fremdem Gelde arbeitenden Unternehmer auf Kosten seines Gläubigers bereichern, während umgekehrt allgemeine Preisfälle, während deren der Geldwert wieder steigt, dem Gläubiger nützen und den Schuldner um seinen Verdienst bringen. Genau in dieser Lage befindet sich aber der größte heutige Schuldner, der Staat: auch seine Last wird durch die Entwertung der Geldeinheit abnorm erleichtert (was u. a. im reichlicheren Fließen aller Staatseinkünfte zur Zeit der Hausse zum Ausdruck kommt), wird aber in Zukunft mit um so ernsteren Schwierigkeiten zu kämpfen haben, je mehr die Preise wieder fallen.

Entgegen einer allgemein verbreiteten Ansicht wird also ein Großstaat unmittelbar nach dem Kriege (wo die Preise voraussichtlich noch steigen werden) an einem Budget von 10 Milliarden nicht schwerer zu tragen haben, als zuvor an einem solchen von 5. Denn zweifellos wird in den ersten Friedensjahren das Preisniveau fast überall etwa 150 % höher stehen als vor Kriegsausbruch. Selbst wenn wir also eine reale Verminderung des Volksreichtums von 20 % annehmen, so wird derselbe für die (nominell) doppelte Steuerlast mit derselben Leichtigkeit aufkommen wie vor dem Krieg für die einfache!

Aber noch andere Umstände machen eine verhältnismäßig leichte Abtragung der Kriegsschuld, eine wesentlich erhöhte Tragfähigkeit des Steuerzahlers nach Friedensschluß wahrscheinlich. So die durch den Krieg bewirkte Konzentration der Vermögen und die leichtere und ausgiebigere Erfassung der großen Vermögen gegenüber den kleinen. Schon heute meldet die Statistik, wie man weiß, eine auffallende Ergiebigkeit der preußischen Einkommensteuer, was wir wohl hauptsächlich dem Umstande verdanken, daß die leicht erfaßbaren festen Einkommen durch den Krieg eine starke Vermehrung erfuhren (die Verheimlichung also schwieriger ist), und daß durch den sinkenden Geldwert das Existenzminimum sowie die Mindestansätze für jede Steuer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klasse eine abnorme Reduktion erfuhren, indem der Mann mit gleichbleibendem Realeinkommen fast regelmäßig in eine höhere Steuerklasse aufrückte!

Auch im weiteren Verlaufe des Krieges und während der ersten Friedensjahre dürfte der Fiskus aus dieser einfachen Tatsache der Geldentwertung noch manchen Vorteil ziehen, der aber unvermittelt aufhören wird, sobald der Preisaufschlag sein Ende erreicht und die Kaufkraft der Geldeinheit wieder wächst.

Auch daran ist kaum mehr ein Zweifel möglich, daß der Krieg unsere finanzpolitischen Grundsätze einer tiefgreifenden Umwertung unterziehen wird. Speziell die konsequente Unterscheidung zwischen produktivem und unproduktivem Reichtum, zwischen notwendigem und überflüssigem Aufwand ist es, die fortan unter den Grundsätzen der Besteuerung einen Ehrenplatz verdient. Der Krieg hat uns ja gewissermaßen erst recht zum Bewußtsein gebracht, wie vieles von unserem privaten Aufwand wir in Wirklichkeit entbehren können, ein wie hoher Bruchteil der nationalen Arbeit im Grunde unproduktiven, weil leicht entbehrlichen Zwecken galt. Ebenso folgenschwer ist aber die Unterscheidung zwischen verdientem und unverdientem Reichtum, die sich auch erst jetzt in die finanzwirtschaftliche Theorie Eingang verschafft. Bisher war man nur zu geneigt, produktive und unproduktive, sozial nützliche und nutzlose Leistungen über einen Kamm zu scheren, vom verdienten und unverdienten Reichtum denselben Tribut zu fordern. Das wird fortan aufhören. Schon zeigen sich die Großstaaten entschlossen, den unnützen Aufwand im Zoll- und Steuerwege fortan in ganz unvermuteter Weise zu belasten.*)

Gerade in der Spannung zwischen dem sozial unentbehrlichen und dem wirklich stattfindenden Arbeits- und Güterverbrauch sind aber zweifellos noch zahlreiche Milliarden aufgespeichert, die der Staat mittels sukzessiver Vervollkommnungen des Steuerwesens größtenteils an sich ziehen könnte. Der Krieg hat uns erkennen lassen, daß nur ein relativ geringer Bruchteil aller in einem Gemeinwesen verrichteten Erwerbstätigkeit der Stillung primärer Bedürfnisse dient und daß er sich durch arbeitsparende Maschinen, durch Zusammenlegung der Betriebe, Vereinfachung des Zwischenhandels,

*) Vorbildlich darf in dieser Beziehung die neuere englische Steuerpolitik mit ihrer drakonischen Belastung des entbehrlichen Konsums (Zucker, Tee, Getränke, Schmuckwaren usw.) und der hohen Einkommen (maximal 42½% statt früher 12½% außer einer nunmehr 60prozentigen Kriegsgewinnsteuer) genannt werden. Auch das letzte Steuerbukett Ribots brachte in dieser Beziehung (soweit es durchdrang) viel Bemerkenswertes. Leider scheinen in Deutschland einer ähnlich durchgreifenden Reform außer der zersplitterten Fiskalgewalt Parteirücksichten entgegenzustehen. Und doch wäre ihrer Verwirklichung der gegenwärtige Augenblick zweifellos günstiger als jeder Zeitpunkt nach dem Kriege!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

organisatorische Reformen aller Art noch erheblich verringern ließe. Wir müssen nur bedenken, ein wie großer Prozentsatz aller industriellen und kommerziellen Tätigkeit in Wirklichkeit auf unnütze Rivalität, auf Kampf unter Mitbewerbern hinausläuft, wie sehr sich z. B. die Zahl der Schenken, der Krämerläden, der Presseerzeugnisse, Buchverlage, ja der Kirchen, Schulen, Vergnügungslokale ohne Nachteil für die Gesamtheit verringern ließe. Überall, wo solche Verhältnisse vorliegen, ist auch Raum für ein kostensparendes Monopol und somit für neue, die Preise nicht notwendig erhöhende Staatseinkünfte. Bisher stand der Verwirklichung solcher Monopole die Macht der vereinigten Handels- usw. Interessenten, sowie die Schwierigkeit, diese Leute neuzubeschäftigen, gegenüber. Nun, da der Krieg von sich aus Handel und Gewerbe zu einer großartigen Konzentration und Zusammenlegung gezwungen, viele Betriebe lahmgelegt, Erwerbstätige arbeitsunfähig gemacht hat, hat sich der Weg für eine durchgreifende Monopolbildung (wenn möglich unter ständiger Mitwirkung privaten Unternehmertums) seltsam geebnet.*)

Aber auch darüber hinaus wird sich der Staat zu einer weitgehenden Differenzierung zwischen notwendigem und Luxusaufwand, zwischen verdientem und unverdientem Reichtum entscheiden müssen. Was die Volkswirte vor dem Krieg über die produktionsfeindliche Wirkung hoher Steuern und Zölle aussagten, das gilt — mit geringen Einschränkungen — für den produktiven und verdienten Reichtum. Niemand wird sich in der Tat mit der Aussicht, die Hälfte seines Gewinns an den Staat abgeben zu müssen, so anstrengen wie zuvor. Allein der „unverdiente", vor allem der ererbte Reichtum ist theoretisch „taillable et corvéable à merci", sozusagen unbeschränkt besteuerbar. — Dasselbe gilt natürlich von Konjunkturgewinn und unverdientem Wertzuwachs, auf deren Ergiebigkeit nach dem Krieg aber nicht stark zu rechnen ist. Natürlich müssen von diesem Standpunkt auch die Ausgaben für unentbehrlichen Lebensunterhalt und für Kindererziehung als produktiv betrachtet, also in hohem Maße von Abgaben befreit werden. Die entbehrlichen Ausgaben der oberen und unteren Klassen sind zahlreich genug, um auch für diesen Ausfall aufkommen zu können.

*) S. in diesem Sinne Jastrow, „Wirtschaft und Verwaltung nach dem Krieg" im 5. Kriegsheft des „Archives für Sozialwissenschaft" usw. Verfasser sieht als künftige Hauptfinanzquelle die Anerkennung privater Monopole unter der Bedingung weitgehender steuerlicher Belastung voraus. Dieselbe werde deshalb eine große Rolle spielen, weil die gesetzliche Regelung der Kartelle, Trusts usw. aus sachlichen Gründen nicht länger zu umgehen ist. In ähnlichem Sinne neuerdings Lansburgh („Die Bank", Februar und März 1917) und A. Hollósy, „Mehrproduktion und Valuta" im „Weltmarkt" vom 12. März.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Saat

Von Franz Groebbels (im Felde)

Es war einmal eine arme Gemeinde.

Lauter ganz alte Leute, friedfertige Frauen und zarte Kinder.

Denn die wehrhaften Männer waren alle hinausgezogen in den Krieg. Und als das neue Jahr anhub und die Schneeglöckchen blühten hinten im Walde, da rief der Älteste die alten Männer zusammen und sprach: „Wir sind arm und alt. Wie sollen wir das Geld aufbringen zur Aussaat, so wir brauchen?“

Und sie berieten lange untereinander.

Die Frauen aber beteten still in ihrer Kammer.

Und die Kinder spielten Krieg.

Und in der Nacht, da bröckelte es leise von den Äckern und lösten sich die schlichten grauen Schollen und wuchsen und wuchsen. Und als die zwölfte Stunde gekommen war, da waren aus den schlichten grauen Schollen viele schlichte graugekleidete Heimatsöhne geworden, und jeder hielt seinen Helm umgekehrt wie ein Gefäß in Händen.

Da sprachen die Felder und die Obstgärten und die Weinberge:

„Was habt ihr in euren Helmen?“

Und die Männer erwiderten: „Die Saat, die nottut.“

Und griffen hinein, und es waren ihre roten zuckenden Herzen, und sie streuten sie über die Felder, die Obstgärten und die Weinberge.

Dann sanken sie in die Erde zurück, woher sie gekommen waren.

Und als es Frühling geworden war und die Amsel sang vorne im Garten, da sprach die Gemeinde: „Es ist ein Wunder geschehen um und um. Unsere Felder und Gärten und Weinberge blühen, ohne daß wir sie bestellt haben.“

Es war aber in den Herzen die goldene Treue gewesen, die wuchs jetzt als goldener Halm nach oben.

Und es war darin gewesen die rote Liebe.

Die blühte jetzt auf als Mohn im Felde, als dunkle Traube am Weinstock und als rotbäckiger Apfel.

Und es hatte darin gewohnt der blaue Glaube.

Der stand jetzt als Ehrenpreis und Kornblume zwischen den Halmen, und die Kinder kamen und pflückten und freuten sich.

Und als es Sommer geworden war und die weißen Wolken wie Träume über den Himmel zogen, rief der Älteste wiederum die alten Männer zusammen und sprach: „Wir sind arm und alt. Wir haben keine Sensen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keine Hände, zu schneiden und zu sammeln, was das Jahr uns schenkte. Was sollen wir tun?"

Und sie berieten lange untereinander.

Die Frauen aber beteten still in ihrer Kammer.

Und die Kinder spielten Krieg.

Und als es Nacht geworden war, da bröckelte es leise von den Äckern und lösten sich die Schollen und wuchsen und wuchsen. Und um die zwölfte Stunde standen die schlichten graugekleideten Heimatsöhne wieder auf den Feldern, und jeder hatte sein Schwert mitgebracht.

Und sie mähten damit die Halme und banden sie, und sie schnitten damit die Frucht und sammelten sie von den Zweigen.

Aus ihren Augen aber tropften dabei still Tränen des Heimwehs, fielen auf Garbe und Frucht, und der Halm und der Apfel und die Traube tranken sie ein.

Dann sanken die Männer in die Erde zurück, woher sie gekommen waren.

Am anderen Morgen aber sprach die Gemeinde: „Es ist ein Wunder geschehen um und um. Unsere Felder und Obstbäume sind geerntet und die Traube liegt bereit im Bottich."

Und die Männer lächelten vor Freude.

Und die Frauen dankten Gott.

Und die Kinder holten sich Halme, Äpfel und Trauben und spielten damit Krieg.

Der Most und der Wein aber waren in diesem Jahr schwerer und süßer als je.

Und das Brot köstlich und herrlich gewürzt mit dem Salze, das es aus den Tränen in sich gesogen hatte.

Die Flüchtlingsfürsorge in Elsaß-Lothringen

Vom Flüchtlingskommissar Pfarrer Klein, Weißenburg i. E.

Der elsaß-lothringischen Regierung ist durch die Räumung einer Reihe von Ortschaften, die in der Front oder unmittelbar hinter ihr, also noch im Bereich schwerer Geschütze liegen, eine Aufgabe erwachsen, der sie durch die Organisation der Flüchtlingsfürsorge gerecht zu werden sucht. Es gibt etwa 50 000 Heimatlose, die einst im Schatten der Vogesen wohnten und jetzt durch das Elsaß, Baden, Württemberg, die Pfalz, Preußen verstreut sind.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwurzelte, gewaltsam und plötzlich aus dem Heimatboden gerissene 50 000 Menschen, vom Achtzigjährigen bis hinab zum zwei Monate alten Säugling. Landwirte, die Scholle und Altväterhaus, Altväterart verlassen mußten; Textilarbeiter, die vom fünfzehnten Jahr ab an der Maschine standen! Das sind unsere Flüchtlinge. Sie zogen aus, ohne Habe, in einem Handbündel den Rest dessen tragend, was ihnen einmal gehörte — ärmer als die Bettler, so kamen sie. Und ihre Not rief aus allen Gauen Süddeutschlands nach Hilfe nicht nur, sondern danach, daß ihnen auf Jahre hinaus der Aufenthalt im Elend erträglich würde.

Es wäre der Fürsorge für unsere Flüchtlinge mancher Umweg erspart geblieben, wäre von Anfang an ein festes Programm, ein Mobilmachungsplan der Flüchtlingsfürsorge dagewesen. Aber es liegt in der Natur der Dinge, daß es solch einen Plan nicht gab. Die Not kam über das Land wie ein Sturzbach; so wenig waren wir vorbereitet, daß wir an alles eher denken konnten als an ein Programm. Wir mußten froh sein, wenn wir den stürzenden Strom erst einmal eindämmten. Monatelang drängte ein Transport den andern, und ganz allmählich erst, als die Wasser sich verliefen, als die erste Bestürzung und anfängliche Unsicherheit einer gewissen Stetigkeit der Verhältnisse Platz machte, wurde so etwas wie ein Programm sichtbar. Heute sieht so vieles einfach aus, was im Anfang uns verwirrte, und anderes, daran vor anderthalb Jahren kein Mensch dachte und denken konnte, fordert heute Kraft und Leitung. Das ist aber etwas fast Neues, daß eine große Arbeit die Gesetze, nach denen sie zu geschehen hat, aus sich heraus vor die hinstellt, die ihr sich verpflichtet fühlen müssen. Und es ist reizvoll, einen Neubau zu schaffen, der ganz und gar den Bedürfnissen entspricht, die ihn notwendig gemacht haben. Bemerkenswert ist hierbei, daß es sich um eine staatliche Fürsorge handelt. Die elsaß-lothringische Verwaltung hat den Beweis erbracht, daß sie ohne Pedanterie und ohne sich an Vorbilder anlehnen zu können, völlig aus den Notwendigkeiten heraus eine Organisation zu schaffen gewußt hat, die sich bewährt und der Aufgaben, auch wenn immer wieder neue aufstehen, Herr wird.

* * *

Daß es nicht allzu leicht war, dem Landwirt, der in irgendeine Industriegegend verschlagen wurde, oder dem Textilarbeiter, der in einem Bauerndorf Arbeit fand, die entsprechende Arbeit zuzuweisen, leuchtet ohne weiteres ein. Das hat aber manche sonst nicht leicht zu schaffende Annäherung beider Gruppen mit sich gebracht. Der Bauer stand an der Maschine monatelang. Die Weberin legte Kartoffeln oder lernte Gartenarbeit; der Industriearbeiter ist ein wenig Bauer geworden. Wir sind mit diesem Nebenertrag unserer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flüchtlingsarbeit nicht unzufrieden und hoffen, daß sie im Frieden einmal ihre Frucht weiter tragen wird.

* * *

Der Elsässer ist einer der bodenständigsten deutschen Stämme. Diese Bodenständigkeit ist deutsches Mal an seiner Stirne. Alemannisches Erbe. Wie viel Heimweh ist in unseren Flüchtlingen! Davon ahnt nur der etwas, der ihnen stammverwandt ist, ihren Dialekt spricht und etwa in Witzenhausen oder Bitburg oder Hanau zu einer elsässischen Flüchtlingsfamilie kommt: „Güete Nowe bisamme!" Man muß beim Abschied die Alten in Tränen gesehen oder am Krankenbett eines Siebzigjährigen die Klage gehört haben: „Wann i starb, wann i in der Framde starb!" Der Ruf nach der Heimaterde, die von Granaten umgepflügt ist! Die hundertfältige Frage vergesse ich nicht, die Frage nach dem Dorf am Hang des Hartmannsweiler Kopfes, im Münstertal, an der Schweizer Grenze; die Frage nach dem väterlichen Hof; und nicht das Abschiedswort: „Namme-n-uns mit!"

Und doch: da und dort sprechen unsere dunkeläugigen und schwarzhaarigen Mädels aus dem Oberelsaß ein niedliches „Schwowedütsch" oder antworten auf die Frage, wie es ihnen gefällt: „Janz jut!" Und es wiederholt sich die Geschichte vom Reservemann, der heimkommt und zwei Tage lang seinen Heimatdialekt nur noch kann, wenn er — fensterlt!

Das ist nicht schlimm, erinnert uns aber daran: sie sollen ihrer Heimat erhalten bleiben. Darum wird der Zusammenhang mit ihnen möglichst gepflegt, und die Fahrten der Heimatpfarrer, meine eigenen Fahrten zu unseren Flüchtlingen haben uns oft genug den Beweis erbracht, wie sie selbst uns das danken. Daß sie warten müssen, immer wieder, von einem Frühjahr zum anderen warten, bis ihnen die Wege nach Hause freigegeben werden können, stärkt vielleicht am meisten ihr Heimatgefühl und läßt sie die Berge nicht vergessen, in deren Schatten sie geboren sind.

Damit soll nicht dem Partikularismus das Wort geredet werden. Partikularisten waren diese Leute eigentlich nie. Aber es bleibt doch auch heute von Wert, daß der Einzelne sich seines Einzelwertes bewußt bleibt oder werde, und unsere Flüchtlinge werden erst erkennen, daß sie „draußen" etwas gewonnen haben, wenn sie wissen, was ihnen daheim an Engem und Weitem eigen war.

Der erste Ruf unserer Heimatlosen ging natürlich nach Brot und nach einem Dach. Die wirtschaftliche Not schrie zunächst nach Abhilfe. Da mußte denn die Tür gesucht werden, die den Flüchtlingen sich öffnete — im Winter 1915 — und die Hand, die ihnen das Brot brach. Die Tür fand sich und die Hände. Die Tausende strömten in badische und elsässische Dörfer und wurden dort einquartiert. Sie waren seelisch und körperlich müde und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlangten nach nichts anderem zuerst als nach einem ruhigen Winkel und einem Bissen Brot, nach ein wenig menschlichem Mitempfinden und — nach Ruhe. So saßen sie und träumten zu den Bergen hin, zu den Dörfern, die im Granatenhagel lagen, und warteten auf den Tag der Heimkehr. Aber nicht ihnen allein erschien der Zustand der Heimatlosigkeit als ein vorübergehender. Damit rechnete auch die Behörde, die inzwischen Transport auf Transport unterzubringen hatte und darum nichts weiter zu tun vermochte, als die Mittel sicherzustellen, welche die Unterbringung der Flüchtlinge möglich machten.

Aber allmählich, als die Wochen und Monate hingingen, konnte das Provisorium nicht mehr genügen. Es fehlte den „Fremdlingen" ein Zwiefaches: der Familienzusammenhang und die Beschäftigung. Kinder hatten keine Eltern, Eltern keine Kinder mehr — und auf Almosen angewiesen zu sein, tut auf die Dauer nicht gut. So mußten die einzelnen Familien wieder selbständig gemacht werden und den Arbeitsfähigen Arbeit gesucht werden. Ein hart Stück Arbeit war das — und sie ist noch nicht restlos getan. Sie war aber notwendig, sollten die Flüchtlinge nicht sozial verkommen. Vorbedingung war die Fixierung eines nach der Kopfzahl der Familie gestaffelten Einkommens, das der einzelnen Familie sichergestellt werden mußte. Es bewegt sich zwischen 55 ℳ für eine einzelne Person und 200 ℳ für eine zehnköpfige Familie. Die Beträge sind an sich nicht gering, aber sie sind leicht zu steigern, wenn in Betracht gezogen wird, daß alle Nebeneinkommen aus Renten und sonstigen Unterstützungen nur mit einem Teilbetrag angerechnet werden, und daß der Flüchtling, der arbeitsfähig ist, es in der Hand hat, sein Einkommen wesentlich zu vermehren. Wenn für eine fünfköpfige Familie ein Einkommen von 144 ℳ vorgesehen ist und zwei arbeitsfähige Mitglieder der Familie monatlich 150 ℳ verdienen, könnte die Rechnung einfach dahin lauten: da das Einkommen durch Eigenverdienst erreicht wird, fällt die Unterstützung weg. Nun stehen aber unsere Flüchtlinge wirtschaftlich und sozial in viel engeren Schuhen als andere Leute: sie haben nichts oder nichts Nennenswertes, das ihnen eigen ist. Und sie arbeiten in fremder Umgebung mit weniger Freudigkeit als der einheimische Arbeiter; und ihre Arbeitsfreudigkeit soll angeregt werden dadurch, daß ihnen nur etwa 60 % ihres tatsächlichen Verdienstes auf ihre Unterstützung angerechnet werden. Das Rechenexempel lautet demnach so: 150 ℳ Verdienst mit 60 % angerechnet = 90 ℳ. 144 ℳ — 90 ℳ = 54 ℳ. Diese 54 ℳ werden an Unterstützung weitergezahlt. Die fünfköpfige Familie bezieht also ein Einkommen von 204 ℳ im Monat. Aber unsere Flüchtlinge genießen außerdem eine Reihe von Nebenvergünstigungen und sind wirtschaftlich in weit besserer Lage als etwa beschäftigungslose Textilarbeiter.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drei Gedichte

Von Wilhelm Schuſſen

Föhnglanz

Sturmwolken verlohen am Hügelzug.
Zu wunderſamem Augentrug,
Zwiſchen Schatten grell geſchoben,
Erſteht ein Dorf, vom Gold gehoben,
Wie eine Inſel des Lichts.
Und wenn ich auch weiß, daß ins Nichts,
Ins Schattendunkel
Wieder ſinkt das Sonngefunkel:
So fällt doch wie Glanz aus ewigem Meer,
Aus dem das Licht und alle Hoffnung ſtrömen her,
So fällt doch dieſer magiſche Schein
Wie ein Unterpfand mitten aus dem Sturm in meine Seele herein.

Sommer

Wo da und dort ein Schmetterling
Entſteigt der Blumen Feſtvereinen,
Die die wilden Bienen küſſen,
Liegt die Luſt als Sonnending.
Jetzt ſollte man nichts beweinen,
Nichts bereuen und nichts erbangen müſſen,
Dann könnte man einmal glücklich ſcheinen.

Mondnacht

Schweigenden Mondes ruhender Glanz
Auf blauendem Grund,
Glitzernder Sterne endloſer Kranz,
Gebt mir eure Antwort kund!

Schweigenden Mondes ruhender Schein,
Friede rundum,
Hüllet mich ein,
Machet alle meine Ziele ſtumm!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kein Universalmittel

Es gibt kein Universalmittel, das allein den Erfolg im großen Völkerringen verbürgt. Die Gewißheit des praktischen Erfolges liegt in einer resultierenden verschiedener Kraftkomponenten. Für den abstrakten, moralischen Erfolg mögen als Universalmittel immerhin die Zuversicht in die eigene Volkskraft, Selbstvertrauen, Rechtsbewußtsein und das Vertrauen in die bewährte Leitung gelten, der praktische Sieg wird bei einem Krieg, der nicht nur auf militärischem Boden, sondern auch auf wirtschaftlichen, politischen, finanziellen und sozusagen auf allen Gebieten ausgekämpft wird, immer das Resultat verschiedener Posten sein.

Wer das richtig erfaßt, wird allein vor Enttäuschungen, Niederschlägen und Entmutigungen gefeit bleiben. Der U-Bootkrieg, der so erfolgreich angesetzt hat, so daß ihm auch auf feindlicher Seite Ernst und Wirkung nicht abgesprochen werden können, kann allein auch nicht die Entscheidung bringen. Er ist einer der Kraftkomponenten wie der Landkrieg, der Durchhaltungskampf der Heimat es sind, die zusammen den Erfolg ergeben sollen. Eine wichtig wie die andere, jede der bis aufs äußerste gehenden Spezialisierung bedürftig. Keine ein Universalmittel.

Es ist nötig, daran zu erinnern, weil eine übertriebene Vorstellung von der Alleinwirkung eines Mittels das klare Urteil der breiten Massen beeinträchtigen und eine schädliche Lässigkeit bezüglich der anderen Mittel, vor allem in der täglichen Verantwortung, zur Folge haben könnte.

Nur ein Zusammenwirken, und zwar auf weitgetrennten Spezialgebieten, kann uns die erhoffte Entscheidung bringen.

Unsere U-Boote mögen, wie wir erwarten, nicht nur die Widerstandskraft des zähen Englands vermindern, sondern auch die überseeische Zufuhr der Kriegsmittel für die Entente empfindlich abschwächen, dem Irrglauben, der sich vielfach in unseren Mitten breitmacht, als sei damit das Kriegsende zu einem ganz nahen Zeitpunkt gerückt, muß entgegengetreten werden. Ohne den geringsten Kleinmut, aber aus Wahrung des ungetrübten Urteils und zur Stärkung des Widerstandes und der Kraftäußerungen auf den anderen Gebieten, die den Krieg mitführen.

Unsere Interessen an den Erfolgen der Flotte dürfen jenes an den wichtigen Bestrebungen auf den Landkriegsschauplätzen, den Stellungskrieg in einen Bewegungskrieg zu wandeln, den Anstrengungen, die für uns günstige Kriegslandkarte mit äußersten Kraftmitteln festzuhalten, ebensowenig in den Hintergrund schieben als das Interesse daran, unser Volk vor Ernährungssorgen um jeden Preis zu schützen. In der Erkenntnis der gleichen Wichtigkeit aller dieser Faktoren liegt die entscheidende Kraft, deren wir bedürfen.

Für den U-Bootkrieg war von fachlicher Seite von vornherein eine längere Wirkungsdauer als conditio sine qua non des Erfolges vorgesehen, auch wohl niemals an die Bedeutung eines Universalmittels gedacht. Der Volksmund hat da rasch den Begriff von sofortiger Aushungerung Englands geprägt, die nicht zutreffen kann. Das zähe Engländertum so einzuschätzen, daß es nicht durch einige Zeit das aushalten werde, was wir nun schon so lange mutig tragen, hieße doch leichtfertig urteilen.

Dazu tritt noch, daß die Regierung in England es weit leichter hat, Politik über die Köpfe des Volkes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinweg zu machen als anderswo. So sehr es eine Anomalie scheint, nimmt nirgends das Volk in dem parlamentarischsten Land der Erde, dem britischen Reich, so wenig Einfluß auf die auswärtige Politik der Regierung als eben in England.

Solange also die Lords und die Londoner Citygrößen nicht tatsächlich hungern, wird England nicht leicht friedensmürb.

Mit Ruhe und richtiger Einschätzung der erforderlichen Zeitdauer für die Wirkungen wird man, mit Fallenlassen der Idee des Universalmittels, an dem Vertrauen und der Zuversicht in den Enderfolg — nichts einbüßen, dagegen den eigenen Pflichtenkreis fester ausfüllen.

W. S.

Georg Simmels „Rembrandt“ *)

Es gibt Denker, deren Erleben der Dinge so stark ist, daß sie immer den überfachlichen Belang ihrer Untersuchungen erweisen. Sie bleiben nicht innerhalb der irgendwie willkürlich abgesteckten Grenze ihres Sondergebietes. Wenn man den Philosophen nicht als denjenigen Mann ansieht, der zeitlos gültige Gesetze aufzuzeigen hat, sondern ihn als den Forscher erkennt, der das aufnehmende und reagierende Organ für die Ganzheit des Seins hat — dann ist Georg Simmel freilich einer der größten Philosophen.

In seinem neuen Buch, einem „kunstphilosophischen Versuch“, in dem er die Summe Rembrandt zu erfassen sucht, stecken wieder alle für diesen Philosophen bezeichnenden Formen der Haltung und der Methodologie. Nichts ist auf die sonst gerade bei der kunstwissenschaftlichen Betrachtungsweise häufige Einzelerforschung gerichtet. Immer ist die Ganzheit gesehen. Aber es ist das Verdienst dieses Buches, daß es allen Gefahren grundsätzlicher Einstellung begegnet. Simmel gefährdet nie das Erlebnis der Kunst. Wo er die Wesenheit des Porträts und besonders des Rembrandtschen erklärt; wo er die Individualistik dieses Malers aufweist und das besondere Wesen des Lichtes bei ihm; wo er in der ganzen Bewegung auf die Malerei und von der Malerei her zu Resultaten allgemeiner Art kommt, nie tut er dem Kunstwerk als schlechthin einmalige Tatsache etwas zuleide. Das Ganze des Kunstwerks wird als Dasein und Erlebnis vorausgesetzt, und auf dieser Voraussetzung baut der Philosoph ein Gebäude von tiefster Deutung und Bedeutung auf. Und eine neue wesentliche Aufgabe der Philosophie wird ersichtlich: die nämlich, von dem Einzelding, einem Maler, einem Dichter (wenn man an sein Goethebuch denkt) oder dem Geld (wenn man seine soziologischen Theoreme ins Auge faßt) die Tangenten anzulegen an die letzten geistigen Zusammenhänge und Tiefen überhaupt. Deshalb wird dieses Buch für den Kunsthistoriker vielleicht nicht viel besagen: weil es keine neuen Bilder Rembrandts entdeckt hat, keine Stilbestimmung gibt und überhaupt die handwerkliche Wissenschaft nicht fördert.

Aber für alle anderen ist es ein bedeutsames Erlebnis, weil hier ein großer Maler (das, was wir immer fühlten) nicht mehr lediglich mit der Begrifflichkeit der Kunstgeschichte gesehen wird, sondern in geistigen Zusammenhängen größter Tragweite

*) Rembrandt, von Georg Simmel, bei Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erscheint. Dieses Buch hat das Wesen aller großen Bücher: es erschöpft innerhalb seiner Grenze alle Möglichkeiten und weist dennoch über sich hinaus. So wird uns zwar das Wesen des Rembrandtschen Porträts ersichtlich (das als die Lebensvergangenheit im Bilde bezeichnet wird), die spezifische Religiosität und das ewige und große Wunderwerk Rembrandtscher Kunst, die Lichtverteilung, ersteht; so wird jedes einzelne Bild des Malers durch manchmal ganz nebensächliche Hinweise charakterisiert und gewertet — aber so sehr im einzelnen eine Fülle tiefen Verstehens für das Wesen der Malerei ersichtlich ist, das, was den Wert des Buches ausmacht, ist eben, daß die philosophischen Begriffe hier aus ihrer eigenen Gesellschaft heraustreten. Das Rüstzeug der Philosophie erweist seine Gültigkeit am Gegenstand einer anderen Disziplin. Die Dinge eines anderen Gebietes werden gleichsam in den „philosophischen Adelsstand" erhoben.

Die Skepsis gegen dieses Buch kann von zwei Seiten kommen: einmal kann der Kunsthistoriker behaupten, man könne mit der philosophischen Begrifflichkeit nicht einen Maler in seiner Einzelheit und Ganzheit erfassen; dann aber kann man jenes merkwürdige Gefühl, mit dem man jedes Simmelsche Buch aus der Hand legt, und das man vielleicht den relativistischen Katzenjammer nennen könnte, gegen den Autor vorbringen und sagen, daß dieses Buch eben nur einen unter vielen Gesichtspunkten festhält, eine Methode neben vielen anderen.

Mir will aber scheinen, daß der Grundwert und die Bedeutsamkeit des Buches auch dem Einwand relativer Gültigkeit sieghaft begegnen kann.

Norbert Einstein

Der Judenroman eines Lappen

Immer wieder findet das jüdische Schicksal neue Formung, Nicht nur um des breiten jüdischen Leserkreises und der zeitgeschichtlichen Aktualität des Problems willen. Die immanente Tragik des jüdischen Schicksals schreit geradezu nach Gestaltung.

Der Lappe Matti Aikio hat in seinem Roman „Der Sohn des Hebräers" (München, Georg Müller), den Niels Hoyer in ein sehr schönes Deutsch übertragen hat, von neuem künstlerische Bewältigung des tragischen Judenschicksals versucht. Mit dem Juden verband den lappischen Dichter dieses: Fremdrassigkeit inmitten einer germanischen Umwelt, Ewig-Fremdsein in Europas Temperament, Paria-Schicksal seines kleinen Volkes. Aus diesem Zwiespalt zwischen nationaler Eigenart und fremder Umwelt erwächst das Leid des Juden David Hesmon.

So schildert Matti Aikio das herbe Einsamsein des Lappen unter der Maske des Juden. Aber die jüdische Tragödie formt er nicht. Denn diese ist nicht nur Tragik äußeren Geschickes, sondern inneren Zwiespalts der Seele. Die einfache Natur David Hesmons hat nichts von jüdischer Zerrissenheit. Nichts von dem jüdischen Widerstreit verfeinerter Nerven und harten Intellektes, verlangender Glaubenssehnsucht und zersetzender Zweifel. Die tiefsinnige Legende vom ewigen Ahasver erfaßt das Judenschicksal viel abgründiger, erfaßt es von seiner inneren Seite: nicht Bedrängung der Umwelt, sondern ewig unerfüllte Unrast der eigenen Seele zeugt hier die Tragödie des Juden.

Es wird heute so unendlich viel über Jüdisches geschrieben. Und doch immer nur von zwei Polen aus: mit Bitterkeit oder mit Sentimentalität.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wann wird uns endlich die große Ahasver-Dichtung geschenkt werden, die herb und innerlich genug ist, der immanenten Tragik des Juden künstlerische Gestaltung zu geben? Soviel scheint mir gewiß: nie wird sie ein Jude schaffen können, dem die brennende Wunde dieses Leides noch zerstörerische Qual ist; nur einer, der die ewige Wanderschaft der jüdischen Seele überwunden und Heimat des Glaubens und Wirkens gefunden, kann die Tragödie des Juden gestalten aus wissendem Mitgefühl.

Max Fischer

Die Zukunftsaufgabe des Postschecks

Über die Notwendigkeit, auch in Deutschland den bargeldlosen Zahlungsverkehr weit mehr als bisher zu pflegen, ist in den letzten Monaten so viel geschrieben worden, daß es wohl manchem allmählich zu viel geworden ist, besonders da ja die Frage an und für sich scheinbar außerordentlich einfach ist: wenn wie bisher vorwiegend in Bargeld bezahlt wird, so muß man in ungebührlicher Weise entweder das Metallgeld oder aber neuerdings die Banknoten der Reichsbank in Anspruch nehmen. Beides ist volkswirtschaftlich gefährlich, denn das Hartgeld braucht die Reichsbank, um die Banknoten sicherzustellen, und ein allzu großer Umlauf in Banknoten gefährdet wiederum die entsprechend sichere Deckung, macht gegenüber dem Ausland einen sehr ungünstigen Eindruck, drückt auf unsere Valuta und damit indirekt auch auf die ganze Warenpreisbewegung. Dies ist der volkswirtschaftliche Vorteil. Für den Einzelnen kommt noch hinzu, daß die Zahlung mit Scheck oder durch Überweisung billiger ist als die Barzahlung. Soweit wäre also, wie gesagt, die Frage außerordentlich einfach, und es wäre überflüssig, heute nochmals auf das sehr ausführlich erörterte Thema zurückzukommen. Und trotzdem ist es notwendig, und zwar aus folgenden Gründen: Mit außerordentlichem Eifer ist man von allen Seiten an die Lösung des Problems herangegangen. Aber die Art und Weise, wie das geschah, befriedigt so wenig, daß heute vor lauter Agitation das Publikum nicht mehr weiß, was es tun soll, und daß es zum großen Teil auf ganz falsche Wege geleitet worden ist. Das ist begreiflich, denn zur Förderung des bargeldlosen Verkehrs fühlen sich bei uns eine Reihe von Stellen berechtigt und verpflichtet. Da ist die Post mit ihrem Postscheckverfahren, die Banken mit ihrem Bankscheck- und Überweisungsverkehr, die Sparkassen und Genossenschaften mit ähnlichen Einrichtungen. Da nun jeder aus menschlich begreiflichen Gründen nur an sich und seine Einrichtungen denkt, so wird derjenige die größten Erfolge erzielen, der am beweglichsten ist, der am besten die Reklametrommel zu rühren versteht, der kaufmännisch vorgeht. Daß da die Post ins Hintertreffen kommt, liegt auf der Hand, denn sie ist ein Staatsbetrieb, und dementsprechend liegt ihr die kaufmännische Propaganda äußerst fern. Umgekehrt müssen notwendigerweise die Banken darum die größten Erfolge erzielen, weil sie schon durch ihre weitverzweigte kaufmännische Organisation den meisten Einfluß auf das Publikum ausüben. Leider nun hat niemand bei dieser ganzen Arbeit gefragt, welche jener Einrichtungen sich für das große Publikum am besten eignet, ob sich eines für alle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schickt oder ob etwa eine systematische Arbeitsteilung eintreten soll. Daß die beteiligten Stellen das nicht getan haben, ist ebenso bedauerlich wie begreiflich, weil jeder zuerst an sich selbst denkt. Aber man hätte denken sollen, daß sich die Reichsbank, der doch in erster Linie die Verteidigung unserer Währung obliegt, um die Sache gekümmert hätte, etwa durch die Aufstellung eines genauen Arbeitsplanes. Sie hat es nicht getan, hat sich, nebenbei bemerkt, sogar sehr, sehr lange um die ganze Angelegenheit überhaupt nicht gekümmert, ist dann aber mit allerhand Merkblättern herausgetreten, die zum Teil recht unglücklich und irreführend abgefaßt waren.

Fast noch schlechtere Erfahrungen als das verwirrte Publikum hat übrigens mancher jener Kreise machen müssen, die sich dem bargeldlosen Verkehr zur Verfügung stellten. Das gilt vor allem von den Banken, namentlich den Großbanken. Diese agitierten für den bargeldlosen Verkehr teilweise deshalb, weil die Presse und wohl auch die hohen Behörden darum ersuchten. Sie waren sich aber auch nicht der Folgen bewußt, die eine derartige Agitation mit sich bringen würde. Diese Konsequenzen sind keineswegs immer angenehm für die Banken. Angestachelt von der Aufforderung, sich doch ja recht eifrig des bargeldlosen Verkehrs zu bedienen, ließen sich eine Unmenge kleiner und mittlerer Existenzen bei den Banken Rechnungen eröffnen und zogen nun mit Feuereifer Schecks auf die kleinsten Beträge. Große Betriebe aber, wie etwa Kommunen usw., die sich vor dem Vorwurf der Rückständigkeit bewahren wollten, beauftragten fortab ihre Banken, an jedem Monatschluß ihren gesamten Verkehr, der oft Tausende von Posten umfaßte, zu begleichen, angefangen von Beträgen über einige tausend Mark bis herunter zu Posten von 5 und 6 Mark. Wer den Bankbetrieb einigermaßen kennt, wer namentlich weiß, mit welchen ungeheuren Personalschwierigkeiten diese Institute heute zu rechnen haben, wird sich nicht wundern, zu hören, daß derartige Belastungen, namentlich durch die kleinen und mittleren Kunden, dann aber durch den Kleinkram mancher großen Kunden, daß heute die Banken einfach nicht mehr weiter können, daß es ihnen vor dem bargeldlosen Verkehr manchmal schaudert.

Was für Lehren sind nun aus dieser Feststellung zu ziehen? Sollen wir etwa die Bestrebungen für den bargeldlosen Verkehr eindämmen und aufgeben? Nichts wäre verkehrter als das. Im Gegenteil, wir müssen ihn mehr pflegen als je, schon deshalb, weil wir sonst in Zukunft recht böse währungstechnische Erfahrungen machen werden. Aber wir müssen ihn richtig, systematisch pflegen. Das aber bedeutet, daß der ganze Klein- und Mittelverkehr nicht durch die Banken, sondern durch die Post erledigt werden muß. Die Post nämlich ist durch ihre Einrichtungen und ihr ausgezeichnetes System in der Lage, auch kleine und mittlere Zahlungen reibungslos abzuwickeln. Sie ist vor allem imstande, den ganzen Betrieb viel billiger und rationeller zu bewältigen als etwa der Bankscheck, wie denn überhaupt der englische Bankscheck auf einer erheblich niedrigeren Stufe steht als etwa der deutsche Postscheck. Man vergegenwärtige sich einmal den verschiedenen Vorgang der beiden Zahlungsinstrumente: der Bankscheck muß zunächst an den Empfänger geschickt und von diesem erst wieder an eine Bank weitergegeben werden, entweder um dort in bar eingelöst zu werden (was sehr häufig geschieht und was eigentlich gar kein bargeldloser Verkehr mehr ist) oder aber er muß der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bank übergeben werden, um dort gutgeschrieben zu werden, was unter Umständen nicht nur Zeit, sondern auch Geld kostet. Darum ist es ganz richtig, wenn gesagt wird, der Bankscheck macht aus der Bringschuld eine Holschuld.

Ganz anders aber ist es mit dem Postscheck, der seinen Namen eigentlich zu Unrecht trägt. Denn er ist in Wahrheit eine Überweisung, die edelste Form des Zahlungsausgleichs. Hier verfügt man einfach auf einem Formular die Übertragung einer gewissen Summe vom eigenen Konto auf das Konto des Empfangsberechtigten. Dieser erhält dann ohne irgendwelches Zutun von der Post Anzeige und Gutschrift zugestellt und kann nun seinerseits in jeder Weise über das ihm gutgeschriebene Geld verfügen. Freilich ist das darum noch nicht in restlos idealer Weise möglich, weil die Mehrzahl der Menschen noch kein Konto bei der Post besitzt. Es sind heute im Deutschen Reich erst ungefähr 180 000. Wenn wir aber erst einmal so weit sind, daß jeder irgendwie in Betracht kommende Staatsbürger mit einem gewissen Einkommen eine eigene Kontonummer besitzt, wird sich der ganze Zahlungsverkehr in wunderbarer Weise durch Ab- und Zuschreiben erledigen lassen. In England hat man einmal das Wort geprägt: Nur wer mit Bankscheck zahlt, ist ein Gentleman. Wir müssen in Deutschland so weit kommen, daß man auch bei uns sagt: Nur wer ein eigenes Postscheckkonto hat, ist Vollbürger. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Leser zu veranlassen, sich ein Postscheckkonto zuzulegen. Selbst wenn er überzeugt ist, daß für ihn ein derartiges Konto eigentlich nicht in Frage kommt, so soll er doch einmal den Versuch machen. Irgendwelches Risiko ist damit ja nicht verknüpft. Er braucht lediglich 50 Mark bei der Post zu haben, die er in dem Augenblick, in dem ihm die Sache nicht mehr behagt, ohne weiteres zurückerhält. Jedem, der den Versuch macht, wird es so gehen wie dem Schreiber dieser Zeilen, der ebenfalls nur „des Prinzips wegen" sich neben seinem Bankkonto ein Postscheckkonto zugelegt hat und es heute nicht mehr entbehren könnte. Daß natürlich die Einrichtungen der Post, so ausgezeichnet sie sind, in gewissen Punkten verbesserungsfähig sind, weiß am besten die Postverwaltung selbst, die auch mit der Zeit weitere Neueinrichtungen und Vervollkommnungen treffen wird. Aber schon heute ist, wie gesagt, die Einrichtung vorbildlich und bietet für den kleinen und Mittelverkehr bei weitem mehr Vorteile als etwa der Bankscheck. Die Banken selbst aber sollten sich nicht scheuen, diese Wahrheit auch ihrer Kundschaft gegenüber zu vertreten. Einen Nachteil hätten sie davon darum nicht, weil irgendwelche Gefahr, daß ihnen etwa Depositen durch diese Abwälzung entzogen würden, ausgeschlossen ist.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wahlrecht und Romantik

Von Hermann Gottschalk

elegentlich der bevorstehenden Verfassungskämpfe werden wir die Auferstehung einer alten Allianz genießen: Romantik und Reaktion. Zwar hat sie keine Aussicht, wieder zu ihrer alten Macht schrecklichsten Angedenkens zurückzugelangen, sie kann und wird aber sehr heftig gegen das Reformwerk anstürmen und in weiteren Kreisen Verwirrung anrichten. Ihre Enttäuschung am Deutschen Reich wächst mit ihrer Niederlage, und das einstige bismarckische Stigma für die deutsche Demokratie, der „Reichsfeind", wird von ihnen vielleicht freiwillig als Ehrenname übernommen werden — wenn es gelingen sollte, der Reaktion in den Einzelstaaten vom Reiche aus den Endprozeß zu machen.

Das Lieblingsargument der reaktionären Romantiker und romantischen Reaktionäre (von den realpolitischen wollen wir hier nicht reden) ist die Erhaltung der deutschen Eigentümlichkeiten. A allgemeine, B besondere. Von den vielen Klein-a und Klein-b, in die sie weiter zerfallen, werden wiederum die als reinstes deutsches Gold befunden, die am undemokratischsten sind. Eine einfache und sichere Methode, um ohne weiteres herauszufinden, was deutsch und undeutsch ist. Als idealstes Scheidewasser gilt das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Da es zufällig in anderen Ländern früher (freilich nicht so vollkommen) verwirklicht wurde als in Deutschland, so muß es undeutsch sein samt allem demokratischen Grundsatzkram, der damit zusammenhängt. Die „allgemeine Gleichheit und Freiheit" freilich, als alleingültige praktische Forderung, darin könnte man den Romantikern recht geben, wenn sie diese allein meinten, die ist abstrakt, gegen alle Natur, aber gegen die französische ebensogut wie gegen die deutsche. Sie aber und das allgemeine gleiche Wahl-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

recht in einen Topf werfen, das heißt die abstrakte moralische Forderung und ihre konkrete Lebensbeantwortung miteinander verwechseln. So etwa, als wollte man das Gebot: Du sollst nicht töten, wegen seiner Unmöglichkeit für ungültig erklären und zugleich alle Gesetze, die das Töten verbieten, abschaffen. Die praktische Unmöglichkeit einer abstrakten Moralforderung schließt doch nicht ihre allzeitige Notwendigkeit aus. Wir würden das Töten verbieten, auch wenn die zehn Gebote nicht geschrieben wären, ebenso wie wir es erlauben, trotzdem wir sie anerkennen. Das Gebot besteht; wir kommen weder in Gehorsam noch Übertretung daran vorbei. Es ist nichts anderes als einer der Sätze, die das Individuum heiligen! Darum übertreten wir es nur, im Falle die Erhaltung des Individuums weniger wichtig wird als die der Gesamtheit. Und mit der allgemeinen Gleichheit und Freiheit ist's dasselbe. Sie ist ebenfalls einer der Sätze, die das Individuum heiligen. Aber auch er wird in Gehorsam und Übertretung durch das Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit von Fall zu Fall umgestaltet. Wir gehorchen ihm im Falle der Gleichheit des bürgerlichen Rechts: seit Abschaffung der Leibeigenschaft gibt es nur noch gleichwertige Kontrahenten. Wir widerstreben ihm im Staatsdienst, worunter z. B. der militärische Gehorsam fällt. Bedingte Rückstände der Leibeigenschaft — Beschränkungen der Freizügigkeit und des Koalitionsrechts — erhalten sich nur, wo es den Nutznießern gelingt, Interessen der Gesamtheit vorzuschieben. Verstellt das Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit, und sofort wird jener absolute Satz neue Veränderungen erfahren. Wer in diesem Sinne an den Sozialismus denkt, wird sofort wissen, was ich meine.

Was dem Romantiker am Reichstagswahlrecht so zuwider ist, das ist der Gedanke, daß der Gescheiteste und der Dümmste dasselbe Stimmgewicht besitzen sollen. Wie undeutsch diese Annahme ist, wollen wir später erörtern. Zunächst eine Frage an die Herren, warum sie sich nicht im geringsten darüber aufregen, daß der Gescheiteste und der Dümmste auch dieselbe Pflicht haben, sich für die Gesamtheit totschießen zu lassen. In der Ehre fürs Vaterland ist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die allgemeine Gleichheit anerkannt. Sind denn aber alle Leiber gleich? Vertritt der Leib eines hochbezahlten und feinkultivierten Menschen im Verhältnis zum Vaterland keine andere Größe als der des Grubenausräumers? Hier auf einmal erhält das abstrakte Gleichheitsgebot konkrete Gültigkeit, und doch ist es wahrscheinlich wichtiger, daß ein Begabter, als daß tausend Unbegabte, wenn wir auch nur vom Leibe als dem Instrument der Arterhaltung sprechen, erhalten bleibt. Es steckt etwas Erhabenes, Religiöses in dem allgemeinen und gleichen Opfer fürs Vaterland, wiewohl die Vernunft sich doch ungeheuer dagegen sträubt. Wie gering aber ist der Schaden, den eine unvernünftig abgegebene Wahlstimme anrichtet, im Vergleich zu dem, den der Tod des Grubenausräumers, geschweige des Hochbegabten, für die Gesamtheit bedeutet!

Aber noch in einem anderen Sinne ist der Skrupel über die Stimmengleichheit unbedacht. Bei der Stimmabgabe des einzelnen fällt seine Intelligenz, besonders seine Übersicht über die staatlichen Fragen gar nicht ins Gewicht. Er gibt sie ja nicht als Kluger oder Dummer ab, als politischer Denker oder Nichtdenker, man müßte wohl sonst der großen Mehrzahl auch der „Männer von Besitz und Bildung" die Wahlzelle wieder sperren. Sondern er meldet sich als Interessent. Es ist seine einzige Möglichkeit, sein freies gutes Recht auf Mitgestaltung seiner Lage auszuüben. Aus seiner Stimme spricht nicht seine Person, sondern die Volksschicht, zu der er gehört. Der ungeheure Rahmen eines Siebzig-Millionen-Volkes bedarf eines vereinfachenden Abstimmungsapparates, dessen einzelne Stimmen nicht Stimmen von Individuen, sondern von deren Schichten und Gruppen sind. Nicht die individuellen Potenzen, sondern die Gesamtbedürfnisse sollen zur Aussprache kommen, um Einrichtungen, nicht Individualwerte zu schaffen. Darum ist der gleiche Zutritt aller Beteiligten notwendig. Es gibt nichts Unpersönlicheres als ein Wahlstimmenhaufen, aber auch nichts, was so deutlich allgemeine Notwendigkeiten ans Licht schafft. Bildet sich ein an die Urne tretender hochindividueller Großgrundbesitzer oder Geheimrat etwa ein, mit seinem Zettel seine individuelle Offen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

barung abzuliefern? Ach nein, das will er nicht einmal, es ist ja gerade sein Schmerz, daß er nicht mit seiner einzigen Stimme die ganze Gesamtheit seines Interessenklüngels hineinwerfen kann. Er will für seine Person das gleiche tun, was sonst die Masse tut. Es liegt auch ihm nur an der Quantität, nicht an der Qualität. Er nennt es nur anders.

Was nun die Klage des undeutschen Wahlrechts betrifft, so wollen wir doch untersuchen, woher das Deutsche Reich stammt, das mit seiner bösen Verfassung jetzt wie ein Seuchenherd die guten alten Nationalheiligtümer ansteckt. Das neue Deutsche Reich wurde aus zwei Wunschquellen erzeugt, aus einer romantischen und einer machtpolitischen. Die romantische speiste sich aus den Herrlichkeiten alter Historie, aber auch aus dem echt deutschen Hang zum Träumen und Märchenausspinnen. Es wollte Wiederherstellung. Abgelaufene Lebensvorgänge — die deutsche Reichsherrlichkeit hatte sich wirklich gründlich und allseitig ausgelebt! — sollten wie eine Uhr wieder aufgezogen werden. Darauf würden wir, wenn auch sonst nichts dazwischengekommen wäre, auch heute noch warten können. Die machtpolitische aber speiste sich aus dem wirklichen Leben und konnte den Zuschuß an Romantik leicht mit aufsaugen. Es wäre lächerlich, darüber viel schreiben zu müssen: das deutsche Volk erhob sich aus tiefem Verfall und bedurfte zu dieser Erhebung einer neuen Gesamtform, die den umschlossenen Einzelformen an Macht und Freiheit überlegen war. Die heillose Einzelstaatlerei mit ihrer erstickenden Kabinetts-, Privilegien-, Klassen- und Standeswirtschaft war die letzte Form des Verfalls gewesen. Wollte das neue Deutsche Reich sein, so mußte es über den Einzelstaaten sein. War es wirklich das Deutschtum, das sich auf sich selbst besann, so mußte es gegen die Elemente wirken, die es erstickten, und das waren die einzelstaatlichen Einschnürungen mit ihren unsäglichen Kränkungen des Individuums. Wo das Individuum gekränkt wird, da wird das Volkstum erstickt, gleichviel, ob das deutsche oder ein anderes!

Den Romantikern ist alles Vergangene von deutschem Zauber verklärt, und wären es die Stockprügel, die dem renitenten Bürgers-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann von der Polizei verabreicht wurden. Und darum erscheint ihnen auch heute noch, was an alten Winkeln im deutschen Leben vorhanden ist, als ganz besonders deutsch und reizvoll. Auch die schlechten Verwaltungs- und Wahlsysteme, die versteckten und verstockten Widerstände oben und unten, die Erbprivilegien und Vorrechtswirtschaften, einschließlich der aus der Großindustrie sich neu bildenden Autokratie, weil's doch in einem hingeht. Sie sind die Zuflucht „individueller Durchsetzung der öffentlichen Angelegenheiten", während der Einwurf der freien, gleichberechtigten Mannesstimme in diese Angelegenheiten „das reiche Bild der Abstufungen aufhebt", oder so ähnlich. Möchten diese Gemüter sich doch bemühen, den Quellen dieser „undeutschen" Abstufungen nachzugehen. Sie würden da reichlich auf ausländischen Import stoßen, während sie in allen reindeutschen Verfassungen vor dem Import des Christentums das allgemeine gleiche Stimmrecht als Grundbedingung der Selbstäußerung des deutschen Wesens auffinden werden. All der romantische Zauber der politischen Unschuld und Hilflosigkeit, der falschen Bescheidenheit und echten Unterwürfigkeit, der nach lebenslänglicher Anstellung seufzenden Lebensfeigheit und der allem freien Selbstbewußtsein ins Gesicht schlagenden Amter- und Titelsucht und Karrierewut, der standesumschnürten Begriffsenge und gesellschaftlichen Unduldsamkeit — all dieses so liebevoll als verzeihliche menschliche Schwäche und deutsche Eigentümlichkeit gehegte und gehätschelte Perückenwerk des reaktionären Romantizismus ist zuletzt französischen Anstoßes. Es war die Welt Ludwigs XIV., woran sich das in den Sumpf gesunkene deutsche Leben wieder „aufrichtete". Damals entstand der so reizend humorvolle Serenissimus, der sich „Landeskinder" wie Schweine hielt, und all der den Rest der zerfallenen Menschenwürde mühelos zusammenkehrende Kabinetts- und Verwaltungskram, dessen Ausläufer noch bis in die Verfassungen unserer heutigen Einzelstaaten hineinreichen.

Dieses Undeutsche, weil die deutsche Individualität Erdrückende, konnte nur von einem gemeinsamen Außen her angegriffen werden, das größer und mächtiger, weil der persönlichen Freiheit gerechter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war als die Einzelgebilde, und das war das wirkliche, aus neu erwachtem nationalen Selbstbestimmungsgefühl hervorquellende Reich mit der allgemeinen Gleichberechtigung seiner Teilnehmer an seinem Ausbau. Seine moralhygienische Aufgabe gegenüber den Einzelstaaten war ungeheuer und hat sich auch schon zu großen Teilen erfüllt. Aber vieles ist noch zu tun, und dazu ist ja durch die Einsetzung der Verfassungskommission des Reichstags der nächste Weg gebahnt. Das Deutsche Reich mit seinem allgemeinen gleichen Wahlrecht hat den deutschen Mann allmählich wieder zu sich selbst erzogen, so daß er auch in den Innengemächern ans Aufräumen gehen kann. Das Deutsche Reich, aus machtpolitischer Quelle entstanden, ist den Einzelstaaten gegenüber die Emanation des männlichen Freiheitswillens, der mit seinem gesunden Wachstum die fauligen Reste der überlebten alten Organe aufsaugt. Möchte diese Lebenstatsache lauter reden als aller staatsrechtliche Formelkram! Das Reich ist der Wille zur Freiheit oder es wird nicht mehr sein!

Die Romantiker — soweit sich die Auseinandersetzung mit ihnen verlohnt — brauchen nicht zu befürchten, daß das Reich je störend in die wirklichen und erhaltungswürdigen Stammeseigentümlichkeiten eingreifen könnte. Schlechtes Wahlrecht und schlechte Verwaltung dürfen als solche freilich nicht gelten. Indem diese beseitigt werden, können die wirklichen Volkskräfte, soweit nicht das moderne Wirtschaftsleben sie aufsaugt, erst zur echten Entfaltung kommen, und wenn jeder größere, durch besondere Stammesart ausgezeichnete Reichsteil die Freiheit behält oder erhält, sich geistig und gemütlich durch selbstbestimmte Erziehung und Kunstpflege weiterzuentwickeln und sich die dazu nötigen wirtschaftlichen Sondergrundlagen zu erhalten — was nur mittels des Reichs geschehen kann! —, so können die Romantiker von heute ruhig vertrauen, daß ihre Nachfolger in hundert Jahren „wehmütig nach dem Schirmer der Zeit zurückblicken“ werden, da das Reichswahlrecht die letzten Trümmer der „guten alten Zeit“ beseitigte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegsgeologie

Von Dr. E. Scheibener

Bereits hatte ich an dieser Stelle über die Bedeutung, welche während dieses Krieges den Naturwissenschaften zukommt, einige Bemerkungen gemacht insofern, als die Botanik imstande war, dem Volke eine ganze Menge von Produkten aufzuweisen, die es als Ersatz der ihm durch die Zeitverhältnisse verloren gegangenen heranziehen konnte; besonders wurde auf die Entdeckung neuer Textil- und Kautschukpflanzen verwiesen.

Die Geologie spielt eine teilweise ähnliche Rolle, als auch sie imstande ist, Rohstoffe zu erschließen, hauptsächlich durch Auffindung neuer Lagerstätten von Erzen und von Kohle; eine viel wichtigere aber dadurch, daß sie direkt den im Felde stehenden Truppenkörpern sich dienstbar erweisen kann.

Was die Auffindung neuer Lagerstätten, beispielsweise von Kohle, anbelangt, so kann hier in der gegenwärtigen Zeit Deutschland wohl der helfenden Hand seiner Geologen entbehren, besitzt es doch ganz ungemein große Kohlenlager mit geradezu riesigen Mengen des kostbaren schwarzen Brennstoffes, so daß es trotz des durch die Kriegsindustrie bedeutend größeren Bedarfes davon noch an das Ausland abgeben kann; es ist außer den Vereinigten Staaten von Amerika und England eines der reichsten Kohlenländer der Erde, und es dürfte nicht unzeitgemäß sein, sich einmal ein Bild von den Lagerstätten eines gegenwärtig so ungeheuer wichtigen wirtschaftlichen Elementes zu machen.

Die größten deutschen Kohlengebiete sind diejenigen an der Ruhr mit den flözführenden Schichten von Essen, Bochum, Dortmund sowie der Saar und Schlesien, welche den bedeutendsten Bergbau Deutschlands ins Leben gerufen haben.

Interessant und gegenwärtig außerordentlich wichtig ist auch der Verlauf der Ausdehnung dieser Kohlenlager nach Westen hin. Die kohlehaltigen Schichten, die produktiven des Geologen, fallen nach dieser Richtung stark ein. Erst in der Gegend von Aachen werden sie wieder abbaufähig, d. h. sie sind in einer solchen Tiefe vorhanden, daß ihre Ausbeutung ohne zu große Kosten technisch möglich ist. Die gleichen produktiven Kohlenschichten setzen sich nun längs des Nordabhanges der Ardennen und in der Richtung der Maas über Lüttich, Namur, Charleroy und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Valenciennes hin fort, wo sie überall die Ursache einer außerordentlich bedeutungsvollen Industrie waren. Weiter nach Nordwesten verlaufen sie in großer Tiefe über den Kanal nach Südengland, um im Gebiete von Bristol und Somersetshire wieder emporzutauchen. Vier Nationen partizipieren also an diesen mächtigen Kohlenlagerstätten, Deutschland, Belgien, Frankreich und England, wovon auf dem Kontinente Deutschland den Hauptanteil hat. Nichts verdeutlicht besser das Bestreben Frankreichs, gerade in dieser Richtung immer neue Offensivversuche zu machen, um erneut sich in den Besitz dieser so wichtigen Lager zu bringen; denn die südfranzösischen Kohlenlagerstätten von Le Creuzot und St. Etienne reichen bei weitem nicht hin, um den Verlust der nördlichen Kohlenlagerstätten an die Deutschen wieder wettzumachen.

Das Gefährliche für Deutschlands Kohlenlager ist nur ihre geographische Lage, das Ruhr- und Saarrevier im exponierten Westen, die schlesischen im äußersten Osten. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus war deshalb die Sicherung der kostbaren Kohlenlager für Deutschland bei Kriegsausbruch eine Notwendigkeit; eine feindliche Besetzung Schlesiens, des Ruhr- und Saargebietes hätte unabsehbare Folgen haben können. Kein Zweifel, die Lage der Kohlenlagerstätten Deutschlands war mitbestimmend für die Maßnahmen bei Kriegsausbruch.

Eines der Länder, welches seinen Kohlenbedarf ausschließlich aus Deutschland deckt, ist die schweizerische Eidgenossenschaft. Indessen herrscht in der Schweiz gegenwärtig Mangel an Kohlenzufuhr, welcher bereits mancherlei unangenehme Mißstände gezeitigt hat, die sich in den meisten Städten in einer Erhöhung des Gaspreises bemerkbar machen, weiterhin in einer Betriebseinschränkung der Bundesbahnen bis auf 40 Prozent und endlich in Steigerungen des Kohlenpreises. Hervorgerufen wird dieser Kohlenmangel hauptsächlich durch das mangelnde Wagenmaterial, dem auch die Bundesbahnen nicht abhelfen können, da sie erstens über nur wenige Kohlenwagen verfügen und sodann auch, weil von der Gesamtzahl von zirka 17 000 Güterwagen schon jetzt über 7000 im Auslande laufen, hauptsächlich in Frankreich und Österreich, welche alle, wie beispielsweise in Frankreich, der Herbeischaffung der vom Bunde gekauften Vorräte aus den französischen Häfen dienen.

Es ist deshalb begreiflich, daß in dieser schweren Zeit böser wirtschaftlicher Nöte die Schweizer Geologen eifrig an der Arbeit sind, die bestehenden Kohlenlagerstätten der Schweiz zu untersuchen, um die Frage zu lösen, ob und wie die schweizerischen Kohlenlager imstande sein werden, hier helfend einzugreifen, so daß geradezu von einer allerdings freiwilligen Mobilisation

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der betreffenden wissenschaftlichen Kreise gesprochen werden könnte, hervorgerufen durch die zufolge des Krieges geschaffene schwierige wirtschaftliche Lage.

Das Resultat ist allerdings, wie ja auch in Fachkreisen vorauszusehen war, ein wenn nicht völlig negatives, so doch nur teilweise befriedigendes.

Am besten noch sind die Verhältnisse im Wallis, das überhaupt die an Steinkohlen reichste Gegend der Schweiz zu sein scheint. Wir haben dort zwei große Flözzüge, deren einer, der sogenannte südöstliche, westlich von Visp beginnt, sich sodann der Rhone entlang bis Sitten erstreckt und von dort gegen das Val des Bagne nach dem großen St. Bernhard und weiterhin ins Aostatal hinüberreicht. Der ganze Flözzug besteht aus 6 bis 10 Flözen, wovon über 85 Kilometer auf Schweizer Gebiet entfallen.

Das wäre ja nun alles ganz gut und recht, wenn nicht eine Menge großer Nachteile damit verbunden wäre. In jener urfernen Zeit, als diese Lagerstätten gebildet wurden, standen die Alpen noch nicht. Als sie aber sich bildeten, litten natürlich auch die ehedem wagrecht gelegenen Flöze unter dieser neuen Entwicklung der Dinge. Sie wurden in die Höhe gehoben und dadurch in ihrer ursprünglichen Lagerung gestört und vielfach auseinander gerissen, so daß sie zumeist nicht mehr im alten Zusammenhange sich vorfinden. Sie sind aufgelöst in einzelne Lager und bilden oft sogar lediglich taschenförmige Anhäufungen im Gestein, sogenannte Linsen, von sehr unregelmäßiger Lagerung und Größe. Wird schon dadurch eine rationelle Ausbeutung schwierig, so wird eine solche weiterhin auch noch dadurch sehr erschwert, daß, wie angeführt, die Lager zufolge der Gebirgsbildung bedeutend in die Höhe gehoben wurden, so daß sie zumeist hart an der Grenze des ewigen Schnees liegen, so daß eine Ausbeute nur im Sommer vorgenommen und auch dann die Kohle nur mit großen Kosten zu Tale gebracht werden kann, was den Preis natürlich ungünstig beeinflußt.

Wie überall, wo große Kräfte tätig sind, wie z. B. bei der Gebirgsbildung, herrschen auch große Druckkräfte und hohe Temperaturen. Auch diesen waren die Flöze unterworfen. Ist im allgemeinen eine Kohle um so besser, unter je größerem Druck und Temperatur die Verkohlung vor sich ging, so kann natürlich auch hier ein Zuviel von Schaden sein. Klar zeigt sich dies bei den Kohlen des südöstlichen Walliser Flözzuges. Die Kohlen enthalten zu viel Graphit, das will heißen, daß unter entsprechend hohem Druck und Temperatur die Kohle den denkbar höchsten Grad der Verkohlung erreichte, indem sie graphitiert wurde. Nun aber hat Graphit eine höhere Verbrennungstemperatur als Kohle, es ist mehr Wärme erforderlich, um die graphitierte Kohle zu verbrennen, und deshalb ist sie schwer entzündbar. Aber auch sonst sind diese Kohlen durch mancherlei Substanzen verunreinigt und enthalten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beispielsweise oft sehr viel Eisen. Dieses schmilzt bei der Verbrennung, wodurch ein zähflüssiger Schlackenkuchen entsteht, der die Röste verstopft, wodurch ein Weiterbrennen unmöglich wird.

Viel besser sind die Kohlen des zweiten großen Walliser Flözzuges, der am Grand Chavalard beginnt, sodann die Rhone überschreitet und über Salvan und Trient die französische Grenze erreicht und sich sodann über Chamonix durch ganz Savoyen bis Grenoble fortsetzt. Leider liegen von diesem Flözzuge nur 20 Kilometer auf Schweizer Gebiet.

Weitere Kohlenlager, jedoch keine Steinkohlen, sondern Molassekohlen, von geringerem Heizwerte als jene, besitzt die Schweiz sodann in dem großen Gebiete der Molasse, heißt das in dem zwischen Alpen, Jura und Rhein liegenden Teile des Landes. Es sind an die 350 größere, kleinere und kleinste Flöze nachgewiesen worden, und die größten wurden sämtlich ausgebeutet, überall mußte jedoch der Betrieb eingestellt werden, weil die Flöze im Verhältnis zu wenig umfangreich waren und andererseits der Betrieb zu teuer zu stehen kam, um mit der immer häufiger und zuletzt ausschließlich importierten Kohle aus Deutschland in Wettbewerb treten zu können.

Man sieht leicht ein, daß die Schweiz keineswegs der Kohle ermangelt, zugleich aber auch, daß die Qualität und die Menge dieser Kohle nicht ausreicht, um das Land zu versorgen und es in dieser Hinsicht daher vom Auslande abhängig ist. Man hofft daher in der Schweiz, daß sie bei ihrem völlig korrekten neutralen Verhalten und in Anbetracht der unleugbaren Wohltaten, die sie in so vielen Dingen den Angehörigen der vom Kriege betroffenen Staaten erweist, auch bei den kriegführenden Staaten auf ein völliges Verständnis ihrer außerordentlich schwierigen wirtschaftlichen Lage.

* * *

Haben hier die Geologen nicht besonders viel ausrichten können, aus dem einfachen Grunde, weil die Natur ihnen das Material ihrer praktischen Arbeit nicht gewährte, so sehen wir die Geologen in noch anderer Weise zu Wichtigkeit sich erheben, und zwar in unmittelbarem Bereiche der Kampfzone selbst.

In einer außerordentlich interessanten Schrift, „Kriegsgeologie", erwähnt der bekannte Heidelberger Geologe W. Salomon einige Punkte, bei deren Berücksichtigung geologische Kenntnisse von Wichtigkeit sind, beispielsweise bei Prüfung der Standfestigkeit von Böschungen, längs welcher Schützen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gräben angelegt werden müssen, oder sonstwie Befestigungen, „ist es doch bei der Anlegung von Feldbefestigungen von ungeheurem Vorteil, bei wechselnder Bodenbeschaffenheit das verhältnismäßig standfesteste Material auszuwählen und wenn möglich den Gegner zu zwingen, sich in ungeeignetem Material einzugraben", das z. B. locker ist, leicht rutscht oder sehr wasserdurchlässig ist. — Auch wird in einem lockeren Boden, wie in Geröllen und Kiesmassen, Sanden oder Lehmen, ein Graben schneller auf die gehörige Tiefe erstellt sein als in harten, widerstandsfähigen Gesteinen, Umstände, deren Berücksichtigung oft von großem Vorteil sein kann. Ein erfahrener Geologe wird in solchen Fällen zumeist schon an der Bodenoberfläche den Charakter der oberflächlichen Schichten abschätzen können, eben besonders bei Anlage unterirdischer Stollen, aber auch sonst oberirdischer Gänge — so durch seine Erfahrung Nachteile verhüten können, eben bei Anlagen, bei deren Errichtung Schnelligkeit der Ausführung und zugleich zweckmäßigste Anlage von ungeheurer Wichtigkeit sind. „Freilich, in den großen Schwemmlandebenen Norddeutschlands, Nordbelgiens und Polens sowie der Rheinebene ist fast überall lockerer Boden in genügender Tiefe vorhanden, ganz anders aber verhält es sich in der Trias-, Jura- und Kreideformation, in denen in diesem Kriege in Frankreich und Belgien Zehntausende von Schützengräben rasch ausgehoben werden mußten." *)

Aber auch bei Beschaffung von einwandfreiem Trinkwasser kann der Geologe mit Erfolg beigezogen werden, indem er aus der Lage des Grundwasserspiegels und der Neigung und Beschaffenheit der Schichten auf die jeweiligen Quellverhältnisse schließt und so in einer anscheinend wasserlosen Gegend oft starke Quellen erschließen kann. So hatte, wie Salomon berichtet, ein im Felde stehender Geologe es verstanden, bei großem Wassermangel diesem drückenden Übelstande abzuhelfen. Den einzigen Brunnen hatte der Feind beschossen und dadurch unbrauchbar gemacht. Eines Tages indessen gruben die Pioniere Unterstände für die Reserven, wodurch ein Hohlweg entstand, der quer durch eine Bodenwelle führte. So konnte man ersehen, daß das wasserdurchlässige Kreidematerial von einer wasserundurchlässigen Tonschicht unterlagert wurde. Der Geologe riet nun den Pionieren, in der der Bodenwelle folgenden Bodenmulde nach Wasser zu graben, in der durchaus richtigen Annahme, daß sich das Grundwasser innerhalb der Mulde auf dem undurchlässigen Tone ansammeln mußte, und siehe da, schon in drei Meter Tiefe stieß man auf Wasser; die so geschaffene Quelle lieferte in durchaus genügender Weise für zwei Regimenter das edle Naß. Solche Beispiele

*) Trias-, Jura- und Kreidegesteine spielen besonders am Aufbau der Vogesen, dann aber auch der Champagne und Argonnen eine Rolle.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könnten noch beliebig vermehrt werden. Ein einfacher Augenschein hatte in dem erwähnten Falle genügt, um einem drückenden Mangel leicht abzuhelfen und Tausenden zur Wohltat zu werden, gewiß ein augenfälliges Beispiel des hohen Wertes der Geologie im Felddienste.

Bereits in Friedenszeiten hatte die deutsche Armeeoberleitung die Wichtigkeit der Geologie erkannt und alljährlich nahmen drei oder vier Offiziere an geologischen Vorlesungen der Technischen Hochschule zu Charlottenburg teil. „Aber," schreibt Salomon, „es ist nicht zu verkennen, daß es zu wirklich sicherer Entscheidung geologischer Fragen nicht ausreicht, daß man ein Jahr lang an einigen, wenn auch selbst vortrefflichen Vorlesungen und Übungen teilgenommen hat. Wer nicht tiefer in die Geologie und ihre Hilfswissenschaften eingedrungen ist, bleibt eben doch ein Laie. Um Geologie zu beherrschen, braucht man ebensoviel Zeit wie zur Medizin, und was würde man sagen, wenn man heute unser Heer, anstatt mit Ärzten mit Offizieren ausstattete, die ein Jahr lang einige medizinische Vorlesungen gehört haben." Deshalb befürwortet Salomon mit noch anderen die Schaffung eigentlicher Kriegsgeologenstellen. „Es müßten sich Offiziere, die dem Ingenieurwesen und dem Pionierkorps angehören, in mehrjährigem Studium an Hochschulen ein umfassendes Maß von geologischen Kenntnissen aneignen. Es müßten aber jedenfalls so viel Stellen geschaffen werden, daß schon im Frieden die in den Kriegsplänen vorausgesehenen Schlachtfelder eventuell zukünftiger Kriege hinreichend genau studiert und über sie ein ausreichendes Karten- und Profilmaterial angesammelt werden könnte. Für die Feldzüge ließen sich sehr leicht weitere Kriegsgeologen dadurch gewinnen, daß man schon im Frieden die zahlreichen jungen Geologen und Bergleute nach der notwendigen rein militärischen Ausbildungszeit zu Hilfskriegsgeologen heranbildete und entsprechende Aufgaben, wie sie im Kriege vorkommen, ausführen ließe."

Noch ist diese Stellung der Geologen im Heere der Zukunft nicht völlig geklärt. Ihre Notwendigkeit darf aber als erwiesen gelten, ist doch der Krieg der Zukunft mehr wie je ein solcher der Technik und ihrer Hilfswissenschaften, und so wird auch ein Heer, das in allem und jedem der Technik ihr Ohr leiht, vertrauensvoll in kommende Zeiten blicken dürfen, und mit Stolz darf es die Naturwissenschaften erfüllen, auch hier ihr Teil beigetragen zu haben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Wiegenlied

Eine unmusikalische Episode von Else v. Hollander

Peter Goch war menschenscheu. Das wird man bisweilen, ohne Grund und Ursache zu kennen. Es liegt in der Luft wie der Heuschnupfen, der kommt, ohne daß man wüßte, woher, und geht, ohne daß man wüßte, wohin; liegt in der Luft wie zu enge Stiefel, die ja eigentlich nicht in der Luft liegen, sondern sehr real dem Boden anhaften, was allerdings ihrer Enge nur eine noch drückendere Wirklichkeit verleiht. Und ob allein die Unintelligenz eines nicht zum Schustern berufenen Schusters Ursache dieses Unheils ist? Oder ob nicht doch metaphysische Zusammenhänge —? Es ist ein zu weites Gebiet für zu enge Stiefel.

Peter Gochs Menschenscheu aber hatte handgreifliche Gründe. Sie war sozusagen gesetzmäßig über ihn gekommen und hatte mit der ganzen Wucht eben der Gesetzmäßigkeit Besitz von ihm ergriffen. Er war — in Konsequenz seiner Menschenscheu — aus der Stadt heraus in die Einsamkeit gegangen, wo er mit einiger, aber nicht allzuvieler Arbeit und einer keineswegs vorbildlichen, bejahrten Haushälterin, die zu sehr Neutrum war, um als Mensch gelten zu können, auf so gutem Fuße lebte, wie das einem Menschenfeinde möglich ist. Sein kostbarster Besitz war ein Grammophon, das er hoch in Ehren hielt. Er entnahm es einer mit einem absonderlichen und wohl irgendwie beziehungsvollen Silhouettenfriese gezierten Truhe aus glasiertem Ton nur in seltenen Stunden, und auch dann nur immer auf kurze Zeit, zum Teil wohl in der Erwägung, aus Feierstunden keinen Alltag machen zu wollen, zum Teil aber auch, weil er nur zwei Platten für dieses Grammophon besaß, und zwar — bis auf eine ganz geringe und anscheinend geringfügige Abweichung — zweimal dasselbe Lied. Doch das ist schon zu weit vorgegriffen. Es bleibt zuvor einiges über seine zwar selbstgewählte, so doch gewissermaßen unfreiwillige Einsamkeit zu sagen. Nicht äußerlich, denn da war sie in keiner Weise erschütternd oder überwältigend oder imponierend. Er war nicht an den Rand der Sahara gegangen und auch nicht an die Küste des Toten Meeres. Sein scharfgelb getöntes Haus war von hohen, kahlen Stämmen umstanden, deren Charakter als Kiefernwald sich dadurch dokumentierte, daß man, dem Auge beträchtlich fern, einen halb palmen-, halb straußenschwanzähnlichen grünen Büschel schwanken sah. Das nächste Dorf war eine Stunde, die nächste Bahnstation zu Fuß ein und dreiviertel Stunden entfernt. Peter Goch hätte also, wenn er gewollt hätte, sehr wohl die Bahnstation erreichen und aus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Einsamkeit eine Gemeinsamkeit machen können. Aber er wollte nicht, und darauf kam es an.

Die wenigen, die seiner ansichtig wurden — meist Leute mit nicht übermäßig zart organisiertem Nervensystem wie der Landbriefträger und der Bäcker mit dem Brotwagen — glaubten natürlich, da solche Leute immer Gründe wissen, mit positiver Bestimmtheit auch die Ursache von Peter Gochs Weltflucht zu kennen. Sie mußte, da das Innere dieses seltsamen Menschen weder einem Briefboten noch einem Bäcker zugänglich war, in seiner äußeren Erscheinungsform liegen, die von beiden nie ohne ein Gefühl, das zwischen Mitleid und Abscheu eine unkontrollierbare Mitte hielt, betrachtet wurde. Man könnte mit einem Worte sagen, daß sie von derjenigen der Durchschnittsmenschen, die wir uns als die Norm hinzunehmen gewöhnt haben, um ein Beträchtliches abwich. Wir kennen den Menschen als eine Wirbelsäule mit Knauf oben und seitlich eingeschrobenen Armen. Bei Peter Goch nun war der Kopf vollständig nach links hinübergebogen und ruhte halb wie zärtlich, halb wie schutzsuchend auf dem spitz aufragenden linken Schulterknochen. Es ergab dies eine Linie, die zwar zweifellos bizarr, aber doch irgendwie unnatürlich berührte, ohne daß man sich ein Urteil anmaßen dürfte, wie weit dies naturgemäß sei. In diese unstreitig und unverkennbar schiefe Situation hatte ihn seine Mutter gebracht, nicht eigentlich in grob materieller oder juristisch haftbarer Fahrlässigkeit, nur eben durch einen gewissen Ton seines Elternhauses, an dem sie schuld war.

Den Augen des Bäckers und des Briefträgers, mit denen wir momentan die Welt der Erscheinungen ansehen, war es einleuchtend, daß Peter Goch äußerer Mißgestalt wegen die allzu nahe Nähe der Menschen mied, und ihrem wohlwollenden Gemüte gab es Beruhigung, daß seine pekuniären Verhältnisse ihm dies Eremitendasein zu gestatten schienen, in welchem er das tun konnte, was nur den wenigen vergönnt ist: unbeirrt durch Außendinge seiner Arbeit und seinen Interessen leben.

Es war jedoch nicht zu verkennen, daß der unleugbar vorhandenen äußeren Tragik noch eine innere sich gesellte, nach der alten Melodie, daß ein Unglück selten allein kommt. Um es kurz zu sagen: Peter Goch war einer jener Menschen, die das Licht der Welt zu spät erblickt haben. Man verstehe das nicht falsch; es handelt sich in diesem Falle nicht um eine medizinische Berechnung des Geburtsdatums — auch hier kann gewiß eine Verspätung von unheilvollen Konsequenzen begleitet sein —, sondern es lag ein augenfälligeres, einschneidenderes Zuspätgekommensein vor. Peter Gochs ganzes Denken und Empfinden war nämlich auf ein einziges Gebiet konzentriert, auf dem er wirklich Hervorragendes hätte leisten und der Mit- und Nachwelt höchst wichtige und interessante Aufschlüsse hätte geben können. Er hätte, zum Teil

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch seine eigenen Lebensschicksale angeregt, ein Werk — halb akademisch, halb romantisch — über die Tücke des Objekts schreiben können, doch war ihm dieses unerhört dankbare Motiv ja von einem mehr vom Glück Begünstigten weggefischt und bereits so erschöpfend behandelt, daß jeder weitere Versuch in dieser Richtung als unbedingt epigonenhaft von Kritik und Publikum abgelehnt worden wäre. Es blieb ihm daher nichts übrig, als sich mit bescheideneren Forschungen zu begnügen, und zwar sammelte er Notizen und Studien zu einer Publikation über „Sinn und Wirkung der Halbtöne in der Musik". Er hatte keine Eile, dieses Werk abzuschließen, sondern war in gewissem Grade erfreut, eine angenehme und nicht zu anstrengende Beschäftigung gefunden zu haben, die außerdem sein eigenes Geschick in fortwährendem mystischen Zusammenhang streifte.

Er war — es läßt sich nicht vermeiden, das zu erwähnen — durchaus nicht als Mißgestalt auf die Welt gekommen und menschlichem Ermessen nach auch nicht für diese Ausnahmeform prädestiniert, denn seine beiden Eltern waren schöne Menschen gewesen. Der Bildhauer Franz Xaver Goch hatte zwar weniger bedeutende, aber immerhin gut verkäufliche Tiergruppen geschaffen, deren letzte Ausstrahlungen in die Nachwelt sich jetzt in dem sehr erwünschten und recht auskömmlichen Zinsgenuß bemerkbar machten, der erst die Fundamente für Peter Gochs Eremitendasein legte. Damals jedoch, als die Tiergruppen noch eine zwar tönerne, aber doch in gewissem Sinne lebendige Gegenwart waren, war Peter anderen Kindern seines Alters weder über- noch unterlegen. Er galt als entzückend und lag in einem wörtlich und bildlich ihm angemessenen blauen Bauernbett mit grellbunt geblümten Vorhängen, bewacht von einer interessant hübschen Frau von kunstgewerblichem Zuschnitt, die aber gleichwohl Anspruch auf den Ehrentitel einer guten Mutter erheben durfte. Sie nähte und stickte für ihren Jungen, sie ließ bunte Bälle auf seinem Deckbett rollen und zeigte ihm Blumen und goldene Kugeln. Und wenn er müde wurde, sang sie ihn in Schlaf. Wie bei allen Säuglingen setzte sich die Existenz Peters aus Müdewerden und wieder Müdewerden zusammen; daraus ergab sich mit eiserner Folgerichtigkeit, daß auch die Existenz seiner Mutter sich aus Singen und wieder Singen zusammensetzte. Und hier waren die Wurzeln des Verhängnisses zu suchen. Denn seine Mutter gehörte zu den nicht allzu zahlreichen Menschen, die hoffnungslos unmusikalisch sind, unterschied sich aber von anderen Schicksalsgenossen dadurch, daß sie die Musik heiß liebte, um so heißer, da diese Liebe gänzlich unerwidert, mithin unglücklich war. Unglückliche Lieben sind sehr häufig am heißesten. Es lassen sich eben doch alle Verwicklungen im Leben auf eine verzweifelt einfache Formel reduzieren.

Wenn das Können dieser Frau auch nur in geringem Maße ihrem Wünschen entsprochen hätte, so würde sie ihrem Kinde eine Schumannsche Kinderszene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder eine weiche, flehende Stelle aus der Missa solemnis vorgesummt haben. Sie überschätzte jedoch ihre gottgegebenen Kräfte durchaus nicht und wußte ihr Programm in gleich charaktervoller wie einsichtiger Weise zu beschränken, indem sie sich nicht in die Höhenregionen der Musik verstieg, sondern auf der breiten Landstraße dahinschritt, wo ihr keine Kreuzwege und Fallen zu drohen schienen. Sie sang tagaus, tagein das gleiche Lied, ein kleines, anspruchsloses, schlichtes Lied, das keinerlei musikalische Ambitionen verriet, doch aber wohl den Zweck erfüllen konnte, ein kleines müdes Menschenkind mit süßen Tönen einzulullen. Vielleicht hätte es in der Kehle einer Jenny Lind die Kraft sphärischer Klänge bekommen.

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir daher,
Flög ohne Ruh.

Es war ein süßes Lied.

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir daher,
Flög ohne Ruh.

Wie kam dieses ruhevolle und doch ruhelose Lied dazu, abenteuerlich abzuirren und sich die Halbheit eines Fis in dem Worte Ruh aufdrängen zu lassen?

Peters Mutter war eine ehrliche, geradlinige Natur, von jener schönen Einfalt des Herzens im Goetheschen Sinne, die in ihrer Dezidiertheit und Entschlossenheit auf alle Umgebung einen unsäglich beruhigenden Einfluß übt. Für sie selber gab es kaum je eine Lebens- und demgemäß auch keine Tonlage, in der sie nicht ohne Schwanken hätte entscheiden können, ob sie zur Rechten oder zur Linken zu gehen Neigung oder Willen hätte. Dieser ihr Charakterzug trat auch in ihrem Verhältnis zu ihrem Gatten — soweit dieser mit den von ihm geschaffenen Tiergruppen zu identifizieren ist — deutlich hervor: sie hatte Verständnis und Interesse für die Linienführung einer Gruppe, aber für die feinen und eigentlich die Wirkung herbeiführenden Abtönungen der Glasur fehlte ihr jeder Blick. Volle, satte Farben, die keine ungewissen Halbtöne aufkommen ließen, hatten ihre Sympathie. So kam es, daß unter den Schöpfungen ihres Gatten ein krapblauer Ara mit intensiv chromgelbem Schnabel, der von dem Zoologischen Garten einer Mittelstadt für das Vogelhaus angekauft wurde, ihr erklärter Liebling war, und sie versäumte nie, wenn sie in die Nähe dieser Stadt kam, zu ihm hinzupilgern und sich seiner beglückenden Farbenganzheit zu freuen. Wie hätte diese Frau die Existenz und die Existenzberechtigung eines Fis anerkennen sollen? Hielt ie doch den Grundton F auf alle Fälle für irgendwie tonangebend! F war etwas, was man kannte; man lernte es als kleines Kind in der Schule und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wußte genau, an welcher Stelle des Alphabets man es zu suchen und einzureihen hatte. Es gab viele Begriffe des menschlichen Lebens, die auf dem F basierten: Frieden und Fest, Form und Farbe, Fessel und Ferne. Was aber war Fis? Das einzige, was sich von ihm sagen ließe, wäre, daß es kühn und gewagt auf der äußersten Grenzscheide zwischen F und G balanziert und höchst eigenwillig alle Gesetze durchbricht. Das genügt, um in der Halbwelt der Töne eine Rolle zu spielen, nicht aber, von der in soliden, anerkannten Linien sich bewegenden Gesellschaft anerkannt zu werden. Es konnte Peters Mutter wirklich kein Fis in den Sinn und in die Kehle kommen, und sie flog unverzagt und ohne Ruh ohne Fis, mit F.

Das Kind Peter aber hatte von seinem Vater ein musikalisches Gehör geerbt, das sich unter keinen Umständen, auch von der zärtlichsten Frauenstimme nicht, täuschen ließ, ein Gehör, das mit ihm auf die Welt gekommen war und wie ein vibrierender Hammer in seinem Gehirn auf das Angeschlagenwerden wartete. Frau Käte hätte den Hammer nicht so häufig anschlagen sollen, denn so oft der furchtbar entschiedene Ton hörbar wurde, dieses unerbittliche und gar keine Schwankung kennende F, zog der Junge den linken Schulterknochen krampfhaft und lange in die Höhe und duckte den dünnbehaarten Kopf wie schutzsuchend auf den Knochen nieder. Eine Bewegung, die sich mit hartnäckiger Gleichförmigkeit Mal für Mal wiederholte und — wie aus Punkten eine Linie sich bildet — zu etwas Dauerndem, Chronischem und schließlich nicht mehr zu Übersehendem wurde. Man bemerkte es in einem vorgeschritteneren Stadium, fand aber, da niemand die Ursache kannte, kein Mittel, Einhalt zu tun. Auch die Ärzte nicht, und man mußte sich mit der Tatsache der Verkrümmung abfinden. Denn die begangene Sünde des zu oft gesungenen F ließ sich nicht wieder gutmachen. Auch einmal gesungene Töne sind irreparabel. Und es könnte für eine Frau ohne jedes musikalische Feingefühl, die unglücklicherweise in eine musikverständnisvolle Familie hineingerät, sich höchstens die Konsequenz ergeben, niemals sich auf das schlüpfrige Gebiet der mancherlei Halbtöne zu begeben. Es muß aber wohl auch hier ein Zwang vorliegen, der alle Bedenken spontan wegfegt und jenem In-Tönen-sich-ausleben-Wollen Raum schafft. Denn Frau Käte sang auch dann noch, als ihr Junge schon ohne Wiegenlieder eingeschlummert wäre, zu einer Zeit also, als dieses zweckvoll erscheinende Motiv in keiner Weise mehr mitsprach. Sie wusch ihre Hände in der Unschuld ihres unreinen Gesanges und schüttete dieses Waschwasser über ihr Kind, das mit einem aus Wonne und Grauen gemischten Gefühl seinem alten Wiegenlied zuhörte:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir daher,
Flög ohne — F, d. h. mit F ohne Fis.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und immer weher zog sich sein Schulterknochen in die Höhe, und immer fester legte sich sein Kopf darauf nieder.

Es verhielt sich aber so, daß auch dem guten Franz Xaver bei seinen Tiergruppen die falsche Ruh in die Knochen gefahren war. Die Tonentgleisung hatte auch in seinem Ton manche Entgleisung verschuldet. Konnte er aber seiner Frau verbieten zu singen? Und verbot er es, würde sie das Singen lassen können? Er versuchte es, sie versuchte es, es ging nicht. Frau Käte hatte so viel Freude in sich, über blauen Himmel und helle Sonne und die weißen Mullgardinen ihrer Zimmer; da mußte sie einfach singen, wenn sie bei der Arbeit saß.

Wenn ich ein Vöglein wär, —
— — — — — — — —
Flög ohne — —

Da wurde es Franz Xaver zu bunt. Peter war jetzt ein erwachsener Mensch; er hatte das Abiturium und die Studienjahre hinter sich und war zu Hause, um seine Doktorarbeit zu vollenden. Da kam der merkwürdig unheilvolle Tag, an den Peter Goch noch jetzt nach den vielen Jahren nur mit einem Schauder zurückdenken konnte. An jenem Tage holte Franz Xaver sich seine Frau in sein Atelier, mitten zwischen die Tiergruppen mit den todesmutig aufgerissenen Mäulern und den drohend gehobenen Schwänzen, um hier zwischen all dem toten Ton einen neuen Ton lebendig zu machen. Er zwang sie auf ein rotes Sesselchen nieder, nahm ihre Hand und ließ sie das alte Wiegenlied singen. Wenn ich ein Vöglein wär —. Und als sie an das Wort Ruh kam, sang er ihr das Fis vor. Sie sang gehorsam nach, denn sie war ihm immer eine gute und nachgiebige Frau gewesen, aber sie sang F. Sie hörte den Unterschied nicht. Was ist denn auch ein halber Ton? Ein Nichts, wie alles Halbe! Aber Franz Xaver hatte Geduld, denn er hatte mit seinen Tiermodellen gelebt und wußte, wie viel Langmut nötig ist, um so einer unverständigen Kreatur eine einzige Geste einzuimpfen. Er probierte stundenlang, den Tag zu Ende und die Nacht hindurch und den neuen Tag ein gutes Stück. Und der Lohn blieb nicht aus. Als beide schon schweißtriefend und mit kaum noch klingenden Stimmen dasaßen, gelang es Frau Käte endlich, den richtigen Ton zu finden. Es kam ein klares, ganz unverkennbares Fis heraus. Franz Xaver lachte wie ein Kind. Er stand und lachte, als habe man ihn von einem Alp befreit, als sei er in Wahrheit aus der Bedrückung des F zu den Höhen eines reinen Fis aufgestiegen. Nun hatte er seine richtige Ruh, und der gute Ton seines Hauses war gesichert. Er liebte seine Frau wie an dem ersten Tage, da er sie gesehen hatte. Er rieb sich die Hände, er wollte Wein und Früchte haben und diesen Tag festlich begehen, an dem die Leichtigkeit des Fis die Biederkeit des F besiegt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Sohn wurde zum Festmahl gerufen, ohne daß ihm etwas über die Ursache des Festes gesagt wurde. Da man als junger Mensch jedoch die Feste feiert, wie sie fallen, und keineswegs immer erst eines Kalenderheiligen als Vorschub bedarf, so saß er sehr gemächlich und wohlbehaglich da, teilte die goldgelbe Ananas in saftige Scheiben, trank von dem grünlich scheinenden Wein und sah, wie Vater und Mutter einander zulachten. Frau Käte hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt, ihre Backen leuchteten, und ihre Lippen waren ganz wenig geöffnet. Kein Wunder, denn es hatte sich ihr die neue Welt der Halbtöne erschlossen. Sie war so glücklich, daß sie leise zu summen begann — das Wiegenlied. Franz Xaver lehnte sich breit und mit dem Stolz des Siegers in schweren Schlachten zurück. Unter triumphierend zitternden Augenlidern sah er gespannt den Sohn an, der bereits in Erwartung des F jenes schmerzhafte Ziehen in Schulterknochen und Kopf verspürte. Flög ohne — —

Peter Goch war aufgesprungen. Das konnte ja nicht sein! Was er da gehört hatte, war ein glockenreines Fis gewesen, denn Frau Käte konnte dieses Fis jetzt aus dem Effeff. Ihm war's, als würgte ihn Entsetzen. Er hätte dreinschlagen, er hätte schreien mögen — er vermochte es nicht, er war gelähmt. Konnten denn Sterne aus ihrer Bahn gehen? Konnten Gesetze sich ändern? Gab es denn keine Treue in der Welt? Hatte denn nichts Bestand? Er hob mechanisch einen Fuß und hob den anderen. Warum dies ihm, der an das Bestimmungsmäßige alles Geschehens glaubte? War dies die Welt? Er sah seine Mutter mit ungeheurer Verachtung an. Ihre ganze Dummheit drängte sich ihm unwiderstehlich auf. Ein ganzes Leben lang F zu singen und schließlich doch das Fis einzusetzen, nur weil es das Übliche war! Mußte denn alles angelernt sein?

Wäre er ein Mann der Tat gewesen, so wäre er auf diese noch immer lachende Frau zugegangen und hätte mit einem einzigen Druck seiner Hand dieses frivole Fis mit seiner greulichen Halbheit hinab in die Tiefen des F gestoßen, daß beide auf ewig vertönt wären. Lieber das Chaos, das alle neue Hoffnung in seinem Schoß birgt, als Kompromisse, feige Nachgiebigkeit und Unzulänglichkeit. Doch die Gnade der Aktion war ihm nicht vergönnt. Er konnte dies Urteil nur geistig an seiner Mutter vollziehen. Und das tat er.

Dann schritt er auf die Tür zu, klinkte sie auf und schloß sie hinter sich, nachdem er sich mausgleich durch den Spalt gezwängt hatte. Still packte er seine Sachen und verließ sein Vaterhaus und die Menschen, ohne sich durch diplomatische Verhandlungen beirren und aufhalten zu lassen. Er machte nur noch einen Besuch bei einem sehr begabten Sänger am Stadttheater, das auch Operetten aufführte, und ersuchte ihn, das Lied „Wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ich ein Vöglein wär" in ein Grammophon hineinzusingen. Mit F und mit Fis. Der Sänger konnte das, denn er war eben begabt, und er tat es, denn er war ein entgegenkommender und auch sonst formgewandter Mann, und außerdem bezahlte Peter ihn gut.

Auf diese Weise war Peter Goch in den Besitz des Grammophons und der Platten gekommen, und wenn er die Verschlußklammern der mit einem absonderlichen Silhouettenfriese gezierten Truhe aus glasiertem Ton löste, fühlte er sich wie ein Weltweiser, der das Geheimnis des Lebens zu entriegeln im Begriff ist. Hier lag, in Wahrheit Ton in Ton gebettet, alles Falsche und alles Richtige eng beieinander. Hier war Gesetz und hier war Ungesetz. Hier war Ordnung und hier Abenteuer. Was brauchen die Dichter so große Probleme? F oder Fis, darin liegt alles. Form und Idee, das Ding an sich und die Variabilität, Sinn und Un-Sinn.

Zwei Gedichte

Von Beate Bonus

Im Dunkeln

Im Dunkeln harre, harre du
Hoch überm Meer und warte zu.
Sonn' oder Mond, sie leben noch.
Ihr Weg ist weit, sie kommen doch.
Steh fest, daß nicht dein Herz vergeht,
Eh' wieder Licht im Morgen steht.

Fürcht' dich nicht

Nun will ich hier die Augen schließen!
Von drunten über Baum und Wiesen
Verschwiegen kommt der Nachtwind her.
Er streift mir sachte Stirn und Lider,
Von Tal und Bergen löst er wieder
Der Wolken schwebend leichtes Heer.

Und schlummernd laß ich es geschehen,
Daß aus der Brust mit leisem Wehen
Er mir die tiefste Regung flicht. —
Nun dehnt sie über Sternenweiten
Sich aus wie starkes Flügelbreiten:
Du ferne Seele, fürcht' dich nicht!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über die Technik des Friedensschlusses

Der Weltkrieg, der so ziemlich in alle Gebiete menschlicher Tätigkeit eingriff, hat auch die äußere Politik auf neue Wege und neue Mittel gewiesen. Die alte diplomatische Maschine, die bis nun die Verständigungen zwischen Kriegführenden herstellte, muß auf einen neuen Gang eingerichtet werden. Oder ist es nicht neuartig, wenn eine politische Partei, wie jene der Sozialdemokraten, die den Vorteil nicht abgerissener Verbindungen mit Gleichgesinnten eines feindlichen Lagers für sich hat, benutzt und sich gewillt zeigt, für die Diplomatie einzuspringen, um Klarheit über Kriegsziele und Friedensmöglichkeiten zu schaffen?

Das amtliche Österreich-Ungarn hat die Übereinstimmung der Kriegsziele der Monarchie und ihrer Verbündeten mit jenen der provisorischen russischen Regierung in einer Form verkündet, die gleichfalls als ein Novum anzusprechen ist. Graf Czernin hat dabei das sicher erwogene Wort gesprochen, daß das furchtbare Drama des Weltkrieges sich seinem Ende nähere.

Die allerdings noch sehr unklaren Verhältnisse in Rußland lassen vorläufig nur den Wahrscheinlichkeitsschluß zu, daß eine russische Regierung einzig und allein Aussichten auf Dauerbestand haben kann, die den baldigen äußeren Frieden bringt.

Für eine Verständigung gibt es anscheinend nur zwei Formen, über deren Brauchbarkeit die Ansichten allerdings sehr auseinanderlaufen. Es wäre nun gut, wenn die vorgreifenden neuerlichen Erörterungen der Kriegsziele innerhalb der Parteien unserer Lager stärker zurückhielten. Ist einmal über die eine oder andere Verständigungsform entschieden, wird sich hierzu ja noch genügende Gelegenheit bieten.

Es handelt sich darum, ob eine Friedenskonferenz, etwa wie sie Graf Czernin gelegentlich als das einzige Mittel der Aussprache bezeichnete, ohne Einstellung der Kriegsoperationen unseren Bedürfnissen entsprechen würde oder aber der Gedanke, einen Sonderfrieden mit einem Feind oder mehreren vorweg zustande zu bringen?

Bei Erwägung der gegenwärtigen Lage und Stimmungen in der Entente, insbesondere seit Eintritt Amerikas, der vielleicht nur erfolgte, um der Union als der einzigen noch nicht erschütterten intakten Macht einen majorisierenden Einfluß auf einer Konferenz zu ermöglichen, kann einer jetzt berufenen, ohnehin schwer ausdenkbaren Friedenskonferenz wohl kein sicherer Erfolg prophezeit werden. Sie ergäbe ein endloses Redeturnier und würde sich vielleicht als veraltetes Mittel der Verständigung erweisen.

Anders, wenn ein Sonderfriede mit Rußland ihr voranginge. Auf dieser Bresche in der Ententelinie ließe sich eine ganz anders sichere Gegenstellung errichten.

Es könnte die Frage also von unserem gerechtfertigten Standpunkt aus nicht lauten: Konferenz oder Sonderfriede — sondern unsere Forderung heißen: Sonderfriede und dann Konferenz.

Hier ist die chronologische Reihung das Wesentliche. Die kriegerische Lage ermöglicht uns, den Ereignissen mit Gelassenheit entgegenzusehen — ohne uns jedoch zu hindern, über die Verständigungsform Klarheit zu schaffen. Wir fürchten die Konferenz keineswegs, wohl aber müßten wir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihren Mißerfolg ungemein bedauern, der das Ende des Ringens heldenhafter Taten durch verfehlte Worte wieder hinausschieben könnte.

Freiherr v. Stetten

Altdeutsche Malerei

Die deutsche Malerei des späten Mittelalters, in den letzten Jahrzehnten monographisch durch die Kunstwissenschaften in gewissem Sinn neu entdeckt, strebt nach einer zusammenfassenden Darstellung. Sie will erlöst sein von dem Vergleich mit der Blütezeit um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts und in ihr Eigenrecht eingesetzt werden, nicht als primitive Vorbereitung verstanden zu sein, sondern als reiches, lebendiges Wachstum. Es handelt sich darum, dieser Kunst voll Härten und „Befangenheiten" nicht das Urteil des „Nichtkönnens", des „Noch-nicht-Könnens" anzuhängen, sondern ihr „So-Wollen" zu begreifen, zu sehen, wie sie nicht Anfang, sondern auch immer Abschluß, Blüte eines Vorangegangenen waren. Unser geschichtlicher Einschnitt, der irgendwo „anfängt", um Gruppen zeitlich, örtlich, geistig zusammenzufassen, ist notwendig immer Willkür, Behelfsverfahren; es rechtfertigt sich vor einem Stoff, so fließender Art kaum sachlich, sondern nur aus dem Bedürfnis einer literarischen Ökonomie.

Heidrich, der leider eines der zukunftsreichen Opfer des Krieges geworden, hat vor einigen Jahren bei Diederichs eine Bildersammlung deutscher Maler erscheinen lassen, der er eine bewegte, kräftige Einleitung schrieb; das war ein erster Versuch, dieses Gebiet unter einheitlichen Werturteilen und klaren Zusammenhängen zu straffen. Curt Glaser nimmt die Arbeit in anderer Weise auf: mit weniger schriftstellerischer Leidenschaft, organisierender Gestaltung, behutsamer, vorsichtig, mehr analytisch. Sein kürzlich erschienenes Werk: „Zwei Jahrhunderte altdeutscher Malerei" (Verlag F. Bruckmann A.-G. München) entbehrt dadurch einer gewissen pädagogischen Kraft, einer geschichtlichen Zielführung, wie sie wohl für diese Zeit geleistet werden könnte (wie von Wölfflin für die italienische Renaissance); der Wert des Buches verschiebt sich zur Einzeldarstellung, seiner Charakteristik des Einzelmeisters oder der Gruppe, die ihn umgibt. Man vermißt den Atem eines starken Temperaments, aber man ist immerzu dankbar für die klare, saubere Art, mit der hier ein unendlicher Fleiß Wollen und Können, Zeitbedingtheit und Eigenwesen, Schule und Meisterschaft der alten Maler aufzeichnet. Was ihm wichtig erscheint, ist der Nachweis, wie schon die alten Gotiker nicht zufällige Gewächse ihrer nordischen Heimat sind, sondern wie auch bei ihnen, in Bildschema und Farbe, etwa die frühe hohe Blüte Sienas ferne Frucht trägt, wie Burgund als das Zentrum einer reichen Kultur seine Kräfte nach Osten aussendet, wie dann etwa in Pacher die Auseinandersetzung mit dem plastischen Ideal des Südens, mit Mantegna, beginnt und welche Anregungen aus dem Flandern und Brabant des Rogier und Bouts kommen — das ist ja vielfach nicht zum erstenmal gesagt, aber es wird hier so unaufdringlich gesagt, daß es zu keinen Bewertungen führt, sondern in der Feststellung auch zugleich die Selbständigkeitswerte der gebundenen deutschen Entwicklung herausarbeitet. „Sie sind Mitschaffende am Werk einer gemeinsamen Kunstsprache und über-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

setzen, was sie in der Fremde lernten, in deutsche Mundart."

Da mag es ja nun dem einzelnen verschieden ergehen — uns war es zwischen den vielen Büchern zur Tagesgeschichte, die man irgendwie gelesen haben „muß", eine erholsame Freude, diese unzeitgemäße Wanderung durch alte deutsche Kirchen und durch die stillsten Stuben der Museen mitzumachen, Erinnerungen an Köln, Münster, Soest zu wecken, an Besuche in Nürnberg, Nördlingen, Kolmar, Basel zu denken und so im Lesen und Schauen deutsche Geschichte und eigenes Nacherleben in eines fließen zu lassen. Diese Arbeit von Glaser ist wohl wissenschaftlich in ihren Unterlagen und Zielen, aber die methodischen Auseinandersetzungen sind sparsam, und das Buch wendet sich an alle, die zur Kunst nicht bloß einen kritischen Facheifer, sondern Liebe tragen. Es ist in einer anmutigen und ruhig klaren Sprache geschrieben, die sich, wo sie zur Bildbeschreibung oder zur psychologischen Ausdeutung eines Meisters gewandt ist, zu einer frischen Lebendigkeit sich erhebt.

Theodor Heuss

Ein flandrisches Tagebuch

Nach dem grübelnden Gotiker Silbergleit hat es der sachliche, in Rokoko, Barock und allen Jugendstilen heimische Preuße Alfred Richard Meyer gesammelt und im Darmstädter Falken-Verlag drucken lassen. Es heißt: „Vor Ypern" und erweist zwiefache Bedeutung: als Aufreihung von fast ausschließlich meisterlichen Gedichten eines — zu letzter sensualer Aufnahmefähigkeit gereiften — Impressionisten; und als Markstein in der Entwicklung des Dichters Meyer, der, aus vielerlei unfruchtbaren Abwegigkeiten, restlos zu sich und seiner Zukunft erlöst und, als einer von ganz Wenigen, durch zwei Kriegsjahre künstlerisch unmittelbar in hohem Maß gefördert ist.

Hier ist Einer zum Wesentlichen erwachsen, und das ist seltener, als nötig und gut wäre: erwachsen von Branitz nach Potsdam, von der Architektur des genialischen Dilettanten auf Muskau zur unfehlbaren Baukunst des genialen Bewältigers auf Sanssouci, vom überwuchernden zum harmonisch eingefügten Schnörkel, vom faden Heimatgefühl des Parketts zu jenem echten, starken, das ihn sprechen (und überzeugend nachleben) läßt: „Von Erde sind wir und sollen wieder von Erde sein." Meyers Buch bündelt Augenblicksbilder aus gehetztem Kriegserleben; und verführt allzu leicht, Fritz von Preußen, Bach, Kant, Schadow, Schinkel, Hoffmann zu nennen, zu spüren; ohne von kulturhistorischer (oder irgendeiner anderen verstimmenden) Bewußtheit getragen zu sein, regt es ihre Schleichpatrouille in Dichters Lande, zu Dichters besserem Verständnis, an.

Und doch ist der ernste, echte, schlichte, erdhafte, unfeierliche, kriegstüchtige, oft hemdärmelige Künstler dieser flandrischen Streckverse aus sich verständlich genug, sofern der einzige Begriff der Sachlichkeit im Werk des Betrachters aufragt. Er liefert den Schlüssel zu jedem Geheimfach im Schrein, der Meyers Eindrücke, der, über ihre gebändigte Gleichheit hinaus, seine Ausdrucksformen umhegt. Eine Sachlichkeit waltet, deren Besitzer — vielleicht — wirklich auf alle Nebenwege sich verloren, an alle wesensfremden Winzigkeiten sich vergeudet haben müßte, um sie recht zu beherrschen; die Hingabe eines demütigen Werkgläubigen, der seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Selbständigkeit nichts vergibt, wenn er mit dem Geständnis (eines Starken) beginnt: „Es ist etwas unaussprechlich Ungeheures, unter dem Willen eines Großen zu stehen."

Im Lande der Miniaturmaler hat Alfred Richard Meyer monumentale Daseinssegmente gemalt; und man weiß nicht recht, ob der Schwarzweißkünstler, der Federzeichner, oder der Pointillist glückhafter ist; ihnen allen hat die gleiche, leidenschaftmeisternde Sicherheit die weiche, doch jeder Kraftregung fähige Hand geleitet. Wie ein völlig Neues gemutet die farbsatte Bildhaftigkeit, die den Stundenschlag von Becelaere, vor Ypern, in die Atmosphäre stellt, die den „Polderhoeker Morgen" dämmern, eine Sprengung sich vollziehen, die gefangenen Engländer ins (geliebte) Leben erwachen läßt; um so unerhörter, je schlichter Meyer die Worte wählt, je salopper er ihre Verbindung herstellt. Überall ist Sachlichkeit, bewußte Ergebenheit an die Dinge an sich, als beherrschendes Kunstgesetz, spürbar; selbst in Versen, die einen ins Persönliche rückfälligen, reflektierenden, sich Rechenschaft gebenden Künstler offenbaren; und hier gerade am schönsten. Und den Dichter ehrt es durchaus, daß unorganisch eingeschaltete Zufälligkeiten (ein Abgesang an den Mort homme, ein „Licht" in Lissauers Epigrammatik) aus dem Rahmen fallen, den eine ungewöhnlich erstraffte Kunst ungemein grell aufrichtete. „Musik über Flandern", wie Meyers schönstes Gedicht sie erlauschte, griff die sichere Hand eines großen Lyrikers, neuschöpferisch, aus dem Chaos.

Arno Holz dürfte, aus Gerechtigkeit, ein Wort wiederholen, das in (nicht seinem, sondern) Hauptmanns „Michael Kramer" steht; es heißt: „Ich nicht, aber du" — und würde dem Schüler Alfred Richard Meyer Erfolgsbestätigung und bester Preis sein.

Franz Graetzer (Berlin).

Wallstreet als Erbin der City

Zuverlässige amerikanische Fachleute (so der Statistiker der National City Bank) schätzen, daß seit 2½ Jahren über 2000 Millionen Dollar amerikanischer Wertpapiere aus den Händen europäischer Besitzer in die Heimatländer zurückgeflossen sind. Daneben wurden — nach derselben Quelle — rund 2500 Millionen Dollar nach Europa, vor allem an die Entente (an diese 2200 Millionen Dollar) geliehen. Diese paar Ziffern bezeichnen vielleicht besser als lange Ausführungen eine der vielen verhängnisvollen Konsequenzen des Weltkrieges. Die Vereinigten Staaten, vor dem Krieg ein Schuldnerland, mit namhaften Beträgen Europa tributpflichtig, sind heute in einem Umfange zum Geldgeber geworden, wie es früher auch nicht das reichste Land der Alten Welt hätte tun können. Die Ziffern lassen aber auch annähernd erkennen, welche einmaligen Gewinne bis heute die Union aus dem Krieg gezogen hat. Denn zusammengezählt ergeben sie eine Summe von 18 000 Millionen Mark. Dabei erschöpfen sie noch keineswegs die ganze Tributzahlung Europas an die Vereinigten Staaten, da ja daneben noch andere Veränderungen eingetreten sind. So sei nur daran erinnert, daß bis heute rund 4000 Millionen Mark Gold in die Vereinigten Staaten geflossen sind. Man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird also die einmaligen Kriegsgewinne bis heute gut und gern auf 22 bis 25 Milliarden Mark schätzen können. Daß, solange der Krieg dauert, diese Entwicklung weitergeht und diese ungeheure Summe sich immer mehr erhöht, das scheint wohl zweifellos. In dieser Beziehung ist die Einwirkung des Tauchbootkrieges außerordentlich interessant. Sie bewirkt zwar, daß die Entente ganz erheblich weniger Waren aus den Vereinigten Staaten beziehen kann als bisher, diese selbst aber verdienen ungefähr soviel Geld wie früher. Dieser scheinbare Widerspruch ist an Hand der Ausfuhrzahlen leicht zu lösen: Im letzten Monat vor Beginn des unbeschränkten Tauchbootkrieges konnten aus den Vereinigten Staaten um 613 Millionen Dollar ausgeführt werden, nebenbei bemerkt eine Zahl, wie sie die Geschichte des Außenhandels nie verzeichnet hat, denn sie entspricht etwa der Summe, für die das größte Exportland der Zeit vor dem Kriege, England, auch in den besten Zeiten nur in einem Vierteljahr ausführen konnte. Im Februar nun ging, zweifellos im Zusammenhang mit dem Tauchbootkrieg, aber auch infolge der verringerten Tageszahl der amerikanische Export auf 466 Millionen Dollar zurück. Die kürzlich veröffentlichte Märzausfuhr beziffert sich aber auf 551 Millionen, stieg also wieder. Wir beobachten also, daß Amerika neuerdings wieder gewaltige Rechnungen nach England schicken kann. Das erklärt sich aber nicht etwa daraus, daß die Warenverschiffungen neuerdings gewachsen sind, sondern einfach und allein aus der unglaublichen Preisgestaltung. Von Tag zu Tag steigen drüben die Preise, namentlich für die Waren, auf die die Engländer angewiesen sind. Das ist augenblicklich in allererster Linie der Weizen. In den letzten Tagen notierte dieser in Neuyork 285 Cents gegen etwa 85 Cents vor dem Kriege. Ähnlich ist es mit fast allen anderen Ausfuhrartikeln. Mit anderen Worten: England erhält immer weniger Ware und muß dafür immer mehr Geld zahlen — das heißt: „zahlen" ist nicht der richtige Ausdruck, denn mit was soll man denn zahlen, wenn man selbst keine Einnahme hat, und auf diesem Punkt ist England tatsächlich angekommen.

Eine der Wirkungen des Tauchbootkrieges, auf die bisher niemand hingewiesen hat, ist diese Exportstockung. Zwar wurde von deutscher Seite immer wieder darauf hingewiesen, daß speziell die Kohlenausfuhr durch den Tauchbootkrieg leiden werde. Aber von den anderen Waren ist nie die Rede gewesen. Der Mangel an Schiffsraum hat aber heute schon bewirkt, daß der Exporthandel Englands, der sich im ersten Teil des Krieges ganz leidlich behauptete, heute die Waffen strecken muß, da die Regierung außerstande ist, die nötigen Schiffe zur Verfügung zu stellen. Die Folge ist auch hier für Europa bezw. in diesem Fall England katastrophal, denn der große Markt, den Großbritannien gerade im Krieg vollends erobern und ausbauen wollte — hatte doch der Handelsminister Runciman im Herbst 1914 in einem Rundschreiben die Handelskammern ausdrücklich aufgefordert, sie sollten doch die glänzende Konjunktur ausnutzen —, muß jetzt fast vollständig den Amerikanern und Japanern überlassen werden. Namentlich die bedeutendste Ausfuhrindustrie Englands, das Baumwollgewerbe von Lancashire, leidet geradezu furchtbar. Doch das nur nebenbei.

Wichtiger scheint uns die Frage: Was sind die Folgen jener unglaublichen Kapitalverschiebungen von der Alten in die Neue Welt? Sie bedeuten unseres Dafürhaltens zunächst einmal die dauernde Ausschaltung der engli-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Finanzvormacht, die seit Beendigung der Napoleonischen Kriege unbestritten war. Diese ganz einzigartige Stellung beruhte vorwiegend auf drei Dingen: auf dem Vorhandensein großer Kapitalien zu billigen Zinssätzen, auf dem Freihandel und auf der Schiffahrt. Die Kapitalien sind nicht mehr vorhanden. Sie waren entstanden aus den alljährlichen Zinseinnahmen aus dem Ausland und aus den sonstigen Posten der Zahlungsbilanz Großbritanniens. Die Zinseinnahmen von früher 3500 Millionen Mark werden in Zukunft sogut wie ganz fehlen bezw. durch die ungeheuren Tribute an die Vereinigten Staaten reichlich aufgewogen werden. Den zweitwichtigsten Einnahmeposten in der englischen Jahresrechnung bildete die Schiffahrt. Sie warf nicht weniger als 2500 Millionen Mark Reingewinn ab. Es kann schon heute gar kein Zweifel mehr bestehen, daß auf Jahre hinaus auch dieser Posten fehlen wird, da die englische Handelsmarine bereits jetzt in einem derartigen Zustand ist, daß sie für die Zufuhr auf die neutrale Flagge angewiesen ist. Je länger England sich besinnt, Frieden zu schließen, desto ungünstiger wird gerade dieser Posten beeinflußt. Die Hoffnung Englands für die kriegerischen Entscheidungen beruht heute auf den Schiffsbauten des neuen Alliierten. Wenn sich diese Hoffnung erfüllt, so wird sie letzten Endes zum schweren Verhängnis für Albion werden. Denn nichts hat bisher die Konkurrenzfähigkeit der Vereinigten Staaten so gelähmt wie das Fehlen einer eigenen Handelsflotte, an dem ja, wie man weiß, England selbst die Schuld trägt. Der drittwichtigste Einnahmeposten der englischen Zahlungsbilanz bestand aus den Kommissionen, Versicherungen, Bankgebühren. Man vereinnahmte daraus rund 600 Millionen vom Ausland. Wird das auch in Zukunft der Fall sein? Das ist entschieden zu bezweifeln, besonders da ein sehr ansehnlicher Teil dieser 600 Millionen aus Deutschland geflossen ist. Der Freihandel wird in England in der alten Weise nicht mehr fortbestehen. Die mächtig gewordenen Sonderinteressen der Industrie, der Wunsch und die Notwendigkeit, eine leistungsfähige Landwirtschaft großzuziehen, und letzten Endes fiskalische Interessen werden das verhindern. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß England künftig nach dem Vorbild Deutschlands, schon um die Wunden des Krieges zu heilen, in der intensivsten Weise Landwirtschaft und Industrie betreiben wird, womit übrigens nach aller historischen Erfahrung die Voraussetzungen des englischen Imperiums aufs äußerste gefährdet sind.

Daß Amerika über unvergleichlich mehr Kapitalien und zu billigeren Sätzen als Europa künftig verfügen kann, liegt auf der Hand. Nur der Grad der Kräfte verschiebung ist heute noch einigermaßen zweifelhaft. Mit jedem Monat, den die wahnsinnige Selbstzerfleischung Europas weiter andauert, wird die künftige Machtstellung der Neuen Welt weiter gesichert und ausgebaut.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vermögensbeschlagnahme durch das Reich

Von Regierungsrat Konietzko, stellvertretendem Staatskommissar an der Börse zu Frankfurt a. M.

Die Deckung der durch den Krieg erwachsenen Lasten erweckt naturgemäß das Interesse weitester Kreise. Die verschiedenartigsten Steuerpläne werden vorgeschlagen und erwogen. Die Größe der Lasten läßt es fast ausgeschlossen erscheinen, daß Steuern allein genügen können, um ihrer Herr zu werden. Und so hört man mehr und mehr davon reden, daß das Reich wahrscheinlich zur Beschlagnahme eines Teiles des Privatvermögens werde schreiten müssen.

Bei den hierauf sich beziehenden Erörterungen und Vorschlägen herrscht Einigkeit darüber, daß es unmöglich sein würde, den beschlagnahmten Vermögensteil durchweg in bar zu entrichten, da die Aufbringung der hierfür erforderlichen ungeheuren Barmittel schlechterdings ausgeschlossen erscheint. Die einen wollen daher den Ausweg wählen, daß der beschlagnahmte Vermögensteil zwangsweise dem Reiche unmittelbar in natura übertragen wird. Jeder solle zahlen mit dem, was er hat, der eine mit Aktien oder Obligationen, der andere mit Hypotheken, der Grundbesitzer mit Grundbesitz oder Eintragung von Hypotheken für das Reich usw. Es lohnt sich nicht, auf diese Art der Beschlagnahme näher einzugehen. Sie birgt viel zu viel Schwierigkeiten in sich, als daß eine Durchführbarkeit ernstlich in Erwägung gezogen werden könnte. Das Reich würde dabei in eine eigentümliche Art von in allen Teilen des Landes befindlichen Gütersammlungen kommen, deren Verwaltung schon technisch nicht zu bewältigen wäre.

Größere Beachtung muß aber folgender Vorschlag finden: Infolge Unmöglichkeit allgemeiner sofortiger Barentrichtung soll das Reich den auf Grund einmaliger 1918 oder 1919 zu erfolgender Veranlagung und Feststellung der Höhe des beschlagnahmten Vermögensteiles zu zahlenden Betrag, gewissermaßen als Darlehnsgeber, stunden, soweit nicht etwa der einzelne zur alsbaldigen Barzahlung imstande ist. Der gestundete Betrag wäre 36 Jahre lang mit 6% in vierteljährlichen Raten zu verzinsen und zu tilgen, wobei 5% Zinsen und 1% auf Tilgung zu rechnen wären, welche letztere sich entsprechend dem allmählich sich verringernden Zinsbetrage steigern würde. Das Reich soll auf diese Weise den gleichen Erfolg haben, als wenn es den ganzen Steuerbetrag auf einmal erhalten würde. Denn die Kriegsanleihen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seien dadurch gedeckt, ihre Zinsen auf die Steuerzahler abgewälzt. Die Tilgung, mit 1% anfangend und dann nach den Regeln der Rentenrechnung steigernd, würde zur Tilgung der Kriegsanleihen verwendet werden, was nach 36 Jahren geschehen sein würde.

Dieser Vorschlag, der einer bei sofortiger Gesamtentrichtung des aus der Beschlagnahme geschuldeten Steuerbetrages unvermeidlich eintretenden schweren Erschütterung des Wirtschaftslebens vorbeugen würde, hat viel Bestechendes für sich. Er soll daher einer näheren Untersuchung auf seine Durchführbarkeit und Wirkung unterzogen werden.

Da der Vorschlag die Höhe des zu beschlagnahmenden Vermögensteiles mit 20% des Vermögens voraussetzt, so mag vorweg geprüft werden, ob dadurch tatsächlich unsere Kriegsanleihen gedeckt werden können. Bei dieser Prüfung müssen wir von dem Gesamtbetrage des deutschen Volksvermögens ausgehen. Vor dem Kriege betrug es nach der letzten Schätzung von Helfferich 310 Milliarden Mark. In diesem Betrage sind jedoch auch die Werte des öffentlichen Vermögens (Staatseisenbahnen, Staatsbergwerke usw.) eingeschlossen, die mit mindestens 30 Milliarden Mark bewertet werden müssen. Da für die Beschlagnahme nur das Privatvermögen in Betracht kommen kann, so würden, wenn man die durch den Krieg zweifellos eingetretene Verringerung des Volksvermögens außer Betracht läßt, im günstigsten Falle nur 280 Milliarden der Beschlagnahme bezw. deren Erträgnis zugrunde gelegt werden können.

Hiernach würde sich bei einem Beschlagnahmesatz von 20% ein Betrag von 56 Milliarden Mark ergeben, den das Reich zur Tilgung seiner Kriegsanleihen verwenden könnte. Damit wird jedoch der volle Betrag der Kriegsanleihen und Schatzanweisungen keineswegs gedeckt sein. Bis April 1917 belaufen sich die unmittelbaren Kriegskosten des Reiches bereits auf rund 64 bis 65 Milliarden Mark; bis Ende 1917 würden sie sich bei einem Monatsbedarf von durchschnittlich mindestens $2^1/_2$ Milliarden Mark um weitere $22^1/_2$ Milliarden Mark vermehren. Selbst wenn wir noch vor Ende des Sommers 1917 den erhofften deutschen Frieden erlangen, wird auch weiterhin ein großer Teil unserer Kriegsausgaben als Folgeerscheinung fortbestehen. Es werden noch über den Krieg hinaus in der ersten Zeit Anleihen notwendig sein, da die bisher genehmigten neuen Steuern erstens sich bis dahin noch nicht ausgewirkt haben, und zweitens auch bei weitem nicht den erforderlichen Zinsbetrag decken werden. Es verhält sich vorläufig so wie mit einem Schuldner, der die laufenden Lasten aus seinem Einkommen nicht bestreiten kann und daher — in Erwartung besserer Zeiten — zunächst noch weitere Schulden machen muß, um den fälligen Verpflichtungen nachkommen zu können. Wir werden hiernach nicht fehlgehen, wenn wir die unmittelbaren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriegskosten (Anleihen und Schatzanweisungen) mit mindestens 90 Milliarden Mark im Endergebnis beziffern. Da nun bei einer durchschnittlichen 20prozentigen Beschlagnahme sich höchstens die Deckung von 56 Milliarden ergeben würde, so müßten weiterhin 34 Milliarden (Kriegsanleihen und Schatzanweisungen) zu verzinsen und zu tilgen sein. Bei 5% Zinsen und mit 1% Tilgung anfangend, würden also hierfür allein noch 6% = 2400 Millionen Mark an Steuern aufzubringen sein. Nun werden sich aber die laufenden Ausgaben des Reiches keineswegs etwa auf Verzinsung der Kriegsanleihen und Schatzanweisungen beschränken. Es werden hinzutreten fortlaufende Familienunterstützungen, Aufwendungen für Elsaß-Lothringen und Ostpreußen, Renten für Kriegskrüppel, Kriegerwitwen und Waisen. Ergänzung von aufgebrauchtem Heeres- und Marinematerial aller Art, und die Lasten, die den Bundesstaaten und Kommunen vom Reich ersetzt werden müssen und anderes. Alle hieraus sich ergebenden laufenden Ausgaben werden mit jährlich 3 Milliarden Mark sicherlich nicht zu hoch eingesetzt sein. Es blieben mithin trotz 20% Vermögensbeschlagnahme jährlich noch 5,4 Milliarden durch Steuern zu decken übrig. Von den bisher bewilligten Steuern ist die Kriegsgewinnsteuer keine dauernd laufende, sondern nur eine vorübergehende, deren Erhebung bald nach Kriegsende fortfallen wird, so daß die laufenden neuen Steuern vielleicht nur einen jährlichen Betrag von 1200 Millionen abwerfen werden. Nach alledem werden immer noch ungefähr 4,2 Milliarden neue Steuern oder andere Deckungen zu suchen sein. Erwägt man, daß uns in Friedenszeiten bei normalem Wirtschaftsverkehr schon die Aufbringung einer halben Milliarde laufender Steuern als etwas Ungeheuerliches erschien, so wird das aus einer Vermögensbeschlagnahme zu erzielende Erträgnis uns als unbedingt erforderlich erscheinen müssen.

Ist nun der mit Rücksicht auf die Undurchführbarkeit einer sofortigen Gesamtentrichtung des beschlagnahmten Vermögensteiles vorgeschlagene Weg der Stundung geeignet, der Verwirklichung entgegengeführt zu werden? Ich glaube dies verneinen zu müssen. Eine derartige, auf Grund einmaliger Veranlagung auf 36 Jahre hinaus festgelegte Abgabe würde alle steuerlichen Grundsätze auf den Kopf stellen. Jede Vermögens- und Einkommensteuer ist beweglich. Sie wird in bestimmten, verhältnismäßig kurzen Zeiträumen (drei oder ein Jahr) wiederkehrend Gegenstand der Veranlagung unter Berücksichtigung der jedesmal gegenwärtigen Leistungsfähigkeit. Bei einem 36 Jahre lang unabänderlich zu zahlenden Abgabebetrage würden die Vermögens- und Einkommensverschiebungen, die sich in der nach dem Kriege einsetzenden wirtschaftlichen Sturm- und Drangperiode ganz besonders bemerkbar machen werden, außer Betracht bleiben. Es würde nicht ausbleiben, daß viele, die im Jahre der Veranlagung bzw. Feststellung des beschlag-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nahmten Vermögensteils mit einem bestimmten Vermögensbetrag herangezogen worden sind, in den nächsten Jahren ihr Vermögen ganz oder teilweise verlieren, andererseits aber andere, die mangels Vermögen im Feststellungsjahr freigeblieben sind, in den kommenden Jahren Vermögen erlangen. Wollte man für die späteren Jahre der jedesmaligen Leistungsfähigkeit Rechnung tragen — und darüber wird man nicht hinwegkommen können —, so müßte man in bestimmten Zwischenräumen neue Veranlagungen wegen der inzwischen eingetretenen Verschiebungen eintreten lassen und müßte, wie z. B. bei der zweiten und dritten Rate des Wehrbeitrages, soweit gewisse Vermögensverluste eingetreten sind, Nachlässe gewähren. Beim Wehrbeitrag kam hierfür aber nur ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum in Betracht, während bei einer 36 Jahre dauernden Leistung die Nachlässe einen Umfang annehmen würden, die für das Endergebnis Milliardenausfälle bedeuten könnten. Wollte man jedoch demgegenüber zum Ausgleich die späteren Neuerwerbungen von Vermögen einer nachträglichen Beschlagnahme unterwerfen, so würde dies nichts anderes als eine neue Vermögenszuwachssteuer darstellen, und zwar mit derartig hohen Sätzen, daß die für die Befruchtung und Erholung des Wirtschaftslebens notwendige Kapitalneubildung fast unterbunden wäre. Überdies würde eine derartige Vermögenszuwachssteuer die mit dem Reichsbesitzsteuergesetz vom 3. Juli 1913 eingeführte hinfällig machen, da zwei Zuwachssteuern nebeneinander schlechterdings nicht bestehen könnten. Dadurch würde sich aber ein Ausfall aus der früheren Zuwachssteuer ergeben. Soweit der zukünftige Zuwachs Vermögen beträfe, die im Jahre 1918 oder 1919 der Beschlagnahme unterworfen worden sind, würde mithin die Konfiskation nicht abgeschlossen sein, sondern eintretendenfalls 36 Jahre weiter fortbestehen; es wäre eine Schraube ohne Ende, bei der von einmaliger Vermögensbeschlagnahme nicht gesprochen werden könnte. Abgesehen hiervon spricht gegen das Stundungsverfahren und überhaupt gegen einmalige Vermögensbeschlagnahme vor allem auch der Umstand, daß bei ihr der Erwerb aus Arbeit freigelassen würde. In Industrie, Handel, Gewerbe usw. beziehen leitende oder sonst hervorragende Persönlichkeiten in vielen Fällen Einkommen von einer Höhe, die von Millionen weniger Gesegneten geradezu als traumhaftes Vermögen angesehen werden. Wer also im Feststellungsjahr ein derartig hohes Einkommen bezieht und gewohnt war, es, ohne davon zu sparen, aufzubrauchen, würde der Vermögenskonfiskation nicht unterliegen. Welche schreiende Ungerechtigkeit würde dies in sich bergen. Ein Bankdirektor, Großhändler, berühmter Künstler oder Schauspieler z. B., der 75 000 Mark oder noch mehr jährliches Einkommen aus seinem Berufe erzielt, auf großem Fuße lebt, ohne, wie es häufig im Leben vorkommt, Vermögen zu haben, würde frei bleiben; und der kleine Hausbesitzer, Fabri-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kant, Geschäftsmann, Beamte, der gerade im Veranlagungsjahre ein bescheidenes Vermögen besitzt, müßte bei sofortiger Wirkung der Vermögenskonfiskation $^1/_5$ seines mühsam erarbeiteten und ersparten Vermögens hinhingeben oder beim Stundungsverfahren 36 Jahre lang 6% des beschlagnahmten Teiles, das wären 24% der Gesamterträgnisse seines Vermögens, opfern. Ausgleichend in dieser Hinsicht könnte allenfalls eine Verbrauchsabgabe wirken, wie sie von dem Freiburger Universitätsprofessor Mombert vorgeschlagen ist. Doch bietet diese, besonders in der Kontengierung des Verbrauches für die verschiedenen Stände so viel Schwierigkeiten und würde in das Volk wegen der Differenzierung des Verbrauches Verärgerung und Verschärfung der Klassengegensätze hineintragen, daß ihrer Verwirklichung wohl nicht nähergetreten werden wird.

Faßt man alles in allem zusammen, so ergeben sich gegen eine Vermögenskonfiskation, auch im Wege des Stundungsverfahrens, so schwerwiegende Bedenken, daß man unwillkürlich zu der Prüfung angeregt wird, ob sich das bei einer Beschlagnahme zu erzielende Erträgnis nicht auf einem anderen, einfacheren Wege erreichen läßt. Da liegt der Gedanke an die so vielfach angefeindete Reichsvermögens- und Einkommensteuer sehr nahe. Man trifft hier den Einwand an, daß dadurch den Bundesstaaten, deren Steuerbedarf durch den Krieg nicht verringert, sondern ebenfalls erheblich vergrößert ist, die hauptsächlichste Steuerquelle, die ihnen zudem verfassungsmäßig vorbehalten ist, verstopft werden würde. Diese Verstopfung läßt sich jedoch ganz leicht vermeiden. Man berechnet zunächst das voraussichtliche Erträgnis, das die geplante Vermögenskonfiskation ergeben würde. Unter Zugrundelegung dieses Ertrages stelle man, entsprechend den bei dem erörterten Stundungsverfahren vorgesehenen Zins- und Tilgungsleistungen der Steuerzahler eine einheitliche Reichseinkommen- und ergänzende Vermögenssteuerskala auf. Ebenso wie nun z. B. bisher die Einzelstaaten berechtigt sind, zur Reichserbschaftssteuer Zuschläge als Landessteuer zu erheben, ebenso wie bisher die Kommunen zu der staatlichen Einkommensteuer Zuschläge erhoben haben, so mögen in Zukunft Bundesstaaten und Kommunen Zuschläge zur Reichssteuerskala je nach ihrem Bedarf erheben. Eine Mehrbelastung der Steuerzahler wurde sich hierdurch gegenüber der Vermögensbeschlagnahme und ihrer Stundung nicht ergeben. Was sonst im Wege der letzteren zu zahlen wäre, würde im gleichen Betrage durch die Reichsvermögens- und Einkommensteuer gezahlt werden. Die Bundesstaaten und Kommunen würden dabei ebenfalls nicht schlechter fahren. Die Zuschläge würden natürlich je nach dem Bedarf der einzelnen Bundesstaaten und Kommunen eine verschiedene Höhe erreichen, wie dies bisher schon bei den Zuschlägen der Kommunen zu der staatlichen Einkommensteuer der Fall war. Bundesstaaten und Kom-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

munen müssen in Berücksichtigung ziehen, daß ihr Steuerbedarf gestiegen ist, sie können ferner auf der anderen Seite nicht außer acht lassen, daß bei einer Vermögensbeschlagnahme zu 20%, auch wenn das Stundungsverfahren Platz greifen würde, die direkte Steuerkraft der Zensiten im Durchschnitt um 1/5, mit Rücksicht auf die Staffelung vielleicht noch mehr, sinken würde. Es würde ihnen also von den bisherigen Steuererträgen plötzlich mindestens der fünfte Teil verloren gehen. In dieser Erkenntnis müßten sie sich mit der Umgestaltung und Erhöhung ihrer direkten Steuern befassen und die Schraube entsprechend anziehen. Sie würden sich also bei einer Vermögensbeschlagnahme, in welcher Form sie auch erfolgen möge, auf jeden Fall vor die Notwendigkeit einer „Neuorientierung" ihrer bisherigen Steuersätze gestellt sehen. Die unvermeidliche Erhöhung könnten sie auch im Falle einer Zuschlagerhebung vornehmen, und zwar ohne besondere technische Schwierigkeiten. Und soweit verfassungsrechtliche Bedenken erhoben würden, so könnte diesen damit begegnet werden, daß die Reichsvermögens- und Einkommensteuer nur eine zeitlich begrenzte Ausnahmeerscheinung sei, die nach Erfüllung ihres Zweckes aufzuheben wäre, worauf alsdann das ursprüngliche Recht der Bundesstaaten auf Vermögens- und Einkommenbesteuerung wieder aufzuleben hätte.

Wir haben oben gesehen, daß bei einer Vermögensbeschlagnahme und einmaliger Veranlagung der hieraus sich ergebenden Abgabe infolge der zweifellos eintretenden späteren Vermögensverschiebungen die jedesmalige Leistungsfähigkeit nicht berücksichtigt werden könnte. Von vornherein könnte man auch infolge der unsicheren wirtschaftlichen Entwicklung nicht übersehen, welche Wirkung eine einmalige Veranlagung des abzugebenden Vermögensteiles in der Folgezeit haben würde. Die gleiche Abgabe bei gleich hohem Vermögen kann die Steuerpflichtigen verschieden treffen, je nachdem ihr Betrieb oder Gewerbe in der Zukunft von der wirtschaftlichen Konjunktur günstig oder ungünstig beeinflußt, je nachdem sie infolge ihrer Eigenart mehr oder weniger auch von den indirekten Steuern erfaßt werden. Bei einer Reichsvermögens- und Einkommensteuer, der von Jahr zu Jahr die augenblickliche, wirkliche Leistungsfähigkeit zugrunde liegt, würden die Grundsätze steuerlicher Gerechtigkeit so vollkommen wie nur irgend möglich beobachtet sein, und die technische Durchführbarkeit unter Benutzung des bei den Bundesstaaten gehandhabten Einschätzungsverfahrens und ihrer Erfahrung so gut wie keine Schwierigkeiten bieten. Inwieweit eine Staffelung einzutreten hätte, würde von sozialen Erwägungen in Verbindung mit der notwendigen Rücksicht auf den Ertrag abhängen. Vor einem möge man sich aber hüten, die großen Vermögen, deren Bedeutung für die Belebung des Wirtschaftslebens und für die Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland nicht zu unterschätzen ist,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugunsten der kleineren und mittleren Vermögen allzusehr zu belasten. Eine Staffelung wird sich nicht vermeiden lassen, aber man verfalle nicht in das Extreme. Die kleineren und mittleren Vermögen bilden den größten Teil des Volksvermögens. Wollte man ihre Schonung gar zu weit treiben, so würde auch das unbedingt notwendige Erträgnis in Frage gestellt werden.

Selbstverständlich wäre bei Einführung der Reichs-Vermögens- und -Einkommensteuer die Reform und einheitliche Gestaltung des Einschätzungsverfahrens eine notwendige Voraussetzung. Für Wertpapiere müßte, wie dies durch das Steuerkursblatt vom 31. Dezember 1916 bereits geschehen ist, eine alljährliche maßgebende Festsetzung durch die zuständigen Börsenorgane unter Aufsicht und Genehmigung des Bundesrates oder Reichsschatzamtes erfolgen. Für Grundbesitz würden zwar einheitliche Richtlinien aufzustellen sein, die Schätzung selbst aber von besonders hiefür eingerichteten Kommissionen in den einzelnen Steuerbezirken vorzunehmen sein. Einheitlich müßte auch die Übertragung der Veranlagung an eigens hiefür ausgebildete Beamte erfolgen, wobei die vielumstrittene Frage, ob die Beibehaltung der Veranlagung durch Landräte und ähnliche Beamte weiterhin empfehlenswert ist, ihre Regelung finden müßte.

Sozialpolitik und Hilfsdienstgesetz

Von S. Aufhäuser (Berlin)

Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst ist die Antwort des deutschen Volkes auf die Vernichtungspläne unserer Feinde. Es ist aus rein militärischen Erwägungen heraus geboren worden und kann auch in seinem Aufbau wie in seiner Zweckbestimmung nur den Bedürfnissen der Landesverteidigung angepaßt sein. Die Gesetzgeber hatten sich das Ziel gesteckt, den höchsten Grad der Munitionserzeugung zu erreichen; die Kraftquelle, auf die zurückgegriffen wurde, war die Arbeitskraft, die es in allen Teilen der Bevölkerung mobil zu machen galt. In der Stunde nationaler Gefahr muß und kann die Arbeit allein zum Retter des Landes werden.

Es ist nach allem dem erklärlich, wenn neben dem nationalen Zweck des Gesetzes seine Durchführung von der einschneidendsten sozialen Bedeutung ist. Die deutsche Arbeitnehmerschaft hat in bezug auf die Freiheit des Dienstvertrags große Opfer gebracht, die sie verantworten kann, weil damit ihre draußen kämpfenden Brüder den nötigen Schutz erfahren werden. Wenn durch ausreichende Waffen- und Munitionsbeschaffung Opfer an Blut gespart werden können, so werden die Daheimgebliebenen bereit sein müssen, Opfer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer sozialen Freiheit zu bringen. Den sozialen Schattenseiten des Gesetzes stehen aber auch einige Fortschritte grundsätzlicher Art gegenüber, die bisher nur selten in vollem Umfang gewürdigt worden sind.

Das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst hat vier wesentliche sozialpolitische Errungenschaften gebracht: 1. die gesetzliche Anerkennung der Berufsorganisationen; 2. die Schaffung paritätischer Verhandlungseinrichtungen; 3. das Mitbestimmungsrecht des Arbeitnehmers innerhalb des Betriebes und 4. die Sicherung des Vereins- und Versammlungsrechtes.

1. Anerkennung der Berufsorganisation

Wenngleich im Verlauf des Krieges die Wertung der Gewerkschaften als ausschlaggebender Faktor unseres Wirtschaftslebens allgemein eine merkliche Steigerung erfahren und wiederholt führende Staatsmänner ihre besondere Anerkennung für die Wirksamkeit der Berufsverbände ausgesprochen hatten, so fehlte doch bis zum Inkrafttreten des Hilfsdienstgesetzes jede formale Eingliederung dieser wirtschaftlichen Verbände in das Staatsleben. Nach den Bestimmungen des neuen Gesetzes ist den wirtschaftlichen Interessenvertretungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum erstenmal ein obligatorisches Vorschlagsrecht zur Besetzung der für den Hilfsdienst vorgesehenen Feststellungs-, Einberufungs- und Schlichtungsausschüsse eingeräumt worden. Im § 10 ist ausdrücklich bestimmt, daß das Kriegsamt die Vorschläge für die Besetzung der erwähnten Ausschüsse von den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer einzuholen hat, während z. B. in allen bisherigen Gesetzen über die Sozialversicherung eine derartige Anerkennung der Berufsorganisationen nirgends zu finden war. Auf derselben Linie liegt die Erklärung der Reichsregierung, daß die Berufsverbände mit unter die „kriegswirtschaftlichen" Betriebe fallen, deren Aufrechterhaltung eine Voraussetzung zur Durchführung des Hilfsdienstes bildet.

2. Gleichberechtigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer

Die sämtlichen Ausschüsse des Hilfsdienstgesetzes sind paritätisch von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzt. Darin liegt die Erkenntnis, daß die Arbeit als gleichberechtigter Bestandteil unserer industriellen Erzeugung zu werten ist. Vor dem Kriege haben jahrelange Kämpfe um diese Gleichberechtigung stattgefunden, ohne daß in das absolute Herrschaftssystem der Industrie Bresche gelegt werden konnte.

3. Das Mitbestimmungsrecht im Betrieb

Wenn unter Punkt 2 berichtet werden konnte, daß in den verschiedenen Ausschüssen des Hilfsdienstes Arbeitgeber und Arbeitnehmer dasselbe Stimmengewicht in die Wagschale zu werfen haben und damit eine Wahrung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der berechtigten Arbeitsintereſſen geſichert iſt, ſo würde dieſe Entwicklung auf halbem Wege ſtehen bleiben, falls nicht gleichzeitig auch im Arbeitsbetriebe ſelbſt das Recht der Mitbeſtimmung für den Arbeitnehmer ausgeſprochen worden wäre, wie es im § 11 des Geſetzes durch die Schaffung obligatoriſcher Betriebsausſchüſſe geſchehen iſt. Die Arbeiter ſind bei ihrer Forderung nach dem konſtitutionellen Fabrikſyſtem ſtets von dem Grundgedanken ausgegangen, daß ſie ſelbſt in gleichem Maße wie der Unternehmer Träger des Betriebes ſind und deshalb auch die Möglichkeit eines unmittelbaren Einfluſſes auf ihre Arbeitsbedingungen haben müßten. Der obligatoriſche Betriebsausſchuß wird in Zukunft die verfaſſungsrechtliche Grundlage für das Zuſammenwirken des Unternehmers und ſeiner Arbeiter bei Geſtaltung der Arbeits- und Lohnverhältniſſe bilden.

4. Sicherung des Vereins- und Verſammlungsrechtes

Nach dem § 14 des Hilfsdienſtgeſetzes darf keine im Hilfsdienſt beſchäftigte Perſon in der Ausübung des Vereins- und Verſammlungsrechtes beſchränkt werden. Dieſe Beſtimmung bildet eine wertvolle Ergänzung zur Anerkennung der Organiſation, die ohne Verſammlungsrecht einen wichtigen Beſtandteil ihrer Entfaltungsmöglichkeit entbehren würde.

Die hier beſprochenen vier Grundſätze ſozialer Art, wie ſie im Hilfsdienſtgeſetz verwirklicht worden ſind, ſind gewiß nicht zufällig gerade bei dieſer Gelegenheit in die Erſcheinung getreten. Das Hilfsdienſtgeſetz iſt eben in ſeiner Wirkung die ſtärkſte Nutzbarmachung aller nationalen Arbeitskräfte; damit war auch der Augenblick gekommen, den Trägern der Arbeit einen entſprechenden Platz im Gewerbe einzuräumen und die organiſierte Arbeit als ſtaatserhaltender Faktor unſerer Volkswirtſchaft anzuerkennen.

Trieſt

Von Hugo Wolf (Küſtenländiſche Front)

Die Kirche von Contovello ſitzt, wie die Stirnperle in einem Diadem, zartfunkelnd auf der Höhe des gewaltigen Felſenbandes, in das die Bucht von Trieſt — weich und leiſe und den goldenen Brand der Liebe im Auge — wie eine Frau in den harten Arm ihres Geliebten gelegt iſt. Vor der Kirche hängt eine Terraſſe in das Meer hinaus, und wer ſich bis an die Brüſtung vorwagt, fühlt ſich gleichſam in eine Loge verſetzt, in die für Majeſtäten vorbehaltene und dem gewöhnlichen Erdenpublikum entrückte Loge eines Amphitheaters.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von dort erblickte ich in der Beleuchtung einer gedämpften Novembersonne zum erstenmal die Stadt seit Kriegsausbruch. Sonst die Verheißung alles Fremden und Erregenden, Eingangspforte einer Sehnsucht, die in sämtliche Länder und Völker der Erde sich zu versenken gedachte, zunächst aber in jene paradiesischen Fernen, die den Ursprung des Menschengeschlechts erlebten: sonst Brücke nach dem Orient, Abflugstation nach den silbernen Märchen des Morgenlandes, zerbarst die Stadt vor kreischendem Leben, leidenschaftlich eingeschlossen von Dampfern und Seglern, die nach Handelshäusern und Banken und Magazinen ihre unsichtbaren Nerven auslegten und in ihren Schwingungsbahnen Matrosen, Agenten, Abenteurer, Direktoren und allerlei Frauenzimmer herumtanzen ließen. Es war nicht der Hochdruck von Hamburgs oder Londons Hexenkessel, kein überwältigendes Babylon mit himmlischen Ausblicken und höllischen Abgründen, aber es war genug, um die Phantasie eines Knaben, dem die Welt noch nicht offen stand, zu entfesseln und ihm Wunder zu versprechen, sollte er als Mann wiederkehren.

Nun stand der Gereifte, der Erfahrene, im Angesicht der unvergessenen Stadt. Er trug das Kleid des Soldaten und kam von der Front, in vollen Zügen die Stunde genießend, die ihn dem ruhelosen Bereich des Schlachtfeldes entführte.

Die Stadt schlief.

Es war schon spät am Morgen, aber die Stadt schlief. Kein Atemhauch eines Dampfers kräuselte durch die Luft, das Meer lag mit breitgeöffnetem Auge wie etwas Gelähmtes. Nackt und steif krochen die Molen in das Wasser, keine Barke, kein freudiges Segel schützte ihre Flanken, ganz dunkel färbte sich das Wasser in ihrer Nähe und begann zu zittern, als überliefe selbst das Meer eine Gänsehaut in dieser gespenstischen Minute, da am hellichten Tage eine große und zu einem bestimmten Beruf auserkorene Stadt sich diesem entzog und den Traum ihrer vergangenen Nacht weiterzuspinnen unternahm.

Ich dachte, man müsse doch etwas merken, das die rätselhafte Erscheinung hinlänglich erklärte: ich überflog den Horizont nach Kriegsschiffen, die vielleicht die Straße in den freien Ozean sperrten, ich untersuchte mit dem Feldstecher die Meeresoberfläche nach Minen, die etwa den kühnen Schiffern hinderlich wären. Aber es war nichts dergleichen zu beobachten, und gerade dieses Unbestimmbare, in der Luft Hängende, dieses irgendwo Seiende und Notwendige und Nichthinwegzuleugnende, das die Völker gegeneinanderrennen ließ und hier eine Stadt in Narkose versenkte, war Ursache, daß der Beschauer selbst schließlich einem Trugbild zum Opfer gefallen zu sein vermeinte.

Ich schloß die Augen und tat sie wieder auf. Ein Vogel stürzte in die Tiefe, setzte sich auf eine Welle und ließ sich tragen: dies ist Wirklichkeit und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bewegung, dachte ich; sofort wird ein allgemeines Erwachen anheben — Sirenen werden brüllen, Maschinen sich drehen, Kräne poltern, Lasten stöhnen — es wird, oh, es wird sofort laut und hitzig zugehen ... Aber die Stadt rührte sich nicht. Sie schlief immerfort.

Nun bestieg ich mein Fuhrwerk, um es die Windungen der Straße hinabzulenken, nachdem ein Posten meine Papiere geprüft und richtig befunden hatte. Ohne Aufenthalt gelangte ich darauf in das Herz der Stadt.

Es war nichts Außergewöhnliches zu sehen. Es war ein Vormittag wie in anderen österreichischen Städten, beinahe roch es nach Provinz und kleinbürgerlichen Stuben. Die Frauen gingen mit Einkaufskörben über den Markt, die Trambahn wackelte in langen Zwischenräumen und überraschte den ahnungslosen Spaziergänger durch ihre Existenz. Es gab kein Geschrei, keinen Tumult, keinen Polizisten. Es war alles in Ordnung. Daß sich im Straßenbild das Militärische heftiger aufdrängte als sonst, war nicht von Bedeutung: dieser Tatsache konnte man sich heutzutage im kleinsten Gebirgsdorf nicht mehr verschließen.

Und dennoch gab es einen drohenden Fingerzeig: die Brandruine des Redaktionsgebäudes des „Piccolo della Sera". Die geschwärzten, zum Teil eingestürzten Mauern verrieten, was sich einst stürmisch entlud, und streckten sich wie eine Schwurhand zum Protest gegen hochverräterische Umtriebe. Die Springflut der Empörung hatte damals in einem Ansturm beseitigt, was irgendwie Neigung nach der gegenüberliegenden Meeresküste offenbart hatte, und Maßregeln der Regierung wurden leichtsinnigen Demagogen rasch zum Verderben.

Es machten sich nachher Strömungen bemerkbar, die es eine ganze Bevölkerungsschichte entgelten lassen wollten, was einzelne Bankrotteure der Gesinnung angestiftet hatten, und das slawische gegen das romanische Element ausspielten. Doch sieht man heute allenthalben wieder ein, daß es unklug wäre, den Grundcharakter der Stadt in einen fremden zu verwandeln. Triest ist ein Hafenplatz und wird es nach dem Kriege stärker sein als je vorher, dazu aber ist es nötig, dem romanischen Geist Bewegungsfreiheit zu gewähren, denn nur er besitzt noch wie der germanische den Drang, die Leidenschaft, das Temperament, das in die Ferne begehrt und über sich hinaus projiziert, was sein Inneres ruhelos macht. Der Slawe ist der geborene Landmensch — die Wanderungen durch ungeheuerste Erdgebiete, die er in Urzeiten vollzog, stecken ihm unaustilgbar im Blut — was er plant und sinnt, geht nach innen, in die Tiefe der Seele — dort erlebt er seine schwärmerischen Akte ...

Wie in allen Hafenstädten der Welt, die sich verschiedenrassig gemischt haben, zeichnen sich die Mädchen durch ein prachtvolles, selbstsicheres Auftreten aus. Die Mode ihrer Kleidung ist nicht die allerneueste, legt phan-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

taſtiſche Zuſammenſtellungen an den Tag, als deren Grundton zumeiſt gelbe Halbſchuhe zu allen Jahreszeiten hervorſtechen, und bedient ſich einer gewiſſen Nachläſſigkeit, wie es ſich bei Menſchen mit ſüdlichen Gefühlen eigentlich von ſelbſt verſteht. Geht man über die Straße, ſo iſt man ſich allerdings im unklaren, ob dieſe oder jene, die den Blick einladend umherſchleudert, einer beabſichtigten Annäherung nicht Schwierigkeiten entgegenſetzen wird. Keinesfalls kann geſagt werden, daß die Mädchen hier leichtſinniger wären als anderswo.

Die Mittagsſtunde führte mich auf den Molo San Carlo, der eine beträchtliche Menſchenmenge zum Korſo verſammelte. In Friedenszeiten ankerten hier die großen Vergnügungsdampfer, und ich erinnerte mich mit einem ironiſchen Gefühl einer blanken engliſchen Magnatenjacht, die einſt den öſterreichiſchen Hafen beehrt und ſchön weiß gekleidete Matroſen an Land geſetzt hatte, worüber die vor Freude ganz gerührten Zeitungen ſpaltenlange Artikel brachten. Jetzt dient der Molo neugierigen Perſonen, ſich ein ahnendes und ehrfürchtiges Schaudern vor den Gewalten des Krieges zu verſchaffen, der im Weſten ſteht — allzuweit, um ſchädliche Einwirkung unmittelbar zu verbreiten, doch nahe genug, daß ein aufmerkſames Ohr die Zwieſprache der Geſchütze aufzufangen vermag. Deutlich auch ſind die Schlote der Werft von Monfalcone wahrzunehmen, in denen ſich feindliche Artilleriebeobachter eingeniſtet haben. Seltſames Abenteuer: im Angeſicht des Gegners ſpazieren zu gehen, Freunde zu begrüßen, mit hübſchen Mädchen Unterhaltung zu pflegen und die Sonne, den Himmel, das Meer mit einer Inbrunſt zu genießen, wie es ſonſt nur dem Erholungsreiſenden beſchieden iſt! Der Trieſtiner hat vielleicht nie die Schönheit ſeiner Landſchaft in ſolch hohem Maße ausgekoſtet wie jetzt, da ihn der Eifer des Geſchäfts nicht mehr hindert, für die umgebende Natur ein offenes Auge zu haben.

Der Nachmittag wurde mit Kameraden im Café des Exzelſiorhotels hingebracht. Der in Marmor und Gold prunkende Raum hatte wohl die Beſtimmung gehabt, ausländiſchen Gäſten, vornehmen Reiſenden, Herren von Rang und Damen von Welt ſich als ſtimmungsvoller Zuſammenkunftsort anzubieten. Es war auch jetzt kein übler Tummelplatz für heitere Geſprächigkeit und ſchwingende Laune: vielfach gebauſchte Vorhänge ſorgten, daß kein verräteriſcher Lichtſtrahl ins Freie drang, ein kleines Orcheſter breitete ſorgfältig Wiener Operettenmelodien aus, als wären es Brüſſeler Spitzen, Mädchen bedienten, Mädchen ſaßen an den Tiſchen — kein Wunder, daß ſich hier mit Vorliebe die Söhne der Front einſtellten, um an den Töchtern der Stadt Gefallen zu finden!

Die Straßen waren dunkel, als ich die Geſellſchaft verließ, die meinem nach neuen Dingen ausſchauenden Herzen ſchließlich nichts mehr zu ſagen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wußte. Ich schlenderte längs des Randes der Kaimauer — ganz nahe dem Wasser — und sog die Lungen voll schneidender Luft. Weit und breit kein Tritt, kein Schatten. Das Meer verhielt sich schweigsam. Ein fahler, von Nebeln abgeblendeter Mond kreiste gelassen über der Szene, die ein kundiger Regisseur als Unterlage für einen Hamletmonolog oder eine Faustmeditation hätte brauchen können. Plötzlich ein feines Knallen, ein schwächliches Gepolter, wie wenn Kohle vor einem Hause abgeladen wird und in den Keller stürzt: Einleitung einer Schlacht, nächtliche Artillerietätigkeit, Vorbote vielleicht eines Trommelfeuers! Ich suchte nach Licht ...

Ich gelangte in eine breite Straße mit eilenden Menschen. Vor den Geschäftsläden waren die Rollbalken zur Hälfte herabgelassen, um die Lampen zu beschützen, die außerdem noch in rosa Seidenpapier steckten. Wollte man das Gesicht eines Vorübergehenden erkennen, so mußte man sich an eines der seltenen Lichtbänder klammern, die aus einem unverdeckten Spalt sich ergossen, und angespannt warten, bis der Betreffende in den Bereich der Strahlen geriet. Es war ein mühsames Spiel. Endlich kam ich an ein Tor, das sich durch seine Helligkeit vor den benachbarten auszeichnete, und beschloß, einzutreten.

Teatro Fenice. Das Menu bestand aus einem Viertel Operette, einem Achtel Oper — große Arie! — und einem ganzen hochdramatischen Einakter. Zum Nachtisch wurde Kino serviert. Man war nicht anspruchsvoll, ließ sich die angeborene Naivität nicht durch aufdringliche Darbietungen verderben, die es auf den hohen Stil der Kunst abgesehen hatten, und erkaufte mit Begierde um einen Spottpreis, was das leicht entzündliche Herz an Rührung, Humor, Liebesfreude und Todesschmerzlichkeit nur verschlucken konnte. Gefühl, Gefühl war alles: im Gesang der Tenor, in der Begleitmusik das Cello! Hinschmelzen vor Wehmut, in die Arme einer besseren Welt entfliehen, sich versöhnen mit Gott und mit dem Tode in einem schönen Klang, in einer wohltuenden Leidenschaftsgebärde, in einem glücklichen Wort: wessen Seele sich auf diese Stufe der Ekstase emporgeschleudert hatte, ging befriedigt nach Hause und legte sich wie ein Welteroberer zu Bett.

Mein nördlich veranlagtes Gemüt in seiner kritischen Zersetzungskraft konnte sich nicht entschließen, den so einladend aufgetanen siebten Himmel zu betreten, sondern zog es vor, auf einem Gang durch nächtliche Straßen die wallenden Gedanken zu beruhigen. Die Stille und die Finsternis um die Häuser war dermaßen dichtgeballt, daß man vermeinte, sie mit Händen greifen zu können. Im Winkelwerk der Gassen stieg ich Stufen und erreichte atemlos einen Gipfel, wo mir plötzlich der Dom von San Giusto entgegenstarrte. Nun wurde ich froh und schaute mich um und sah tief unter mir den Schimmer des Meeres und in der Höhe das Tanzgelage der Sterne.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Frieden!“ sagte ich zu den Steinfiguren am Kirchenportal und zu den ruhig betenden Zypressen ...

Als ich den Heimweg antrat, kam ich durch ein ärmliches Viertel, das sonst nächtlicherweile einen ziemlichen Verkehr aufzuweisen hatte, indem hier die Matrosen und die Soldaten und die Lastträger den Spuren der Liebe nachzuforschen pflegten. Diesmal waren es nicht mehr als zwei oder drei schattige Gebilde, die den einsamen Wanderer zum Verweilen aufforderten. Den Schritt beschleunigend, strebte ich nach einem dünnen Licht, das mir aus der Ferne entgegenschimmerte.

Es brannte in einer Kaffeeschenke, und der Besitzer war eben im Begriff, aus Mangel an Gästen die Bude zu schließen. Vor dem Verlöschen des Lichtleins hatte ich noch einen Blick auf das Firmenschild werfen können. „Zum glücklichen Europa“ stand darauf mit verwitterten Buchstaben ...

Die Völker

Von Ludwig Finckh

Vielleicht meinen sie alle es gut;
Sonst vergössen sie nicht ihr Blut.
Aber das Hirn ist ihnen schwer,
Und sie verstehen sich nicht mehr.

Laster heißt der Fleiß,
Der dem anderen frommt,
Weiß ist nicht mehr weiß,
Wenn's vom Feinde kommt.

Keine Krume mehr wird ihm zugemessen,
Lieber sollen alles die Fische fressen.
Keine Flamme soll er mehr sein auf Erden,
Verhungert und ausgetilgt soll er werden.

Wenn er tapfer ist, so speit man ihn an;
Herz hat er keines, und sein Geist ist vertan.
Doch hat er Kinder von Fleisch und Blut,
Und sie haben ihn lieb und wissen nicht, wie die Bosheit tut,
Sind unschuldig wie die der anderen auch.
Ihre Schuld besteht in anderer Hirne Nebel und Rauch.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Merkt ihr es nicht: wer ist wieder am Werke?
Welcher Unkrautsäer versetzt die alten Berge?
Was für Geister und Meisterdiebe
Haben den Völkern den Verstand genommen? —
Ach, nur das letzte Restchen Liebe
Ist ihnen abhanden gekommen.

Es war vorher nicht viel.
Mehr Handel und Spiel,
Ehrsucht und äußerer Glanz,
Als der frische, blühende Kranz
Der Liebe.

Und so spring' ich mitten unter euch hinein
Und schreie auf: Haltet ein!
Allesamt wird euch der Haß auf den Boden zwingen!
Liebe nur kann die Menschheit weiterbringen!
Brüder wollen wir wieder sein!
Haß macht klein,
Haß macht schlecht,
Haß zehrt, Haß ist der Knecht.
Lasset die anderen zu recht bestehen,
Der Hasser verdirbt sich selbst und muß im Winde verwehen.
Glaubt mir's, ich habe recht,
Ich habe selber gehaßt und war klein und schlecht.

Gott hat sie geschaffen, so gut wie euch,
Er macht sie arm und macht sie reich,
Und nimmt ihre Seelen in seine Hand —
Und wird von ihnen und von euch
Vater genannt.

Amerikanisch-japanische Verständigung

Über Paris vernimmt man aus Tokio, daß Japan mit Amerika zusammenarbeiten werde, um die wirtschaftliche Entwicklung Chinas mit Geldmitteln zu fördern. Die beiden Mächte würden ungefähr je sechs Millionen Dollar, die die Stadt Peking für einen großen Kanal nötig habe, zur Verfügung stellen. Eine weitere amerikanisch-japanische Anleihe von 50 Millionen Dollar sei der Republik der Mitte in Aussicht gestellt worden. Man braucht von der Vorgeschichte dieser Verständigung nichts zu wissen, um ihre wahre Natur zu erkennen. Japan hat zwar während des Krieges seine auswärtigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schulden tilgen können, aber es ist doch noch nicht in der Lage, als Gläubigerstaat eine besondere Rolle zu spielen. Es würde seine eigene rastlos fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung gefährden, wenn es größere Summen an andere Staaten verleihen wollte. Wenn sich das reiche Amerika trotzdem dazu entschlossen hat, nur in Gemeinschaft mit Japan weitere Anleihegeschäfte in China zu machen, so bedeutet das, daß Japan nur der Form nach als Geldmacht auftritt, während seine Gewinnbeteiligung in Wirklichkeit einen Tribut Amerikas vorstellt, von der Art, wie ihn in China Kaufleute an Räuberbanden zahlen, um sich gegen deren Überfälle zu versichern. Japan kann es ja unter der Bedingung seiner Kontrolle und Teilhaberschaft nur erwünscht sein, wenn die Amerikaner möglichst viel Geld in China „arbeiten" lassen. China verfügt über gewaltige Vorräte an Rohstoffen und zugleich über ebenso gewaltige Arbeitermassen, deren Tüchtigkeit weltbekannt ist. Es fehlt nur an Geld für die Heranschaffung der nötigen modernen technischen Hilfsmittel, um aus diesen Rohstoffen und Menschenmassen unermeßliche Reichtümer hervorzuzaubern. Solches Geld können die Amerikaner liefern, aber wenn sie sich in den Gewinn aus diesen Anlagen mit den Japanern teilen müssen und obendrein noch von deren Gnade als der Ostasien beherrschenden politischen Macht abhängig bleiben, so ist es klar, daß es sich bei den neuen amerikanisch-japanischen Anleihegeschäften in China nur um leoninische Verträge zugunsten Japans handeln kann. Durch eine Reihe von Abkommen mit China hat Japan ja bereits Hand auf manche der besten und ergiebigsten chinesischen Rohstoffquellen gelegt; amerikanisches Kapital wird ihm helfen, die Rohstoffe zu gewinnen und zugleich die Verbrauchskraft der chinesischen Bevölkerung so zu heben, daß sie für einen Massenabsatz der aus billigen chinesischen Rohstoffen in Japan hergestellten Industriewaren geeignet wird. Je mehr sich aber Japan an dem mit amerikanischem Kapital befruchteten chinesischen Wirtschaftsleben zu bereichern vermag, desto eher kommt es in die Lage, China selbst mit dem Kapital versorgen zu können, dessen es weiterhin bedarf. Dann wird es die erste beste Gelegenheit wahrnehmen, dem amerikanischen Kapitalisten zu sagen: Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen.

Alles das ist zu einleuchtend, als daß sich die Amerikaner selbst darüber täuschen könnten. Sie sind sich auch schon deutlich genug dessen bewußt geworden, daß das japanische Frachtmonopol im Stillen Ozean allein imstande ist, ihnen einen Wettbewerb mit der japanischen Industrie in China fast unmöglich zu machen. Aber man hat sich nun einmal in das „faule Geschäft" der Ausrüstung der gegen Deutschland verbündeten Mächte in Europa eingelassen und muß diese nun auch noch als bewaffnete Macht unterstützen. Um da nicht die Zukunft Chinas ganz an Japan zu verlieren, muß man sich wohl oder übel von diesem eine Schonzeit für die mit Mühe erworbenen eigenen Interessen in China erkaufen. Die Vorbereitungen für das neuerdings zustande gekommene wirtschaftspolitische Abkommen zwischen Amerika und Japan begannen schon gleich nach der „Eroberung" Tsingtaus. Um die Verhandlungen zu fördern, reisten Baron Schibusawa nach Amerika, der Stahlkönig Gary nach Japan. Die Aussichten für eine Verständigung beruhten auf beiden Seiten darin, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die maßgebenden Kreise die Zeit für eine gewaltsame Austragung des Streites um die Vorherrschaft im Stillen Ozean nicht gekommen erachteten, die Widerstände darin, daß weder hüben noch drüben des zukunftreichsten Weltmeeres jemand über die Unversöhnlichkeit der amerikanischen und japanischen Interessen im fernen Osten sich täuschte. Würde es sich wirklich um eine Dauer versprechende Verständigung handeln, so wäre es unverständlich, weshalb sich die Amerikaner gerade während des Weltkrieges dazu entschlossen hätten, jährlich zwei Milliarden Mark für den Ausbau ihrer Flotte auszugeben. Man beabsichtigte damit, wie der Marinesachverständige Arthur A. Pollen schrieb, gleich zu Beginn eines Krieges so stark zu sein, daß man die japanische Flotte ohne erhebliches Risiko überwältigen könnte. Auf solche amerikanische Stimmen berufen sich in Japan Blätter wie „Dai Nippon", wenn sie betonen, Japan müsse, solange der Krieg in Europa dauere, jederzeit in Bereitschaft sein, Amerika den Krieg erklären zu können. Die vorläufige Verständigung über wirtschaftspolitische Bestrebungen kann die bestehenden dauernden Interessengegensätze wohl verschleiern, aber nicht aufheben.

Otto Corbach

Polen als Nationalitätenstaat

Reichstagsabgeordneter Georg Gothein, der auch im „März" während der letzten Jahre einige wertvolle Beiträge über das polnische Problem veröffentlichte, hat vor einigen Wochen ein kleines Buch über „Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat" erscheinen lassen (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Habent sua fata libelli! Die Schrift war in den ersten Monaten des Jahres 1916 niedergeschrieben, aber erst nach der Zwei-Kaiser-Proklamation über die Zukunft Polens für den Druck freigegeben worden, und genau in dem Zeitpunkt, da sie zur Auslieferung gelangte, brach in Rußland die Revolution aus und verschob damit einige der historisch-politischen Voraussetzungen der kühnen Konzeption dieser Arbeit.

Die Beurteilung der staatlichen Lebensmöglichkeiten dieses Entwurfs ist heute unsicherer geworden, da niemand vorauszusagen vermag, welche Formen der politischen Zielsetzung das östliche Chaos gebären wird; wie wir uns nun, mit mehr eigener Schöpferkraft oder mit der zuwartenden Geduld des Beobachters, die Gestaltung unserer Ostgrenze oder ihrer Randstaatenbildung ausdenken mögen, wir haben künftig stärker mit Rückwirkungen von Rußland her zu rechnen, ohne sie berechnen zu können, als vor der großen Umwälzung. Die politische Frage liegt in der Entscheidung, ob wir um so rascher und vollkommener den Bau des polnischen Staatswesens in dem für Polen und uns gleich zuträglichen Sinn fertigstellen wollen oder mit Rücksicht auf unsere noch ungeklärten Beziehungen zur russischen Revolution, in Abwägung der internationalen Gesamtlage, zuwarten wollen. Am 5. April 1916 hat der Kanzler im Reichstag gesagt: daß die von Deutschland und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der baltischen See und den wolhynischen Sümpfen nie mehr wieder der Herrschaft des reaktionären Rußlands ausgeliefert werden. Dies zarische Rußland ist nicht mehr. Wird es wiedererstehen?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darf Deutschland von einem „demokratischen Rußland", wie es heute optimistische Vulgarauffassung geworden ist, sich einer anderen, einer dauerhaft friedlichen Grundstimmung versehen?

Gothein prüft die verschiedenen Möglichkeiten, die für die Grenze und Staatsverfassung eines selbständigen Polens vorgeschlagen wurden, und legt Gewicht auf den Nachweis, daß Kongreßpolen allein wirtschaftlich, sozial und national eine zu enge Basis für eine zukunftsichere Entwicklung bilde. Was ist der Ausweg? Polen, Litauen und Kurland sollen zu einem Nationalitätenstaat zusammengefaßt werden, unter erblicher Monarchie, in Militärkonvention mit den Mittelmächten, mit einem verfassungsmäßig festgelegten System von Bewegungsfreiheiten für die zersplitterten Minderheiten. Ein „kühner Griff", gerade die Polen, bei denen die nationalstaatliche Sehnsucht aus ihrer unglücklichen Geschichte romantisch durch bald anderthalb Jahrhunderte geblüht hat, zum Führervolk eines Nationalitätenstaates zu machen, der Duldung, Gerechtigkeit, Anpassung, Beispiel verlangt. Was für den Plan spricht, ist, daß solch ein Gebilde, in sich selber mit Minderheitsproblemen durchsetzt, nicht mit den Ansprüchen auf „nationale" Abrundung die Mittelmächte belasten kann, und daß hier für die wirtschaftliche Verselbständigung günstigere Grundlagen gegeben sind als bei einem oder mehreren staatlichen Torsen.

Das ist nun nicht zu vermeiden, daß dieser so gegründete Staat ein Kind sehr rationalistischer Überlegungen ist und daß er über dem Gewicht historischer Überlieferungen den Optimismus entgegensetzen muß: „ideal" ist das nicht, aber wißt ihr etwas Besseres? Klug und vorsichtig macht Gothein bis ins einzelne gehende Vorschläge für Staats- und Gemeindeverfassung, für Schulordnung und Ministerium. Daß über den Finanzaufbau nichts weiter gesagt wird, begreift man; was man vermißt, ist eine nähere Ausführung über die militärischen Voraussetzungen. Den breitesten Raum nehmen die sehr gründlichen Betrachtungen über die Wirtschaftspolitik ein, sie sind um deswillen bleibend wertvoll, weil das hier gesichtete und gegliederte Material in seiner Geltung von den Ungewißheiten der politischen Zukunft am wenigsten gefährdet ist. Innerhalb der großen „östlichen" Literatur bestimmt gerade dieser Abschnitt der Gotheinschen Schrift seinen dauerhaften Platz.

Theodor Heuss

Stefan Tömörkény †

Mit Stefan Tömörkény, der am 24. April in seiner Heimatstadt, in Szeged, im Alter von 51 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben ist, hat das ungarische Schrifttum eines seiner stärksten, bodenständigsten Talente verloren. Einen Dichter, der mit jeder Faser seines Herzens an dem Volke seiner engeren Heimat, an den Madjaren der ungarischen Tiefebene, des Alföld, der Puszta, ihrer Gehöfte und kleinen Dörfer, hing. Diese grenzenlose Liebe für sein Volk, für seine Heimat hat wohl der Welt seiner Betrachtungen sehr enge Schranken gesetzt, doch verdanken seine kurzen Skizzen und Novellen, deren Zahl in die Hunderte geht — er hat, von einem Einakter und wenigen längeren Erzählungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abgesehen, ausschließlich dieses Genre gepflegt —, gerade dieser tiefen Liebe, der aus ihr entspringenden Art seiner Betrachtung und Schilderung ihren größten Wert, die Atmosphäre, einen feinen, liebevollen, spöttelnden Humor, eine meisterhafte Knappheit, das Fehlen jeder erlogenen Sentimentalität, jeder Maniriertheit, denen Schriftsteller, die ihre Themen aus dem Leben des Volkslebens schöpfen, so leicht verfallen.

Tömörkénys Bauern sind keine Salonbauern, sie sind die Bauern der ungarischen Tiefebene, wie sie leben, in Freude und Not, gottesfürchtig und arbeitsam, von eigenartiger Schlauheit und Beschränktheit; sie sind keine Engel, betrinken sich mitunter ganz tüchtig, sind auch kleinen Gaunereien nicht abhold, doch im Grunde von einer seltenen Güte, die Tömörkény, dem Sohne seines Volkes, im höchsten Maße eigen war, wie ja auch seine Schriften viele Merkmale des madjarischen — nicht ungarischen! — Charakters tragen. Seine Phantasie ist recht matt, die Gabe zur Erfindung bewegter Geschehnisse, überraschender Wendungen fehlt ihm völlig; da er sich jedoch dieser Mängel bewußt war, merkt man sie bloß, ohne daß sie störend wirken: ein ungarischer Bauer wird niemals etwas tun wollen, was über seine Kraft geht; auch Tömörkény begnügt sich damit, was er kann. Allerdings bringt er es hier auch zur vollendeten Meisterschaft. Und dies ist: mit wenigen Worten eine Landschaft zu schildern, daß sie in aller Farbenpracht oder Eintönigkeit vor uns duftet und leuchtet, einen Menschen, daß wir ihn als lebend empfinden, ein Menschenschicksal, daß uns seine Lyrik durchdringt und sich in unser Leben einfügt. Es gibt keinen ungarischen Schriftsteller, in dessen Schriften in so restlosem Maße die Seele des madjarischen Volkes, der ungarischen Landschaft eingefangen ist wie in Tömörkénys Skizzen und Novellen.

Schlicht und harmonisch wie seine Arbeiten war sein Leben. Floß gemächlich, fern von Lärm und Getriebe der Großstadt dahin, unter Menschen, die ihm zugetan waren, und sein stiller Tod ist ein Schlußpunkt am Ende eines abgeschlossenen Lebenswerkes.

Stefan J. Klein

Klabunds „Himmelsleiter“ und „Krankheit“ *)

Klabund hat sich in den zwei letzten Jahren sehr geändert: er ist schon kein Stürmer mehr; er lebt literarisch abgeklärt in seinen Versen. Das Tobende, Rasende schwand, es blieb vom kriegerischen Klabund der Friedenszeit nur das wunderbare, das dichterische Erfassungsvermögen des Momentes. Die ungebändigte Erotik, die drastische Ausdrucksweise, die ihn auf die Anklagebank gebracht, ging Klabund verloren. (Oder sie kam ihm abhanden oder — er warf sie von sich.) Was Tüftler an seiner Lyrik beanstandeten, werden sie heute loben.

Der „Himmelsleiter“ Verse sind zart, weich, frühlingshaft, sehnsüchtig, erinnern an Hölderlin und Eichendorff, zu denen hin Klabund Gemeinsamkeit der Empfindung zieht. Er wird aufrichtig; die Maske der übertriebenen Vitalität, unter der er litt, hat er abgestreift.

Nur aus manch früherem Gedicht weht noch der Sturm der vergange-

*) 1917, Berlin bei Erich Reiß.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nen Zeit: eine Landschaft, die lebendig wird, anfängt zu zappeln wie ein Mensch, wie ein Tier; eine Vorstadttype, die Symbol wird, aus der ein Stück Menschheitsgeschichte steigt; des Dichters Erleben selbst, in dem der Witz kämpft gegen eine Hydra des Leidens.

Man kann sich aus der „Himmelsleiter" — sie enthält die Gedichte der vier letzten Jahre — kein Bild des Dichters machen. Oder es wird verworren: sentimentaler Gefühlsathlet, der über seine Zeit lacht und darunter leidet.

Weil ich Klabund liebe, hasse ich dies Buch; denn es entstellt den Dichter. —

„Die Krankheit" aber ist unverfälscht Klabund. Hier ist er Er, Silvester, der Held: Dichter, Rennreiter, Schauspieler, Mann, umjubelt und umworben. Davos: Poker, Tollheiten im Schnee, Fasching. Mit dritter Übersetzung rast es. Die Ernte in die Scheuer bringen vor dem Gewitter. Dem Leben das Letzte abzwacken, ehe der Tod einem die blaue Speiflasche aus der Hand schlägt. — Krank? Er ist unter allen Kranken der körperlich Wohlste. Wie wenig gilt diese Schwäche des Körpers gegenüber den seelischen Leiden.

Was wäre ihm der Besitz der Frau, die er anbetet? Ist's nicht mehr, von der Sterbenden das erste Liebeswort zu hören und an der Sehnsucht zu erstarken?!

Wie Sonne auf dem das Werden erstickenden Eis funkeln und blitzen über allem die grausen Strahlen eines wollüstigen Humors. Die Arroganz von so durchsichtiger Selbstironie, daß sie den Gegner entwaffnet, ihn erschlägt bei der Durchsicht der Interpunktion seiner Kritik.

Paul Nicolaus

Monte Cassino

Aus dem Dunst der Niederung ragen die blauen Höhenzüge des Schwarzwaldes. Die Vogesenberge schlafen in zärtlicher Einsamkeit und heben ihre weiten Schneeflächen wie Schilde in das Purpurlicht des frühen Morgens.

Im weißen Gewoge der Ebene glänzen die dunklen Schatten der Wälder, die Umrisse der Dörfer und das fahle Silber des Schnees. In unerschöpflicher Fülle quillt um die Berge das Licht.

Der Alpen erhabene Gipfelreihe steht wie ein ferner Traum am Himmel und türmt die Erlebnisse friedlicher Tage steil und kühn vor mir auf.

Aus dem Nebel der Vergangenheit steigen italienische Wandertage auf. Das Auge sieht sie nicht mehr im Überschwang der Sehnsucht, fest und gestaltet liegen sie vor mir wie eine Silberarbeit im matten Glanz.

Monte Cassino.
Berg der Gastlichkeit.

Wir kamen von Neapel, einen Soldo im Sack, schliefen und bettelten an den Landstraßen, die uns müde und elend machten und doch jeden Tag neue Schönheiten und Wunder erschlossen. Das Feuer der Jugend flammte in uns und war für Minuten gestillt: als wir in einer Sturmnacht nach Neapel fuhren und das Meer unser Schiff ansprang, als wir am Krater des Vesuvs lagen und der Schirokko von Afrika herüberblies und uns mit Casakörnern geißelte.

Am vierten Wanderabend kamen wir nach Monte Cassino. Und heute im Völkerkrieg auf dem Hartmannsweiler Kopf läßt mich der Tag nicht frei und will gestaltet sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mein Kamerad von damals ist schon in der ersten Champagneschlacht gefallen. Er war ein lieber Freund, und wir haben uns oft mit unsern Leibern gegenseitig gewärmt, wenn der italienische Dezemberwind über die endlosen Landstraßen lief. Auf der Polizei bekamen wir einige Soldi und ein gutes Bett zur Nacht, wo wir uns Frost und Müdigkeit aus den Knochen schliefen.

Am Morgen waren wir frisch und stark, und wir stiegen aus der lärmenden Stadt hinauf in das gastfreie, berühmte Kloster, wo die Landstreicher mit den feinen Herren und Damen an der gemeinsamen Tafel essen, wo sich deutsche und französische Kunden treffen, die Landstraßenbrüder aus allen Ländern, und einen guten Tag feiern mit Braten und Wein, Früchten, Weißbrot und Fleischpasteten, wo wir, die Bettler, uns eine Stunde als Menschen fühlten, wo uns, die Allerärmsten, die Mönche bedienten.

Das war so ein Tag wie heute — das Tal war voller Dunst, und die Abruzzen durchbrachen die trüben Schleier. Die Sicht war unermeßlich weit; und die quellende Kühle des Klosters kose uns mit sanften Händen.

Wo bist du, Berg der Gastlichkeit? Wo bist du, Stunde der Brüderschaft? Und wo seid ihr, süßer Wein, duftendes Brot und lächelnde Früchte?

Zwei Jahre Front. Die Granaten schreien. Die Massengräber füllen sich. Blut steht wie ein dampfender See über den Schlachtfeldern, und auf dem Leichengebirge der Zeit hocken die Aasgeier der Wucherei und des Kriegsgewinnes.

Musketier Max Barthel

Die Zukunft der deutschen Schiffahrt

Die gefährlichste Konkurrentin der deutschen Reedereien, die englische, erfährt zurzeit die fürchterlichste Heimsuchung. Vom 1. Februar 1917 bis heute dürfte fast ein Zehntel der britischen Handelsflotte vernichtet worden sein, und seit Anfang des Krieges hat sie wohl 27 Prozent ihres damaligen Bestandes eingebüßt. Und wenn der Tauchbootkrieg noch einige Zeit in dieser Stärke anhält, so sind die Folgen weit über die Kriegswirkungen hinaus ganz unabsehbar. Da mag es zunächst etwas merkwürdig klingen, daß die einzelnen englischen Schiffahrtsgesellschaften bis jetzt aus dem Krieg nur Nutzen gezogen haben, und zwar ganz ungeheuren Nutzen. Zwar verlieren sie in immer schnellerem Tempo ihre Schiffe, und gerade ihre besten — indessen: sie werden ihnen ja von den Versicherungsgesellschaften mit Staatshilfe bezahlt. Die Schiffe aber, die fahren und ihr Ziel erreichen, erhalten so phantastische Frachten bewilligt, daß die Gesellschaften ordentlich in Verlegenheit sind, wo sie ihre Gewinne verstecken können. Dafür nur ein paar Beispiele: Vor dem Kriege kostete die Getreidefracht von Neuyork nach Liverpool 6 Schilling für die Tonne, heute aber 170 Schilling, damals wurde die Weizenladung von Kurachee nach England mit knapp 10 Schilling bezahlt, heute mit 270 Schilling usw. Der sich daraus ergebende Milliardengewinn erfährt allerdings eine erhebliche Einschränkung durch zwei Umstände: durch die sogenannten „Blaubuchraten“ und die Kriegsgewinnsteuer. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blaubuchraten sind Höchstpreise der Regierung, die allmählich für fast die ganze Handelsmarine in Anwendung kommen, die Sondersteuer aber beträgt jetzt schon bis zu 60 Prozent. Daß trotzdem noch sehr viel für die Gesellschaften übrigbleibt, ergibt sich aus folgender Übersicht, die wir teilweise auf Angaben aufbauen, die Herr Edgar Cramond in einem Vortrag vor der Liverpooler Bankvereinigung gemacht hat:

Die Gewinne der englischen Schiffahrt (alles in Millionen Pfund Sterling).

	1913	1916
Einnahmen	127	370
Ausgaben	107	179
Reingewinn	20	191
Davon erfordern Kriegsgewinnsteuer	—	82
„ „ gewöhnliche Steuern	—	24
Sonderabschreibungen usw.	—	60
Verbleiben für Zinsen und Dividenden	—	25

Man sieht hier, in welch außerordentlichem Umfang die englischen Reeder in der Lage sind, sich innerlich zu kräftigen. Nicht weniger als 1200 Millionen Mark können sie trotz sehr ansehnlicher Dividendenausschüttungen und trotz Abführung von 1650 Millionen Mark an die Kriegskasse des Staates in einem einzigen Jahre zu diesem Zwecke verwenden. Das gibt zu denken. Es bedeutet für später, für die kommende Zeit des internationalen Wirtschaftskampfes die Aufstapelung einer Kraftreserve, die niemand unterschätzen sollte. Wirft man einen Blick auf die Verhältnisse der anderen seefahrenden Nationen, so liegen die Dinge noch viel krasser. Man muß da vor allem an die Norweger mit ihrer unverhältnismäßig großen Tonnage und an die erst im Krieg so recht zur Blüte gekommenen japanischen und amerikanischen Gesellschaften denken. Diese Gruppen haben sämtliche Vorteile der englischen Konkurrenten geteilt, ohne ihre Nachteile mit in Kauf nehmen zu müssen. Sonderbesteuerungen kamen für sie nicht — oder doch nur in schonendster Form — zur Anwendung, und Höchstfrachtsätze sind ihnen nie vorgeschrieben worden. Darüber hinaus hat sich ihre Schiffszahl, sehr im Gegensatz zu der englischen, ständig verstärkt.

Diesen Konkurrenten nun wird die deutsche Schiffahrt nach dem Krieg gegenüberstehen. Wie ist es nun unserer Reederei seit Juli 1914 ergangen? Schlecht, sehr schlecht. Damals verfügten wir über $5^1/_2$ Millionen Bruttotonnen. Davon liegen nur 2 Millionen im sicheren heimischen Hafen, reichlich dieselbe Tonnage befand sich bei Kriegsausbruch in Häfen von Ländern, die sofort die Feindseligkeiten gegen uns eröffneten oder später ihre Neutralität aufgaben. Der Rest liegt in heute noch neutralen Ländern. Es hängt nun von dem Grade des Optimismus ab, ob man annehmen will, daß ein sehr ansehnlicher Teil der vom Feinde zurückgehaltenen Schiffe uns wiedergegeben wird. In vielen Fällen ist das schon darum nicht möglich, weil sie in der Zwischenzeit zu Verlust gegangen oder aber — wie bei den ameri-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kanischen — von unseren Leuten mit vollem Recht schwer beschädigt worden sind. Gerade diese in amerikanischen Gewässern vom Krieg betroffenen Dampfer lösen vom finanziellen Standpunkt für uns ein bitteres Gefühl aus. Abgesehen davon, daß sich darunter einige unserer stolzesten Bauten befinden, haben sie nämlich in den letzten $2^1/_2$ Jahren ein unglaubliches Kapital verschlungen: ständige Instandhaltung, Hafengebühren, Bezahlung der Mannschaft usw. zu Preisen, die sich um die Valutadifferenz verteuern. Alles das ist jetzt umsonst verausgabt und hat dazu beigetragen, die heimischen Reserven der Gesellschaften noch weiter zu schwächen, nachdem bereits die Stilliegung in der Heimat und die Notwendigkeit, die Obligationenschulden weiter zu verzinsen, daran unausgesetzt gezehrt hat.

Trotzdem stehen heute die Aktien der beiden großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften annähernd auf Pari. Woher kommt das? Sind etwa die Käufer dieser Papiere völlig irregeleitet? Sollte die Börse sich so vollständig irren? Diese Fragen mit einem glatten „Nein" zu beantworten, wäre vielleicht nicht richtig. Eine gewisse unklare Vorstellung über die tatsächlichen Verhältnisse mag manchmal mit unterlaufen sein. Aber in großen Zügen dürfte immerhin das sprichwörtliche Gefühl der Börse das Richtige getroffen haben. Ein oft gehörtes Argument für ein Vertrauen auf die gute Zukunft der deutschen Reederei baut auf ein Anhalten sehr hoher Frachtraten in den kommenden Jahren. Man verweist auf die schon erwähnte Zerstörung unter der alten Handelsflotte, auf den sehr reparaturbedürftigen Zustand der schließlich vom Torpedo und der Mine verschonten Schiffe. Das ist alles richtig. Es fragt sich nur, ob denn nach dem Kriege gleich so viel zu befördern ist. Europa ist verarmt. Wird es Geld haben, um große Importe bezahlen zu können? Wird es auch nur Kredit bekommen, um sich die Waren stunden zu lassen? Und selbst wenn das der Fall sein sollte, werden die europäischen Regierungen eine ungehemmte Einfuhr gestatten? Werden sie nicht vielmehr in das Programm ihrer Übergangswirtschaft schon im Interesse ihrer Valuta die weitestgehenden Hindernisse und Einschränkungen verfügen? Wie aber steht es mit der Ausfuhr? Können wir, um von Deutschland zu reden, überhaupt gleich exportieren? Vielleicht manche Qualitätswaren, wie Arzneimittel, Chemikalien usw., aber keine Massengüter, auf die die Schiffahrt rechnet, mit Ausnahme vielleicht von Kali. Das einträglichste Gut aber, das gerade die deutschen Linien besonders gern beförderten, die Zwischendeckpassagiere, scheinen nach verschiedenen Meldungen aus fast allen Ländern — ausgenommen Italien — gar keine Auswanderungserlaubnis mehr zu bekommen. Wenn aber nach einigen Übergangsjahren diese Schranken allmählich fallen sollten, so dürfte in den Zwischenzeiten auf allen Werften der Welt eine neue Flotte von ungeahnter Größe entstanden sein. Heute schon wird in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Japan mit fieberhaftem Eifer gebaut, und in England, Deutschland und Italien projektiert; in diesen europäischen Ländern wartet man nur auf die Rückkehr der Arbeiter aus den Schützengräben und auf das Freiwerden der jetzt von Heer und Marine belegten Materialien. Dann aber könnte der Fall eintreten, daß an Stelle der Phantasiepreise Schleuderpreise den Frachtenmarkt beherrschen. Und dann wird der den Sieg davontragen, der sich die größten Kampfreserven gesichert hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und trotzdem bezeichneten wir die hohe Bewertung der Schiffahrtswerte für nicht unberechtigt. Unsere Zuversicht beruht zunächst auf der Hilfe des Reiches, die offenbar heute schon in weitgehendem Umfange zugesagt ist und kaum einen Widerspruch des Reichstages zu fürchten hat. Diese Hilfe ist heute, seitdem Amerika zu unseren Feinden getreten ist, viel reichlicher gedacht, als sie früher geplant war. Früher sprach man von einem Darlehen von 300 Millionen Mark. Jetzt spricht man von einem Mehrfachen dieser Summe, und zwar nicht mehr als Darlehen, sondern als „Aufbauzuschuß". Das andere, was zuversichtlich stimmt, ist das große Interesse, das die gewiegtesten Köpfe der Schwerindustrie an unserer Schiffahrt neuerdings bekunden. Hugo Stinnes hat sich in den Aufsichtsrat der Hamburg-Amerika-Linie wählen lassen, Thyssen baut heute im größten Maßstab selbst Schiffe. Hand in Hand damit geht übrigens eine nähere Fühlungnahme der großen Dampferlinien mit der Deutschen Bank. Gerade dieses Eindringen der größten Verlader aus Rheinland-Westfalen auf Grund ihrer riesenhaften Kriegsgewinne ist, nebenbei bemerkt, nach mehrfacher Richtung so interessant, daß es sich vielleicht verlohnt, darüber später einmal noch besonders zu sprechen. Zu dieser Hilfe von außen tritt schließlich noch die eigene Tatkraft. Ballin und Heinecken sind in den letzten Jahren nicht untätig gewesen. Wenn nicht alles täuscht, hat man sich in großzügigster Weise für die Zukunft in weitgehendem Maße geeinigt. Es sei hier nur erinnert an die innige Verbindung der Hapag mit der deutschen Levantelinie, der Hamburg-Südamerika-Linie und dem Kosmos und der intimen Fühlungnahme von Lloyd, Hapag und Stinnes mit der Deutschen Ostafrika-Linie und der Woermann-Linie. Daß zwischen Hapag und Lloyd schon vor dem Krieg ein sehr gutes Einvernehmen angebahnt war, ist ein offenes Geheimnis. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß die Großgesellschaften, in Verbindung vielleicht mit mitteleuropäischen Plänen, ein großes Interesse für die deutsche Flußschiffahrt bekundet haben. So außerordentlich schwierig also die Verhältnisse auch liegen mögen — der alte Hanseatengeist wird nicht versagen.

Linter.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

London und die russische Revolution

Versuch einer neuen Bewertung

Von Richard Hennig, zurzeit Libau

Vielfach wird bekanntlich behauptet, England habe die russische Revolution „gemacht“. Das kann in jedem Fall nur sehr bedingt richtig sein, ganz abgesehen davon, daß die eigentlichen großen Volksbewegungen nur durch innere Notwendigkeiten geboren werden können und durch äußere Einwirkungen überhaupt nicht zu „machen“ sind. Es klingt nicht eben sehr wahrscheinlich, daß kurz vor der großen Generaloffensive auf allen Fronten, die ein englischer Gentleman mehr großspurig als geschmackvoll dem knock out zu vergleichen liebte, England in Petersburg ein Spiel gespielt haben soll, das unberechenbar in jeder Beziehung und im schlimmsten Sinne des Wortes ein Vabanquespiel sein müßte. Daß die russische Umwälzung für Englands Krieg gegen Deutschland in keinem Fall förderlich sein, unter Umständen sogar eine tödliche Lähmung bedeuten kann, ist eigentlich so selbstverständlich, daß man gar nicht zu begreifen vermag, wie hierüber überhaupt erst debattiert werden soll. Hat England trotzdem, wie man beinahe als sicher annehmen muß, bei den russischen Vorgängen aktiv mitgewirkt, so dürfte sein Ziel dabei anderwärts zu suchen sein. Die Förderung der russischen Revolution in diesem Augenblick scheint gerade umgekehrt das sicherste Zeichen zu sein, daß man in London auf die russische Dampfwalze für den Krieg gegen Deutschland gar keine Hoffnung mehr setzte (andernfalls wäre es geradezu ein Wahnsinn gewesen, die Schlagkraft des verbündeten Heeres unmittelbar vor der erstrebten Entscheidung durch innere Unruhen zu schwächen), und daß man nun den günstigen Augenblick gekommen glaubte, den erschöpften Bundesgenossen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

völlig schachmatt zu setzen, um ihn für die künftigen weltpolitischen Auseinandersetzungen in Asien unschädlich zu machen.

In England weiß man, daß, rein machtpolitisch betrachtet, das bisherige Rußland ein viel gefährlicherer Rivale für Englands Weltstellung war als Deutschland. Nichts hätte man lieber gesehen, als daß der wirtschaftliche Nebenbuhler Deutschland und der politische Konkurrent Rußland sich in diesem Kriege gegenseitig aufgefressen hätten. Die harten Schläge, die der russische Bundesgenosse empfing, waren der britischen Asienpolitik genau so willkommen wie die Schäden, die dem Feinde zugefügt wurden. Die russischen Niederlagen wurden in London sehr kühl beurteilt.

So betrachtet, erscheint Englands Mitwirkung bei der russischen Revolution plötzlich unter einem ganz neuen Gesichtswinkel. Für die erfolgreiche Bekämpfung Deutschlands war von dem russischen Bundesgenossen, nachdem er in $2^1/_2$ Jahren härtester Kämpfe versagt und seine besten Truppen vergeblich geopfert hatte, nicht mehr viel zu erwarten. Da erhob sich die Möglichkeit, den verbündeten Nebenbuhler selbst politisch für absehbare Zeit kaltzustellen, indem man ihm ein Kuckucksei ins Nest legte, das ihm für eine lange Reihe von Jahren, wenn nicht Jahrzehnte, ausreichend zu schaffen machen mußte, um England für diese Frist vom Alp der russischen Gefahr zu befreien. Vielleicht hat das russisch-japanische Bündnis vom 3. Juli 1916, das eine deutliche, wenn auch bisher sorglich verhüllte Spitze gegen England barg, die Londoner Machthaber hellhörig gemacht; vielleicht hat auch Rußlands Vordringen in Persien und sein mit der Besetzung Ispahans am 19. März 1916 erfolgter Vorstoß in die „neutrale Zone" Englands Eifersucht und Besorgnis erregt; in jedem Falle schien es wünschenswert, dem wankenden Bundesgenossen, der militärisch nach Westen versagte, nun die Fußsehnen zu durchschneiden, damit er nicht an anderer Stelle sich als ein gleichwertiger Gegner einfinde. Englands Rechnung könnte dabei sein, durch die Revolution den Zerfall des russischen Reiches in eine Reihe von kleinen, schwachen, sich gegenseitig wild befehdenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatsgebilden zu fördern. Kommt eine solche Zerreißung des russischen Riesenreiches in mehrere Teile, dann mag in Indien und am Persischen Golf der Alpdruck der russischen Gefahr schwinden, dann hat man das ungebärdig aufbegehrende Japan isoliert und das bedrohliche Gespenst einer künftigen, gegen England gerichteten deutsch-russischen oder gar deutsch-russisch-japanischen Koalition gebannt. Um dieses Ziel zu erreichen, würde eine Schürung der russischen Revolution durch englische Hände psychologisch vollkommen verständlich erscheinen; aber daß der russische Umsturz in Englands Augen der Stählung des Willens zur Bekriegung Deutschlands dienen soll, kann in der Tat nicht mehr sein als ein etwas grelles Aushängeschild, um jeden Argwohn des geneppten Bundesgenossen zu verscheuchen.

Trifft diese Vermutung zu, dann tun wir gut, zu dieser Sachlage Stellung zu nehmen. Auch uns kann an sich ein Zerfall Rußlands in mehrere Einzelstaaten, eine gründliche Selbstschwächung durch jahrelange Kämpfe im Innern als Mittel zur Bannung der slawischen Zukunftsgefahr in Hinsicht durchaus willkommen sein. Was zwischen Deutschland und Rußland stand, waren keine unüberbrückbaren Interessengegensätze; wenn Rußland nicht unter panslawistischen Phantasien den Weg nach Konstantinopel gesucht hätte, den wir ihm nicht freigeben konnten und durften, wäre ein kriegerischer Zusammenstoß schwerlich erfolgt. Konstantinopel werden wir natürlich auch künftighin den Russen nicht überlassen können, aber gegen die für Rußland beinahe ebenso wichtige völlige Freigabe der Meerengen braucht sich Deutschland sowenig zu sperren wie die Türkei. Die Verriegelung des Bosporus und der Dardanellen für die russische Kriegsflotte ist ja weder auf deutsches noch auf türkisches Verlangen in den Pariser Frieden vom 30. März 1856 und in die Schlußakte des Berliner Kongresses vom 13. Juli 1878 aufgenommen worden, sondern England war es, das seinem heutigen Bundesgenossen die mit Recht als Schmach empfundene Bedingung auferlegte. Heute scheint London, das den Russen sogar Kon-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stantinopel als Siegespreis versprochen hat, gegen die Öffnung der Meerengen für die russische Schwarzmeerflotte nichts Triftiges mehr einzuwenden zu haben.

Treffen unsere Voraussetzungen zu, so kommt man, die Möglichkeiten einer deutsch-russischen Verständigung der Zukunft überlegend, zu der Formel: Ein allzu starker Zersetzungsprozeß im Riesenkörper des Zarenreiches würde England ungleich mehr nützen als Deutschland. Nehmen die Autonomie- und Unabhängigkeitsbestrebungen der russischen Randvölker, die knapp vierzehn Tage nach Ausbruch der Revolution schon einen selbständigen finnischen, lettischen, ukrainischen und georgischen Staat gefordert haben, einen gar zu großen Umfang an, so kommt die russische Regierung vor die Frage, ob sie gleichzeitig den äußeren Feind und diese zentrifugalen Tendenzen bekämpfen kann oder einen raschen loyalen Ausgleich suchen muß. Wenn diese Selbständigkeitstendenzen an der Westgrenze des russischen Reiches Erfolg haben, kann uns das staatlich nur willkommen sein. Anders liegt es, ob es uns erwünscht sein kann, mit der vollen weltpolitischen Ohnmacht Rußlands eine Entlastung der englischen Sorgen in Asien einhergehen zu sehen. Rußland wird wieder den Ausgang zum Meer suchen, das nächste Mal aber vielleicht in Persien, in der indischen Nachbarschaft. Dort aber tritt es England entgegen.

Indische Prinzenerziehung

Von Dr. N. Hansen, Berlin

Wenn noch am 14. März dieses Jahres der englische Minister für Indien, Chamberlain, in einer Unterhaussitzung die Loyalität und Hilfsbereitschaft Indiens, insbesondere die beispiellose Hochherzigkeit der indischen „Fürsten" preisen konnte, die Flugzeuge, Kriegsmaterialien und Ambulanzen gespendet hatten, so berührte er damit eine Seite des indischen Problems, die wir Deutsche bisher kaum genügend kennen gelernt und beobachtet haben. Es ist der systematische Einfluß, den England seit dem Jahre 1873 auf die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erziehung der maßgebenden indischen Fürsten und Adligen gewonnen hat und den es noch heute geschickt ausübt, ohne daß es dabei die Gefühle dieser Kreise beengt oder verletzt. Und wenn am 30. Oktober 1916 Lord Chelmsford eine stark besuchte Konferenz der indischen Fürsten in Delhi zusammenrufen konnte und sie erneut für die britischen Weltreichsinteressen begeisterte, so war auch dieser Erfolg nicht überraschend, wenn man weiß, mit welchen Mitteln und mit welcher Intensität die Engländer seit vierzig Jahren die wichtigen erzieherischen Grundlagen für die Loyalität Indiens gelegt haben, deren Früchte sie jetzt genießen.

Ein mir vorliegender Bericht des amerikanischen Konsuls in Bombay, Henry D. Baker, vom 30. Juni 1914 über die indische Prinzenerziehung gibt hierüber sehr interessante Aufschlüsse. Gelegentlich einer Dienstreise durch Nordwestindien kam dieser Gewährsmann kurz vor Kriegsausbruch auch nach der Stadt Agmir im Staate Raputana. Agmir, eine heute 86 000 Einwohner zählende, 2000 Meter über dem Meere landschaftlich höchst reizvoll gelegene Stadt, gilt heute mit seinem Mayor College als das führende Zentrum für die Erziehung von jungen indischen Prinzen und Adligen. Diese Schule wurde im Jahre 1873 von dem damaligen Vizekönig Lord Mayor begründet. Eine stattliche Reihe regierender Fürsten und künftiger Herrscher Indiens hat seitdem hier Erziehung und Bildung genossen. Mayor College ist ein hübsches, aus Marmor errichtetes Gebäude mit zahlreichen Hilfsgebäuden und Wohnhäusern, die sämtlich im indischen Stil gehalten sind. Das Areal umfaßt mit Sportplätzen etwa 260 Acres. Die Kosten für Gebäude nebst Grund und Boden beliefen sich auf über 4,2 Millionen Mark. Unterhalten wird das Institut aus einem jährlichen Zuschuß von 1,5 Millionen Mark, den die einheimischen Fürsten ganz Nordindiens zur Hauptsache zahlen. Dazu kommen zirka 45 000 Mark, die von einzelnen Beamten und Privatpersonen aufgebracht wurden. Die englische Regierung subventionierte das Institut bisher mit zirka 85 000 Mark jährlich. Im Juni 1914 wurde es von 202 Schülern besucht, wovon 163 junge Prinzen und Adlige aus Nord- und Zentralindien waren. Die Verwaltung des Instituts liegt in den Händen eines Komitees von eingeborenen Herrschern mit den klangvollsten Namen. Seit 1893 stand der Engländer Mr. C. W. Kaddington an der Spitze als Leiter. Neben ihm walten fünf weitere englische akademische Lehrkräfte, neun indische Assistenten, ein indischer Religionslehrer, zwei Turnlehrer, ein Reitlehrer und ein Sportleiter. In der Art des Unterrichtsbetriebes ähnelt Mayor College sehr dem Eton College in England. Nach Absolvierung des Lehrgangs können die Schüler in demselben Institut nach Wunsch noch Nachkurse, die den Universitätskursen gleich bewertet werden, durchmachen. Oder aber sie können mit dem Abgangszeugnis die englischen bezw. die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amerikanischen Universitäten besuchen. Die Lehrkurse werden in fünf verschiedenen Sprachen, in Englisch, Hindu, Urdu, Sanskrit und Persisch abgehalten. Unterrichtsfächer sind englische und indische Geschichte, Geographie, Arithmetik, englische Literatur in Poesie und Prosa, Physik, Chemie, Nationalökonomie, Geometrie, Algebra, Finanzwissenschaft, Verwaltungs-, Zivil- und Strafrecht usw. Vor allem wird, das betonte der Konsul Baker ausdrücklich, großes Gewicht auf den Unterricht im Reiten, militärischen Drill und auf sportliche Tüchtigkeit, besonders in Polo, Kricket und Fußball, gelegt.

Baker gibt sodann in seinem Bericht einen kurzen Auszug aus den letzten Abgangsprüfungsthemata der Prinzenschule wieder, der deutlich den Rahmen und die praktischen Ziele der englischen Erziehung kennzeichnet. Die wichtigsten Fragen waren folgende:

Was wissen Sie über Lord Kitchener, Theodore Roosevelt, Marconi und Lloyd George?

Beschreiben Sie ein großes Ereignis während des letzten Jahres in Portugal, China und England.

Worauf beruht es, daß die Temperatur in Delhi im Januar viel kühler als im Juli ist? Warum ist es kühler in Simba als in Lahore?

In welchen Gebieten Indiens werden Tee, Gold, Kohle, Jute, Baumwolle, Petroleum, Weizen, Kaffee, indische Eiche, Glimmer und Rubine gewonnen?

Wo liegen die folgenden Städte und weswegen haben sie eine politische und wirtschaftliche Bedeutung: Belfast, Sydney, Glasgow, Vancouver, Panama, Tokio, Montreal, Nairobi, Oxford, Peking, Auckland, Durban?

Beschreiben Sie kurz, was Sie über die englische Petition of Rights, die Schiffahrtsgesetze und den Anfang der englischen Parteiregierung wissen.

Wen halten Sie für den größten bisherigen eingeborenen indischen Herrscher und warum?

Klassifizieren Sie folgende Stoffe nach Elementen und Zusammensetzungen mit kurzer Begründung: Zucker, Stahl, Kohle, roter Phosphor, Bronze.

Beschreiben Sie einzelne Methoden, um elektrische Ströme zu erzeugen.

Definieren Sie die juristischen Begriffe Vertrag und Beleidigung.

Wie kommt es, daß Herrscher in zivilrechtlichen Streitigkeiten bei den Gerichten als Kläger oder als Angeklagte auftreten?

Über die Aufrechterhaltung der Ordnung und Disziplin von Mayor College sagt Baker: „Die allgemeine Disziplin ist sehr streng. Für kleine Vergehen werden Extraarbeitstunden angesetzt. Dagegen werden schwere Vergehen der Schüler, wenn sie kleiner sind, mit körperlicher Züchtigung, bei größeren Schülern mit Ausstoßung bestraft. Eine große Anzahl der Schüler hat Dienerschaft. Was Zerstreuung anbetrifft, so können die Schüler sich nach Belieben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unterhalten. Einzelne besaßen Automobile. Ganz allgemein gesprochen, ist das Collegeleben gesund und komfortabel, aber nicht luxuriös im Vergleich zu dem Leben, das die Prinzen und Adligen später führen werden. Allgemein fielen mir die ausgezeichneten Manieren, die Höflichkeit und Ritterlichkeit bei den Schülern auf, die bis auf den bunten Turban alle in Weiß gekleidet waren."

Neben dem hier beschriebenen Mayor College existieren noch drei weitere Prinzen- und Adligenschulen in Indien, die allerdings bei weitem nicht den Ruf dieses Instituts haben. Es sind dies Daly College in Tadore (Zentralindien), Aitchison College in Lahore (Puryab) und Rajkumar College in Rajhot (Kathiawar). Mit dem Wachsen der indischen Nationalbewegung hat sich in den letzten Jahren an verschiedenen wichtigen Plätzen des Landes eine erfolgreiche Bewegung gegen diese Art der Erziehung der einflußreichen Jugend gebildet, wobei gleichzeitig für die Errichtung einer großen Hinduuniversität in Benares Stimmung gemacht wurde. Aber eine durchgreifende Anderung und eine Befreiung der indischen Prinzen- und Adligenerziehung vom englischen Einfluß hat die Bewegung nicht erreichen können, und die Grundlagen, welche die Engländer für die Loyalität Indiens in den Prinzen- und Adligenschulen gelegt haben, sind bisher noch wenig erschüttert und haben auch im Weltkrieg gute Früchte getragen.

Tropfen

Von Helmut Hart

Wenn es auch regnet und stürmt — man hört ja, wie der Regen draußen an die Stollenhölzer schlägt —, ist es doch keine stockdunkle Nacht. Das hat seinen Grund darin, daß es Anfang des Monats ist und der Mond hinter den Wolken steht.

Wenn er den Kopf nach der Seite hin dreht — so, daß ihm die Wassertropfen, die hier immer an derselben Stelle zwischen den dicken Eichenstämmen der Decke hindurch auf seine Drahtmatratze fallen, nicht ins Gesicht treffen —, kann er gerade noch ein kleines viereckiges Stück des Himmels sehen.

Es kann gar nicht sehr dunkel sein draußen, denn dann wäre dieser kleine helle Ausschnitt gar nicht sichtbar und auch nicht die Umrisse der riesigen toten Eiche darauf, die mit einer verzweifelten Gebärde ihre zerbrochenen, verdorrten Glieder zum Himmel streckt.

Zu Hause ist der Nachthimmel über den Städten immer bläulich violett, denkt er. Aber hier gibt es ja auch keine Städte. Hier ist ja die Wildnis.

Einen silbrig grauen Schein strahlt der Himmel aus. Auf jeder Stufe die ganze Treppe hinauf liegt dieser Schimmer, weil alles naß ist und das Wasser langsam die Stufen hinab in den Unterstand läuft. Langsam und unerbittlich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Morgen würden sie es in unzähligen Eimern wieder herausschaffen müssen.

Wenn es wenigstens nur von oben käme. Aber von unten steigt das Grundwasser nach und steht nur noch wenige Zoll unter der Drahtmatratze des Mannes, der unter ihm schläft. Und er denkt mit Grauen an die Nacht, in der er mit einem eisigen Gefühl im Rücken aufwachte und plötzlich sah, daß er bereits halb im Wasser lag.

Die Tretbohlen schwimmen, und von Zeit zu Zeit, wenn er nach unten sieht, blitzt ihn das Wasser bösartig an. Das ist, wenn der dicke Tropfen darauf fällt, der in der Nähe des Eingangs von Zeit zu Zeit von der Decke sich löst.

Das ist der größte Tropfen im Unterstand. Er kennt sie ja alle ganz genau.

Was soll er denn auch tun in den langen Nächten, in denen er keinen Schlaf finden kann?

Er weiß nicht, ist er schon krank oder entsteht erst eine Krankheit in ihm, die von seinem Schlummer sich nährt? Genug, er wacht stets nach einigen Stunden Schlaf auf, sieht nach der Uhr, und immer ist es ein Uhr nachts. Dann liegt er da mit offenen Augen, sieht in das Dunkel um sich herum oder die schmale Treppe des Stollens hinauf und — zählt die Tropfen.

Hier, links von seinem Kopf, ist der erste. Wenn die Kerze ihr spärliches Licht verbreitet, kann er genau verfolgen, wie das Wasser sich unter der Decke an einer Stelle sammelt, dann sich ablöst und durch seine Matratze — denn er hat seine Decke an der Stelle beiseite gelegt — in einem dicken Tropfen nach unten fällt.

Das ist der langsamste Tropfen im Unterstand. Aber es gibt noch viele andere.

So zum Beispiel ganz hinten rechts. Da tropft es immer in den Zwischenräumen: lang, kurz, lang und erinnert ganz lebhaft an das Geräusch, das ein galoppierendes Pferd auf einer harten Straße hervorruft. Weiter links tropft es in gleichmäßigen, ziemlich langen Zwischenräumen und erweckt in ihm das Gefühl, als höre er am späten Abend jemand an seinem Hause vorbeigehen mit großen, langen Schritten, der es sehr eilig hat und noch sehr weit bis nach Hause.

In einer verzweifelten, rasenden Eile tropft es hinter seinem Fußende, so schnell, daß es fast wie eine zusammenhängende Linie von Punkten ihm erscheint, die ineinander überfließen.

Wenn es regnet, kommen nun noch viel mehr Geräusche dazu und Tropfen, die er nur mit größter Mühe einordnen und auseinanderhalten kann. Das erfordert viel Zeit und Besonnenheit bei den zahlreichen Geräuschen, aber er gibt keine Ruhe, und es gelingt ihm trotz größter Schwierigkeiten auch immer wieder. Denn es quält ihn die Vorstellung, was wohl eintreten könnte, wenn ein solcher Tropfen einmal ausbliebe. Was soll ich dann nur tun? denkt er immer, wie würde ich mich aus dieser fürchterlichen Lage befreien können?

Gewiß, es ist sehr unwahrscheinlich, daß so etwas jemals eintritt, denn wie sollte es wohl kommen, daß das Wasser sich mit einemmal einen anderen Ausweg suchte, aber es könnte sich ja doch einmal ereignen, und dann — ja, was soll er in diesem Fall tun?

Immerfort quält ihn dieser Gedanke in den langen Nächten, und nicht eher hat er Ruhe, bis er alle diese Tropfen bestimmt und eingeordnet hat. Dann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erst ist er ruhig und kommt sich vor wie ein alter König aus der Ritterzeit, der weiß, daß seine Getreuen ihn nie verlassen werden.

Ist es nicht ein Wahnsinn, solchem Gedanken sich hinzugeben, während man kaum fünfzig Meter vom Feinde entfernt liegt? Aber das war ihnen allen ja so gleichgültig geworden. Nur in der ersten Nacht, als sie hier abgelöst hatten, als sie nach monatelangem Bewegungskrieg zum erstenmal hier in diese ausgebaute Stellung gekommen waren, hatte ihn ein eigenartiges Gefühl beschlichen, wenn er daran dachte, daß in so geringer Entfernung, da, wo die Leuchtraketen immer zur Höhe rauschten, ein anderes Volk saß, in einer Stellung genau wie diese hier, daß da Posten ausgestellt waren, die die Nacht durchspähten, genau wie hier.

Wie ein ungeheures Ungetüm lag die feindliche Stellung da, finster und drohend mit tausend Fühlern und feinsten Nerven, die bloß daliegen und für kleinste Berührungen empfindlich sind.

Und drüben sind sicher auch Unterstände und Menschen darin, die schlafen und schnarchen und wirre Reden im Traume führen, und wohl auch solche, die wach liegen, denen der Schlummer versagt blieb, die — Tropfen zählen.

Langsam erhebt er sich von seinem Lager und geht zu dem kleinen Tisch, der in der Ecke steht, entzündet den winzigen Kerzenstummel.

Er kann es nicht mehr ertragen. Die Dunkelheit erdrückt ihn und die fürchterliche Luft in dem Raum. In Wellen steigt sie hoch aus dem schlammigen Wasser und legt sich auf Brust und Magen, daß eine würgende Übelkeit in ihm aufsteigt.

Ob hier früher Leichen eingebuddelt sind?

Vor einigen Tagen fanden sie ja ein paar tote Franzosen, als sie einen neuen Graben aushoben, und auch eine Erkennungsmarke: Jacques Gachott, Lille stand darauf mit der Zahl des Regiments, und der Geruch, den die Erde an der Stelle ausströmte, war so entsetzlich. So, daß er sich brechen mußte. Weil er mit einemmal mit aller Deutlichkeit empfand, daß es derselbe Geruch war, der in seinem Unterstand sich breit machte.

Wie soll er diese langen Nachtstunden nur hinbringen bis zum Morgen, wie den quälenden Gedanken begegnen?

Ob er einmal an seine Angehörigen nach Haus schreibt, an seine Kinder?

Seine Hand greift nach dem Brotbeutel, in dem er das Briefpapier aufbewahrt. Aber der Brotbeutel ist naß, als hätte er im Wasser gelegen, das Briefpapier auch, und so gibt er sein Vorhaben gleich wieder auf.

Was soll er auch schreiben? Daß es ihm gut geht und daß er satt zu essen bekommt? Und daß es hier viel regnet und sehr feucht ist? Das kommt ihm so zwecklos vor.

Neulich hat er einen Brief bekommen von seiner Frau, es ginge ihr gut und den beiden kleinen Kindern auch, und sie hätten Besuch gehabt von Verwandten, wären sehr vergnügt gewesen und hätten viel an ihn gedacht.

„Wären sehr vergnügt gewesen und hätten viel an ihn gedacht." Das kreist mit einemmal in seinem Gehirn, immer wieder dieselben Worte hintereinander. „Wären sehr vergnügt gewesen und hätten viel an ihn gedacht."

Wie eine traurige Schar Flüchtlinge kommen sie ihm vor, die, einer nach dem andern, bei ihm Einlaß begehrten, und einer nach dem anderen abgewiesen wurden, immer wieder kamen, aber jedesmal wieder zurückgestoßen wurden,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weil — ja, weil er so müde war und sein Gefühl tot war oder — schlief. Er liebte doch seine Frau und auch seine Kinder. Aber es war ihm, als lebten sie in einer ganz anderen Welt, als könne er nie mehr dahin zurückkommen, ja, als würde er sich nie mehr bei ihnen glücklich fühlen. Er kann es sich gar nicht mehr vorstellen, daß er früher einmal frisch gewaschen in sauberer Wäsche und in einem reinlichen Anzug durch die Straßen seiner Heimatstadt gegangen ist, daß er einen Beruf gehabt hat, an einem Schreibtisch gesessen in einem hellen, hohen Zimmer und gearbeitet hat.

Das kommt ihm alles wie ein alter, halbvergessener Traum vor. Und wenn er daran denkt, daß so etwas einmal wieder eintreten könnte, so kann er nur ungläubig den Kopf schütteln.

Morgen soll er das Eiserne Kreuz bekommen. Der Befehl ist schon heraus. Er soll sich um elf Uhr auf dem Regimentsgefechtsstand melden, und der Oberst will ihm das Kreuz persönlich überreichen.

Gewiß, das Gefühl der Furcht kannte er ja nicht, und er hatte sich wohl auch ganz schneidig gezeigt vorgestern nacht. Dafür bekam er es ja auch.

Er hatte auf Posten in einem Sappenkopf gestanden und bemerkt, daß einige Franzosen sich näherten. Wirklich gesehen hatte er nur einen, der ziemlich nahe an das Drahtverhau herangekommen war. Aber es mußten wohl mehr gewesen sein, dem Geräusch nach, das er an verschiedenen Stellen gehört hatte.

Er hatte sich überlegt, daß es ja vielleicht Überläufer sein könnten. Aber dann hatte er gedacht, warum soll ich denn Rücksicht nehmen, und dann hatte er gezielt, so gut es ging in dem unsicheren Licht, und hatte abgedrückt.

Darauf war gar nicht weit von ihnen etwas hingestürzt, er war hingekrochen mit seinen Nachbarn zusammen, und sie hatten trotz des starken feindlichen Maschinengewehrfeuers den schwerverwundeten Franzosen, den seine Kameraden so schmählich im Stich gelassen hatten, in den Graben gebracht. Sie hatten schon Gefährlicheres gewagt, diese beiden, und hielten dies auch gar nicht für etwas Besonderes, aber nun hatte der Schwerverwundete im Lazarett wohl wichtige Aussagen gemacht, man war aufmerksam auf sie geworden, und sollten sie beide morgen früh das Eiserne Kreuz bekommen.

Der da vorn ist es, der da liegt und schläft. Sein müder Blick gleitet hinüber zu dem schlafenden Kameraden. Das Licht flackert, und lange Schatten huschen über die Gesichter der Schläfer.

Wie sie da liegen in dem dämmerigen, feuchten Raum, in dem der Schein der armseligen Kerze mühsam gegen die Dunkelheit ankämpft.

Sind das denn überhaupt Menschen? Wie sie ihre Lippen bewegen manchmal und merkwürdige heftige Worte ausstoßen, die niemand verstehen kann, wie sie manchmal ihre Arme erheben und ihre Fäuste ballen gegen irgendeinen unsichtbaren Feind. Wie unheimlich das alles ist.

Mit dem hier vorn würde er dann also morgen zusammen heruntergehen und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet werden.

Merkwürdig, wie wenig er von dem weiß, und kennt ihn schon so lange.

Jetzt bewegt er wieder die Arme im Schlaf und stöhnt vor sich hin. Furchtbar war das anzuhören.

Einmal war er in der Nacht davon aufgewacht, hatte die Taschenlaterne leuchten lassen und ihm ins Gesicht gesehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war ein schreckliches, aber ganz leises Wimmern, ruckweise und mit langen Unterbrechungen, als quäle sich ein Mensch in furchtbarer innerer Qual.

Als er es zuerst hörte, hatte er gedacht, er sei vielleicht krank und hätte Schmerzen. Aber er schlief ganz fest, die Augen waren geschlossen — im Schein seiner Taschenlaterne war das deutlich zu erkennen —, und er mußte im Traum und ohne daß er es wußte, dies Stöhnen von sich geben.

Früher war er anders gewesen, lustig und vergnügt, zu neckischen Streichen aufgelegt. Aber der Graben wirkt auf jeden, und die Lebhaftesten werden mit der Zeit still und verschlossen.

In der Gefahr halten sie zusammen, steht jeder für den anderen ein, aber wenn es ruhig war, sprachen sie nur bei den Mahlzeiten miteinander und wenn sie sich auf Posten ablösten. Sonst schwiegen sie, und jeder lebte still für sich dahin.

War es sonst möglich, daß man wochen- und monatelang mit demselben Menschen in einem Loch unter der Erde hauste, ohne je einen Blick in sein Inneres tun zu können?

Höchstens in der Nacht, da ging es wohl manchmal, denn im Schlaf kann man den Menschen besser beobachten als bei Tag, wo er ängstlich sein Gesicht den Eindrücken der Umwelt anpaßt.

Den hier kannte er schon lange, fast ein halbes Jahr hatte er Freud und Leid mit ihm geteilt und wußte trotzdem von ihm eigentlich nur, daß er von Beruf Arbeiter war, gut zeichnen konnte und nebenbei noch musikalisch war.

Das hatte er gemerkt, als er ihn öfter, wenn er auf Posten stand, leise vor sich hin hatte flöten hören.

Und da er selbst gar nicht weit von ihm seinen Postenstand hatte, so hörte er das leise Flöten ganz deutlich und empfand auch, wie schön das war. Ganz reine Töne waren es und seltsame, traurige Melodien, die da in der Nacht den Graben lang erklangen.

Kaum zu verstehen waren sie manchmal, wenn andere, stärkere Geräusche sie verdeckten, aber sie kamen doch immer wieder hervor, und wenn er genau hinhörte, so empfand er, wie dieser Mann dort alles, was er in diesem Krieg litt und duldete, in diesen anspruchslosen kleinen Melodien in die Nacht hinausflötete.

Aber nachher war er dann wieder stumm und kalt, sprach kein Wort und hatte sich ganz fest in der Gewalt, bis auf die Nächte. Aber dann wußte er ja auch nichts von dem, was mit ihm vorging.

Tief sieht er manchmal in die Seelen dieser Männer, mit denen Schweiß und Blut ihn verband, wenn sie im Schlaf wirre Reden zu führen begannen, ihre Feinde anfingen zu verfluchen, die sie in der Heimat irgendwo hatten, von ihren Frauen redeten oder lange Reden führten, die man nicht verstehen konnte.

Er hörte viel, und es war ihm, wenn er so einsam an seinem Tische saß, als seien das alles keine Menschen, unter denen er sich da aufhielt, und er selbst auch nicht, nein, es kam ihm vor, als seien sie alle ganz neue, ganz andere Geschöpfe, von deren Dasein erst wenige wußten und deren Wesen noch niemand erkannt hatte.

Wenn er sie so daliegen sah, diese mächtigen Körper, die Erholung suchten nach den Anstrengungen des Tages, glaubte er manche von ihnen zu kennen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wenn er auch manchmal ratlos dastand und den verschlungenen Wegen ihres Innenlebens nicht zu folgen vermochte, gab es doch Zeiten, in denen sie wie große Kinder waren, in denen sie sich offenbarten, ohne es zu wollen.

Den dort, seinen Nachbar, den riesigen dunkelhaarigen Gesellen, kannte er wohl besser.

Wie tief die Höhlen seiner großen runden Augen waren und wie hoch die Backenknochen. Bei jedem langen, tiefen Atemzuge hoben sich seine etwas aufgeworfenen Lippen, und er stieß die Luft mit einem Ruck und einem leise fauchenden Geräusch aus.

Wie er ihn so ansah, erinnerte er ihn an eine Dogge, eine große, gefährliche, sehr schöne Dogge.

Den Eindruck hatte er schon einmal von ihm gehabt, vor einigen Tagen, als der große Angriff der Franzosen stattfand.

Als das Artilleriefeuer aufhörte und man die Reihen der Stürmenden über das Feld kommen sah, hatte er sich umgedreht und gerade in sein Gesicht gesehen.'

Da stand er da und lachte in sich hinein, so ein tiefes, gluckendes Lachen, das fast wie ein Knurren klang. Offenbar freute er sich.

Und dann fing er an zu arbeiten, ruhig und zuverlässig; schoß und lud, schoß und lud. Als der Franzmann näher kam, warf er das Gewehr fort und begann mit den Handgranaten. Eine nach der anderen nahm er, zog ab, wartete, ohne den Blick davon zu lassen, bis sie anfing zu qualmen und warf sie dann dem Feind entgegen.

Er hatte seinen Rock ausgezogen und stand in Hemdsärmeln da und sprach, während um ihn herum alles lärmte und schrie, leise vor sich hin mit einem bösartigen, knurrenden Ton in der Stimme. Seine Augen glitzerten dabei, aber sein Gesicht, das von dem Schein der vielen Leuchtkugeln hell beleuchtet war, zeigte eine eherne Ruhe.

Wirklich, er hatte den Eindruck einer Dogge, einer großen, schwer gereizten Dogge, die mit gesträubten Rückenhaaren, jeden Nerv in dem sehnigen Körper angespannt, dasteht und mit ruhigem, lauerndem Blick die Gefahr kommen sieht, aber ihr auch zu begegnen weiß.

Den kannte er.

Der zeichnete nicht, war auch nicht musikalisch. Der war wie ein wohlgepflegtes, ungeheuer starkes Tier und ihm treu ergeben.

Die Kerze flackert wieder.

Höchstens noch eine halbe Stunde, denkt er und blickt auf den winzigen Stummel, dann fällt sie in sich zusammen, und ich bin wieder im Dunkeln und muß warten, bis es Tag wird.

„Heda!" ruft es mit einemmal mit verhaltener Stimme in den Stollen hinab, ist da unten noch jemand wach?

Er springt auf, geht an den Ausgang.

„Ja! Wer ist denn da?"

„Hier ist Neumann. Sag mal, ich muß jetzt gleich eine Patrouille machen. Henke hat starken Husten und kann nicht mit, da habe ich an dich gedacht! Hast du wohl Lust?"

„Ja, ja, natürlich. Warte nur einen Augenblick, ich komme gleich."

„Schön. Sei in einer Viertelstunde bei meinem Stollen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was ist denn das plötzlich mit ihm. Es ist, als rausche ein frisches Wasser ihm über den Körper. Er geht mit schnellen Schritten hin und her im Unterstand, holt seinen schönen Dolch und streicht liebkosend über seine blanke Scheide, lädt seinen Revolver und befestigt ihn am Koppel. Nun noch einige Handgranaten aus dem Sack. Mit großer Sorgfalt sucht er sie aus, daß ja keine feuchte darunter ist, die nachher versagt.

Er sieht sich noch einmal um. Nun hat er alles, bis auf — und mit schnellen Schnitten trennt er die Achselklappen mit der Nummer seines Regiments vom Rock.

Er lächelt vor sich hin. Wie schnell der Sinn doch umschlägt, wie schnell man alle Gedanken fortwerfen kann, wenn die Tat ruft — die Tat — die Tat!

Aber dann ist er mit allen seinen Sinnen schon bei dem neuen Unternehmen. Was man wohl wieder vorhat? Und mit klopfenden Pulsen und federndem Gang geht er den Graben entlang und kann die Zeit nicht erwarten, wo er vogelfrei und den Tod im Herzen am feindlichen Drahtverhau entlangstreift wie ein reißendes wildes Tier.

Die Grillparzerlegende

Von Dr. Hans Wantoch, Wien

Durch das Transparent Franz Grillparzer sieht der Fremde — auch der Deutsche im Reich — auf den Wiener und (pars pro toto) auf den Deutschen in Österreich, ja den Österreicher überhaupt. Seine spröde, mumifizierte Lebensgeschichte ist geläufig, der Ladenschwengel grient bei der verfänglichen Erinnerung an Katty, „die ewige Braut". Österreicher selbst haben dieses grauenhaft verschrullte, in sich gerollte Dasein typisiert. Es lockte die Darstellung an, denn es war „ein Thema" voll Problematik, voll Flagellantismus einer tragischen Zerstörung, kontrapunktiert mit den Ironietönen einer eigenartigen Erotik, die den Kern dieses Lebensdramas ausmachte und von der Wissenschaft doch — aus Prüderie und um der „reiferen Jugend" (und der Auflage) willen — im Halbdunkel der Deutsamkeit gelassen war. In Hermann Bahrs Landkarte der Wiener Seele ist Franz Grillparzer der schwärzeste Mittelpunkt, der am längsten im Gedächtnis haften blieb: „Um aber den Wiener ganz zu kennen, muß man auch noch wissen, wie Beethoven hier gestorben ist und wie Grillparzer hier gelebt hat." Seine „österreichische Bibliothek" leitete Hugo von Hofmannsthal mit „Grillparzers politischem Vermächtnis" ein. Der unschlüssige, stets jammernde und für ewig jammervolle Hofrat, der sich vierzig Jahre vor seinem Tode im Sarg seines „Pultes" begrub, wurde die Figur, um die man das „Klima der österreichischen Begebenheit" malte, er wurde als Kleinwelt des Wiener Lebens hingestellt, als Extrakt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als Beispiel. Das Beispiel war nicht gut; in doppeltem Sinne: weder erkenntniskritisch noch praktisch, es war weder richtig noch förderſam, denn der Urwiener Grillparzer ist ein Unwiener, und an seiner bösen Historie krankt der lebendige Ruf seiner Vaterstadt, seines Vaterlandes, dessen Schicksal ja überhaupt die Lebensläufte seiner Großen sind, deren Werk Stückwerk geblieben ist.

Auch der Ragendste bekräftigt nur die unselige Regel: auch Josef II., der als erster so etwas wie „eine Verpreußung Österreichs" versucht hat und dennoch der größere Nachschöpfer seines großen Vorbildes in Sanssouci war, der das Nahen des deutschen Bürgergenius spürte, Mozart hätschelte, Lessing anrief (während Friedrich bei Herrn Voltaire, einem etrangere de distinction, also nach damaliger Schätzung einem Halbadligen, stehen blieb) und sich, in skeptischer Verzweiflung an den Wenigen um ihn, dem Herzen der unbekannten Vielen verschrieb. Auf dem Gipfel des Berges aber zwangen ihn die Wenigen von der anderen Seite zurück. Er war ein Johannes, auf den kein Jesus folgte, sondern (zwei Jahre nach seinem Tode) ein Franziskus. Dennoch hatte er Morgenluft gewittert, als ihn der Schatten des letzten Abends gespensterhaft umschwirrte. Und an seinem 107. Geburtstag (genau) hielt er Auferstehung, als man den 13. März 1848 schrieb.

Um seinen Genius versammelten sich alle Ideen, von denen Österreich in den nächsten Jahrzehnten, ja bis an die Jahrhundertwende lebte und von denen manche von ihrem Platonismus noch nicht erlöst sind: die Politiker Smolka und Adolf Fischhof, der die Nationalitätenformel endgültig niederschrieb, Unger und Glaser, die das zivile und kriminelle Recht erneuerten, die Humboldtfigur Eduard Süß und Eduard Bauernfeld, der dem Burgtheaterstil das Textmaterial lieferte. Hebbel, der Fremde, jubelte sogar, daß er „jetzt in einem anderen Österreich lebe". Nur Grillparzer, „das Opfer der Zensur", der geistig Gefangene des Systems, verkroch sich an diesem Tag, an dem die Freiheit auf die Straße trat (denn er war nur der Gefangene seiner selbst). Er hatte Angst vor der Erscheinung und schrieb sein Testament, in dem er sein Vaterland dem Schutze Gottes empfahl und für sich den baldigen Tod erhoffte. Schärfer noch als diese — ganz unwienerische, antiwienerische (und klinische!) — Blickscheu in den Märztagen profiliert ein anderes, nur wenig späteres Ereignis seine krankhafte Gestalt: sein Zuruf an Radetzky findet Resonanz, wie sie weder früher noch später irgendeinem Druckwerk beschieden war; das Gedicht wird in alle Landessprachen übertragen und geht in Tausenden Exemplaren ab, die Armee nennt ihn den „Ihren", macht ihn sozusagen zum Ehrenbürger des Heeres, verschafft ihm einen Generalsorden, und Radetzky, dessen köstlich regsame und volle Menschlichkeit sogar einen so mißgönnerisch verstimmten Memoirenschreiber wie den Vizeadmiral von Dahlerup bewegt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lädt ihn zu sich, er umarmt, er küßt ihn, er weint vor überquellender Ergriffenheit — aber Grillparzer, der, immer selbstverliebt (und nicht nur im metaphorischen Sinn), sein negatives Gefühl in den anderen versetzt, notiert über ihn ins Tagebuch (das er sein „Schuldbekenntnis" nennt) „kalt und leer", „ein Schlaukopf, der alles zu seinen Zwecken benutzt, selbst die Poesie, solange er sie braucht". Der Anblick des Gegenstandes seiner Begeisterung bedeutet für ihn in seltsam normwidriger Unsinnlichkeit die Ernüchterung. Er verkriecht sich in sich. Dasein, das Wesenselement des kindlich kurz denkenden Wieners, macht ihn abwesend. Über der Erscheinung im Augenblick vergißt der Wiener das Sein, er jubelt am 15. März 1848 der Spazierfahrt des nämlichen Kaiser Ferdinand zu, gegen den er eben Revolution macht — Grillparzer muß, um im *δαιμονιον ονομ* des Künstlers das Sein zu fassen, den menschlichen Blick vor der Erscheinung verhängen. Beide, der Wiener wie Grillparzer, sind vergeßlich, aber so wie Kind und Greis, wie Verlorenheit an die sinnliche Wirklichkeit, die alles Unwirkliche, bloß Gedankliche verlöscht, und Verlorenheit an starre Abstraktion und Einbildung, die die leib- und wahrhaftige Erscheinung nur als störendes Geflimmer empfindet. Beide, den Wiener wie Grillparzer, erschreckt die Leibhaftigkeit, aber den Wiener so, daß er sich an sie, taumelnd hingegeben, verliert, Grillparzer so, daß er sich in sich zurückzieht und erstarrt, den Wiener so, daß das leibhaftige Dasein alles andere verlöscht und er nur Spiegelung ist, Grillparzer so, daß er förmlich auslöscht und dumpf, stumpf verfällt; der Wiener ist an die Erscheinung verloren, Grillparzer verliert sich vor ihr. Beide, Grillparzer und der Wiener, sind dünkelhaft und kleinmütig zugleich; aber in Grillparzer ist dieser gegensätzliche Eigenschaftskomplex — gewendet durch seine Wirklichkeitsscheu — ein Hysteronproteron der gleichen Untugenden im Wiener, der sich auf das Bestehende, das Vollbrachte was weiß, in Wirklichkeitshypnose lebt, ein Traumichnicht vor der Tat. Grillparzer ist ein Traumichnicht nach der Tat. Blickscheu vor seinem eigenen Werk, das ihm, „sobald nach außen gestellt, beinahe verhaßt wird", und die Überheblichkeit, die nie genug geehrt, gefördert, gelobt werden kann, stützt sich nicht auf ein getanes Werk, nicht auf die Gesamtheit des Vollbrachten, nicht auf eine Wirklichkeit, sondern auf sein künftiges Können, auf eine abermals unsinnliche und unwirkliche Bewußtheit des Dichterseins. Zum Irrtum lockend sind alle Wiener Wesenselemente in Grillparzer da, aber nebst ihnen auch der kleine Unterschied, daß ihnen in ihm ein negatives Vorzeichen vorangesetzt ist. Der Urwiener ist ein Unwiener.

Dennoch galt, seit anderthalb Menschenaltern, die festgelegte Formel: der Wiener in ihm und die Wiener um ihn haben ihn zerstört, obwohl das eine die contradicto des anderen ist, denn nichts entzückt ein Volk mehr, als wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es seine kleine Vielheit in der Einzelerscheinung eines Großen bekräftigt und gesammelt sieht. Aber der Wiener fand sich nicht in Grillparzer, und nicht der Wiener in ihm hat ihn zerstört, sondern der Grillparzer in ihm, der aus einer Familie des Selbstmordes stammte, jener (im Sinne Schopenhauers) höchsten, äußersten und wollüstigsten Form der Selbstbejahung, die sich bei Franz, dem Sohn und Bruder, ins Erotische schlug und ihm, wie Alexander von Villers sagen würde, „ein Paradies ohne Eva" schuf, das seine Hölle wurde. „Das nur ihm bekannte körperliche Übel" wird sorgsam verhehlt und drängt sich doch mit verstohlenen Worten in hundert Stellen des „Schuldbekenntnisses". Sein Junggesellentum ist nicht jene geklärte, überempfindsame Einspännerexistenz, deren Hohes Lied Felix Popenberg sang, mit der jeweiligen, abenteuerhaften Begegnung des Weibes als festlichster Krönung, für den Alltag zu gut. Die Begegnung verfehlt ihn, die Anwesenheit macht ihn abwesend, und erst das Schemen des Vorstellungsbildes stellt sein Gefühl ein, das die schöne Gegenständlichkeit des Daseins nicht zu berühren vermochte. Grauenhaft schreit er zuweilen über sein Leiden auf: „Ich hätte doch jederzeit mein alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen (den Frauen) zu sein, was sie wünschten." Es war ihm nicht möglich! Die Piquot stirbt an ihm, die Paumgarten stirbt an ihm, die Fröhlich bleibt ein halbes Jahrhundert seine Braut, deren Unberührtsein er — ach, wie durchsichtig unwahr! — mit „ästhetischem Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit" weniger verklärt als lächerlich macht! Das verhaßte und dennoch herangelockte körperliche Übel, das ihn vor sich, seinem Körper, dem psycho-physischen Gesetz seines Schaffens, ja vor seinem Namen sogar ekeln und schaudern macht, frißt sich aus den Zerebralien ins Gehirn, das Tatsachen völlig vergißt, frißt ihn in sich, und so sehr er auch jede geistige Folgeerscheinung, Einbuße an Erinnerungskraft, Willenserschlaffung, Ermüdung nach einem Gespräch bis zu todähnlichem Schlaf (nach der Unterhaltung der Franzosen mit dem auteur de Sappho) mit der ängstlichen Frage: „Ist die Ursache körperlich?" belauert: am Ende — einem sehr frühen Ende in der Lebensmitte — wird die Normwidrigkeit seines Körpers zur unfaßbaren, grauenhaften Norm seines Geistes, und wie als Symbol seines menschlichen Lebens steht neben seinem geistigen die groteske Unnatur des „Pultes", das durch vier Jahrzehnte jedes Gebilde seiner Schöpferkraft vor der Welt verheimlicht und verschließt. Das Bild ist klinisch im Wesen und jedem Detail, es ist vollständig, geschlossen und eben darum (quod erat demonstrandum) höchst ungeeignet, der Grundton zu sein auf einer Tafel, die „das Klima der österreichischen Begebenheit" darstellt.

Der Wiener in ihm hat ihn nicht zerstört (weil der Wiener nicht in ihm war), aber auch die Wiener um ihn haben es nicht, ja kaum eine Kunstbio-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

graphie läuft so rasch, in solchem Tempo zum Erfolg. Der Fünfundzwanzigjährige schreibt im September 1816 ein Stück (Die Ahnfrau), im Jänner 1817 wird es im Theater an der Wien aufgeführt; er schreibt 1817 sein zweites Stück („Sappho") — das Burgtheater spielt es nicht nur im April 1818, es macht ihn auch zu seinem besoldeten Theaterdichter. Und weiter: bei der Leseprobe des „Ottokar" küßt ihm die große Schröder die Hand, ja das Wunderbare wird Ereignis, daß das Buch sogleich die Zweitauflage erlebt. Die wenigen, Theaterdirektoren, Dramaturgen, Schauspieler (die doch gemeinhin nur Chorführer der vielen sind), fördern, schätzen, vergöttern ihn, und die vielen, der blöde Haufe, umjubelt feinsinnig bei der Erstaufführung des „Traum ein Leben" die feine Wendung, die den Traum als Gesetz des Spieles zeigt. Im Februartagebuch des Jahres 1829 aber steht zwischen der einen Tageshälfte, die mit Odyssee, Frühstück und spanisches Drama, Arbeit an der „Hero" ausgefüllt ist, und der anderen, die genießerischer noch mit Besuch bei Fröhlich, Mittagsmahl, Thukydides, Theaterbesuch bedacht wird, das finistere Wort „Bureau", das verhaßte Amt, das lähmend, lastend, lebendig begrabend auf seiner Schaffenskraft liegt, weil er . . . — 18. Februar — „zwei Stunden im Bureau war, weil er . . . 19. Februar — „um zwölf Uhr ins Bureau" kam und „keine Arbeit vorgefunden" hat. Aber nicht nur diese Bürde des „Amtes", sondern auch die Bedrückung des Beamten wird verklagt: denn er fordert, daß man im (schlechten) Beamten den (guten) Dichter ehre, und — man ehrt nur den Dichter. 1846 beruft man ihn in die neugegründete „Akademie der Wissenschaften". Sein Verhalten in diesem Zwischenspiel, das wie ein launig ersonnener Fastnachtsscherz anmutet, drückt seinen Charakter ohne Vorbehalt aus: in einem aggressiv bösartigen Schreiben lehnt Grillparzer die Berufung ab und sperrt das Schreiben ins Pult und bleibt in der Akademie und verfaßt (nach dreimaliger Mahnung) seine Lebensgeschichte für die Akademie und sperrt sie ins Pult. Aber mit echt wienerischer Vernarrtheit läßt man nicht ab, trotz dem schlechten Beamten den guten Dichter zu ehren: Laube macht seit 1851 die Hofbühne zu einem Grillparzertheater (das mit dieser transparenteren, faßlicheren und auch leichter wiegenden Dramatik das schwer gewichtige Genie Friedrich Hebbels unterdrückt). Aber Grillparzer frohlockt nicht. Er kann seine Stücke nicht sehen. Laube bekennt: „Sie machen auf ihn selbst einen peinlichen Eindruck wie eine Verletzung der Schamhaftigkeit." So wird ihm (wie in der Liebe) auch in der Kunst des Dramas die sinnliche Gestaltung, die Manifestation der Leiber, die Verkörperung zum Greuel und Abscheu. Und wie den Menschen nicht der Wiener in ihm, so haben den Künstler nicht die Wiener um ihn zerstört, sondern beide Male der eine und gleiche — Franz Grillparzer, seine klinische Angst vor der Erscheinung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Weltangst, die der Wiener, südlich-heiter in der Öffentlichkeit der Straße, nicht kennt, lebt er in sich, denkt in sich, tut und liebt und haßt in sich und langt seine letzten drei Daseinsjahrzehnte (trotz der gesprächsfrohen, mitteilsamen Schwatzhaftigkeit seiner Landsleute) mit zwei Wörtern aus, die nur eine angewiderte fatalistische Silbe sind: „Sei's!" Unwienerischeres kann nicht gedacht werden. Dennoch hat die Legende in ihm den typischen Wiener erdichtet. Aber Legenden sind „Propheten mit rückgewandtem Gesicht", sie sind vorweggenommene Wahrheiten; wenn sie nicht richtig sind, können sie es werden. Ehedem, in der Zeit vor der Grillparzerlegende, kamen der Salzburger Mozart, der Bonner Beethoven nach Wien, der Schlesier Laube und die Norddeutschen Hebbel und Brahms. Nachher stand die Legende Grillparzer als drohendes Memento vor jedem künstlerischen Zuwanderungsentschluß. Und die Legende von der Kunstfremdheit der Wiener wurde wahr: wir waren nicht arm, aber wir wurden es durch sie. Nicht Wien lastete auf Grillparzer, Grillparzer lastete auf Wien. Seine „Ehrenrettung" als Mensch und als Künstler wurde eine Ehrenminderung für die Stadt, die mit der „Schuld" seiner Tragik beschwert ward. An dem „Sarkophag seines Pultes" tragen wir heute noch, er wird unserem Charakter immer wieder, stets von neuem, aufgeladen als Sinnbild grämlicher Unentschlossenheit, nutzlos untätigen Gejammers, fatalistischen Geschehenlassens ... Man lasse davon ab: denn wir wollen leben!

Tag des Soldaten

Von Hans Bauer (Champagne)

Die ersten Strahlen der Sonne über die Höhen hin blitzen,
Lösen allmählich den nächtlichen Bann.
Aber schon künden die schweren Haubitzen
Unseres neuen Tags Qualen an.

Überzünden auch wieder die Stunden
Sich mit glühendem Morgenschein,
Perlen doch wieder die neuen Wunden
Unser Blut in den Abend hinein.

Dürfen wir doch die Sonne nicht grüßen,
Starren nur sehnend in Glut und Brand.
Müssen die lodernde Jugend verbüßen
Zwischen Graben — und Grabenwand.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Müssen in düsteren Höhlen kauern.
Stürzten so gern in den seligen Tag!
Müssen die jubelnden Stunden vertrauern
Zwischen Mörser — und Mörserschlag!

Sehnen im brandenden Frühlichtgeblitze
Uns so nach Liebe und Friedensfest.
Aber das Heulen der schweren Geschütze
Uns die Gewehre umgreifen läßt.

Dichter, Künstler, Volksvertreter

(Eine Frage praktischer Kulturpolitik)

Ein Dichter hat vorgeschlagen, in das reformierte Herrenhaus Dichter und Künstler zu Mitgliedern zu berufen.

Wolfgang Heine, der Politiker, und Bruno Wille aus den Reihen der Dichter haben vor kurzem im Berliner Tageblatt ihre Gedanken über den Vorschlag geäußert: der Politiker lehnt ihn ab, der Dichter empfiehlt ihn. Die Ablehnung durch den Politiker war notwendig. Die Befürwortung durch den Dichter überrascht.

Heine hat sich bemüht, gegen die Dichter und Künstler gerecht zu sein. Er hat sich sogar für ihre wirtschaftliche Existenz eingesetzt und ihnen obendrein noch Elogen gemacht: „Jedes wirtschaftliche Interesse findet seine Anerkennung, vor jeder überlieferten Macht beugt man sich; nicht weil auch in ihnen befreiende, geistschaffende Kräfte leben können, sondern eben weil es Interessen, weil es Mächte sind, mögen sie noch so schäbig sein. Für geistige Leistung hat man nicht Auge noch Ohr, man nimmt sie höchstens als gefälliges Beiwerk mit, sofern sie nicht wirtschaftlich oder politisch ausgemünzt werden kann.“ Und er fährt fort: „In den politischen Vertretungen können immer nur Durchschnittsmeinungen in Durchschnittsformen zum Ausdruck gelangen: auch dies ist Geist, jedoch abgeschliffener, von der Menge aufgenommener, ihren Interessen dienstbar gemachter. Das Wesen von Kunst und Wissenschaft aber liegt im Persönlichen, in der Freiheit von solchen Interessen.“ Diese Sätze erkennen den Dichter an und lehnen ihn zugleich ab, aus der Höflichkeit des Politikers vor dem Vertreter des reinen Geistes und mit einem Grunde, der die Volksvertretung herabsetzt. Denn die ist doch schon jetzt als die Repräsentation des Geistes gedacht, als die Heine die geplante Assistenz von Dichtern und Künstlern bei den Sitzungen des Herrenhauses bezeichnet. Schlimm, wo es anders ist. An die Zweiteilung der Volksvertretung (in die Vertreter der Durchschnittsmeinungen und der Durchschnittsformen und die Vertreter des Geistes) hat also sicher der Vorschlag selbst nie gedacht. Er erstrebt ja einen lückenlosen Ausdruck der Volksmeinung durch das Parlament. Es sei also darüber heute gar nicht gerichtet, ob wirklich in den politischen Vertretungen immer nur Durchschnitts-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinungen in Durchschnittsformen zum Ausdruck gelangen können. Zumal darum nicht, weil Heine auf die wesentliche Trennungslinie selber hingewiesen hat: „Starkes unmittelbares Gefühlsleben in Liebe und Haß, Bewunderung und Beurteilung," sagte er, „ist namentlich von der schöpferischen Künstlerseele untrennbar. Für das politische Handeln sind aber solche Leidenschaften zwar unter Umständen bedeutende Antriebe, jedoch als richtunggebende Leitsterne von zweifelhaftem Wert." Heine kann sich dabei auf die Erfahrungen des Krieges stützen: „Ich möchte nichts Bitteres sagen, aber in den Wirrnissen dieser Zeit hat mancher routinierte Parteiphilister sich noch leichter zurechtgefunden als viele anerkannte Größen des Geistes." Und auch die Folgen, die eintreten, wenn man trotzdem auf die Dichter und Künstler nicht verzichten wollte, hat er richtig gesehen: „Man mag einwenden, daß durch Belehrung und Übung solche Schwächen gebessert würden. Vielleicht! Aber dann auf Kosten des Eigentümlichen der geistigen Leistung." Lassen wir auch die Schwierigkeit, die jeder Versuch der Auslese bedeuten würde. Heine sagt durchaus richtig: Wer würde die Auswahl treffen können? „Das Urteil der Massen oder das der großen Herren?" Die wahren Gründe liegen in der Eigenart der „schöpferischen Künstlerseele", die Anpassung an die Wirklichkeit mit einer Beeinträchtigung der Eigenart ihrer Leistungen bezahlen müßte. Es ist das Wesen und das Vorrecht des Künstlers, unbekümmert um die Wirklichkeit, schrankenlos der Idee sich hinzugeben, ein Gefühl sich voll ausschwellen und in sich verklingen zu lassen; mit jeder Phase seines Daseins den Empfindungen zu leben, die ihn beherrschen. Er ist nur groß, wenn er unbekümmert um ihre Erfüllung in den Träumen seiner Phantasie und der Reinheit seiner Ideen aufgeht. Das hat nichts damit zu tun, daß diesen Träumen und diesen Ideen in ihrer scheinbaren Unwirklichkeit eine höhere Wirklichkeit innewohnt. Diese „höhere Wirklichkeit" liegt immer von der gewöhnlichen mehr oder weniger weit ab. Sie hat mehr oder weniger ihr Daseinsrecht immer nur in sich selbst. Sache des Politikers ist es darum, den Dichter gehört zu haben, ehe er Politiker wird, und ihn nicht zu vernachlässigen, solange er Politiker bleibt. Er hört ja auch nicht auf, auf Berge zu steigen oder Waldluft zu atmen oder auf das Meer hinabzuschauen. Friedrich der Große baut sich den Park von Sanssouci und lädt Voltaire zu Gast. Aber der Beruf des Politikers führt ihn aus der reinen Natur auch in staubige Niederungen. Sein schweres Amt verlangt von ihm, weiter entwickelte Ideen in die dahinter zurückgebliebene Wirklichkeit umzusetzen. Das ist langwierig und schwer und wirkt oft desillusionierend. Die Geschichte von Platon bei dem Tyrannen von Syrakus ist typisch. Heine hatte recht, als er das Arbeitsfeld der Dichter weiter, ihren Sitz höher, ihr Ziel größer bezeichnete und auf den Satz verwies, der Menschheit Würde sei in die Hand der Dichter gegeben. Man kann hinzufügen, auch die des Politikers. Man muß es sogar nach den Erfahrungen dieses Krieges, aber mit dem Unterschied, daß die Ideen des Dichters und die Pläne des Politikers die Eckſteine Ideal und Wirklichkeit sind, deren sicheres und festes Verhältnis zueinander allein den Bau der Gesellschaft und des Staates zusammenhält.

Vor dieser Wirklichkeit aber verblassen die Gründe, mit denen sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bruno Wille für die Anhörung des Dichters und Künstlers beigebracht hat. Es ist freilich notwendig, daß wir die Menschen hören, „die in freier Beschaulichkeit Schätze des Gemüts hervorbringen und pflegen", aber es ist nicht notwendig, also auch nicht gut, sie im Parlament zu hören. Wir müssen gewiß „vom Unnatürlichen, Unechten und Oberflächlichen in allen Schichten zum Erleben dieser Gemütswerte geleitet werden". Aber nicht das Parlament ist dazu der Ort. Es muß richtig heißen, im Parlament sollen Menschen sitzen, die von den Dichtern von der Unnatur zum Erleben dieser Werte geleitet worden sind, ehe sie in das Parlament kommen. Mit „Titel- und Schablonenmenschen" ist es freilich im Parlament sowenig getan wie in jedem Beruf. Aber die Dichter werden es auch in den Parlamenten nicht zuwege bringen. Titel- und Schablonenmenschen zu ändern, wenn es ihnen nicht vorher gelungen ist. Die Berufung auf Heinrich Heine, auf Richard Wagner, auf Arndt und Freiligrath verblassen vor dem einen Satz, den Goethe von Uhland gesagt hat: „Der Politiker in ihm werde wohl den Dichter aufzehren." Alle Teilnahme des Dichters an den politischen Problemen der Zeit wird durch Goethes „Torquato Tasso" gerichtet. Nur einen Ertrag ergibt der Artikel Willes: die Forderung „eigen-echter Menschen". Für ihn sind das nur die Dichter, und auch wer nicht Dichter ist, muß ihm von der heutigen Zeit aus recht geben, daß das echte Menschentum sich in die stille Ecke der Dichtkunst und zu wenigen Dichtern geflüchtet hat. Aber unsere Gedanken, unsere Wünsche und unser Sehnen schweift ja aus der Gegenwart auch darin in die Zukunft. Unter diesen Hoffnungen aber ist die höchste: daß der furchtbare Krieg Völker und Menschen die Selbstbesinnung und Selbsteinkehr gelehrt hat. Vielleicht ist das der Eingang in eine Zeit, in der nicht nur die Dichter, sondern auch die Volksvertreter „eigen-echte Menschen" sind und nicht mehr die Dichter aus ihren stillen Wohnstätten bemüht werden müssen, um in den Parlamenten die Stimme des Menschentums zur Geltung zu bringen.

Dr. Karl Albrecht Rub

Indien

Es sind ungefähr hundert Jahre her, daß wir Deutsche angefangen haben, uns um das geistige Indien zu bekümmern. Und seitdem hat die deutsche Wissenschaft in der Erforschung der indischen Sprachen und Literaturen, insbesondere aber der indischen Philosophie Bedeutendstes geleistet. Daneben sind viele Reisebücher erschienen, die uns das äußerliche Leben Indiens schildern. Unter diesen gibt es wenige, die in die Tiefe gehen. Wissenschaftliche Forschungen bleiben meist innerhalb enger Kreise, und sie haben die Rätsel indischen Geisteslebens auch noch nicht völlig gelöst. Wir fühlen, und oft schmerzlich, daß uns Europäer eine tiefe Kluft von der Geistigkeit Asiens trennt und daß wir nicht einmal so weit sind, sie gleichsam räumlich zu ermessen. Wenn wir ganz aufrichtig sein wollen, fängt dieser uns fremde Bezirk schon beim Großrussentum an, und wenngleich wir mit den uns nächsten Asiaten, den Türken, im Bunde stehen, bleibt vieles in ihnen uns unverständlich. Wir wollen hoffen, daß der dem Kriege folgende Frieden uns nötigen wird, unseren Blick gespannter und ich möchte sagen methodischer nach dem Osten zu richten, daß wir von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun an es als eine gewichtige Aufgabe der Wissenschaft und des praktischen Lebens ansehen werden, die Seele Asiens zu erkennen. Ein Franzose, Chevrillon, hat ein indisches Reisebuch vor einigen Jahren geschrieben (es ist auch in deutscher Übersetzung erschienen), das mehr als die vielen gewöhnlichen Reisebücher das Problem des Ostens wenigstens aufzeigt. Ähnliches kann man von dem Buche Waldemar Bonsels, „Indienfahrt" (Frankfurt a. M., 1916, Rütten & Loening), sagen. Es ist ein durchaus subjektives Buch, in dem der Verfasser der Mittelpunkt ist. Er redet von sich, seinen Schicksalen, seinen Eindrücken und Stimmungen. Aber aus diesen höchst persönlichen Äußerungen klingt das Bestreben nach Eindringen in all das Fremdartige, ganz und halb Unverständliche. Der Verfasser sagt: „Das Reisen läutert das Gemüt, denn die Fremde macht bescheiden, und durchaus nicht auf die Art, wie es nur die Lumpen sein sollen. Die Achtung vor fremdem Wesen, die gerade uns Deutschen so gern als Tadel nachgesagt wird, ist nur dann eine Untugend, wenn sie sich mit einer Preisgabe des eigenen Wesens verbindet. Dieser Respekt aber vor fremdem Geist und Tun und vor der Lebensart anderer wird in allen Herzen die Tadelsucht und die Selbstüberhebung dämpfen, die beiden Grundfehler unserer Generation." Goldene Worte. Sie gelten auch für die Zeit nach dem Kriege, und wir hoffen, daß auch nach einem vollen Siege nicht eine Zeit der Selbstüberhebung komme, auf die manche chauvinistischen Köpfe hinarbeiten. Das Reisen und das Eindringen ins Fremde macht uns stärker, wenn die Anerkennung der anderen auf dem festen Boden der eigenen Selbstachtung wächst. Und eben weil Bonsels ein Selbstsicherer ist und dabei bescheiden, gelingt es ihm, dort zu sehen, wo andere blind sind, und so in schwierigen Dingen Erkenntnisse anzubahnen oder wenigstens Ahnungen zu vermitteln. Seine Gespräche mit Geringen und Gebildeten, oft nur einzelne Worte oder Wendungen, sind in neuer Weise aufschlußreich. Ein Brahmane spricht sehr gescheite Worte über den Unterschied des Brahmanismus und des Christentums, die mehr sagen als manches dicke Buch. Auch wenn wir nicht im Kampfe gegen England stünden, würden wir mit besonderem Interesse hören, was derselbe Brahmane über die politische Lage Indiens sagt. Wie England dieses Indien behandelt und schamlos ausgebeutet hat, wissen wir. Daß dieser Zustand einmal ein Ende habe, wünschen und hoffen wir. Noch ist dieser Zeitpunkt nicht gekommen. Noch lebt das Volk dumpf dahin. Mit Bezug darauf sagt der Brahmane: „Heute unterdrückt in Indien noch die politische Macht die Freiheit des Geistes, aber es wird bald so weit kommen, daß auch hier, wie überall in der Welt, der Geist die Herrschaft antritt. Damit wird Englands Niedergang in Indien beginnen. Die Einsichtigen wissen es, und es beginnt bereits eine starke Strömung, die uns die eingeräumten Rechte wieder zu schmälern sucht, denn England fühlt, wo es uns gewachsen ist und wo nicht." Wir, die wir den Niedergang der fesselosen Weltherrschaft Englands wollen, werden das Erwachen und Erstarken Indiens von Herzen begrüßen. Dann mag auch die Zeit einer geistigen Annäherung, eines gegenseitigen Verständnisses kommen. Damit wird ein Zustand gegenseitiger kultureller Bereicherung nahen, der sehr weit verschieden sein wird von dem Zustande einseitiger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und bloß materieller Bereicherung, der heute herrscht, der Indien zur Starrheit verurteilt und England zur Schande gereicht.

E. Pernerstorfer

Friedhofsreform

Bei Bruno Cassirer, Berlin, erschien ein Heft von August Endell: „Zwei Kriegerfriedhöfe" — eine für den frischen, phantasievollen Endell von Einst auffallend müde und resignierte Schrift. Wohl liest man sie mit aller schuldigen Achtung zu Ende, aber es ist eigentlich nur die Achtung, die man vor allem Anständigen hat. Ein tieferes Gefühl der Dankbarkeit vermag nicht aufzukommen. Und dabei handelt es sich um ein Thema, das zur leidenschaftlichen Teilnahme zwingen müßte. Endell geht aus vom trostlosen Anblick moderner Riesenfriedhöfe. Jedes Wort seiner Kritik ist zu unterschreiben. Aber was er an die Stelle setzen will — daß es sich um „Kriegerfriedhöfe" handelt, betrifft nur den aktuellen Ausgangspunkt! —, das hat alles nur wieder die sattsam bekannten Vorzüge der Vermeidung, besitzt aber so gar nichts, das von innen glühte. Kurz, es ist nur anständig, sauber, ordentlich und auch in manchen Einzelheiten ein bißchen mehr als nur korrekt. Daß das aber für einen Baukünstler, der jetzt mit seinem Projekt für Konstantinopel von neuem bewiesen hat, daß er ein Mensch ist, doch recht wenig bedeutet, bleibt bestehen. Die beiden hier vorliegenden Arbeiten sind alles in allem wohl als geschmackvoll zu bezeichnen, ohne doch, selbst innerhalb dieser Grenze, wirklich restlos zu befriedigen. Woher nun diese auffallende Mattheit? Für Endell ist der Friedhof ein Ort nicht so sehr des Friedens, als der Umfriedung. Wurzel der Gestaltung ist ihm die Sorge: wie am reinsten ist die Begräbnisstätte herzurichten als der Ort ungestörten, ruhigen, träumerischen Gedenkens lieber Freunde? Von hier aus kommt Endell zu der Forderung kleiner Friedhöfe, die der Gemeinde eingebettet oder mindestens unmittelbar benachbart sind, und daher weiter zur Konsequenz der Feuerbestattung. Hier zeigt sich aber bereits die Unsicherheit seiner Stellung. Mit Recht nämlich rückt Endell aus allgemein menschlichen Motiven von den aufklärerischen Verfechtern der rationalistischen Verbrennungsmethode ab. Kommt er nun trotzdem aus formalen Gründen dazu, sie dennoch zu wünschen (Endell leugnet vergeblich, daß es „formale" Gründe seien), so muß wohl ein unklarer Punkt in dem geistigen Aufbau stecken. Und so ist es in der Tat. Die schwache Stellung Endells geht bis in die genannte Wurzel zurück. Von ihr aus wird kein schöner Friedhof entstehen können. So ungern man zu einem Endell, dessen ungewöhnliche Qualitäten wir am allerwenigsten verkennen, ein solches Wort sagt, kann man doch nicht umhin, von Sentimentalität zu sprechen. Ich glaube, daß die Empfindung der Rückerinnerung an die Toten nicht zum Ausgangspunkt einer Friedhofsreform genommen werden kann. Je weniger ein Friedhof von solcher Rücksicht hat, um so schöner wird er sein. Er sei möglichst gefühls-neutral, gefühls-rein. Dann kann sich unser Gefühl erst frei und rein in ihm entfalten. Und gegenüber dem Wunsche nach Klarheit, Übersicht und Ordnung auf einem Friedhofe scheint mir die Verschlungenheit noch schöner. Die Unsicherheit Endells rächt sich in dem müden Abzirkeln, Einfassen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Schützen". Dieser letzte Ausdruck steht auffallend oft im Text. Aber was eigentlich ist denn hier zu „schützen"? Nein, die Mauern, auf die Endell so großen Wert legt, sind keine sachlichen Erfordernisse, sowenig wie es irgendwelche Kunstformen sonst sind, sondern jene Einfriedungen des Geistes, hinter die sich der Friedhofsarchitekt Endell zagend zurückziehen muß. Aber nicht einmal formal ist die Mauer klar gegeben. Außer ihrer Eigenschaft, Abgrenzung zu sein, hat sie die Bestimmung, zugleich Namen, Tafeln, Zahlen usw. zu tragen — was uns nicht gefallen will. Besonders aber der Randweg, innen dicht an der Mauer entlang, damit Gelegenheit sei, die Schilder zu lesen, scheint ein Mißgriff, weil hier Endells erste Vorstellung der Mauer als einer stillen, reinen Umzirkelung nahezu aufgehoben wird.

Schließlich möchte ich sagen: jede Reform des Friedhofs kann nur ausgehen von der Reform der Bestattung. Diese ist die Keimzelle des Neuen. Das findet sich klar erkannt in Bruno Tauts Arbeit „Vererdung", die im Januarheft der „Tat" 1917 erschien und die jedem Leser dieser Notiz zur Lektüre empfohlen sei. In der „Baurundschau" vom November 1916 habe ich selbst zu der Veröffentlichung zweier Friedhöfe von Leberecht Migge einiges zur Kritik moderner Friedhöfe mitgeteilt.

Adolf Behne

Ein Aktivist

Die gewaltige Erschütterung, der die Erdkugel seit dem 1. August 1914 ausgesetzt ist, hat auch den Elfenbeinturm ins Wanken gebracht, in dem ein Teil unserer jüngsten Dichter, der Zeitläufte unbeschadet, geruhig saß und Silben zählte und Verse feilte: sie stürzten jählings auf die Gasse, riefen just die Geistigen zu den Waffen und verkündeten, fortan wollten sie wirken, aufrütteln und Sauerteig sein. Sie nannten und nennen sich Aktivisten, ihr Programm war und ist der Aktivismus. Nun würde ein Schlagwort mehr oder weniger nicht viel besagen, wenn nicht auch eine Leistung dahinterstände, denn der Aktivismus ist im Grunde uralt. Wenn nicht Goethe, so war doch ganz gewiß Schiller ein Aktivist, Herwegh meinte: „Seid echte Dichter, und ihr seid immer auf der Seite der Opposition!", und Heine schrieb den Sturmmarsch, die Marseillaise des Aktivismus:

> Trommle die Leute aus dem Schlaf,
> Trommle Reveille mit Jugendkraft,
> Marschiere trommelnd immer voran,
> Das ist die ganze Wissenschaft.

Wenn aber die Leistung den Ausschlag gibt, so muß man den jungen Ernst Wilhelm Lotz mit seinem schmalen Versband „Wolkenüberflaggt", unlängst bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen, schon gelten lassen, denn er ist ein Dichter, der etwas zu sagen hat, und in etwa der Vertreter einer ganzen Schicht neuer Jugend. Zudem sind seine hier gesammelten Gedichte schon in dem Jahr vor dem großen Zusammenbruch europäischer Dinge geschrieben.

Keineswegs ist Lotz, was man unter einem Aktivisten verstehen könnte, ein Trompeter, der frisch und forsch den Weckruf in schlafendes Land bläst, sondern er ist schwer von verhaltener Geistigkeit, wie das ganze jüngste Geschlecht. Er horcht angestrengt auf die Stimmen in seiner Brust. Er ringt mit den Erscheinungen seiner Um- und Innenwelt, inbrünstig, wie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jakob einst mit dem Erzengel rang. Er fühlt sich manchmal noch in seines Blutes versonnene Heimlichkeiten verstrickt. Er spürt sich nur im ganz persönlichen Sinn, weil er jung ist, von Frühlingsatem getragen:

Mit bloßem Kopf und mit vor Jungkraft federnden Zehen
Muß ich immer und immer wieder durch Sonnenstraßen gehen.

Er verwahrt sich gegen Freunde, die ihn zu leicht befinden, weil er, „statt kampfgenössisch Sturm zu läuten, auf blauer Gondel durch den Äther fahre". Aber drei erhabene Worte gären in ihm voll Drang und Staunen, „die dunkle Drei, der: Hunger, Liebe, Tod." So entrafft er sich den Kaffeehäusern, von denen nicht umsonst in diesen Versen so oft die Rede ist, und sieht „heldisch durchglüht" am 1. Mai „das wiegende Schreiten gegliederter Prozessionen" und leuchtet „von Träumen des Tages, der Barrikaden und Flammen versprach". Berauscht von seinem Sehnen und seiner Seele Schwungkraft, brausend von ungestümer Jugend, oh! von so viel zwanzigjähriger Jugend, hungert der Dichter der Stunde entgegen, da er sich verschenken und verschwenden kann. Alles in ihm ist Sehnsucht:

Wir sind nach Inseln toll in fremden Welten;
Denn wir sind außer uns: Vor unsrer Enge.
Und bauen immer heiß an unserm Traum.

Alles in ihm ist Erwartung:

Wir sind nach Dingen krank, die wir nicht kennen.
Wir sind sehr jung. Und fiebern noch nach Welt.
Wir leuchten leise. Doch wir könnten brennen.
Wir suchen immer Wind, der uns zu Flammen schwellt.

Aber obwohl noch furchtsam vor eigener Glut, ist er doch seiner Erfüllung gewiß und sehr sicher, „dorthin zu entschweben, wo man uns braucht, wenn wir geworden sind". Das wird dann der „Aufbruch der Jugend" sein, tatendrängender Aufbruch einer gottlob! stürmischen, gottlob! radikalen Jugend:

Wir fegen die Macht und stürzen die Throne der Alten,
Vermoderte Kronen bieten wir lachend zu Kauf,
Wir haben die Türen zu wimmernden Kasematten zerspalten
Und stoßen die Tore verruchter Gefängnisse auf.

Nun kommen die Scharen Verbannter, sie strammen die Rücken,
Wir pflanzen Waffen in ihre Hand, die sich fürchterlich krampft,
Von roten Tribünen lodert erzürntes Entzücken,
Und türmt Barrikaden, von glühenden Rufen umdampft.

Aber da kam, im August 1914, ein ganz anderer Aufbruch der Jugend und führte den Dichter auf das Schlachtfeld. Dort trifft ihn, Leutnant und Kompagnieführer, am 26. September 1914 eine täppische, tödliche Kugel, irgendwo in Frankreich.

Aber seine helle Jugend leuchtet junihaft aus diesen seinen Versen, und die Fahne, die er im Frühlingswind entrollt, sinkt nicht. Wir brauchen, auf daß die staubgrauen Straßen der Politik von bunten Blumen gesäumt sind, die Verschwisterung von Agitation und Literatur, von Programm und Rhythmus.

Aktivisten heraus!

Hermann Wendel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übergangswirtschaft

Wenn unsere Staatsmänner recht behalten und wenn unseren eigenen Kalkulationen nicht grobe Rechenfehler unterlaufen sind, so wird der Weltkrieg bald zu Ende gehen. Daß der Friedensschluß keine leichte Zeit einleitet, braucht nicht betont zu werden. Daß wir sie mit Mut und Zuversicht antreten werden, daß wir gern alle notwendigen Opfer auf uns nehmen werden, wenn endlich einmal das entsetzliche Blutvergießen und die ständige Ungewißheit über das Leben unserer Brüder im Felde aufgehört hat, ist eine Selbstverständlichkeit. Nicht selbstverständlich aber ist es, ob die Umstellung zur Friedensarbeit so vollzogen wird, wie es das Volksganze erheischt. Denn so paradox es klingen mag: die Einstellung auf die Friedenswirtschaft ist schwieriger als die auf die Kriegsarbeit. Warum? Kriegswirtschaft heißt Zehren vom Kapital, heißt Ausschaltung der Konkurrenz, heißt fieberhaft gesteigerte Nachfrage gegenüber verringertem Angebot. Der Lieferant sucht nicht mehr nach dem Abnehmer, ihm macht die Zahlungsfähigkeit des Käufers kein Kopfzerbrechen mehr. Der Kredit wird ihm, sofern er ihn etwa noch brauchen sollte, ordentlich nachgeworfen. Denn an die Stelle unzähliger kritischer und sachkundiger Kunden ist e i n Großabnehmer getreten, der Staat, der nur eine Frage kennt: Bis wann und wie viel kannst du liefern? Geht es nicht schneller? Kann nicht mehr hergestellt werden? Und was noch wichtiger ist: Die Kriegswirtschaft ist etwas Vorübergehendes. Friedenswirtschaft aber stellt das Normale, Bleibende dar. Es wäre nun banal und raumverschwendend, des langen und breiten hier auseinanderzusetzen, wie unmöglich es wäre, da mit der Arbeit weiterzufahren, wo wir am 1. August 1914 aufgehört haben. Denn auch der den wirtschaftlichen Dingen Fernstehende weiß, daß dafür ungefähr alle Voraussetzungen fehlen. Damals arbeiteten unsere Fabriken nach fachmännischer Schätzung nur zur Hälfte für den heimischen Verbrauch, die andere Hälfte wurde ausgeführt. Umgekehrt bezogen wir einen nicht minder großen Anteil unseres Bedarfs aus dem Ausland. Wir waren dabei in weitgehendem Maße die Bankiers, wir streckten das Geld vor, wir waren ein Gläubigerland mit Forderungen an die ganze Welt. Unsere Schiffahrt verkündete in den entferntesten Gewässern unsere aufstrebende Macht. Ein wohlgeordnetes Währungssystem bildete die Grundlage. Die Reichsmark begann neben dem Pfund Sterling, wenn auch nur allmählich, nach der Weltgeltung zu streben. Und im Innern erfreuten wir uns eines gesunden Aufbaues der Erwerbsstände. Entgegen jener Prophezeiung eines großen Sozialisten zeigte unsere Einkommensteuerstatistik nicht das Bild eines Weinkelches mit einer breiten niedrigen Basis — dem Proletariat —, einem langen und gefährlich dünnen Mittelstück — dem Mittelstand —, auf dem dann der unförmlich dicke Hohlraum — die ganz Reichen — saß, sondern die Entwicklung ließ den Vergleich mit einer Pyramide zu. Gerade die erstaunlich gewachsene Kaufkraft des vierten Standes und daneben die Erhaltung eines selbständigen Mittelstandes waren so recht eigentlich die Voraussetzungen unseres Wohlergehens.

Alle diese Dinge haben sich von Grund auf geändert: Wo ist die Kaufkraft und vor allem der Kaufwille unserer Auslandkunden? Wo ist aber dann die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Möglichkeit für uns, Milliardenkäufe wie seither vorzunehmen, wenn wir nicht wie bisher mit Waren zahlen können? Ist übrigens bei uns überhaupt noch im selben Maße Bedarf nach diesen ausländischen Erzeugnissen? Erinnern wir uns doch, daß an erster Stelle unter unseren Einfuhrartikeln rund drei Milliarden Mark Nahrungsmittel für Mensch und Vieh standen und daß die märchenhafte Entwicklung der deutschen Stickstoffindustrie, wenn erst einmal der Bedarf der Munitionsfabriken aufhört, eine nie für möglich gehaltene Ertragssteigerung unseres heimischen Bodens bis zur vollständigen Deckung des Eigenbedarfs selbst dann vielleicht ermöglichen läßt, wenn uns der Friedensschluß keinen Zuwachs an Bauernland bringen sollte! Oder wird uns die endlich in die Wege geleitete bessere Ausnützung der seither sinnlos verschwendeten Kohle — Stein- und Braunkohle — nicht an Nebenprodukten unabsehbaren Ersatz an importierten Dingen bringen? Man denke an Benzin, Öle usw. Wie steht es überhaupt mit den Ersatzindustrien? Viele, sehr viele werden verschwinden. Sie hatten nur eine Daseinsberechtigung in einer Zeit, die nicht nach dem Preis, sondern nur nach der Ware fragte. Manche aber werden bleiben. Es sei da nur an die geradezu erstaunliche Entwicklung der Papiergarne und an einige Metallegierungen erinnert.

Der Außenhandel wird also zusammenschrumpfen. Er wird es um so mehr, als ja auch die anderen Mittel, mit denen wir neben der Einfuhr für die hereinkommenden Waren zahlten, fehlen werden. Wir sind, wenn überhaupt noch, nur mehr in sehr bescheidenem Maße Gläubiger; denn wir mußten von unseren ausländischen Wertpapieren einen sehr ansehnlichen Teil im Auslande verkaufen. Ein weiterer äußerst bedeutender Teil ist in Feindeshand, vor allem in London, und wird uns — so hoffen wir sicher — samt den Hunderten von Millionen aufgelaufener Zinsen mit Friedensschluß wiedergegeben werden. Dem stehen aber nicht unbeträchtliche schwebende Auslandschulden gegenüber. (Dieser ganze Faktor würde sich natürlich in dem Augenblick gründlich zu unserem Vorteil ändern, in dem wir eine Kriegsentschädigung in bar oder Rohstoffen erhielten.)

Im Zusammenhang damit steht die Währung. Schwere Fehler und unvermeidliche Begleiterscheinungen des Krieges haben den Wert, die Kaufkraft der Mark im Ausland derart gedrückt, daß schon dieser Umstand allein uns beim Kauf von notwendigen Rohstoffen, ganz zu schweigen von Luxuswaren, die denkbar größte Zurückhaltung aufzwingt, obwohl unsere Lagervorräte längst auf die Neige gegangen sind.

Bleibt der Aufbau unserer Einkommenklassen. Es wäre Vogelstraußpolitik, auch heute noch jene „Weinglastheorie" so restlos zu verlachen. Zum mindesten das große Heer der Festbesoldeten, aber auch jener Teil des selbständigen — städtischen! — kleinen Mittelstandes, der, zu den Fahnen berufen, den Betrieb einstellen mußte, hat bedenklich von den Sparpfennigen gezehrt, wenn sie nicht gar aufgezehrt. Dafür sehen wir eine erschreckend große Anzahl von Kriegsgewinnern, auch aus dem Mittelstand. Wir sehen Fleischermeister, die sich vor ihren Banken schämen, wie reich sie geworden. Wir sehen andere, die sich den größten Schund als sogenannte Kunstgegenstände aufschwätzen lassen, nur um den Kriegssteuern zu entgehen. (Man hofft ordentlich, daß der Fiskus sämtliche aus dem Felde heimkehrenden Detektive dieser Gesellschaft zum Steuerschnüffeln auf den Hals jagen möge.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So stehen die Dinge beim Ende des Krieges. Anormale Verhältnisse, Schwierigkeiten, wo man hinsieht. Da liegt es auf der Hand, daß ein „laisser faire, laisser aller" das verkehrteste wäre. In diesem Punkt herrscht wohl Einigkeit. Die Übergangswirtschaft muß von Reichs wegen geregelt werden. Längst hat man das in Berlin erkannt und einen eigenen Kommissar für die Übergangswirtschaft ernannt.

Über das „Wie" aber ist in der Öffentlichkeit noch sehr wenig gesprochen worden. Das ist ebenso begreiflich wie gefährlich. Begreiflich darum, weil man über manche Pläne mit vollem Recht nicht dem scharf gespitzten Ohre des Feindes Kunde geben wollte — der sich mit der offenen Darlegung seiner eigenen Pläne, wie der Pariser Wirtschaftskonferenz, weidlich blamiert hat, und dessen Übergangswirtschaft teilweise viel, viel schwieriger werden muß als die unsere. Begreiflich aber auch, weil alle Pläne so lange wenig Sinn hatten, solange man kein Ende absah. Denn die Dinge müssen nach einem dreijährigen Krieg völlig anders gestaltet werden als etwa nach einem einjährigen. Auch änderte sich der ganze Übergangsplan gründlich mit dem offiziellen Eintreten der Vereinigten Staaten in das Lager unserer Feinde.

Bedauerlich, tiefbedauerlich — ja gefährlich ist das Schweigen aus zwei Gründen. Einmal haben wir nach den Erfahrungen der Kriegswirtschaft gewiß nicht die Überzeugung, daß die hohe Obrigkeit die „Sache schon machen wird". Dann aber befürchten wir, daß Interessenten aller Art in der Stille ihr Süppchen kochen wollen und die Brühe bereits auf den Herd gesetzt haben. Wer am energischsten und geschicktesten ist, wird gut fahren. Produzenten, vielleicht auch Händler — kurz gesagt die Verkäufer — sorgen schon für sich. Ihre Verbände und ihre Syndici sind fest an der Arbeit. Wer aber sorgt für den Konsumenten? Niemand wird der Regierung den guten Willen bestreiten. Mancher aber wird an der restlosen Fähigkeit zweifeln. Dafür ist vielleicht nichts bezeichnender als die namentlich im Krieg ganz ausgesprochen hervorgetretene Tendenz vieler Zentralstellen, nur mit Syndikaten, Verbänden usw. zu verhandeln, einzelne aber gar nicht vorzulassen — wenn sie nicht gerade Hugo Stinnes oder so ähnlich hießen. Bei der Überfülle der Arbeit begreiflich, aber nicht immer ungefährlich.

Die Übergangswirtschaft — soviel ist klar — bringt eine beängstigende Fülle grundlegender Fragen: Rohstoffbezug, Weiterführung der Kriegsgesellschaften, Wiederzulassung des Handels, gemischtwirtschaftliche Unternehmungen, Syndikatspolitik, Auswanderung, Valuta, Preisrevolution, Regelung und Regulierung des Kapitalbedarfs, Mittelstandsfrage, Arbeiterentlassung aus dem Heer, Frauenarbeit sind nur einige.

Im Rahmen dieser Ausführungen konnte lediglich die Wichtigkeit des Problems angedeutet werden. Vielleicht bieten künftige Hefte des „März" Gelegenheit, die Lösung des einen oder anderen Punktes zu erörtern.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berlin im Mai 17

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Gestern wurde der Reichstag vertagt. Es war eine kurze, gedrängte und anstrengende Tagung. Die Spannung steigerte sich bis zur Kanzlerantwort auf die Kriegszielinterpellation der politischen Antipoden und hielt auch den letzten Sitzungstag noch in Atem.

Die gleiche Spannung brütet über London und Paris. Die Ratlosigkeit wütet in Petersburg. Dort vollzog und vollzieht sich das Außergewöhnlichste. Genau betrachtet ist es aber das Walten eines Naturgesetzes der politischen Physik: Der Kessel zerspringt dort, wo die Spannung der Gegensätze am gewaltigsten ist. Selbstherrlichkeit und Staatswillkür, d. h. der Zarismus, kann nicht drei Jahre lang erfolglos die Maschine weiterarbeiten lassen, ohne daß der überhitzte und abgenützte Kessel platzt. Wo Staatsform und Staatsbetätigung in einem Widerspruch zwischen Staatsinteresse und Volksurteil stehen, wie in Rußland, ist die Explosion die letzte Hilfe.

Anders liegen die deutschen Dinge.

Die Osterbotschaft des Deutschen Kaisers und seines einsichtigen Kanzlers hat die Notwendigkeit eines natürlichen Ausgleichs erkannt. Zornig aber stellte die durch den Ausgleich bedrohte Feudalität sich offen oder geheim entgegen. Die politische Lage ist durch diese feudalen Dämpfe in unwillkommener Weise echauffiert. Der Zorn gilt immer unverhüllter dem Kanzler.

Besorgniserregend wird der Mangel an konservativer Staatsklugheit und Selbstbeherrschung. Wenn es wahr ist, daß der Adel Talent zur Staatslenkung hatte, so ist dieser Artikel

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

während des Weltkrieges ausgegangen und der Ersatz ist nicht vollwertig. Ist denn unter den alten Geschlechtern kein Rittersmann, der seinen Standesgenossen zuruft: Seht ihr denn nicht ein, daß Kaiser und Reich, Preußen und seine Dynastie die mittlere Linie braucht, und daß Bethmann unentbehrliche Dienste leistet. Wenn ihr ihn heute herunterstoßt, ist die Politik der mittleren Linie heruntergestoßen und hat keinen Repräsentanten, der diese Politik fähiger und von mehr Vertrauen begleitet aufnehmen kann. Was soll dann geschehen? Zwischen Scheidemann und Reventlow „bleibt der Krone dann die bange Wahl".

Offen wird von den Thronstützen mitten im Weltkrieg der Sturz des leitenden Staatsmannes betrieben. Während es das Kapital Deutschlands ist, konstant in seiner Politik während dreier Kriegsjahre zu sein! Das Mittel, diesen inneren Sieg der Entente zu betreiben, ist die maßlose Übertreibung der Tragweite und Absichten der Reichstagsbeschlüsse. Ihre Nichtverhinderung, die nicht in der Hand des Kanzlers liegt, wird diesem als Schuld angerechnet, und die Presse wie die Redner der Rechten putschen die Stimmung auf in der Hoffnung, daß ihnen die Irreführung der nichtöffentlichen Meinung gelinge. Von diesen Versuchen gab auch der letzte Sitzungstag ebenso wie die Berichte über den Verfassungsausschuß und seine Verhandlungen einen bitteren Vor- und Nachgeschmack.

Es ist darüber noch viel zu sprechen. Der Reichstag wird Ruhe und feste Besonnenheit trotz aller Provokationen im Staatsinteresse zu bewahren [illegible]. Er wird die Konfliktslust der Rechten nicht [illegible], sondern [illegible] müssen. Es ist höchlichst zu bedauern, daß [illegible] Behauptung unserer Feinde, daß Deutschland unter [illegible]tionelle Verhältnisse habe, so übertrieben illustriert, [illegible] ihren Lärm [illegible] zeitgemäße und zweckmäßige Rücksicht. Man [illegible] Deutschland diese konservative Kinog ersparen sollte, [illegible] groß die Zurückhaltung des Reichst, wird die [illegible]rische Geschichte verzeichnen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Arbeiterlöhne in der Kriegszeit

Von Friedr. Kleeis, Halle a. S.

Nach dem „ehernen Lohngesetz“ Lassalles soll der Lohn aller Arbeiter naturnotwendig immer nur eine Höhe erreichen, die nur die Befriedigung der allernotwendigsten Bedürfnisse in notdürftigster Weise gestattet. „Dies ist der Punkt,“ sagt er in seinem Offenen Antwortschreiben 1863, S. 15, „um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herum gravitiert. Der wirkliche durchschnittliche Arbeitslohn besteht somit in der Bewegung, beständig um seinen Schwerpunkt, in den er fortdauernd zurücksinken muß, herumzukreisen.“ Diese Lehrsätze müssen heute als überholt gelten; selbst die Anhänger sonstiger Lassalleſcher Gedankengänge haben sie aufgegeben. Wenn es noch weiterer Beweise für seine Unhaltbarkeit bedurft hätte, dann sind sie durch die Gestaltung der Arbeiterlöhne in der gegenwärtigen Kriegszeit erbracht worden.

Durch die Verteuerung der Lebenshaltung ist eine wahre Katastrophe des Arbeitslohnes herbeigeführt worden. Durch genaue Berechnungen ist der unwiderlegliche Beweis erbracht worden, daß eine bestimmte Menge Lebensmittel, die im Jahre 1910 für einen Berliner Haushalt 685 ℳ kosteten, heute rund 1400 ℳ kosten würden. Das ist etwa eine Verdoppelung. Da aber in jener Berechnung hauptsächlich Lebensmittel enthalten sind, die heute in bestimmten Rationen zugeteilt werden, und für den entstandenen Ausfall ein „Ersatz“ auftaucht, der minderwertig, aber noch mehr verteuert ist, so ergibt sich, daß die allgemeine Verteuerung des Haushalts um mehr als das Doppelte gestiegen ist. Durch diese Preissteigerungen sind die Löhne und Gehälter der Arbeiter und Angestellten in ganz ungeheuerlicher Weise entwertet worden. Die vor dem Kriege durch Verträge, namentlich auch Tarifverträge, festgelegten Vergütungen haben durch die Kriegswirkungen eine Herabdrückung unter das erforderliche Maß erfahren.

Allerdings sind im allgemeinen auch die Löhne etwas aufgebessert worden. Meist in der Form von Teuerungszulagen. Soweit in den einzelnen Berufszweigen die Löhne durch Tarifverträge zwischen den Unternehmer- und Arbeiterverbänden vereinbart sind, wurden Zuschläge beschlossen. So im Baugewerbe 7, 10 und 11 ₰ für die Stunde, im Malergewerbe 5 und 6 ₰, im Einsetzergewerbe $7^1/_2$ ₰, im Buchbindergewerbe 1 bis 6 ₰ (daneben Kinderzulage von 2 ℳ monatlich), im Dachdeckergewerbe von 11 ₰ usw. In Industriezweigen, die mit Heereslieferungen beschäftigt werden und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in denen ein großer Mangel an Arbeitskräften herrscht, wenigstens an gelernten männlichen, trat von selbst durch die über das Angebot hinausgehende Nachfrage nach solchen eine Lohnsteigerung ein. Im großen und ganzen zeigen aber die Teuerungszulagen nur mehr oder weniger den guten Willen der Unternehmer oder deren Rücksicht auf die Öffentlichkeit, sie gleichen keineswegs den großen Unterschied nur annähernd aus, der zwischen Lebenshaltung und Arbeitslohn besteht. Nur vereinzelt bei einigen Arbeitergruppen in der Metallindustrie werden Löhne gezahlt, die annähernd Schritt halten mit der Steigerung der Preise für die Lebensmittel. Die Behauptungen von den allgemein gestiegenen Löhnen, die hier und da in Tageszeitungen laut werden, sind meist übertrieben. Das lehrt uns ein Überblick über die in Wirklichkeit gezahlten Löhne und ihre Veränderung in den letzten Jahren.

Trotz ihrer großen Wichtigkeit ist die Lohnstatistik sehr vernachlässigt worden. Die vorhandenen statistischen Feststellungen sind hauptsächlich entweder auf privatem Wege erfolgt (namentlich durch die Arbeiterorganisationen) oder sie sind abgeleitet aus Erhebungen und Nachweisungen, die zu anderen Zwecken erfolgt sind. Die besten Unterlagen liefert zurzeit die soziale Versicherung. Die Geschäftsergebnisse ihrer einzelnen Träger sind denn auch schon häufig zu solchen Zwecken benutzt worden. Besonders die von den Unternehmern den Berufsgenossenschaften alljährlich zur Beitragsberechnung (der Umlagen) nachgewiesenen Löhne und Gehälter der versicherten Personen. Weiter ist aus den Mitteilungen der Invalidenversicherungsanstalten und der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte über die Zahl der Versicherten in den einzelnen Lohnklassen schon das Durchschnittseinkommen der Versicherten berechnet worden. Endlich sind auch die Mitteilungen über die Arbeitslöhne, welche die Krankenkassen von den Unternehmern zur Einreihung der Versicherten in die verschiedenen Lohnklassen gemacht werden, zu derartigen Zwecken schon benutzt worden.

Was zunächst die Dienstbarmachung der Lohnnachweisungen für die Unfallversicherungs-Berufsgenossenschaften anbetrifft, so sind allerdings einige Gründe zu beachten, aus denen die nachgewiesenen Löhne sich mit den tatsächlichen nicht decken. Die Wirkungen der Abweichungen von der Tatsächlichkeit gleichen sich aber gegenseitig aus, so daß das Bild im allgemeinen zutrifft. Zum mindesten geben die Ziffern eine Übersicht, wie sich die Lohnverhältnisse im Laufe der Jahre gestaltet haben, wie sie in den einzelnen Berufszweigen voneinander abweichen usw. Bei sämtlichen gewerblichen Berufsgenossenschaften betrugen die auf den Versicherten entfallenden Löhne im Durchschnitt im Jahre 1894: 662,20 ℳ, 1902: 804,20 ℳ, 1908: 938,20 ℳ, 1911: 980 ℳ, 1914: 1073,5 ℳ, 1915: 1148 ℳ. Bemerkenswert sind die Veränderungen in den einzelnen Erwerbszweigen in den letzten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahren. Bei den acht großen Berufsgenossenschaften, welche die Schwereisenindustrie umfassen, fiel der Durchschnittslohn eines Arbeiters zunächst von 1413 ℳ im Jahre 1913 auf 1404 ℳ im Jahre 1914, stieg aber dann sprunghaft auf 1560 ℳ im Jahre 1915. Die höchsten Löhne zeigte die Rheinisch-Westfälische Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft, bei der eine Erhöhung von 1741 ℳ im Jahre 1913 auf 1961 ℳ im Jahre 1915 eintrat. Die geringsten Löhne in der Metallindustrie zeigte die Schlesische Eisen- und Stahl-Berufsgenossenschaft mit 1151 ℳ im Jahre 1913 und 1226 ℳ im Jahre 1915. Es betrugen im übrigen noch die Löhne im Durchschnitt in den Jahren 1913 und 1915 bei den Berufsgenossenschaften der chemischen Industrie 1302 und 1382 ℳ, Bekleidungsindustrie 922 und 878 ℳ, Nahrungsmittelindustrie 934 und 893 ℳ, Molkerei-, Brennerei- und Stärkeindustrie 1012 und 1107 ℳ, Lederindustrie 1255 und 1342 ℳ, Steinbrüche 1167 und 1188 ℳ, Glasindustrie 1087 und 995 ℳ, Ziegeleibetriebe 853 und 877 ℳ, Tiefbaugewerbe 1373 und 1442 ℳ, Fuhrwerksgeschäften 1058 und 1112 ℳ.

Die aus den Geschäftsergebnissen der Invalidenversicherung herstellbaren Lohnstatistiken sind nicht minder interessant. Die Anzahl der in den einzelnen Lohnklassen verwendeten Beitragsmarken läßt einen wenigstens annähernd richtigen Schluß auf die Einkommensverhältnisse der Versicherten zu. Das Ergebnis dieser Feststellungen ist um so bemerkenswerter, als gerade bei der Invalidenversicherung die Versicherungspflicht sich auf einen großen Kreis, nämlich auf alle über 16 Jahre alten Personen ohne Unterschied des Berufes erstreckt, selbst auch auf Arbeiter mit mehr wie 2000 ℳ Jahresverdienst. Die Zahl der Versicherten mit einem Jahresarbeitsverdienst bis zu 350 ℳ blieb von 1913 bis 1915 bei 8% (von rund 15 Millionen), die Zahl derjenigen mit 350 bis 550 ℳ erhöhte sich von 20 auf 21%, die der von 550 bis 850 ℳ von 26 auf 27%, die von 850 bis 1150 ℳ verminderte sich von 17 auf 15%, die mit mehr wie 1150 ℳ blieben bei 29%. Das sind natürlich allgemeine Durchschnittsziffern. Welchen großen Einfluß z. B. der Wohnort hat, geht daraus hervor, daß der höchsten Klasse mit über 1150 ℳ Jahresarbeitsverdienst im Jahre 1915 in Berlin 46% aller Versicherten, in der Provinz Posen aber nur 9% angehörten.

Aus den statistischen Berechnungen der Angestelltenversicherung (rund $1^3/_4$ Millionen Versicherte) ist bemerkenswert, daß sich nach den letzten Zählungen im Jahre 1915 der durchschnittliche Jahresarbeitsverdienst eines männlichen Angestellten auf 1870 ℳ, der einer weiblichen auf 955 ℳ stellte. Gegenüber den ersten Erhebungen vom Jahre 1913 ist der Durchschnittsverdienst sogar um ein geringes zurückgegangen. Von den männlichen Versicherten hatten 62,8% einen Jahresarbeitsverdienst bis zu 2000 ℳ, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

36,9% einen solchen von 2000 bis 5000 ℳ. Von den weiblichen Versicherten waren dies 96,7 bzw. 3%.

Am brauchbarsten sind die Lohnstatistiken der Krankenkassen auf Grund der Zugehörigkeit der Mitglieder zu den einzelnen Lohnstufen. Hier wird auch nicht durch abweichende Berechnungsmethoden der wirkliche Zustand verschoben. Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin mit rund 450 000 Mitgliedern hatten im Jahre 1914 im Durchschnitt 47,7% der männlichen und 6% der weiblichen einen Tagesverdienst von 4,16 ℳ und mehr. Im Dezember 1915 waren dies 50,1% und 4,6%, und im Dezember 1916 nur 46,2% und 6,2%. Es ist also hier sogar eine Minderung der Höchstgelohnten männlichen Arbeiter eingetreten. Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Leipzig (rund 130 000 Mitglieder) gehörten im Jahre 1913 den obersten drei Klassen (Tagesverdienst über 4,50 ℳ) 55,7% aller männlichen Mitglieder an. Ende des Jahres 1915 waren es 64,7%, und Ende 1916 nur 61,3%. Es hat also auch hier ein Rückgang stattgefunden. Von den weiblichen Mitgliedern waren in den obersten vier Klassen (Tagesverdienst über 4 ℳ) versichert im September 1913: 3%, 1915: 5,4% und 1916: 6,4%. Bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Frankfurt a. M. verminderte sich die Zahl jener Mitglieder überhaupt, die einen Tagesverdienst von 4 ℳ und mehr hatten, von 43,62% im Jahre 1914 auf 41,03% im Jahre 1915. Zur Erklärung kann hier nur dienen, daß die gesunden und leistungsfähigen Arbeiter zum größten Teil zum Heeresdienst eingezogen worden sind und sie meist durch jugendliche und ältere Arbeiter ersetzt wurden.

Die einzigen amtlichen fortlaufenden Lohnerhebungen, die wir besitzen, erfassen nur die Bergarbeiterlöhne. Nach den Veröffentlichungen im Reichsanzeiger vom 20. April 1917 erhöhten sich die Durchschnittslöhne der Gesamtbelegschaft pro Schicht vom zweiten Vierteljahr 1914 bis zum vierten Vierteljahr 1916 im Ruhrgebiet (das die höchsten Löhne zahlt) von 5,22 auf 6,86 ℳ oder um 31,4%, in Niederschlesien von 3,49 auf 4,27 ℳ oder um 22,3%, im Saargebiet von 4,42 auf 5,40 ℳ oder um 22,2%, im Clausthaler Salzbergbau von 4,39 auf 5,05 ℳ oder um 15%, im Haller Braunkohlenbergbau von 3,74 auf 4,50 ℳ oder um 20,3%, im linksrheinischen Erzbergbau von 3,34 auf 4,38 ℳ oder um 31,1%. Die Löhne der eigentlichen Bergarbeiter sind um wenige Pfennige höher, da diese zu den gesuchtesten Menschen während der Kriegszeit gehören. Vielleicht könnten noch die Ergebnisse der Einkommensteuerveranlagung herangezogen werden. Im Durchschnitt auf einen Besteuerten betrug das steuerpflichtige Einkommen im Jahre 1915 in Preußen 2682 ℳ gegen 2687 ℳ im Jahre 1914 und 2602 ℳ im Jahre 1913, auf dem Lande allein 1958, 1977 und 1913 ℳ. Hier erhöhen die ganz großen Einkommen und Vermögen den Durchschnitt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr. Die Ziffern rechtfertigen nicht die Behauptungen von der „glänzenden Lage" der Arbeiterschaft während des Krieges. Und auf die Gesamtlage der Arbeiterschaft kommt es an, nicht auf verhältnismäßig wenige Ausnahmefälle. Die eingetretene große Differenz zwischen Arbeitslohn und den Kosten der Lebenshaltung gegenüber dem Stande vor Kriegsausbruch wird voraussichtlich auch nach dem Friedensschlusse fortdauern, da die Verhältnisse auf dem Lebensmittelmarkt sich nur allmählich ändern, niemals aber wohl zum Stande vor dem Kriege zurückkehren.

Gewiß haben die Löhne — um auf das eherne Lohngesetz zurückzukommen — einen Punkt, um den sie schwanken, und das ist der unerläßliche Bedarf zum Lebensunterhalt. Aber dieser Bedarf ist keine feststehende, sondern eine veränderliche Größe. Sein Geldwert ist für die verschiedenen Stände, Bevölkerungsschichten und Zeiten ein verschiedener. Im allgemeinen hat jener Bedarf bei wirtschaftlich fortschreitenden Völkern die Tendenz, zu steigen, und diese Steigerung ist ja vor dem Kriege auch vielfach eingetreten. Diese Neigung, namentlich auch zu dem Zweck, bestehende erhebliche Unterschiede auszugleichen, wird sich auch nach dem Kriege wieder, und zwar mit gesteigerter Energie, bemerkbar machen. Sobald die Lage des Arbeitsmarktes es gestattet, werden wirtschaftliche Kämpfe zu erwarten sein, sofern nicht auch die Kraft und Stärke der Arbeiterorganisationen aus anderen sonstigen Gründen Schaden erleidet. Vorläufig bemühen sie sich noch mit Erfolg, den festen Zusammenschluß aufrechtzuerhalten, um das zurückerobern zu können, was durch die Teuerung in die bisherige Lebenshaltung eine große Lücke gerissen hat.

Der Rat von Flandern

Von F. M. Huebner, zurzeit in Brüssel

Seit zwei Jahren für ihre unterschiedlichen Befreiungsprogramme werbend und eintretend, haben sich am 4. Februar 1917 auf einer allgemeinen nationalflämischen Landestagung die flämischen Streitvereinigungen auf ein gleiches mittleres Programm eingeschworen. Selbiges sieht den Weiterbestand Belgiens als eines unabhängigen Staates, nicht aber die alte, unitarische Form des Landes vor. Man verlangt für Flandern eine eigene Verwaltung, eigene Rechtsprechung, eigenes Unterrichtswesen, kurzum die volle politische Selbständigkeit, welcher gegenüberzustehen hätte eine gleiche Selbständigkeit des französischsprechenden Südens. Beide Teile, Flandern und Wallonien,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleiben föderaliſtiſch nach dem Muſter Öſterreich-Ungarns miteinander verbunden. Dieſe Forderungen bei den neutralen und kriegführenden Mächten im Hinblick auf die künftige Friedenskonferenz anzumelden, wählte die Landestagung aus ihrer Mitte eine engere permanente Körperſchaft, in Höhe von etwa 60 Perſonen, den „Rat von Flandern", der ſich inwendig, je nach den verſchiedenen Arbeitsgebieten, in Unterausſchüſſe teilt.

Nachdem eine Abordnung dieſes Rates von Flandern vom Deutſchen Reichskanzler in Berlin die Zuſicherung erhalten hat, daß Deutſchland den Wunſch der Flamen nach politiſcher Selbſtändigkeit unterſtützen werde, und nachdem die Verwirklichung ihres Wunſches in der Weiſe vorbereitet wird, daß Deutſchland die ſchon vor dem Kriege angeſtrebte Trennung der belgiſchen Verwaltungskörperſchaften praktiſch durchführt, beſteht nun die beſondere Aufgabe des Rates von Flandern darin, den deutſchen Behörden bei der Auswahl geeigneter flämiſcher Perſönlichkeiten für die neuen flämiſchen Miniſterialpoſten an die Hand zu gehen und Ratſchläge zu erteilen in den Gehaltsregelungen, bei der Raumunterbringung, bei all den täglich auftauchenden juriſtiſchen und methodiſchen Fragen eines friſch entſtehenden Verwaltungsbetriebes. Andererſeits, den Stammesgenoſſen gegenüber, geht die Aufgabe des Rates von Flandern dahin, die Verknüpfung der Perſonen, Gruppen und Verbände (z. B. Allgemeen Nederlandſch Verbonds, Abteilung Belgien, Vlaamſch Verbond; Groeningerwachten) immer inniger zu geſtalten und die breite Maſſe der Nichtorganiſierten insgeſamt dem tätig vorwärtsſtrebenden Gedanken zu gewinnen. Zu dieſem Zwecke iſt geplant, das Land in Bezirke einzuteilen, welche für die flämiſche Landestagung die ihrer Einwohnermenge entſprechende Vertreteranzahl abzuſtellen haben. Die Landestagung wird je nach Notwendigkeit einberufen und ſteht zum Rat von Flandern etwa im Verhältniſſe eines Parlaments zum Könige einer, durch gewählte Volksvertretung gemäßigten Monarchie; der Rat iſt alſo verpflichtet, den Mitgliedern der Landestagung Rechenſchaft abzulegen, da er bei der Ausführung ſeiner Beſchlüſſe ſich ſtets auf die Landtagsvertreter muß ſtützen können.

Mit der Aufrichtung eines Rates von Flandern wird von den Flamen indeſſen noch mehr angeſtrebt, als bloß während des Krieges der Bewegung ein dirigierendes Oberhaupt in ihm zu geben. Der Rat von Flandern bedeutet ein Verſuch, innerhalb des belgiſchen Parteilebens eine überhaupt neue Machtverteilung zu bewerkſtelligen.

Sehr richtig hat unlängſt die welſchbelgiſche, jetzt in London erſcheinende „Métropole" (Nr. 67 vom 8. März 1917) das Erbübel der flämiſchen Bewegung dahin charakteriſiert, daß ſie ſagt, alle Stockung, Verſtumpfung und Verſumpfung innerhalb der Bewegung vor dem Kriege gehe aus von den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Führern. „Diese Männer waren allerwege nur Berufspolitiker, d. h. Leute, welche über den Eifer für die Rasse- und Sprachfragen den Eifer für ihre jeweilige Partei setzten; der flämischen Forderungen bedienten sie sich als Sprungbrett um ihren Parteiehrgeiz zu stillen. Bloße Berufspolitiker, gingen ihre Anstrengungen lediglich dahin, auf die Rednertribüne zu gelangen und sich dort zu halten. Im Augenblicke, wo die Forderungen, als deren Vorkämpfer sie sich gaben, erfüllt worden wären, mußten sie ihre Rolle zu Ende gespielt erachten. Nachweisbar war darum ihr Hauptbestreben, die einfachsten Fragestücke zu trüben und zu verwickeln, die Erzielung reinlicher Lösungen solange als möglich hinauszuschieben, mittels offenkundiger Übertreibungen immer neue Widersprüche und endlose Erörterungen hervorzurufen, kurzum die Wunde offen zu erhalten und ihr in alle Ewigkeit neues Gift zuzuführen."

Für die Mitglieder des „Rates von Flandern" gilt es als Ziel, die Wunden des flämischen Volkes endlich schließen zu helfen. Sich zusammensetzend aus Angehörigen aller Parteien, weisen sie Parteisonderbestrebungen jeder Art aus ihrem Programm hinweg. Flandern soll frei, Flandern soll flämisch werden — dies ist der Gesichtspunkt, nicht aber zankt man sich, ob Flandern katholisch, sozialistisch oder liberal geleitet werden soll. Man bildet einen Block, der dadurch immer fester wird, daß der wohl vorhandene Gegensatz parteipolitischer Anschauungen ausgeglichen wird durch die lautere und glühend vaterländische Gesinnung der Mitglieder. Der flämische Gedanke ist jedenfalls noch niemals reiner, zweckbewußter und politisch stoßkräftiger verkörpert gewesen als durch diese Körperschaft.

Die flämischen Parteiführer von einst, ein Cauvelaert (katholisch), Huysmans (sozialistisch), Frank (liberal) haben sehr wohl begriffen, daß die Tage ihres Ansehens gezählt sind deswegen, weil sie von ihrer Parteidoktrin nicht loskommen und nur von ihr aus das Verhältnis zur flämischen Frage finden können. Sie sind darum Passivisten geblieben und suchen mit allen Mitteln, die vaterländische Sittlichkeit des Handelns der Aktivisten in Verruf zu bringen. Ob sie wieder zur Macht gelangen werden, ob also der jetzt so festgeballte flämische Gedanke wieder auseinandergezerrt werden wird, so daß die belgische Regierung ein leichtes Spiel hat, oder ob während des Krieges der Rat von Flandern sich in die Meinung der flämischen Wählermassen fest einpflanzen wird, diese Fragen zu beantworten, bleibt der Zukunft überlassen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Quartett

Von Reinhard Weer

Es waren einmal vier Städte hinter unserer Front im Westen, wo deutsche Soldaten sich's wohl sein ließen. Die Tagesberichte meldeten ihre Aufgabe. Wir sind aus ihnen herausgegangen, freiwillig, aber verstohlen, ohne laute Abschiedsklänge, aber mit einem leisen, schmerzlich-süßen „Muß i denn ..." im Herzen. Denn die vier kleinen, bescheidenen Städte waren uns gute Freunde geworden in der langen, langen Kriegszeit. Und beim Scheiden gaben sie uns still Davonziehenden die freundlich-einfache Weise ihres Lebensrhythmus wie ein feines Geläut mit auf den Weg. Ein Abschiedsquartett ...

Lauschen wir ihm eine Weile.

Ham

Ich war zu einer Artilleriefliegerabteilung kommandiert damals, als wir im Auto zu viert nach Ham fuhren, einkaufshalber. Das liebe Nest lag verschlafen in der Welt, und ein launischer Aprilhimmel hing darüber. Wie ein Stück alten Gobelins, farbengedämpft und verhalten, erscheint mir heute die Stadt nach jenem Besuch, der der einzige blieb. Die Somme floß schmal und unschuldig, denn damals hatte sie noch nicht die blutigste aller Schlachten gesehen, tief unter den Wällen und Mauern der kleinen Zitadelle vorbei, auf denen wir promenierten und mit der nie verstummenden deutschen Sehnsucht nach Besserem, Schönerem, Weiterem in die flache französische Landschaft, von eintönigen Alleen durchzogen, hinunterblickten. So ähnlich mußte der gefangene Napoleon von diesen wehrhaften Wällen, die so lange seine eng umzirkte Welt bildeten, auf sein Frankreich hinabgeschaut haben, seiner Kaiserzukunft entgegenträumend. Bis er eines Tages, als Bauarbeiten im Bereich der kleinen Festung vorgenommen wurden, in Maurerkleidung unerkannt entwich. Wir begehrten wißbegierig seine Wohnung zu sehen, fanden aber bei den ganz aufs Gegenwärtige eingestellten deutschen Wachtposten wenig Antwort auf unsere vielen Fragen. Nur das Gebäude, in dem er gesessen, wußte uns ein Landstürmer zu bezeichnen: dreistöckig, grau, nichtssagend, mit vergitterten Fenstern auf den großen steinernen Hof hinaus. Wir schritten durch das historische Tor, das jenen Maurergesellen in die Freiheit flüchten sah, gingen unter Bäumen, kamen irgendwie ins Innere des Städtchens, sahen einen schmalen, stillen Marktplatz mit guten alten Gebäuden, Fassaden ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so, wie man sie auf gewissen Gobelins findet. Und aßen in einem hellen, sauberen Gasthaus, wie es in diese Gobelinstadt paßt, unser Vesperbrot ...

„Unsere Truppen haben Ham durchschritten," meldete der feindliche Bericht.

Liebes, kleines Ham!

Roye

Du bist mir immer ein wenig windig vorgekommen, alte Stadt mit dem königlichen, stolzen Namen. Windig im wörtlichen, nicht im übertragenen Sinn (obwohl auch das vielleicht seine Richtigkeit hätte). Du liegst ziemlich hoch und frei, immer im strammen Luftzug. Auch warst du oft Gegenstand liebevollster Aufmerksamkeit französischer Geschütze. Das kann ich ihnen nicht verzeihen. Denn deine Kathedrale, die sie als Einschießpunkt benutzten, muß von großer Schönheit gewesen sein: noch ihre Trümmer sprechen von der Harmonie und Formvollendung des zerstörten Baues. Du hast einen Marktplatz, Roye, mit gutem, deines prunkenden Namens würdigem Rathaus und mit ein paar seltsamen alten Fachwerkhäusern, die mir aus Deutschland, etwa aus Hans Sachsens Nürnberg oder dem Welserischen Augsburg, hergeholt scheinen. Sonst konnte man an dir nur wenig Gefallen finden. Du liegst so kahl auf deiner kahlen Hochebene, und unerbittlich streng und herb ist das Gesicht deiner Landschaft. Ein Schloß ist da in deiner Nähe, Goyencourt, etwas steif und ungemütlich, und ein Park darum, ehemals schön, jetzt schlimm verwahrlost. Immerhin: ein Brennpunkt des Reichtums neben der offenbar recht armen Stadt. Dein Name, Roye, verheißt zu viel; du bist keine Königstadt mehr. Vollends heute nicht, dafür haben die französischen Kanoniere gesorgt. Man war wohl drüben der Auffassung, daß an dir nicht sehr viel zu verderben sei. Du hattest das Unglück, dem großen Feuerbrand an der Somme etwas zu nahe zu liegen. Sssst — pumm, sssst — pumm, sssst — pumm. Roye spielt die große Pauke in der Abschiedsmusik ...

„Wir stießen über Roye vor," meldeten die Franzosen.

Armes altes Roye!

Chauny

An dich, kleine Stadt, kann man ohne Schwermut denken. Denn du bist die Langweile, gutes Chauny, eine Langweile, die nicht mit einem einzigen Tropfen französischer Munterkeit und französischen Geistes gewürzt ist. Du bist bieder und provinziell dazu und ein wenig verstaubt wie eine Baukastenstadt aus Großväterzeiten. Aber du hattest ein gutes deutsches Kasino, Filiale von Kasten in Hannover, und das war immerhin ein Anziehungspunkt. Und an deinem Marktplatz stand, schräg gegenüber einem großen modernen Steinkasten von besonderer Häßlichkeit, der im Frieden wohl als Präfektur oder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unterpräfektur gedient hatte, ein gutes, nettes, ganz kleines Barocktheaterchen, das sich mit seiner winzigen Fassade ängstlich zwischen die Nachbarhäuser klemmte. Auch einen ganz anständigen Park hattest du, Chauny, wo der Fremde hübsch und beschaulich hätte spazierengehen können, wenn er dafür die rechte Gesellschaft gehabt hätte. Irgend etwas war an dir, kleines, dummes Chauny, das an unser freilich viel freundlicheres Ludwigsburg in Schwaben erinnerte. Und auf deine Einwohner, zu guter Letzt, lasse ich nichts kommen, mögen sie auch in den letzten Wochen den einziehenden französischen Truppen Hymnen gesungen haben. Das verdankst du einer Händlerin an der Bahnhofsallee, die so viel Anstand und so wenig Erwerbsinn zeigte, daß sie für eine alte, etwas fleckige Ansichtskarte eines französischen Schlosses, für das ich mich interessierte, da man es von unserer Front aus im französischen Hinterlande liegen sah, zuerst durchaus keine Bezahlung annehmen wollte, weil die Karte zu schlecht sei. Und das, obwohl sie sofort merkte, daß ich gern einen Liebhaberpreis für die alte Karte zahlen würde. Dieser kleine, anständige Zug, liebes Chauny, hat sich mir tief eingeprägt. — Willst du sonst noch etwas beisteuern zu dem Abschiedsquartett der vier Städte? Du schweigst und gähnst, wie das so deine Art ist. Schweige und gähne weiter, kleines Chauny ...

„Unsere Kavalleriepatrouillen erreichten Chauny an der Oise," triumphierte der französische Tagesbericht. Sie werden sich schwerlich lange dort aufgehalten haben.

Du gutes, langweiliges kleines Chauny!

Noyon

Du schöne alte Stadt ...

„Die Deutschen sind in Noyon," pflegte Clémenceau, die alte Bulldogge, in Kammerreden und Zeitungsartikeln zu sagen. Es war sein nimmermüdes, anstachelndes Ceterum censeo. Ob er Noyon besonders gut kannte, besonders liebte? Ob es ihm auch so ans Herz gewachsen ist wie uns? Noyon, der Gedanke an dich bereitet uns heute Schmerz. Du beste und schönste unter den vieren!

Wer von der Front aus westlicher Richtung nach Noyon kam, erlebte eine kleine Offenbarung: man gelangte, das reizende Divettetal („kleine Göttin" heißt dieser Bach, und die Orte, die das Wässerlein durchfließt, tragen Namen von gleichem Wohllaut und romantischem Schmelz: Dives, Divette, Dive-le-Franc!) — man gelangte, das reizende Divettetal hinter sich lassend, auf einen Höhenrücken und sah die Stadt plötzlich zu seinen Füßen hingezaubert. Wie grün lag sie da im Sommer, wie licht und strahlend im Frühling, wie fröhlich bunt im Herbst! Viel mächtige alte Bäume und ein paar Dächer, außen herum ein schöner, breiter Alleengürtel, die Boulevards,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Innern eng durcheinanderlaufende Gassen mit bunten Häuschen, putzigen kleinen Läden, die weiblichen Einwohner zur guten Jahreszeit mit dem Strickstrumpf vor den Türen. All dies Kleine, Unscheinbare aber wie zur Folie für ein Großes hingestellt: die Kathedrale.

Sie ist das Beste und Schönste an Noyon, das einzig Monumentale an diesem so ganz und gar nicht auf Monumentalität (sondern auf intimere, stillere Wirkung) gestimmten Städtchen. Frühe Gotik, herb und steil und geradlinig, mit etwas romanischem Einschlag, ein auf alle Nebensächlichkeiten verzichtendes hübsches, kantiges Aufwärtsstreben: so recken sich die beiden Pfeilertürme, von weitem sich gleichend und doch in den Feinheiten durchaus verschieden, über die demütig gebückte Häusermenge, jäh mit zwei schwalbenumflatterten Dachpyramiden abschließend. Daneben das Schiff, großzügig und klar, mit steilem, mäßig hohem Dachaufbau; nach dem seltsamen kleinen Domherrnplatz hin ein dreitoriger Eingangsbaldachin mit zwei starken Pfeilern, vorgereckt wie Brüste und Pranken einer Sphinx; mehrere Kapellen, deren eine, romanischen Stils, durch Brand zerstört; endlich Klostergebäude, Kapitelsaal, Priesterseminar und eine interessante, sehr alte Bibliothek mit Holzschnitzereien. Alles unwandelbar gut und groß und schön.

Ein feines Rathaus hat Noyon noch, Gotik mit Renaissanceelementen eigenartig vermischt, zu der Zeit erbaut, als in dem noch heute erhaltenen düsteren Hause an der nach ihm benannten Straße Calvin geboren wurde; vor dem Rathaus auf dem schönen, stilvollen Platz einen guten Zierbrunnen mit Obelisk und etwas zu massivem Figurenschmuck, von einem Bischof Broglie errichtet. Der Rest ist Kleinstadt, aber eine Kleinstadt mit zum Verwundern guten Bauten, vornehmen alten Patrizierhäusern vor allem, die hinter bescheidener und düsterer, fast ärmlicher Straßenfront überraschend feine Gartenperspektiven verbergen. Und die in ihrem Innern in behüteten, selten betretenen Räumen Schätze an alten Ölbildern und feinen Möbeln enthalten. Noyon hat alte Kultur, die der Feinfühlige auf Schritt und Tritt verspürt ...

So lieb bist du uns geworden und so vertraut, altes, schönes Noyon, mit deinem schwalbenumflatterten Türmepaar! Und deine Umgebung, wo unsere Front verlief und wo wir manchen Freund betteten, deine Landschaft mit ihren Bergen und Tälern ist uns bittersüßes Heimwehland ...

Nun ist der Krieg zum zweiten Male über dich hinweggegangen. Ohne viel Spuren zu hinterlassen, hoffen wir. „Noyon ist in unserem Besitz," meldete Rivelle, und Clémenceau wird zufrieden sein. — Noyon wieder in Feindeshand — man kommt sich bei dem Gedanken fast ein wenig entwurzelt vor!

Schönes, unvergeßliches Noyon!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es waren einmal vier Städte hinter der Front im Westen, wo deutsche Soldaten sich's wohl sein ließen. Die Tagesberichte meldeten ihre Aufgabe. Wir sind aus ihnen herausgezogen, freiwillig, aber verstohlen, ohne laute Abschiedsklänge, aber mit einem leisen „Muß i denn ...“ im Herzen. Ein wenig betrübt auch, geben wir's ruhig zu. Aber mit einer unerschütterlichen Zuversicht: was hier geschieht nach dem Plane Hindenburgs, das ist wohlerwogen und glänzend durchgeführt. Solche Zuversicht ist Trost und Stärke. Es lebe Hindenburg!

Grabennacht

Von Johannes Schönherr

Noch wetterleuchtet rings die Front.
Bald ist der letzte Lauf verglüht.
Am dunkelblauen Horizont
Des Mondes zarter Kelch erblüht.

Des süßen Friedens Silberstrom
Weht traumhaft durch die Totengruft
Der Schützengräben vor Bapaume.
Einsam steh' ich in Glanz und Duft.

In tiefen Heimwehwunden brennt
Der Sterne Licht das Herz mir aus.
O blau gewölbtes Firmament,
Bist du der Sehnsucht Vaterhaus?

Ach, meiner Zweifel Angst und Pein
Verstillt das große Schweigen nicht.
Mich quält der Nacht Tiefeinsamsein,
Das zentnerschwer aufs Herz mir bricht.

Mit Silber krönt der reife Mond
Der Häuser Trümmer und Wirrsal —
O sieh, gefesselt und entthront,
Den Frieden dort am Marterpfahl.

Georg Herwegh

Das Jahr 1841 in Preußen. Eine „arretierte, niedergedrückte Zeit“, wie Heine sie nannte. Preußen hatte ein königliches Geschenk erhalten, die Verschärfung der Zensur, die Bücherverbote, die Drangsalierung der liberalen Beamtenschaft. Das war der Ausklang der Hymne auf den neuen König, das das Resultat der Hoffnungen, die der Fortschritt an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. geknüpft hatte. Nationaleinheit, Preßfreiheit und Volksvertretung blieben, was sie gewesen waren — schöne Worte, goldene Äpfel am Baume der Phantasie. Einmal im Besitze des Thrones, setzte der neue Herrscher aller liberalen Sehnsucht den Fuß auf den Nacken, entpuppte sich als ein schöngeistiger Poseur, der die bürgerliche Geste liebte und der sein feudales Macht-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewußtsein, sein pietistisches Gottesgnadentum mit freiheitlichen Phrasen verbrämte. Das freie Wort aber wurde erwürgt, die Intelligenz tat gut daran, sich im Schweigen zu üben, das junge Deutschland wartete hinter den Grenzpfählen auf bessere Zeiten.

Dies war die Atmosphäre, geschwängert von unterdrückter Opposition und Auflehnung, die den preußischen Vormärz erfüllte. In diese Verhältnisse, in diese bedrückten Tage schlug plötzlich ein kleiner Band Gedichte wie eine Bombe ein. Es war Herweghs große Tat, die „Gedichte eines Lebendigen", mit der der Sänger der Freiheit, „die eiserne Lerche", zum ersten Male seinen Explosivstoff in die deutsche Welt schleuderte. Brandlieder waren es, von einem erhabenen Unwillen getragen, von gewaltiger Sehnsucht nach sozialer Erlösung durchglüht, Lieder, über denen der Geist der großen Revolution schwebte und die in schönen und starken Worten die Machthaber geißelten, die ein gellender Kampfruf waren im alten, stummen Kriege zwischen Regierenden und Untertanen. Nie hatte man, umweht vom ästhetischen Gesäusel der Spätromantik, eine so starke und mutige Sprache in Deutschland vernommen, dem ewigen Bedürfnisse der Völker nach Recht und Freiheit liehen diese Gedichte endlich Rhythmus und Form. Ihr Sang drängte sich in alle Kehlen, ihre Worte schwebten auf allen Lippen, ihre kriegerische Musik belebte die Herzen.

*

Ein Vierundzwanzigjähriger war es, der die Augen der ganzen Welt auf sich lenkte. Die „Gedichte eines Lebendigen" waren Aufgang und Zenit seines Ruhms. Hundert Jahre sind seit dem Tage seiner Geburt verflossen, der Dichtername Georg Herwegh, des weltbürgerlichen Schwaben, ruht längst eingesargt im großen Mausoleum der Literaturgeschichte. Aber der Kämpfer Herwegh, der an einem Frühlingsmorgen das Nahen der Revolution verkündete, den der reale Kampf der Hungrigen mit den Satten, der Mächtigen mit den Rechtlosen vom beschaulichen Leben des Poeten auf die Gasse rief, der politische Sänger ist untrennbar mit der inneren fortschrittlichen Entwicklung Deutschlands verbunden. Mehr als alle Programme und Postulate wirkten seine Balladen, das Volk sang seine Lieder, die überzeugendere Beweiskraft in ihren Refrains hatten als hundert gut ausgeklügelte demagogische Reden. Dem „armen Jakob", den sie ins Grab legen, ruft er zu:

Schlaf wohl in deinem Sarkophag,
Drin sie dich ohne Hemd begraben:
Es wird kein Fürst am Jüngsten Tag
Noch reine Wäsche haben.

Und die kranke Liese, die durch das vornehme Faubourg eilt, weil zu Hause kein Bett für ihres Leibes erste Frucht bereitet ist, sie hört bei den Palästen die fürchterliche Stimme des Dichters, wenn sie einen Blick auf die Herrlichkeiten der Reichen wirft:

Marsch, Liese, weiter zum Spittale,
Dort kommt das Volk zur Welt.

Ferdinand Lassalle wurde von diesem kampffreudigen Barden, der die Idee des Sozialismus poetisch verklärte, unwiderstehlich angezogen, Karl Marx, Ludwig Feuerbach, Arnold Ruge und selbst Bakunin, der kühne Zerstörer, der Vater des Nihilismus, sie nannten sich seine Freunde und schöpften aus diesem Born Anregung. So wurde Herwegh einer der Kämpfer der zentraleuropäischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Demokratie. In diesem unruhigen Kopfe aber gärten die Gedanken allzusehr, und seiner politischen Persönlichkeit fehlte das Prägnante, Programmatische, fehlt Richtung in hohem Maße. Das, was dem politischen Dichter genügte, die Sehnsucht nach Freiheit, der revolutionäre Grundgedanke, der Kampf gegen veraltete Gesetze im Vaterlande, das Verlangen nach einer Einigung Deutschlands durch Preußen, der Haß gegen die Vorrechte der Aristokratie war für den sozialen Führer ein zu allgemeines Programm. Etwas Systemloses, allzu Freiheitliches in seiner eigenen Beschaffenheit machten ihn zur praktischen Arbeit unfähig, jedes Parteiwesen, jedes Sichfügen in einer Organisation war seinem Wesen zuwider. Aber er konnte mit den Elenden und Geknechteten fühlen, ein Gott gab ihm, zu sagen, was sie leiden, und manchmal erfüllte ihn jener hellseherische Geist, der ihn auf dem Wege rein dichterischer Intuition das voraussehen ließ, was für den Wissenschaftler, den Denker nur das Resultat langer Lebensarbeit ist. Vieles, worum Herwegh gestritten, hat die Revolution geschaffen, die Zeit gebracht, und selbst seinen unerschütterlichen Glauben an die Lebenskraft Polens verwirklicht eine spätere Zeit, die die Selbständigkeit Polens auf Blut und Trümmern errichtete.

Er aber war ein ewiger Jüngling, immer der Vierundzwanzigjährige, dem die Freiheit die flammende Göttin war, der man mit dem Schwerte in der Hand, ohne zu zagen und hingebungsvoll zu dienen hat. Der Jüngling war es noch immer, der im Frühling 1848 die unbesonnene Exkursion nach Baden unternahm, den berühmten Marsch der „französisch-deutschen Legion" von Straßburg über den Rhein, um im Großherzogtum, auf die Ereignisse in Wien bauend, die Revolution zu proklamieren. Man denke: Eine Armee von 650 Freiwilligen, Arbeitern aus Frankreich, von denen ein Teil erkrankte, ein Teil desertierte und nur der kleinste Teil bewaffnet war. Der Rest half sich mit Sensen und Picken. Das war die Schar, an deren Spitze Herwegh, der von militärischen Dingen nichts verstand und nur als geistiges Oberhaupt mitging, den Rhein überschritt. Denn Herwegh lebte seit dem Jahre 1841, ausgewiesen aus Preußen, in Zürich, Genf, hauptsächlich aber in Paris, wo sich die Freiwilligenschar um ihn gesammelt hatte. Es kam, wie es kommen mußte. Beim ersten Zusammenstoß mit der Kompagnie eines württembergischen Regimentes unweit des Dorfes Dossenbach wurde die Legion geschlagen, Herwegh mußte in die Schweiz flüchten und entging durch die Geistesgegenwart seiner tapferen Frau, die ihn begleitete, mit knapper Not der Gefangenschaft, einem sicheren Tode aus der Hand des Feindes, der einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Die Geschichte hat sich mit wildestem Spotte auf dieses Abenteuer gestürzt. Für Herwegh aber begann von diesem Zeitpunkte an eine langsam fortschreitende Enttäuschung an allen reformatorischen Bestrebungen. Auch der Dichter verstummte langsam. Es ward ihm das bittere Los zuteil, sich selbst zu überleben. Er mußte schließlich erkennen, daß man mit Gedichten, mit Literatur die bestehende Ordnung nicht aus den Angeln hebt und daß die Revolution der Zukunft nicht politisch, sondern wirtschaftlich sein muß.

*

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was wir von ihm in unsere Tage hinübergenommen haben, sind seine Gedichte, manche von hoher poetischer Schönheit getragen, wie: „Ich möchte hingehen wie das Abendrot“ oder „Das Reiterlied“, die meisten aber agitatorischer Natur. Ein mächtiges Pathos lebt in ihnen, ein Glanz der Sprache, eine Kraft der Überzeugung, die die Massen widerstandslos erfaßte. In ihnen wohnt keine ruhige Betrachtung, kein gemäßigter Liberalismus wie bei Freiligrath, ein Fanatiker flammt in ihren Strophen auf, die Fackel der Revolution lodert in ihnen. Halbheit vermochte Herwegh nicht zu ertragen, heftig erhob er sich gegen alle Neutralität in den gewaltigen Fragen des Lebens, so wie er gegen die in seiner Zeit beliebten Justemilieulehren eiferte. An Freiligrath, der ihm die Herabsetzung des dichterischen Strebens durch seine politische Lyrik vorwarf, schrieb er die männlichen Worte: „Ich bin und will in Ewigkeit kein Literat, kein Schriftsteller sein, ich schreibe bloß, was hinaus muß, und habe vor der Kunst, etwas, gleichviel was, bloß hübsch zu sagen, den tiefsten Abscheu. Verse schmieden und schön schreiben ist Millionen Menschen gegeben. Ich will Menschen aus einem Gusse, ganze Menschen, keine, die aufs Publikum spekulieren, ich will Richtung, und da unsere Universalität ewig nicht zum Handeln kommt, einseitige Richtung.“ Seine Lieder hatten Platens vollendete Form, Bérangers Liedhaftigkeit, der Refrain, ihre kräftige Musik machte sie volkstümlich. Unter dem Dreigestirn der politischen Lyrik, Herwegh, Dingelstedt und Fallersleben, Kinder ihrer Zeit und Sänger der Not dieser Zeit, ist Georg Herwegh der Bedeutendste. Er liebte die Freiheit so, wie Byron seinen Weltschmerz, Heine seine Melancholie liebte. Sie war seine Muse. Die Tendenz mag die Poesie bei ihm zeitweise erdrückt haben, aber er war ein Mann, auf den ganz Deutschland an diesem Gedenktage mit Stolz und Liebe blickt, ein tapferer Soldat im Befreiungskampfe der Menschheit, ein mutiger Tirailleur, ein Fahnenträger, der den Unterdrückten das Panier vorantrug.

*

Bei R. Lutz in Stuttgart ist vor einiger Zeit der aufschlußreiche Briefwechsel Herweghs mit seiner Braut erschienen.

Thekla Blech-Merwin

Ein deutscher Raskolnikow

Randbemerkungen zu Hermann Horns Roman „Der arme Buchbinder“ (Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin).

„Wie er traumbefangen näher darauf zugehen mußte, wuchsen rechts und links von dem ungeheuern Maul wie Krebsscheren ungeheure Arme. Die langten stumm nach ihm und winkten. Und nun war das Ganze ein schreckliches Untier ...“ An dem Buchbinder Leopold Stettner, der in der Nacht vor seiner Tat so träumt, ist ein Dichter verloren gegangen. Nur daß dieser Leben und Dichtung miteinander verwechselt. Seine Phantasie geht ihm durch; das ist seine einzige Schuld. Denn an der Logik seiner Beweisführung läßt sich schlechterdings nicht rütteln. Ein Psychiater würde vielleicht etwas von moralischem Schwachsinn murmeln. Mir gleich. Hier ist wieder einmal einer, dem das soziale Fragezeichen unserer Zeit auf die Stirn gebrannt ist. Aber kein Mann der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grauen Theorie, kein Agitator mit breitem Mund, lautem Wort und großer Gebärde, sondern ein Kreuzträger, der alles miterlebt. Wir haben seinesgleichen nicht zu viel in deutschen Landen. Was Hermann Horn in diesem Roman gibt, ist ein blutendes Stück Leben. Daß Dostojewski dabei Pate gestanden hat und das kalte Auge des Studenten Raskolnikow ihm beim Schreiben über die Schulter blickte, tut seinem Werke keinen Abbruch. Wer sich neben diesen Riesen stellen kann, ohne ganz zu verschwinden, hat schon den Befähigungsnachweis erbracht. „Das Gesicht der Sünde vor der Tat und nach der Tat," würde hier wie dort befriedigt der Pastor sagen. Nur daß in der Geschichte des deutschen Buchbinders wie in der des russischen Studenten noch etwas mehr steckt als vergilbte theologische Moral, etwas, was alle, die vor uns lebten, noch nicht wußten und auch nicht wissen konnten — ein Rattenkönig von Fragen, auf die sich nicht einfach mit ja und nein antworten läßt, ein ganzes Buch mit Rätseln, das keine Pastorenpredigt und keines Staatsanwaltes Schuldbeweis aus der Welt schafft. Das Leben spottet eben aller Logik, und hier ist — ich wiederhole es — blutendes Leben. Gerade weil das Leben Dichtung geworden ist.

Alles, was hier vor sich geht, in der Außenwelt wie in der Seele des Menschen, ist geschaut und wird, wenn es ins Wort zurückkehrt, wieder anschaulich. Man spreche sich nur einmal die wenigen Laute vor, die eine Arbeiterversammlung — etwa schildern? nein, die uns mitten in eine Arbeiterversammlung hineinwerfen: „Aus Worten zusammengeballte Kräfte schleuderten sie über die atemlose Menge. Unbegreifliche Ströme hielten diese Millionen Nervenstränge von einigen tausend Menschen in zuckender Erregung. Mitunter knatterte eine Explosion auf, und zahlreiche Stimmen erhoben sich in wütendem Schreien oder in wirrem Gelächter." Oder das tastende Gelall, wie der schüchterne Buchbinder zum erstenmal die eigenartige Schönheit der Schmierenschauspielerin, um derentwillen er zum Dieb wird, in sich saugt: „Er erlebte es, wie die verschobenen Linien und dunkeln Vertiefungen des Mundes in einem geheimnisvollen Spiel von Licht und Schatten, von Weichheit und neuerstehender Fülle sich wieder zurechtfanden" — nämlich als sie sich die Lippen mit einem kleinen Tüchlein abwischt. Der Entschluß, mit ihr zu fliehen, des Gatten Ankunft, die ihn aus allen Himmeln stürzt, des Weibes Vernünftigwerden, das ihn seiner Vernunft beraubt, und die geplante Tat, die plötzlich mit allen ihren Einzelheiten vor ihm steht wie eine göttliche oder teuflische Eingebung — das alles ist ein Meisterstück von Seelenmalerei. Und um ihn herum die anderen — jeder ein anderer und doch ganz in das fahle Licht und die dumpfe Luft unseres gewitterschwangeren Zeitalters getaucht — vor allem die verschmähte Kleinbürgerin, die ganz Hingebung ist und doch ein bißchen Neid.

Die Gerichtsverhandlung gegen den Dieb ließ mich kalt. Vielleicht weil ich selbst mehr als einmal vor Gericht das lächerliche Mißverständnis zwischen Staatsanwalt, Richter, Verteidiger und Angeklagtem erlebt hatte. Mich mutete die Schilderung hier etwas reporterhaft an. Aber was nach dem Gericht kommt, ist eine einzige großartige Vision, der gleich, in der der Buchbinder dahintaumelt, bis er endlich zur Pistole greift und

Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

statt des letzten Peinigers — ein unschuldiges Kind trifft.

Den Sinn des Ganzen deutet uns nicht etwa die Rede des Verteidigers: „Wenn ein Mensch eine schreckliche Tat begangen hat, haben wir alle schuld daran, wir alle, die wir diese Welt der Menschen, unser eigenstes Werk, aufgebaut haben" (denn das wäre Alltagsweisheit, die jetzt auf allen Gassen gepredigt wird), wohl aber der letzte Brief des Unglücklichen: „Man kann sagen, alles ist nur gekommen, weil die Umgebung so und so war, oder man kann sagen, alles ist so gekommen, weil ich nicht so und so war ..." und: „Aber das glaube ich noch lange nicht, daß der andere oder einer allein recht hat."

Und nun bitte ich alle die Herren, die auf jede Frage nur ein Ja oder Nein haben, das Wort zu ergreifen. Vorausgesetzt, daß sie es noch über sich bringen ... ich begnüge mich, zu bewundern.

Edgar Steiger

Wie liest man jetzt den Reichsbankausweis?

Vor einer Reihe von Jahren hatte jemand den guten Gedanken, eine kleine Broschüre zu schreiben: „Wie liest man den Reichsbankausweis?" Der Erfolg war, wie die hohe Zahl der Auflagen bewies, geradezu glänzend. Aus der überaus starken Nachfrage sprach nicht nur das Eingeständnis, daß bis dahin sehr weite Kreise jene allwöchentlich in den Zeitungen veröffentlichten Zahlen nicht zu deuten wußten, sondern auch das mehr oder weniger dunkle Gefühl, daß der „Stand der Zentralnotenbank" doch wohl etwas recht Wichtiges sein mußte. Das war er auch in jener jetzt so weit zurückliegenden Friedenszeit. Denn er gab dem, der zu lesen verstand, recht wertvolle Fingerzeige für die Entwicklung der Wirtschaftskonjunktur, er ließ zusammen mit anderen Maßstäben erkennen, ob wir uns auf steigender oder fallender Linie bewegen, ob etwa eine ungesunde Anspannung auf dem Kapitalmarkt herrsche und manches mehr.

War die Fähigkeit, den Reichsbankausweis lesen zu können, im Frieden wichtig, so ist sie heute geradezu unentbehrlich für jeden, der den Anspruch erhebt, an der Wiedergesundung unserer Wirtschaft mitzuarbeiten, die zu lösenden Probleme lösen zu wollen. Denn heute enthüllt uns die Lektüre jener trockenen Zahlen nicht wie früher mehr oder weniger vorübergehende Konjunkturschwankungen, sondern so recht eigentlich das ganze Problem der Kriegs- und Übergangswirtschaft. Wenn nun schon früher die Zahl der Sachverständigen bedauerlich klein war, so sind heute die ihn Verstehenden bedenklich dünn gesät. Deshalb sei der Versuch gemacht, hier eine der letzten Veröffentlichungen zu interpretieren (siehe Tabelle Seite 492).

Wir haben den unserer Besprechung zugrunde zu legenden Ausweis vom 7. Mai 1917 in der Weise ergänzt, daß wir die entsprechenden Zahlen für die drei Jahre 1914, 1915 und 1916 zum Vergleich beifügten. Hier fällt nun auf den ersten Blick, wie außerordentlich fast alle Positionen in den Kriegsjahren gegenüber denen des letzten Friedensjahres immer weiter gewachsen sind. Beginnen wir mit den Aktiven! Da können wir zunächst eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Reichsbankausweis am 7. Mai

(alles in 1000 Mark)

Aktiva	1914	1915	1916	1917
Metallbestand	1655,946	2421,808	2502,188	2550,502
Darunter Gold	1326,761	2373,348	2462,507	2532,916
Reichskassenscheine und Darlehnskassenscheine	68,340	629,305	878,295	469,176
Noten anderer Banken	20,821	18,125	14,117	6,413
Wechselbestand, Schecks und diskontierte Schatzanweisungen	863,563	3849,706	5051,916	8710,561
Lombarddarlehen	66,583	16,988	10,861	9,240
Effektenbestand	241,513	24,383	38,091	108,307
Sonstige Aktiva	215,734	188,455	361,380	1066,354
Passiva				
Grundkapital	180,000	180,000	180,000	180,000
Reservefonds	74,479	80,550	85,471	90,137
Notenumlauf	2006,450	5242,302	6642,205	8303,592
Depositen	837,345	1484,427	1642,134	3952,008
Sonstige Passiva	34,226	161,491	307,088	394,816

recht erfreuliche Tatsache feststellen: Der Bestand an Metallgeld konnte von Jahr zu Jahr zunehmen; allerdings nicht alle Metallarten, denn dieser Posten zerfällt in

	1914	1915	1916	1917	
Gold	1327	2373	2463	2533	Millionen Mark
Scheidemünzen (Silber usw.)	329	48	40	18	„ „

Der wertvollste Teil unseres Hartgeldes, der einzige, der internationalen Wert hat, der also nicht nur oder teilweise durch den Prägestempel des Reichs seine Geltung und seine Kaufkraft erhält, das Gold, ist also fast auf das Doppelte seines Friedensstandes gestiegen und steigt, wie der Vergleich mit der Vorwoche zeigt, immer weiter. Das ist, wie gesagt, erfreulich, stellt aber, wie vorweg gesagt werden muß, die einzige restlos erfreuliche Veränderung gegenüber den normalen Zeiten dar; woher das Gold gekommen ist, weiß jedermann. Die Vermehrung ist in der Hauptsache die Folge der Goldsammlungen; das geschickt geprägte Schlagwort „das Gold gehört in die Reichsbank" hatte, namentlich am Anfang des Krieges, seine Schuldigkeit getan und Gold in gewaltigen Massen aus dem Verkehr in die Keller der Reichsbank fließen lassen; aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich dabei um erheblich mehr als um die aus den offiziellen Zahlen ersichtlichen 1206 Millionen Mark; denn es ist ein offenes Geheimnis, daß die Reichsbank im Laufe des Krieges Hunderte von Millionen des gelben Metalles zur Zahlung von Verpflichtungen und zur Stütze unserer Valuta ins Ausland hat senden müssen. Es handelt sich dabei zweifellos um eine größere Summe, als diejenige war, welche die Reichsbank im August 1914 nicht aus dem Verkehr, sondern aus dem Juliusturm in Spandau erhielt; dort waren 205 Millionen Mark (davon noch 120 Millionen Mark aus der Kriegsentschädigung von 1870) für den Mobilmachungsfall aufgehäuft worden. Ob der Goldausfuhr nicht auch eine gewisse Goldeinfuhr, und zwar aus Österreich-Ungarn, gegenüber-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſteht, wie die uns feindliche Preſſe manchmal behauptet, ſoll hier nicht unterſucht werden.

Nicht reſtlos erfreulich iſt ſchon die Bewegung des nicht goldenen Metallbeſtandes; er iſt heute nicht mehr den zwanzigſten Teil ſo groß wie vor drei Jahren. Das iſt höchſtens inſofern zu begrüßen, als durch dieſen Rückgang der Poſten Metallbeſtand „in ſich“ vollwertiger geworden iſt; während nämlich 1914 nur 80% des Hartgeldes aus Gold beſtand, ſind es heute 99%. Sonſt aber wird man den Rückgang in Zuſammenhang bringen müſſen mit einer recht bedauerlichen Erſcheinung, dem Silberhamſtern. Jedermann weiß aus eigener Erfahrung, daß man ſeit Monaten nie mehr Silbergeld zu ſehen bekam, da allenthalben, namentlich auf dem platten Lande, aus teilweiſe recht unklaren Vorſtellungen heraus, jedes Markſtück theſauriert wurde. Und ſo wie es in dieſer Beziehung dem Einzelnen ging, ſo auch der Reichsbank. Auch ſie nahm kein Silber mehr ein, während ſie umgekehrt die in recht großen Poſten neugeprägten Stücke nicht für ſich behielt, ſondern dem Verkehr übergab. Erſt in den allerletzten Wochen ſcheint es, als ob die Ankündigung der Regierung, nach dem Krieg werde das Silbergeld nur mehr ſeinen Metallwert haben, da und dort manches aus den Verſtecken hervorzaubere. Immerhin iſt dieſe ganze Bewegung keineswegs unbedenklich. Ihren Urſachen weiter nachzugehen, würde heute zu weit führen. Die Andeutung möge einſtweilen genügen.

Warum die Reichsbank auf möglichſt hohe Metallbeſtände ſehen muß, iſt bekannt: § 17 des Bankgeſetzes verpflichtet die Reichsbank für den Betrag der umlaufenden Banknoten mindeſtens ein Drittel in kursfähigem deutſchem Geld, Reichskaſſenſcheinen oder ſonſtigem Gold, bereit zu halten (der Reſt muß in guten Wechſeln angelegt ſein). Dieſer § 17 iſt durch die Kriegsgeſetze inſofern ergänzt, als in jene Dritteldeckung auch die Darlehenskaſſenſcheine eingerechnet werden dürfen, wovon aber bisher nur in ſehr beſchränktem Maße Gebrauch gemacht wurde; und das iſt gut ſo, denn ſie gehören eigentlich nicht hierher. Daß gerade ein Drittel der Banknoten in Metallgeld und ähnlichem gedeckt ſein muß, iſt eine an und für ſich willkürliche Beſtimmung des deutſchen Geſetzes; es gibt andere Notenbanken, bei denen dieſe Deckungsvorſchrift ſtrenger und ſolche, bei denen ſie milder iſt; die einen ſchreiben eine 40prozentige, andere eine 25prozentige metalliſche Sicherung vor; überall aber finden wir bis jetzt die Beſtimmung, daß für einen gewiſſen Teil der umlaufenden Noten Gold in den Kellern der Zentralnotenbank vorhanden ſein muß, ſchon deshalb, weil laut Aufdruck auf den Noten, der Beſitzer auf Verlangen die Einlöſung in Gold verlangen kann. Das iſt ja das äußere Kennzeichen der Goldwährung. Jetzt im Krieg iſt ja dieſer Anſpruch in Deutſchland und anderswo ſuspendiert worden.

Wir kommen zum zweiten Poſten: „Reichskaſſenſcheine und Darlehenskaſſenſcheine“. Bis zum Krieg hatte er nur „Reichskaſſenſcheine“ geheißen. Dieſe waren bis zum Kriegsausbruch das einzige Papiergeld, das wir im Deutſchen Reich beſaßen. Papiergeld iſt im Gegenſatz zur Banknote ein Geldzeichen, deſſen Wert ausſchließlich auf dem Kredit des ausgebenden Staates beruht, für das alſo nicht etwa, wie für die Banknote, ein beſonderes Pfand in Form von Metall und Wechſel vorhanden iſt. Bis zur Wehrvorlage beſchränkte ſich der Betrag auf etwa 120 Millionen Mark,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde aber damals im Zusammenhang mit der Stärkung des Goldvorrates im Juliusturm auf 240 Millionen erhöht und hat im Kriege eine weitere Stärkung auf 360 Millionen Mark erfahren. Von den im Reichsbankausweis ausgewiesenen 469 Millionen entfallen aber nur 15,5 Millionen auf Reichskassenscheine. Da es vor drei Jahren 68 Millionen waren, so bedeutet das, daß heute im freien Verkehr ungefähr 345 Millionen Reichskassenscheine sich befinden müssen gegen damals höchstens 172 Millionen. Das ist also eine nicht unerhebliche Steigerung der im Verkehr befindlichen ungedeckten Geldzeichen. Diese Steigerung fällt aber gar nicht ins Gewicht gegenüber den Darlehenskassenscheinen. Diese werden, wie ja bekannt, ausgegeben für Darlehen, welche das Reich auf erstklassige Papiere aller Art, darunter auch für Kriegsanleihe, für die Dauer des Weltkrieges und für die folgenden Jahre gewährt. Technisch ist der Vorgang so, daß die Reichsbank zunächst alle Darlehenskassenscheine erhält und davon den für nötig erachteten Teil in den Verkehr lenkt. Zur Zeit der Ausgabe des letzten Ausweises nun waren insgesamt 4512 Millionen Darlehen gewährt, und von den dafür ausgestellten Scheinen befinden sich nur 454,5 Millionen noch im Besitz der Reichsbank. Die restlichen rund 4 Milliarden Mark sind im Verkehr. Das ist zwar eine außerordentlich hohe Summe, sie ist aber nicht zu hoch, wenn man die außerordentliche Länge des Krieges und den Umfang des Krieges in Rechnung stellt. Besonders erfreulich ist es, daß von den erwähnten 4 Milliarden nur etwa eine Milliarde auf Kriegsanleihe geliehen worden ist. Immerhin muß man sich diesen Posten sehr genau einprägen, wenn man unsere Währungsverhältnisse sine ira et studio betrachten will.

Der folgende Posten, Noten anderer Banken, bedarf keiner größeren Erklärung und ist nicht besonders wichtig, da ja die neben der Reichsbank noch bestehenden vier privaten Notenbanken nur eine sehr bescheidene Rolle spielen. Um so wichtiger ist der Posten Wechselbestände, Schecks und diskontierte Schatzanweisungen. Hier sehen wir wieder ein außerordentlich gewaltiges Ansteigen. Waren es vor dem Krieg 864 Millionen, so sind es allmählich 8710 Millionen geworden, eine ganz ungeheure Zahl. Dabei hat sich der Charakter dieses Postens von Grund auf geändert. Im Frieden handelte es sich hier fast ausschließlich um Handelswechsel, also Papiere, die dem Bedürfnis des Warenverkehrs entsprangen und die gewöhnlich einen Gegenwert in vorhandenen Warenbeständen aller Art fanden. Seit Ausbruch des Krieges ist in zunehmendem Maße der Wechselverkehr zusammengeschrumpft. Heute ist die Barzahlung die Regel. Akzepte werden nur mehr in ganz geringem Maße ausgestellt. Woher nun diese Steigerung? Die Antwort lautet: In diesen 8710 Millionen ist ein gut Teil unserer provisorischen Kriegsfinanzierung enthalten. Denn das muß ebenfalls einmal deutlich gesagt werden: obwohl Deutschland mehr als andere Länder, mehr vor allem als das einstmals so finanzstolze England einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz seiner Kriegsschulden mit festen Anleihen gedeckt hat, so ist das doch nicht mehr voll möglich. Ein Teil der nötig gewordenen Schulden ist einstweilen nur schwebend gedeckt, für seine Deckung sorgt die Reichsbank, indem sie Schatzanweisungen des Reiches diskontiert. Freilich wäre es wohl falsch, die ganze Summe auf diese Weise zu erklären, es sind hier wohl auch noch einige Milliarden von Wechseln deutscher Städte und Kommunen ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halten, die im Laufe des Krieges keine festen Anleihen begeben können, da dieses Recht sich allein das Reich vorbehalten hat.

So ungeheuer wichtig dieser Posten ist, sowenig Bedeutung kommt unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Lombarddarlehen und den Effektenbeständen zu. Recht interessant sind wieder dagegen die sogenannten sonstigen Aktiva, ein an und für sich wenig sagender Titel, dessen Steigerung von 236 Millionen vor drei Jahren auf nunmehr 1066 Millionen aber immerhin unsere Aufmerksamkeit herausfordert. Hier ist wohl alles mögliche verrechnet. Zunächst war ja auch im Frieden dieser Posten nicht gering, da die Reichsbank beispielsweise einen sehr erheblichen Besitz an Grundstücken hat, da sie auch damals schon etwa zur Hereinschaffung von Gold große Vorschüsse an die Banken gegeben hat. Heute kommt das nicht in Betracht. Heute sind hier wohl unter anderen zu suchen Vorschüsse, die gewährt wurden, um es den Banken zu ermöglichen, sich im Ausland Darlehen zu verschaffen. Aber auch Forderungen an das Reich sind hier zu suchen. So legt die Reichsbank jeweils die naturgemäß immer größer werdenden Summen für die Zahlung der Kriegsanleihekupons vor und erhält sie dann nach einer gewissen Zeit zurückvergütet. Doch erschöpft sich in dieser Erklärung keineswegs die Zusammensetzung der sonstigen Aktiven. Zu erwähnen ist, daß die Reichsbank jetzt im Krieg ganz ungewöhnlich große Gewinne realisiert, die erfreulicherweise zum allergrößten Teil dem Reiche wieder zufließen.

Wir kommen jetzt zu den Passiven. Über das Grundkapital ist nichts, über die Reserven wenig zu sagen. Diese sind im Kriege in mäßigem Umfange verstärkt worden, was durchaus zu billigen ist.

Und nunmehr gelangen wir zu der allerwichtigsten, interessantesten und bedenklichsten Position: zum Notenumlauf, der in dem vorliegenden Ausweis 8304 Millionen beträgt, der aber im laufenden Jahr schon einmal 8715 Millionen erreicht hatte, das ist ganz ungeheuer viel. Vor dem Kriege hatten wir 2 Milliarden, heute jene Summe im Umlauf. Wenn man bedenkt, daß außerdem noch rund 4 Milliarden Darlehenskassenscheine, über 300 Millionen Reichskassenscheine und alles ausgepreßte Silber dem Verkehr übergeben ist, so ist das an und für sich erschreckend hoch. Es ist nur ein mäßiger Trost, daß es im Ausland zuweilen noch viel schlimmer ist, daß beispielsweise Frankreich annähernd 20 Milliarden Franken in dem unvergleichlich viel kleineren Gebiet in Umlauf gesetzt hat, daß Rußland $11^1/_2$ Milliarden Rubel bisher auszugeben wagte. Nun gibt es natürlich gewisse mildernde Umstände für diese Entwicklung. Es sei daran erinnert, daß vielleicht anderthalb Milliarden dazu dienten, um das eingelieferte Gold umzuwechseln, es sei ferner der auch heute noch ungeheure Bedarf des Heeres genannt, es sei weiter darauf verwiesen, daß durch die Eroberung unserer Heere das Gebiet und die Bevölkerungszahl der unter deutscher Gewalt stehenden Länder sich ungewöhnlich verstärkte, daß der Wechselverkehr heute fehlt und statt dessen alles in Bar reguliert wird, und schließlich auch, daß die Kosten der Waren sich wohl im Durchschnitt reichlich verdoppelt haben und dementsprechend höhere Aufwendungen erfordern. Schon diese letztere Erklärung aber ist an und für sich kein Trost, denn man könnte da die Gegenfrage aufwerfen, ob die Preissteigerungen nicht u. a. auch mit dem hohen Notenumlauf zusammenhängen, und diese Vermutung restlos als unsinnig zu bezeichnen, wäre falsch.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es iſt vielleicht ganz gut, wenn man einmal auch in Deutſchland ſo ehrlich iſt wie längſt in England, wo man ſagt: Wir ſind im Zeichen der Inflation. Unter Inflation verſteht man die unnötig hohe Ausgabe von Geld über den Bedarf des Landes und der Wirtſchaft hinaus. Der engliſche „Economist" hat neulich nachgewieſen, wie in England heute ein großer Teil der Verbindlichkeiten künſtlich gedeckt wird: man macht Darlehen bei der dortigen Notſtandskaſſe, und dieſe gibt auf Grund dieſer Darlehen Papierzeichen heraus. Auch bei uns iſt etwas Ähnliches, wenn auch einſtweilen noch in erträglichem Rahmen, zu beobachten, auch bei uns belaſtet das Reich mit Schatzanweiſungen die Reichsbank; dieſe diskontiert ſie und gibt auf Grund dieſer Anweiſungen Banknoten in den Verkehr. Daß hier nun zweifellos eine bedenkliche Erſcheinung zu beobachten iſt, wird bei ruhiger Überlegung niemand bezweifeln, und niemand wird in Abrede ſtellen, daß in der Verringerung der Wechſelbeſtände und des Notenumlaufs eine der dringendſten Aufgaben der kommenden Übergangswirtſchaft zu ſuchen iſt. Man wird aber auch jetzt verſtehen, warum einſichtige Leute ſo mit aller Gewalt eine Veredlung unſeres Zahlungsverkehrs anſtreben, warum ſie das Wort geprägt haben: „Auch die Noten gehören zur Reichsbank"; denn nur wenn der Notenumlauf mit allen Mitteln (von denen die Veredlung des Zahlungsverkehrs nur eines iſt) wieder auf einen normalen Stand gebracht iſt, nur dann werden wir in der Lage ſein, frei zu wirtſchaften und einzuführen, was wir brauchen und für gut finden. Solange das nicht der Fall iſt, leiden wir an einer Krankheit, deren Heilung ein zwar nicht leichtes, aber auch keineswegs unlösbares Problem iſt.

Schließlich noch ein Wort zur Frage der Depoſiten. Deren Steigerung rührt einmal daher, daß zurzeit die Banken ſehr erhebliche unverzinsliche Guthaben bei der Reichsbank unterhalten, ferner haben auch andere Verwaltungen, wie beiſpielsweiſe die Reichspoſt, heute größere Summen an die Reichsbank geliehen als früher, und ſchließlich dürfte auch das Reich, wenn es auf der einen Seite in großem Maße Schuldner iſt, auf der anderen Seite auch Guthaben bei unſeren Zentralnotenbanken unterhalten.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zuſendungen ſind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenſtraße 31; unverlangten Manuſkripten iſt Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarſtr. 121/123.
Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Fortbildung der Verfassung

Von Theodor Heuß

Daß der Verfassungsausschuß des Reichstags das Werk Bismarcks einer planmäßigen Durchsicht unterzieht und teilweise die Arbeit dort fortführen möchte, wo sie in den Beratungen des Norddeutschen Bundes halbvollendet abgeschlossen war, liegt vielen guten Menschen schwer im Magen. Sie sind wehrlos gegen die Suggestion, mit der die Konservativen das Land stumpf machen wollen: als ob dieser innere Reformeifer ein Zugeständnis an die Kritik des Auslandes sei. Haben nicht in dem ersten Kriegsjahr ungezählte, teilweise vortreffliche Federn sich um den Nachweis bemüht, wie viel besser die deutschen Institutionen seien als die fremdländischen, darf nicht die unerhörte Gesamtleistung des deutschen Volkes als das Zeugnis für die „Bewährung" des deutschen Staatsbaues genommen werden? Vor einiger Zeit ging ein sehr eifriger Mann sogar so weit, mit unseren Siegen die Reformbedürftigkeit des preußischen Wahlrechts zu widerlegen.

Hinter dieser Gesinnung steckt die Angst, die ewige Lehre von der innigen Verstrickung zwischen auswärtiger und innerer Politik anzuerkennen. Man kann sich ja nun nicht völlig dem Eindruck versperren, wie sehr (und stärker als umgekehrt) die Schicksale der internationalen Beziehungen die inneren Volksverhältnisse mit umgestalten. Rankes Geschichtsdarstellung, die napoleonische Ära, Bismarcks Werk von 66 und 70 sind zu deutliche Beispiele. Aber man wehrt sich gegen den weiteren Schritt, daß auch die inneren Staatsgeschicke, Regierungsgewohnheiten usf. unmittelbar und mittelbar Kräfte sind, die auf die zwischenstaatlichen Beziehungen einwirken. Denn es bedeutet in diesen Augen einen Verzicht auf die volle staatliche Autonomie, wenn die inneren Entschließungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abgestimmt werden auf den Eindruck, den sie vielleicht jenseits der Grenzen machen.

Gewiß ist es notwendig für eine weitschauende Staatspolitik, ihre inneren Maßnahmen genau durchzuprüfen, wie sie auswärtige Konflikte aushalten. Daß die Durchführung der preußischen Polenpolitik, nachdem die Anlehnung an Rußland aufgegeben war, an Gefühl für das internationale Problem vermissen ließ, leugnen heute nur diejenigen, die eine heimliche Freude über die noch unentwirrten polnischen Staatsprobleme haben. Caprivi tat einen richtigen Schritt vorwärts, Bülow dafür wieder zwei zurück, ohne das alte Verhältnis zu Petersburg zurückzugewinnen, und man kann vielleicht Bethmann dafür dankbar sein, daß er die scharfe Waffe gegen die Polen, die er als Erbe übernahm, nicht angewandt hat. Die Aufhebung des Enteignungsgesetzes, so willkommen und wichtig sie ist, bleibt peinlicher als Illustration einer verfehlten Auslandspolitik, denn begrüßenswert als Stück der vielbeschriebenen „Neuorientierung".

Aber völlig falsch ist es, nun so zu tun, als ob für unsere Verfassungsfragen die Rücksichtnahme auf die Meinungen des Auslands großes Gewicht besäßen. Was hier geleistet wird, kann und muß vor allem unter dem Gesichtspunkt der Sachnotwendigkeit gewertet werden. Dabei frägt niemand nach der Meinung des Auslands. Denn wenn wir auch jetzt während des Krieges, praktisch oder theoretisch das eine oder andere Stück „Demokratie" erhalten oder angesagt haben, so zerreißen wir damit nicht mehr die massive Weltlegende, daß Deutschland das Land der Volksunterdrückung und der Fürstenallmacht sei. Dafür sind unsere geschichtlichen Verfassungsverhältnisse zu verwickelt, um gegen eine einfache Formel aufzukommen, und die Statistik unserer Fürstenthrone zu umfangreich. Auf den „guten Eindruck" müssen wir bei unseren Gegnern schon verzichten.

Die Welt nach dem Kriege wird dazuhin um einige rationalistische Schlagworte und Traditionen erleichtert sein. Man wird heute mit Skepsis die russische Zukunft betrachten und sich von dem jetzt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so volkstümlichen Glauben freihalten, als ob dort die morgenrötliche Föderativrepublik als Hort aller guten Menschendinge gesicherte Wahrscheinlichkeit sei; man wagt nichts über die Dynastie Savoyen zu sagen, noch weniger über Frankreich, das bei aller Turbulenz seiner Ministerkrisen bisher die ungestörteste innere Situation hatte, dank seiner Zensur und der alles verdrängenden Glut pathetischer, nationalistischer Erregtheit — aber das Bild der englischen Staatenwelt ist heute schon dermaßen von Grund aus umgeändert, daß eine Rückkehr in die alten Zustände und Traditionen undenkbar. Statt Zwei-Parteien-Parlamentarismus kaum verhüllte, gern getragene Diktatur eines einzelnen, statt Söldnerheer Dienstpflicht für Millionen, statt freiem Arbeitsvertrag das strenge Munitionsgesetz, statt Freihandel die sichere Zukunft eines unendlich großen Reichszollvereins — wenige Engländer werden trotz dieser grandiosen Umwälzung sagen, ihre alten Gewohnheiten und Überlieferungen seien schlecht gewesen, sie werden im Gegenteil stolz sein auf deren Anpassungsfähigkeit. Was kümmert sie der Witz der deutschen Journalisten, daß sie „Potsdam" überwinden wollen, indem sie den deutschen Militarismus überbieten — sie stellen sich einfach auf den Boden der staatlichen Notwendigkeiten.

Gibt es diese für uns auch? Wenn der Verfassungsausschuß des Reichstags einen Fehler hat, dann ist es der Zeitpunkt, in dem er eingesetzt wurde. Er wäre schon vor dem Kriege nötig gewesen. Man wird nicht sagen wollen, daß dann sehr vieles anders gekommen wäre und der Krieg einen anderen Verlauf genommen, aber seine Arbeit wäre von Mißdeutungen frei geblieben. Es hat des Krieges bedurft, um einigen politischen Gruppen die Änderungsbedürftigkeit mancher Verfassungsstücke so eindringlich zu machen, daß sie aus Erwägungen in den Willen zur Handlung und Verantwortung eintraten. Nun sind sicherlich die Verfassungsdinge, mit alter Geschichte belastet, nicht der Gegenstand eines willkürlichen Herumprobierens. Aber wir waren in Deutschland in den Reichsangelegenheiten so weit, daß in den Grundfragen der politischen Machtverteilung eine gewisse Feigheit des Denkens Platz ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

griffen hatte. Der Jahrzehnte dauernde Antagonismus der beiden großen Parlamente in Berlin ist der Zeuge. Daß es der äußeren Katastrophe bedurfte, um den Willen zur inneren Vereinigung zu stärken, ist fatal. Wenn man das Versprechen der „Neuorientierung" nicht sentimental ansieht, so ist es nicht so sehr die Ankündigung der besten volkstümlichen Absichten als das Geständnis jahrzehntelanger Versäumnisse und Täuschungen.

Wir sind skeptisch genug, die bisherige Arbeit des Ausschusses kühl zu beurteilen. Sie entbehrt des Hebels, der automatisch in die eigentliche Gesetzgebung wirkt; ihr unverbindlicher Charakter wird von dem Informationsbeisitzer der Regierung nachdrücklich unterstrichen. Wir müssen uns einstweilen mit dem gewissen akademischen Charakter der Verhandlung abfinden und uns damit begnügen, daß er überhaupt erst wieder Probleme ins Blickfeld der Willensbildung rückt. Der Spott, daß der Ausschuß nur Worte und keine Taten gebe, zielt an seiner Bedeutung ebenso vorbei wie jene gekünstelte Übertreibung, daß sich hier eine Verschwörung gegen den Monarchen anzettelt. Das Schnattern braucht diesmal kein Kapitol zu retten, aber der Wächter soll der Unachtsamkeit überführt werden. Die Sachlage ist so, daß man an die Grundfragen von Monarchie und Republik gar nicht herangeht. Sie ist heute für Deutschland nicht vorhanden. Auch die Sozialdemokratie verzichtet gescheiterweise darauf, alte programmatische Formeln vorzutragen; der „Vorwärts" hat ja selber die Angelegenheit kürzlich so erledigt, daß man auf der linken Seite auf eine grundsätzliche Stellungnahme gegen die deutsche überkommene Staatsform verzichtet. Die Aufgabe ist nur, die alte Form mit den Inhalten der neuen Ziele und Bedingungen zu verschweißen. Was nicht durch Paragraphen, sondern durch die Geschichte erfolgt.

Man hat nun das Kernproblem: Stärkung der Volksvertretung gegenüber Krone und Regierung, geglaubt an der Stelle abfangen zu können, die heute die wichtigste und empfindlichste ist, an der militärischen. Der Ausschuß wünscht, daß das preußische Militärkabinett nicht neben dem Kriegsministerium existiere, sondern in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dessen Geschäftsbereich falle und damit, durch Gegenzeichnung des Ministers, eine Verantwortlichkeit gegenüber dem Parlament entstehe. So, wie es für die Beamten überall, für die Offiziere in Bayern und Württemberg schon besteht. Was wird daraus gemacht? Der Schreckpopanz „Parlamentsheer". Nun lassen sich ja nur Kindsköpfe durch ein solches Wort einschüchtern, denn für die militärische Tüchtigkeit sagt es nichts Feststehendes (die Geschichte beweist es), ob das Militär „monarchisch" oder „parlamentarisch" ist. Die Volksvertretung drängt sich bei uns in weiser Beschränkung gar nicht zu den Fragen militärischer Verantwortung; nur der „unabhängige Sozialist" Dr. Cohn wollte so etwas wie eine parlamentarische Überwachung von Hindenburgs Entschließungen. Der Hohn und die Entrüstung, den dabei die Rechte auf den Weg brachte, ist Heuchelei: was im preußischen Landtag vergangenes Jahr unter Heydebrands Führung die Budgetkommission unternahm, war im letzten Grunde nichts anderes: die Seekriegsführung unter einen Parlamentswillen zu zwingen. Noch dazu unter den eines Einzelstaates. Das sind ja die tieferen Humore bei diesen Vorgängen, daß die theoretischen Gegner aller Erweiterung der Parlamentsrechte in ihrer Praxis parlamentarisch anspruchsvoller sind als alle übrigen.

Der Parlamentarismus ist ein Geschöpf des geschichtlichen Werdens, nicht einer rationalistischen Überlegung; die Lehre folgt erst der Leistung. Er hat deshalb verschiedenerlei Gewohnheiten und Modalitäten, und ist sowenig eine Allerweltsarznei wie andere staatsrechtliche Meinungen. Auch wo er kopiert wurde, nahm er wechselnde und eigentümliche Formen an. Er ist, denkt man an Deutschland, um der bundesstaatlichen Verfassung und des Vielparteienwesens willen gar nicht einfach „übertragbar". Und doch kommt der Zeitpunkt, wo eine Teilrezeption seines Grundgedankens eine staatliche Notwendigkeit und Wohltat sein wird. Deshalb, weil er eine Steigerung des zentralistischen Willens ist.

Schon vor dem Krieg hat die positive Leistung des Reichstags sich gehoben. Die größten Arbeiten der Reichsgesetzgebung, die auf dem finanziellen Gebiet lagen, haben ihr Gesicht vom Parlament er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halten. Das ist auch während des Krieges so geblieben. Niemand wird behaupten wollen, daß der durch die Zeitlage gebotene Verzicht des Parlaments am 4. August, die weitgehenden Vollmachten an den Bundesrat in den Fragen der Kriegswirtschaft, die Qualität der Kriegsgesetzgebung gehoben hätte. Im Gegenteil. Die Freiheit von partikularen und von Ressortrücksichten, die im Reichstag zum Wort kam, hat Stück um Stück in den Ernährungsfragen lösend oder schiebend Änderungen zum Besseren erzwungen. Das Zeugnis dafür liegt nicht in den langen Reden auf der Tribüne, sondern in Kommissionsberichten, Anträgen, Denkschriften.

Worin wir also die von auswärtigen Rücksichten und von parteipolitischen Ehrgeizen ganz getrennte Sachaufgabe des Verfassungsausschusses erblicken, ist die Stärkung des zentralen Reichsgedankens. Er kommt nicht von der Regierung, denn diese sind „verbündete Regierungen". Reichskanzler und Reichsminister könnten gar keine bessere Stütze ihrer Unabhängigkeit haben als in der Durchdringung ihrer Arbeit mit der des Reichsparlaments. Verfassungsausschuß und Kräftigung der Reichstagsrechte sind Wälle gegen den Partikularismus.

Braucht es dieser Abwehr? Der Krieg hat an sich die Stellung des zentralen Kaisertums stark gehoben, er hat das gemeindeutsche Gesamtgefühl gekräftigt, aber nur der geistig Blinde wird übersehen, daß durch Ernährungsfragen, durch Verstimmungen von der Front her und durch Sonderansprüche einzelner Bundesstaaten partikularistische Stimmungen eine unerwartete Ausprägung erfahren haben. Wehe, wenn sie zu staatsrechtlichen Forderungen, Ausgleichen, „Belohnungen" gedeihen sollten! Es wäre ein unerträglicher Zustand. Unerträglich, wenn nach diesem Krieg nicht die Verkehrspolitik und die Frage der Reichsfinanzen vom Reiche aus betrachtet würden. Die Hemmungen liegen beim Staatsegoismus der beiden größten Bundesstaaten. Mit ihm hat der Reichsgedanke zu kämpfen und seine Waffe ist der Verfassungsausschuß. Wenn er auch in vielem zu spät gekommen, hier hat er Vorbereitungsaufgaben vor sich. Und es schadet gar nichts, wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dabei grundsätzlich die alten Auseinandersetzungen über Zentralismus und Föderalismus herausgeholt und neu durchdacht werden.

Verfassungsfragen sind noch immer eine Befruchtung des politischen Denkens gewesen. Der Krieg hat auch die Deutschen geschult, daß sie nicht mit vorgefaßten Meinungen diese Aufgaben anfassen, sondern mit einem nationalpolitischen Willen. Die Angstworte, daß Zänkereien heraufgerufen werden, sind töricht; es handelt sich darum, den selbstbewußten Volkskräften, die der Krieg entbunden, Richtung und Aufgabe zu geben. Die Kriegsziele liegen nicht nur an den Grenzen des Reiches. Ihnen einen von philisterhafter Selbstzufriedenheit genährten Hochmutsverzicht entgegenzustellen, daß unsere Verfassung sich so glänzend bewährt habe, ist Irreführung. Es soll ein Glück sein, wenn man in Deutschland anfängt, die Fragen der politischen Machtverteilung im Reich mit ruhiger Unbefangenheit zu betrachten und, wo es nottut, neu zu bilden.

Bildungsarbeit im Felde

Von Josef Kliche (im Felde)

Die diesmalige Beratung des Militäretats im Reichstage zeitigte eine besondere Debatte über die den Mannschaften des Feldheeres gebotenen geistigen Genüsse. Der Abgeordnete Schulz-Erfurt eröffnete die Aussprache, ihm folgten Redner aller Fraktionen. Sie alle kamen mit Klagen und Anerkennungen für das Gegenwärtige, mit Hoffnungen und Wünschen für die Zukunft. Und wie das so üblich, vertrat auch der Regierungsvertreter — ein Oberst aus dem Kriegsministerium — am Schlusse der Debatte seine Sache und sagte Erfüllung mancher Wünsche zu.

Zu diesen kulturpolitischen Fragen einige Bemerkungen, die zugleich den Stand der Bildungsarbeit im Felde, wenn man von einer solchen sprechen darf, skizzieren sollen.

Der obengenannte Abgeordnete wünschte, daß Theater und Konzerte nicht nur denen in der Etappe, sondern auch den Soldaten an der Front zugänglich gemacht werden sollen. Ein frommer Wunsch, der auch künftig im selben Maße wie bisher ein solcher bleiben wird. Die leicht beisammenwohnenden Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

danken stoßen sich auch hier recht hart im Raume. Es mag zwar sicher recht schön klingen, wenn man in der Heimat liest, daß in Lille beispielsweise die „Iphigenie" aufgeführt wird, aber Lille liegt nicht an der Front, und der ungeschmälerte Genuß eines solchen Kunstwerkes kommt lediglich den zahlreichen, in einem solchen Etappenort weilenden Militärs und Beamten zugute, die die Entbehrungen und Gefahren des Krieges sowieso nicht kennen. Sie haben Gelegenheit und Muße zum Genuß. Frontdörfer eignen sich nicht als Aufführungsstätten klassischer Dramen, und es ist schon viel, wenn wirklich mal eine Theatertruppe sich mit einem leichten Lustspiel in die Nähe der Front wagt. Auch dann haben die Soldaten, die zur Aufführung wollen, in der Regel noch ein gutes Ende zu marschieren, ganz abgesehen davon, daß das Milieu, aus dem sie kommen und in das sie wieder hinein müssen, nicht gerade geeignet ist, Stimmung für wirkliche Kunst mitzugeben. Und so sind auch an der Front fast nur aus Soldaten zusammengesetzte Ensembles tätig, deren Ziel und Wert die humoristische Stimmung und Unterhaltung ist. Den Soldaten neben den vielfach gut gepflegten Konzerten der Regimentskapellen und den Kinos eine willkommene Sache. Daß bei diesen Ensembles, wie zu Shakespeares Zeiten, die im Spiel etwa vorhandenen Damenrollen durch einen hierfür besonders geeigneten Kameraden gemimt werden müssen — erhöht zwar vielen Besuchern den Genuß, ist aber neben vielen anderen Faktoren, nicht zuletzt dem der Flüchtigkeit, ein Grund mehr, der gegen das Kunstwerk an der Front spricht.

Daß die Soldaten sich nach Abwechslung sehnen, ist verständlich, und der Andrang zu den hier und dort in den Ruhestellungen und den Etappenorten errichteten Kinos beweist dieses.

Über den Feldbuchhandel sind die Klagen nicht mehr neu, immerhin darf man sagen, daß unter der Aufsicht der militärischen Behörden sich eine gewaltige Besserung vollzogen hat. Direkter Schund ist bei ihnen, nach meinen Beobachtungen, neuerdings wohl ausgeschlossen. Nicht ausgeschlossen jedoch ist, daß solcher Leseschund massenweise auf privatem Wege ins Feld kommt. Daß er so viel Freunde findet, basiert in alten Sünden unserer Gesellschaft. Und schließlich ist der Schritt von dem heute so beliebten Unterhaltungsroman „unserer besten Autoren" (das Stück zu 1 ℳ) bis zum wirklichen Schund ja auch gar nicht so groß. „Es ist nicht nötig, daß jeder Soldat seinen Goethe, Kant oder Nietzsche im Tornister hat, aber gute Bücher müssen sie erhalten," sagte der konservative Redner. Wenige Tage zuvor hatte die „Deutsche Tageszeitung" in ihrem Romanfeuilleton ein Werk von Karl May beendet — eine gute Vorschule und Anleitung zum Genusse guter Bücher! „Die religiöse Literatur wird in den Feldbuchhandlungen benachteiligt," meinte Herr Behrens von der deutschen Fraktion. Ja, verlangt denn im Felde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jemand danach? Zudem liegen doch allenthalben in Soldatenheimen usw. ganze Packen verstaubter Traktätchen. Unberührt! Selbst in einer ultramontanen Wochenschrift mußte unlängst jemand schreiben, daß in den Lesehallen sich kein Verlangen nach religiösem Stoff zeige. Ich kann's bestätigen.

Die Reichsbücherwochen möchte ich nicht verdammen. Gewiß, viel Schund ist auf ihnen zusammengefegt worden. Dennoch haben sie vielen Hunderttausenden gute Bücher gebracht, die heute neben den zahlreichen Spenden der Verleger und gemeinnütziger Vereine einen schönen Bestandteil vieler Feldlesehallen ausmachen.

Diese Feldlesehallen scheinen mir das eigentliche geistige Erholungs- und Bildungsinstitut im Felde. Als Eigentum des Truppenteils, beschützt von dem Verständnis und dem Wohlwollen der maßgebenden Offiziere, können sie unter kundiger Leitung viel Gutes bewirken. Sehr viele Regimenter haben im Laufe des Krieges eine gute, gediegene Büchersammlung zusammengebracht, die den Angehörigen des Regiments im Ausleiheverkehr jederzeit zur Verfügung steht. So manches Buch wandert da durch zwanzig, dreißig und mehr Hände. Ja, wir haben in der Lesehalle unseres Regiments Bücher, die schon fünfzig und sechzig Leser gehabt haben. Manches Buch, das „aus dem Leim gegangen", ist von einem feldgrauen Buchbinder im Felde neu gebunden worden.

Als Bibliothekar macht man seine Beobachtungen. Der Soldat wünscht der Situation entsprechend, in die er gestellt, leichtere Lektüre, im allgemeinen den Roman. Und es ist immer eine Freude, wenn wieder mal einer kommt und nach einem tieferen belletristischen Werke verlangt, da er von dem Inhalt der Mark-Sammlungen nun genug habe. Es sei doch immer dasselbe oder, wie die Soldaten sich drastischer ausdrücken, stets „derselbe Kohl". Und noch eine andere Beobachtung macht dem Leiter Freude. Nämlich, wenn Besucher kommen, die sagen, daß sie überhaupt noch kein Buch gelesen haben, daß ihnen ihr ländlicher Zivilberuf weder Zeit noch Gelegenheit zum Bücherlesen geboten habe, daß ihnen aber jetzt der Stellungskrieg Muße hierzu gebe und sie also dem Beispiel anderer Kameraden folgen möchten. Denen heißt es dann das richtige Buch in die Hand geben. Und wie manchem solcher Kameraden hat das erste Buch Freude gemacht; er hat sich nach und nach verschiedene geholt, hat seinen Genuß in der Lektüre gefunden und dann gelegentlich seiner Freude Ausdruck gegeben und dabei gesagt, daß er im Felde das Buch kennen und schätzen gelernt habe und auch nach dem Kriege eine regelmäßige Lektüre pflegen würde.

Wenn ich noch erwähne, daß im Lesesaal unseres Regiments neben gebotener Schreib- und Schachspielgelegenheit regelmäßig etwa dreißig aktuelle Zeitschriften ausliegen, ferner noch ein Dutzend große Tageszeitungen der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschiedensten Parteirichtungen — so wird man hieraus entnehmen, daß hier mancher Besucher Anregung und Orientierung empfängt, die er wohl zu schätzen weiß. Und wenn der Regierungsvertreter gelegentlich der Reichstagsdebatte erklärte, daß auch im Frieden das im Felde begonnene Werk weiter gepflegt werden solle, so ist dies zu begrüßen und kommt zudem einer Forderung entgegen, die wir bereits am 11. November vorigen Jahres im „März" erhoben.

Zum Schluß möchten wir noch erwähnen, daß auch die Feldzeitungen zu jenen Faktoren zählen können, die dem Soldaten nützliche Belehrung vermitteln. Besonders dann, wenn sie das Gebiet, in dem und für das sie erscheinen, in geschichtlicher, geographischer und völkerkundlicher Hinsicht genügend und sachkundig behandeln. Die Feldzeitung der 4. Armee hat dieses in bezug auf Flandern, die der 7. Armee in bezug auf einen Teil Nordfrankreichs getan, während die Zeitung der Armee Falkenhayn Land und Volk Siebenbürgens und Rumäniens sehr gut behandelte. Eine solche Methode ist um so verdienstvoller, als die allgemeinen Zwecken dienenden Tageszeitungen sich nicht in solch starkem Maße auf Spezialgebiete verlegen können.

Das Lied der Gefangenen

Von Marcelle Capy. Aus dem Französischen von Vera Fuchs

Von der französischen Zensur unterdrücktes Kapitel aus dem Kriegsbuch einer französischen Frau

Als die Gefangenen in dem schmerzerfüllten Land ankamen, schrien die Frauen voll Wut:

„Mörder, Mörder! Nieder mit den Boches!"

Drohende Fäuste erhoben sich. Sie gingen vorbei, stumm, mit gesenktem Haupt.

Kinder schickten sich an, Steine nach ihnen zu werfen. Die begleitenden Soldaten brauchten ihr ganzes Ansehen, um Gewalttätigkeiten zu verhindern. Die tobende Menge folgte dem Zuge bis zum Tor des alten verlassenen Klosters, das nun zum Gefängnis geworden war.

Eine versteckte Feindschaft trat an Stelle des wilden Hasses der ersten Tage. Kein lautes Schreien mehr, aber abends am Kamin erzählte man sich Schauergeschichten über das Leben der Gefangenen.

Waren die Kinder unartig, so wiesen die Mütter mit dem Finger nach dem Kloster, und sofort wurden die Kleinen ruhig. Die Boches waren der Schrecken der Kleinen und der Abscheu der Großen.

Man verwünschte die Gefangenen.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von Zeit zu Zeit kamen traurige Nachrichten. Tot, vermißt, verwundet ... Jedes Haus hatte sein Leid.

Es kamen Briefe aus Deutschland; das ganze Städtchen erfuhr davon. Man versammelte sich; man befühlte das Papier. Es war kein Zweifel möglich. Eigene Landsleute waren Gefangene in irgendeinem fremden Dorf. Gefangen wie die „Boches" im Kloster. Vielleicht hatte man auch sie beschimpft, ohne daß sie sich wehren konnten ... Und die Frauen schämten sich ihrer Wut. Man hoffte, daß die Bevölkerung des fernen Landes barmherzig gegen die gefangenen Franzosen sei.

Man fragte die Landsturmleute aus, die abwechselnd mit dem Bajonett an der Tür des Klosters Wache standen. Und sie erzählten, daß auch die Deutschen manchmal Briefe bekämen, und daß sie beim Lesen weinten. Auch sie hatten Eltern, Frauen und Kinder verlassen. Auch sie litten unter dem Krieg. Hier Gefangene, dort Gefangene. Auf beiden Seiten arme Burschen, die den Tod aus der Nähe gesehen hatten. Man sollte ihnen nicht weh tun.

Man hatte Mitleid mit den Gefangenen.

Eines Sonntags, es war warm und die Häuser in Sonne gebadet, erhob sich ein Gesang vom Kloster her.

Er war feierlich und sanft, ernst und traurig.

Die Frauen traten auf die Türschwelle.

Was sangen die Gefangenen? Keiner verstand die Worte, aber eindringlicher als diese sprach der Ton zum Herzen der Bauern.

Er sprach von Glauben, er sprach von Liebe. Er sprach von der Zeit, die verrinnt, und vom Heimweh. Er suchte Hoffnung. Der Abschied klang in ihm.

Und die Frauen falteten die Hände wie in der Kirche. Die Kinder spielten nicht mehr im Gäßchen.

Die Alten, auf ihren Stock gestützt, versanken in Nachsinnen.

Die Musik brachte den einfachen Seelen den Frieden.

Es war schön, das Lied der Gefangenen. Es legte sich voll Andacht auf die schmerzerfüllten Heimstätten.

Es war feierlich und sanft, ernst und traurig ...

Als es in einem Hauch erstarb, ging jeder wieder heim. Der Abend verstrich in ungewohnter Ruhe. Etwas Feierliches war geschehen.

Es ist schöner als ein Choral, sagten die jungen Mädchen.

Und mehr als eine träumte an ihrem Fenster, derweil der Tag zur Neige ging ...

Man konnte sehen, wie die Gefangenen auf der Straße Steine klopften. Sie waren jung und stark und handhabten ihr Werkzeug im Takt. Man mied sie nicht. Sie waren nicht mehr die Menschenfresser, mit denen die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mütter ihre Kleinen schreckten. Man nannte sie nicht mehr Boches; man sagte „die Gefangenen".

Der Sommer kam, und jeden Abend sang der Chor der Gefangenen im Innern des Klosters. Das Dorf versammelte sich; die Dämmerung senkte sich auf die Felder. Ein leichter Wind strich durch die Blätter. Jung und alt gab sich dem Zauber der Harmonie hin. Diese enthüllte ihnen die enge Zusammengehörigkeit, die sie, die Kinder des lachenden Languedoc, mit jenen anderen, den Söhnen des fernen Deutschlands, verband.

Lieben, glauben, hoffen, trauern, sagte das Lied der Gefangenen. Und die Bauern verstanden. Sie fühlten, daß sie alle, Freunde wie Feinde, Menschen seien und daß dasselbe ewige Gefühl ihren Weg erhellte ...

Am hellen Morgen oder in der lauen Dämmerung kamen die Gefangenen vorbei. Sie gingen zur Arbeit oder kehrten ins Kloster zurück. Sie senkten nicht mehr das Haupt. Man sagte ihnen freundliche Worte, man bot ihnen Früchte an. Und die Mädchen, die schönen Mädchen mit den braunen Augen und den geschmeidigen Gliedern, lächelten ihnen zu.

Die Natur kam zu ihrem Recht.

Man liebte die Gefangenen ...

* * *

Und die Frauen fragten sich nachdenklich:
— Wozu der Krieg? —

Heinrich Mann

Von Joachim Friedenthal (München)

Sein Name ist ein Führername geworden. Der nun Sechsundvierzigjährige ist Zeit seines Lebens nicht aus dem stolzen Kreis seiner schaffenden Einsamkeit herausgetreten. Aber die junge Generation hat ihn, ähnlich wie Wedekind, mit Enthusiasmus auf den Schild gehoben. Und mit zäher und leidenschaftlicher Energie führt ihn der Verlag Kurt Wolff in Leipzig den Hunderttausenden jetzt zu, bringt ihnen in Zehntausenden von Exemplaren seine Romane und in einer sehr schön und würdig ausgestatteten Gesamtausgabe das geeinte Werk.

Ein Werk, das noch nicht die Fülle Balzacs hat, aber von der Universalität seines Geistes, seiner Weltgestaltung erfüllt ist. Wie diesem ist ihm die ewige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„comédie humaine" das Thema. Wie dieser seiner eigenen Zeit, stellt er der unseren die Bürgerwelt auf, die unter dem Überfall der fremden Schönheit aufzuckt und nichts sucht als Steigerung ihrer selbst an dieser Schönheit: in Liebe, Eitelkeit, Ehrgeiz, Kampf aller Arten, sich berauschend an ihr, sich überspannend, sich zerkrampfend.

Man nannte Heinrich Mann vor Jahren schon den einzigen legitimen Erben Flauberts. Die Legitimität in Ehren. Die Erbschaft aber traf dann einen Reichen, der an Eigenem genug hatte und das Erbe nur zu einer Pracht und geschulten Straffheit der Form verwandte, wie sie bei uns bisher selten vorkam. Er lernte von jenem den Rausch der Worte meistern und die beherrschte Kraft der Sprache. Er lernte die Fülle bändigen und ihre überstürzende Bewegtheit in die rhythmisch gehaltene Form der Reife bannen. Auf eine erstaunliche Art kommen so die menschlichen Leidenschaften bei ihm in jähen Sturz, um wundersam im bebenden Gleichgewicht kunstwaltender Kräfte gehalten zu werden.

Er lernte viel. Gleichgültig, von wem. Eingeboren aber ist ihm und nirgends zu lernen, was alles erst weiht, ohne die Kunst zum Virtuosentum herabsinkt: die schmerzliche Güte des Geistes, das soziale Ethos, der Furor der Menschlichkeit.

Zola hatte sie auch, aber nicht die hohe, formende Kraft der Kunst. Er warf mit ungefügen Zyklopenhänden seine Werke der geistigen und sozialen Revolution ins Volk, war mehr Kämpfer als Dichter, ward größer durch seine Persönlichkeit als sein Werk. Und Heinrich Mann, der Zola in einer Monographie ein Denkmal setzte, wie es schöner und ragender ein Dichter dem anderen nicht oft zu errichten vermochte, weiht es dem Lehrer der Demokratie. Auf den Sockel eines Fundamentes, das gebaut ist aus den tausendmal geglühten Erzquadern von Leiden und Kämpfen einer zermarterten Menschheit, stellt er diesen leidenschaftlichen und vom reinen Geist besessenen Künder einer vertieften Demokratie; läßt ihn, wie mit der Posaune des Jüngsten Gerichts, erschütternd den Ruf herabschallen: Hat sich diese Menschheit nach all den tausendjährigen Leiden nicht endlich ihr bißchen Erdenglück verdient! —

In den Ruf des Franzosen hört man die Stimme des deutschen Dichters beben.

Diese repräsentative Persönlichkeit deutschen Geistes schalt man vor Zeiten undeutsch oder ganz und gar romanisch. Gewiß, es sind romanische Elemente in seinem Geist. Sind auch in seinem Blut. Der Sohn des Lübecker Patriziers und der kreolischen Mutter weiß von der Qual und dem Glück des Lebens „zwischen den Rassen"(wie es einer seiner besten Romane benennt). Aber er hat zwischen dem Brausen südlichen Bluts und der patrizialen Gehaltenheit nordischen Geistes ein zuchtvolles Gleichmaß gefunden. Während

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein Bruder Thomas Mann an der patrizialen Gehaltenheit väterlicher Artung hohes Genügen fand, den enger gezogenen Kreis schneller und zunächst mit größerer Vollendung ausschritt, dehnte er sich kühner, aufrührerischer, verlangender von je den Kreis des Weltbildes.

* * *

Aus überaus starkem Erleiden der Welt wuchs dieses Schaffen. Die überlastete Empfindung sucht sich seelische Entlastung. Deshalb wird die Form herausgetrieben (zuweilen sogar übertrieben) mit einer drängenden Wucht, daß die Züge der Menschen überlebensgroß und legendär, wie in Erz gehämmert scheinen. Deshalb diese atemlose Bewegung in seinen Romanen, dieses farbige Auf und Ab.

Die überlastete Empfindung führt zur Seele seines Werkes: als schüfe er, nicht aus Freude an der eigenen Kraft, sondern aus dem Anblick und Erleiden einer Welt von Schönheit, aus dem Gefühl für fremde Arten, aus der Steigerung an ihnen, eine neue Welt, eine bessere, schönere. Das hat nichts mit Ressentiment zu tun. Sondern: ist ein Streben, mit dem Gefühlten ins Gleichgewicht zu kommen.

Das Problem der Zeit (der vorkriegerischen) wird in ihm und seinen Menschen klar. Es jagt in allen und allem. Nicht nur nach Liebe, wie in jenem feinen Typ des leidsüchtigen Knaben Claude Marchu in der „Jagd nach Liebe". Es jagt nach Geld, Ruhm, Leidenschaften, Erkenntnissen, neuen Rechten, neuen Erweiterungen der eigenen Sphäre. Alles ist getrieben von dem Anblick fremder Schönheit und Größe. Ein wahnwitziger Wettlauf der Welt, bei dem sich das niedere Getier fabelhaft geschickt unter den Fängen der Adler verkriecht, um solcherart womöglich noch schneller ans Ziel zu kommen. Alle suchen den anderen gleichzutun oder sie gar zu übertreffen. Im Hohen wie im Gemeinen, im Äußerlichsten des Luxus und der Renommierverschwendung hochstaplerischer Dürftigkeit wie in jenen Verzückungen, Krämpfen und Leiden der ewig einsam gebliebenen Seele, die über sich selbst hinaus will. Jeder fühlt: es ist verächtlich, nicht über sich hinaus zu wollen, lächerlich, dabei zu stürzen. Und zwischen Menschenstolz und Lächerlichkeit führt Heinrich Mann seine Menschen. Hin auf den schmalen Grat, der oben auf der aufgetürmten Pyramide des Lebens den Schwindelfreien und Starken das Lächeln schenkt.

Hier packt er die Menschen seiner Zeit, durch diesen Spalt ihrer Existenz, gestellt zwischen Können und Wollen, leuchtet er hinein und läßt sie durchsichtig scheinen. Immer wieder läßt er in die umfriedeten Hürden der Bürger das Geschlecht der reißenden Tiere einbrechen, der schönen wilden Tiere. (Hierin ganz Wedekind ähnlich.) Die freieren Wünsche, ungehemmteren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Instinkte, das kühnere Zupacken, die verantwortungslose Kraft — er stellt den Panther in den Kampf mit tausend Hauskatzen und den Starken in den Kampf gegen die Welt. Das Ausweichen, Verfolgen, Jagen, die überraschenden Erfindungen und Empfindungen, die das zahme Getier im Kampfe mit dem wilden gewinnt, wie es sich selber entzündet, sich steigert, sogar den Pantherſprung nachahmt — das sind des Dichters kleine und große Spiele.

Sein Thema in den Romanen und Novellen ist immer wieder vielfältig, wie es sich im Leben darstellt, der Überfall fremder Schönheit und Größe, der Kampf der anderen um sie.

* * *

In dem Werk seiner höchsten Reife, das er um die Vierzig schrieb, in dem Roman „Die kleine Stadt", geschieht dieser Überfall durch einen Komödiantentrupp. Die Stadt wird jählings aufgeweckt, lärmt, wirbelt durcheinander, spiegelt sich im Schein und zeigt ihr Wesen. Und Abbild der großen Welt wird, was auf engem Trottoir nicht Raum zu finden scheint für die großartig ausladende Geste.

So viel Schönheit ist in diesem Werk und so viel lächelnde Erkenntnis. Man glaubt, man sei ein wenig glücklicher geworden, nachdem man es kennen gelernt hat.

Neben dem Großen und Furchtbaren gestaltet er das Liebenswerte. Er weiß Frauen, weiß Mädchen von seinem Schöpferatem erbeben zu lassen, die aus einer Welt der Vergangenheit in dieses Leben zu treten scheinen. So ausgefüllt sind sie von einem einzigen Gefühl. So überstrahlt von einer einzigen Glut, leben und sterben sie mit bitterem Heroismus in der kräfteballenden Enge einer Leidenschaft. Das Kind des Mardini aus dem ewig beschatteten Landhaus der kleinen Stadt, das adlige Geschöpf fraglos verschwendenden Frühlings (aus der großen Novelle „Pippo Spano"), manche anderen seiner Frauengestalten noch sind Schwestern der Herzogin von Assy, deren Entfaltung zu Freiheit, Schönheit und Liebe er in den „Göttinnen", den drei Romanen „Diana", „Minerva" und „Venus" gleichsam als Symbol des ganzen Menschengeschlechts formt.

Dieses monumentale Dichtwerk schuf er Anfang der Dreißiger. Es ist typisch für den großen Wurf Heinrich Mannscher Anlage, der noch die letzte künstlerische Vollendung der späteren Romane und der Novellen fehlt; der Novellen, die als Ausschnitte erhöhten Lebens ein glanzumflossenes Einzeldasein haben. Und klingen doch alle von der Musik der „Flöten und Bleche", wie er die eine Sammlung nennt. Die andere heißt „Das Herz" oder — seine früheste — „Das Wunderbare", und wieder eine andere, die von dem Erleben kindhafter Menschen erzählt, „Stürmische Wogen". (Man findet

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie vereint in zwei Bänden der Gesamtausgabe.) Der Kampfplatz dieser Novellen ist immer wieder die menschliche Seele.

Dazwischen wachsen die anderen großen Romane, die ich zum Teil schon erwähnte, wie „Die Jagd nach Liebe", „Zwischen den Rassen". So ist vor allem der Roman „Professor Unrat", der mit erstaunlicher Bildkraft das Ende eines Schultyrannen und das Wesen einer ganzen Schülergeneration gestaltet. Manns Jugendroman „Im Schlaraffenland", der jetzt wegen seiner amüsant witzigen Satire Berliner Zustände am meisten gelesen wird, ist der schwächste der ganzen Reihe. Und so stellt sich vorläufig auch diese neue Popularität als das alte Mißverständnis des großen Publikums dar.

In diesem kurzen Abriß eines Werkes und einer Persönlichkeit geht es leider nicht an, das einzelne näher zu würdigen. Aber etwas Wesenhaftes dieses Schaffens wollen wir nicht übergehen: das Dramatische. (Es ist bedauerlicherweise nicht in die Gesamtausgabe aufgenommen.) Heinrich Mann, der schon in seinen Romanen und Novellen einen glänzenden Dialog von dramatischer Spannkraft und geistig geladener Atmosphäre schrieb, so daß es aus seinen Novellen „Der Tyrann" und „Die Unschuldige" kurzerhand die gleichnamigen Einakter formen konnte, tat den Schritt zur Bühne aus naturgemäßer Anlage. Vollkommen gelang er erst (nach ein, zwei bedeutsamen Versuchen) wie mit den Schauspielen „Die große Liebe" und vorher „Die Schauspielerin", mit dem Drama der französischen Revolution „Madame Legros". (Hier hat man vielleicht das erste neue politische Drama großen Stils.) Das Wunderbare, hier ist es Ereignis: ein hohes politisches Ethos ist aufs innigste mit hoher dichterischer Kraft verschmolzen. Ein Weib kämpft, getrieben wie von göttlicher Sendung, für den „Unschuldigen" in der Bastille. Und alles fühlt: die ganze Menschheit ist es, die unschuldig in der Bastille sitzt und des Befreiers harrt. Ein Einzelschicksal ist mit schärfsten Konturen und farbigster Belebung des Individuellen dargestellt. Und das Schicksal einer ganzen Zeit, der Zusammenprall von Volk und Zwangsstaat, von Menschenfreiheit und absolutistischer Bedrückung, stellt sich machtvoll auf und wandelt die Bühne zum Weltgericht.

Die Jungen suchen das neue Pathos. Hier ist es. Im großen Gegenstand, würdig unserer Liebe und unseres Interesses, fern von den Gleichgültigkeiten eingeschränkter Ichnaturen. Hier ist er. Wie Madame Legros selber ihrer Zeit das hohe Beispiel wird, sei es unserer Zeit dieses Drama.

* * *

Das soziale, das politische Ethos tönt mit voller Stärke in seinen letzten Werken an, die zum Teil der Öffentlichkeit noch nicht übergeben sind, so in einem neuen Drama, so in dem gerade vollendeten Roman „Die Armen".

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber über allem schwebt diese tiefgewurzelte Güte des Geistes. Sie scheint wie die Sonne über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte. Sie kann grausam scheinen in jenem schonungslosen Enthüllen der Laster und Lügen unserer Zeit, in der heftigen Karikatur gewisser Typen, deren Züge und Zustände mit unheimlicher Kraft des Grotesken übermäßig herausgetrieben werden. Aber es ist die Grausamkeit des Operationsmessers. Es ist der Geist, dessen Güte aus der Tiefe aller schmerzlichen Erkenntnisse, alles Wissens um die menschliche Seele und das Leben geboren ist. Viel zu sehr Künstler, um Licht und Schatten nach moralistischen Gesichtspunkten zu verteilen, weiß er mit eben dieser Künstlerschaft jenen Spalt der individuellen Existenz und der Lebenszustände zu durchleuchten, in dem sich Echtes von Unechtem scheidet oder grotesk vermengt. Nicht aber, daß die Masse, handelt es sich um sie, grotesk ist, nein, daß sie elend ist — weiß er als ihre Tragikomödie zu gestalten. Und er läßt fühlen, wo aus dem Tragikomischen die furchtbare und reinigende Tragödie aufwuchtet ...

Dieser Dichter reinen Geblüts ging in seinem Schaffen von den Kämpfen, Leiden und Festen der Einzelseele aus, die an dem Überfall fremder Schönheit und Größe sich steigert, mit edlem Antrieb oder in grotesker Verrenkung. Und er wächst nun, in die Reife der Mannesjahre gekommen, mit dem Kreis, den er in die Welt und ihre Begebenheiten sich dehnt, mit dem Schicksal der Massen, das er gestaltet.

Galizien

Von Reinhard Weer

Arm ist dies Land, und schwere Wolken ziehn
Ob seinen Schroffen, Schluchten, Buchenwäldern,
Um sich als Tränenregen zu versprüh'n
Auf dornverstrüppten, lang verwaisten Feldern. —

Schön ist dies Land in allen Kümmernissen,
Wo wilde Winde um die Berge wehn,
Doch manche Rune hat der Krieg gerissen,
Und Kreuze ragen groß auf allen Höh'n. —

Geduldig ist dies Land und träumeschwer:
Es wartet still gefaßt auf seine Zeit ...
Die dunkeln Wolken wallen drüber her,
Und Adler ziehen in Ätbereinsamkeit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedensnähe

Reale Grundlagen für einen baldigen Frieden sind eigentlich nur auf der russischen Seite vorhanden. Und doch geht — unleugbar durch alle Öffentlichkeiten ein deutlicher Zug nach Friedensnähe. Nicht allein aus Wunsch gezeugt. Ein bestimmtes Vorgefühl, das sich vielfach geradezu zur Überzeugung härtet. Franzosen und Engländer scheinen zwar mit den heftigsten Angriffen diese allgemeine Ansicht widerlegen zu wollen. Flunkern auch gegen ihre bessere Einsicht mit der amerikanischen Hilfe, die als unmittelbarer Eingriff in den Kriegsverlauf fast als Lächerlichkeit anmutet. Dennoch beharrt das Gefühl der Friedensnähe.

Die Episode der sozialistischen Vermittlung kann als abgetan gelten. Die Spaltungen innerhalb des Sozialismus haben sich als unüberwindbares Hindernis einer solchen Verständigung erwiesen. Vielleicht der drastischste Beweis, daß da eben auch Parteien sprechen und nicht Völker. Sie haben Massen hinter sich und doch nicht das Gewicht der Masse. Mit dem gärenden Rußland, das selbst noch nicht weiß, was sich für ein Niederschlag aus dem stürmischen Prozeß ergeben werde, kann zwar der Kriegswille der Entente nicht mehr rechnen. Und Italien, das seine Geschütze wieder reden läßt, jedoch militärisch erklärt, keine aussichtsreiche Offensive ohne gleichzeitig einsetzende russische ergreifen zu können, dürfte trotz aller Zwangsmittel der Entente auch bald in seinem gegenwärtigen Schlachteneifer erlahmen. Von innen heraus droht dort ärgere Gefahr, als in Paris und London angenommen wird.

Frankreich und England werden wohl bis zu einer plötzlichen Einschwenkung zur Friedensidee weiter vom Sieg, von der Vernichtung der Mittelmächte möglichst laut reden, werden versuchen, den Krieg zu verlängern, aber nach vollzogenem Abfall der Verbündeten, für die Amerika kein „Ersatz" ist, eines Tages ohne lange Vordebatte friedenswillig werden. Es ist ihr System — unterschiedlich von unserem — darüber bis zur letzten Stunde nicht sprechen zu wollen. Dieses System hat innerpolitische Gründe und auch solche der Volkspsychologie.

In Österreich-Ungarn, das sich trotz geringerer Kriegsbereitschaft und trotz Mangel an feststehenden Organisationen, über welche Deutschland verfügte, tapfer und opfermutig geschlagen hat, ist der Friedenswille lauter und stärker als bei uns. Durchaus menschlich begreiflich, da Österreicher und Ungarn unter dem Eindruck stehen, sobald Rußland aus der Front scheidet, Italien nicht mehr voll aktionsfähig wird, der Balkan abgetan ist, ihr Sonderteil am Krieg abgeschlossen zu haben. Deshalb denkt aber kein Besonnener in der Donaumonarchie daran, an dem Bündnis mit Deutschland, das ja keine ausschließliche Waffengemeinschaft, sondern eine Existenz- und Entwicklungssicherheit für die Zukunft vorstellt, zu rütteln.

Das weiß die Entente auch ganz genau aus den vergeblichen Versuchen, die mit verlockendsten Angeboten an Wiener Stellen gerichtet und stets entschieden abgewiesen wurden.

Ich glaube auch nicht, daß man sich in London und Paris, wenn auch deren Presse unsere Äußerungen über Friedenswillen und Friedensgeneigtheit in gewohnter Weise als Schwäche und Entkräftungsanzeichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausschreien muß, falsche Vorstellungen über die noch vorhandene Widerstandskraft der Mittelmächte macht. Und eben deshalb neige ich der Ansicht zu, daß man sich in diesen feindlichen Lagern eines Tages plötzlich zur Einsicht bekehren wird, eine weitere Fortsetzung des Krieges sei zwecklos. Dann erst ist der Friede in nächster Nähe. Ob dieser Augenblick jetzt mit Recht schon vorgefühlt werden darf — darüber ist noch kein Urteil zulässig.

Konstatiert sei nur, daß dieses Vorgefühl da ist. v. S.

Weiße Krieger und gelbe Arbeiter

Japan hat sich bisher hartnäckig geweigert, seinen Verbündeten Truppen für die europäischen Kriegsschauplätze zur Verfügung zu stellen. Ebensowenig wird sich wohl China, falls es, wie zu erwarten ist, dem Abbruch der Beziehungen zu Deutschland die Kriegserklärung folgen läßt, bereit finden lassen, den finanziellen Beistand Englands und Amerikas, um den es seine Neutralität preisgibt, mit Blutopfern zu bezahlen. Um so bereitwilliger stellen die beiden gelben Mächte den Regierungen weißer Völker ihren Menschenüberfluß für Dienste hinter den Fronten zur Verfügung. Je mehr gelbe Platzhalter den Regierungen des Zehnverbandes zur Betreuung von Stellen weißer Arbeiter zur Verfügung stehen, desto gründlicher können sie ihre wehrfähigen Bürger für den Waffendienst einziehen, desto hartnäckiger können sie den siegreichen deutschen Heeren Widerstand leisten, desto länger dauert der Krieg, desto größer werden die Verluste an Menschen und Gütern, desto weniger wird man der gelben Arbeitskräfte nach dem Kriege völlig entraten können, wo man sie wieder loswerden möchte.

Die größten Anleihen auf den gelben Arbeitsmärkten hat bisher Rußland aufgenommen. Japan hat sich durch das letzte Abkommen mit Rußland weitgehende Freiheiten, Rechte und Vorrechte für seine Auswanderer und Reisenden in Sibirien gesichert; planmäßig suchen vor allem seine Kaufleute die Kriegszeit auszunutzen, um die sibirische Bevölkerung von deutscher Ware zu entwöhnen und an japanische zu gewöhnen. Immerhin ist die Zahl der Japaner, die sich während des Krieges in Sibirien eingenistet haben, verhältnismäßig gering; sie verschwindet im Vergleich zu dem ununterbrochenen Strom chinesischer Kulis, der sich dorthin und darüber hinaus bis ins europäische Rußland hinein ergießt. Schon vor Monaten schätzten russische Blätter die Zahl der in ganz Rußland beschäftigten Chinesen auf 500 000. Selbst in der Nähe von Petersburg hat sich schon eine größere chinesische Ansiedlung gebildet, und in der Umgebung von Helsingfors arbeiten gegenwärtig 20 000 Chinesen beim Bau einer Eisenbahn. Auch in Sibirien werden die eingeführten Kulis großenteils bei Bahnbauten verwendet, daneben im Bergbau. Von den im Ural beschäftigten Chinesen wird berichtet, daß sie in Erdhütten wohnen und bei freier Wohnung und freiem Essen 13 Stunden täglich fast ohne Unterbrechung arbeiten. Im ganzen russischen Reiche werden die Chinesen als Landarbeiter in Anspruch genommen, außerdem in der Metall-, also Kriegsindustrie. Wenig erbaut von der wachsenden Ausdehnung der Beschäftigung chinesischer Arbeitskräfte ist das „Nowoje Wremja". Auch dieses Blatt spricht von Hundert-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tausenden, die bereits angesiedelt seien, und fährt fort: „Das Eindringen der chinesischen Kulis ist für die arbeitende Masse verhängnisvoll, weil es überall die Arbeit bis aufs äußerste verbilligt, unter welcher Bedingung die Arbeiter anderer Nationalitäten nicht mehr existieren können. Sehr gefährlich ist auch der Zustrom der Gelben in hygienischer Beziehung. Im Gouvernement Archangelsk sind unter den dort arbeitenden Chinesen schon verschiedene ansteckende Krankheiten ausgebrochen."

Die französische Regierung schloß im Sommer vorigen Jahres mit einem chinesischen Syndikat einen Vertrag ab, wonach 50 000 chinesische Arbeiter zur Beschäftigung in Frankreich angeworben werden sollten, darunter möglichst viele gelernte Arbeiter: Schreiner, Maurer, Tischler usw. Es wurde vereinbart, zunächst nur 5000 Arbeiter zur Probe abzuschicken; wenn man mit diesen gute Erfahrungen mache, sollten die übrigen 45 000 rasch folgen. Die Probe muß gut ausgefallen sein, denn man hat nach der Ankunft der ersten 5000 Chinesen in Frankreich immer wieder etwas von Ausschiffungen weiterer chinesischer Nachschübe gehört. So gaben die Züricher Nachrichten vom 20. Januar d. J. eine Mitteilung des „Coast Seamens Journal" wieder, wonach „zur Arbeit in den Munitionsfabriken des Seinedepartements" unlängst wieder ein größerer Chinesentransport ausgeschifft worden sei. Übrigens steht die Beschäftigung von Chinesen in französischen Munitionswerkstätten in schroffem Widerspruch zu einer Erklärung, die die chinesische Regierung dem deutschen Gesandten in Peking im vorigen Jahre gab, wonach die von Frankreich gedungenen Arbeiter nur in der Landwirtschaft und anderen friedlichen Gewerben, nicht in der Kriegsindustrie verwendet werden sollten. Nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen Chinas zu Deutschland wird von solchen Einschränkungen natürlich erst recht nicht mehr die Rede sein. „Die asiatischen Arbeiter", meint „L'Œuvre" (Paris), deren die Deutschen sich nicht bedienen können, werden es uns möglich machen, unsere industriellen Leistungen, wenn wir wollen, zu verdoppeln."

Die englische Regierung hat sich bisher mit Rücksicht auf die Stimmung in den Kreisen der einheimischen Arbeiter darauf beschränkt, Chinesen als Seeleute auf Handelsschiffen und als Arbeiter hinter der Front in Frankreich zu beschäftigen. Wenn sich allerdings eine Meldung als richtig herausstellen sollte, die das „Nowoje Wremja" unter dem 17. Dezember v. J. brachte, so werden künftig auch in England selbst chinesische Arbeiter Verwendung finden. Danach wären schon Ende vorigen Jahres in Tschifu und Weihaiwei unter Mitwirkung des englischen Gesandten in Peking und der chinesischen Behörden 50 000 Chinesen „zur Absendung nach England" angeworben worden. Im übrigen genügt auch die Zunahme der Chinesen auf englischen Schiffen, um ihnen den Arbeitsmarkt auf den britischen Inseln zu erschließen. Schon vor dem Kriege pflegten sich zahlreiche Chinesen von den Führern englischer Schiffe nur anwerben zu lassen, um nach der Ankunft in einem englischen Hafen zu entlaufen und zu Lande irgendwelche Beschäftigung zu suchen. Es gab daher bereits in allen größeren englischen Hafenstädten Chinesenviertel, die sich nun während des Krieges unheimlich rasch ausdehnen. „Tausende von chinesischen Matrosen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Heizern landen in London,“ klagt der Generalsekretär der englischen Matrosen- und Heizervereinigung, „während man vor wenigen Jahren nur von Hunderten sprechen konnte;“ er fährt fort: „Als chinesische Arbeiter nach Südafrika gebracht wurden, da entstand ein ungeheurer Aufschrei in unserem Lande. Heute aber mustern zahlreiche Reeder Chinesen nur deswegen an, weil sie mit geringeren Löhnen sich begnügen als Briten oder unsere Bundesfreunde, und bescheidenere Ansprüche an die Ernährung stellen. Es wird ein trostloser Zustand werden, wenn britische Matrosen, die jetzt ihrem Könige und ihrem Vaterlande auf den Meeren dienen, nach ihrer Rückkehr beim Schluß des Krieges finden, daß ihre Stellen durch billigere Arbeiter aus Asien eingenommen sind.“

Vor dem Kriege war Rußland dazu übergegangen, seine asiatischen Besitzungen der gelben Rasse zu verschließen. Nach Friedensschluß werden sich zweifellos die Gründe, die dazu führten, dieselben, die vorher schon in den Vereinigten Staaten wie in Australien, Neuseeland, Kanada und Südafrika asiatenfeindliche Einwanderungsgesetze hervorgerufen hatten, wieder gebieterisch geltend machen. Ebenso wird man die gelben Hilfskräfte später in Frankreich und England wieder los werden mögen. Indessen werden die mit ihnen abgeschlossenen Verträge noch nicht gleich abgelaufen sein, die z. B. für die in Frankreich beschäftigten Chinesen eine fünfjährige Dauer haben. Man wird sie auch für die Übergangswirtschaft noch lange Zeit dringend brauchen. Inzwischen aber wird Japan als die Vormacht der gelben Rasse eifrig bemüht sein, eine Politik der offenen Tür für asiatische Auswanderer geltend zu machen. Wer beachtet hat, wie viel Sorge den amerikanischen und britischen Staatsmännern schon vor dem Kriege die fortwährenden Anbohrungen der japanischen Diplomatie wegen des Anspruches asiatischer Auswanderer auf das Recht freier Niederlassung in allen von der weißen Rasse besiedelten Ländern bereiteten, wird voraussehen, daß es den feindlichen Regierungen nach dem Kriege mit den von ihnen gedungenen gelben Arbeitskräften ergehen muß wie dem Zauberlehrling im Goetheschen Gedicht mit den Geistern, die er gerufen hatte, ohne sie wieder bannen zu können.

Otto Corbach

Robert Liefmanns „Geld und Gold“ *)

Das theoretische Buch des Freiburger Nationalökonomen enthält vor allem eine Forderung praktischer Maßnahmen, mit der sich der Reichsbankpräsident eingehend auseinanderzusetzen haben wird oder schon getan hat: nämlich die, daß der deutschen Volkswirtschaft durch die Folgeerscheinung der Goldwährung 3 Milliarden Mark verloren gehen, die bei einer produktiveren Währung gespart werden können. Das Gold soll nicht mehr die unproduktive Arbeit leisten, in den Tresors der Reichsbank den umlaufenden Papierwert zu decken.

Das Buch kommt erst nach einer weitspannenden Ausdehnung zu diesem Ergebnis. Diese „ökonomische Theorie des Geldes“ zielt auf das Zentralproblem des Preises und Wertes und damit des Geldes. Liefmann, der seinen subjektivistischen

*) Robert Liefmann, „Geld und Gold“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1916.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Standpunkt wiederholt mit viel Wärme und Energie verfochten hat, gibt dabei eine dogmenhistorische Darstellung der Geldtheorie. Der wissenschaftliche Reiz und die wissenschaftliche Gefahr des Buches liegt aber gerade darin, daß Liefmann „rein theoretisch eine ökonomische Theorie des Geldes gibt, aber im letzten Grunde auch praktische Zwecke, und zwar im höchsten Sinne praktische Zwecke verfolgt". Trotz dieser lauernden Beweisführung, die in der ganzen Weite der Folgerungen und Ursachen, Konsequenzen und Zusammenhängen dargestellt wird, entsteht ein klares Bild von der innerwirtschaftlichen Funktion des Geldes: Vom Wesen des Geldes und seinem Wert als politisches Mittel; von der Diskrepanz zwischen Nominalismus und Metallismus, d. h. von der Geschichte des alten Währungsstreites; von der ganzen Gestaltung der Währung durch das Gold mit den Fragestellungen, wie der Preis des Goldes zustandekomme und welche Währung den sichersten Geldwert erzeuge; von den motorischen und dynamischen Wirkungen des Geldes als Ursache der Preisveränderungen — und schließlich von den Aufgaben der gegenwärtigen Geldpolitik, die sich von der unmotivierten Forderung der Goldwährung freimachen müsse.

So bedeutet diese neue Arbeit Robert Liefmanns nicht nur eine fesselnde Aussprache über die Geldtheorien, sondern greift mitten hinein in die Diskussion des Tages. Sie ist gleichsam charakteristisch für unsere Zeit mit ihrem Wunsch, auch in den wissenschaftlichen Äußerungen teilzunehmen an den „Forderungen des Tages". Freilich liegt die Gefahr nicht allzufern, in der Solidarität mit den empirischen Nöten der Zeit das heißerkämpfte Glück der reinlichen Scheidung der wissenschaftlichen Geste von allen anderen Lebensreihen wieder aufzugeben. Diese Warnung nehmen wir deutlich mit aus diesem Buch; auch wenn es in seiner Gründlichkeit den ganzen Kosmos des Geldes auftun will.

Und noch einen anderen Eindruck: der merkwürdige metaphysische Zauber des Geldes liegt in der Tatsache der ungeheuren Individualisierung des wirtschaftenden Menschen; in der durch die geschichtliche Mission des Geldes bedingten Bewegungsfreiheit und Erweiterung des Trägers der Wirtschaft. (Was durchaus nicht sozialpolitisch gemeint ist.) Dieser letzte Sinn des Geldes ist nicht immanent geworden in Liefmanns Buch. Eine ökonomische Theorie des Geldes hat zwar nur die ökonomischen Auswirkungen des Geldes zu studieren, muß aber das Geld in dem letzten Sinne seiner Ausdehnung und Intensität erfassen.

Norbert Einstein

Geschichtschreibung aus der Gegenwart?

Sich selbst, von seiner Zeit umgeben und ihr nur hingeschenkt, historisch zu erfassen: das (vergebliche) Bezwecken des Dilettanten. Subjektivismen feierlich zu nehmen, sichtend zu ordnen, zu legalisieren: Wer es versuchen und, unbewußt, die Vorzüge seiner Augenblicksbeobachtung in ein System pressen möchte, spottet seiner selbst und weiß nicht, wie. Geschichtschreibung aus der Gegenwart heraus ist nicht möglich.

Ein konsequenter Impressionist (vielleicht gab es niemals einen) hätte nimmermehr sein Wesen dadurch Lügen strafen sollen, daß er taggeborene, tagerfüllte, also auch tag-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begrenzte Studien in ein Buch zusammenfaßte, dem geschichtlicher Belang unterzuschieben wäre. Denn wer ein größeres Werk beginnt, ohne zumindest die Hoffnung auf dessen „ewigen" Bestand zu hegen, begreift seine Sendschaft spielerisch und steht, wofern er kritisiert, in nichts über jenen seichten Unterhaltern, deren Geschäft er tadelt. Das impressionistische Theaterschriftstellertum, das seine Tagesnotizen für bewahrenswert hält, bestreiten seichte Unterhalter (die, im Einzelfall, gute Gedanken haben können). Es gibt das Zerrbild aller Theatergeschichtschreibung ab. In Eugen Roberts „Theaterabenden" — die Georg Müller in München verlegte — stehen die Sätze: „Das Leben ist: der heutige Tag, die jetzige Stunde, der ewigletzte Augenblick ... Unsterblich ist, der heute lebt. Für den kommenden Morgen kann niemand gutstehen." Wer, mit diesem Glauben der Irreligiösen, Bücher drucken läßt, hat des Gefühls für Verantwortung nicht ein Gran mehr als Einer, der, mit gewissem Schwindsuchtkeim und als unbedingt an jede Vererbung Gläubiger, Kinder zeugt. Alle Selbstgefälligkeit entschuldigt nicht den völligen Mangel des Selbstvertrauens, das, mit hohem Recht, Carlyle dem Gewissen des Publizisten vorschrieb. Bücher entstehen, die ihres Verfassers Dasein dementieren, nachdem ihr Tag (der zehn Jahre währen kann) versunken ist. Sie können von urteilsfähigen, geschmackvollen, einfallreichen, musischen Menschen stammen: Robert, als Erforscher Shaws und Glossator Schnitzlers, erhärtet es. Doch ist nicht zur Rechtspflege berufen, wer nicht an die glaubt, die nach ihm und uns kommen werden.

Doch Geschichtschreibung aus der Gegenwart heraus i st möglich. Und möglich eine Theaterkritik, welche die Bühne als gottgewollten Erlebnismittelpunkt ehrt, allem besten Subjektivismus seine Rechte wahrt, ohne von anderem, als reinster Sachlichkeit, besessen zu sein, und, ganz bewußt, den heutigen Tag sogleich in die Kette reiht, die Ewigkeiten, gleich anderen dunklen Begriffen höchst konkret geachtete, bindet. Voraussetzung, Daseinsbedingung, Wesenszug solcher Art von Rechenschaftsberichten über Theaterabende ist: Ernst; Gewissen; Pflichtgefühl; Treue; Ehrfurcht (ohne Ich-Furcht). Ihr Vertreter: Siegfried Jacobsohn, dessen fünftes „Jahr der Bühne" Österheld & Co. in Berlin hinaussenden. Dieser Kritiker glaubt an eine Zukunft, die nicht mit seinem letzten Theaterbesuch oder Atemzug aufhören muß, und wirkt für sie. Wird auch in sie hinein wirken. Wenn aber spätere Geschlechter die stattliche Reihe seiner vortrefflichen Werke mustern werden, wird, aus ihnen nicht überreizter Eitelkeit Art und Unart, sondern — in der Spiegelung eines rechtschaffenen Dieners an deutscher Kunst — das Gesicht von Zeit und Stadt sich beweisen, die ihn gebaren. Jacobsohn, altberlinisch in seiner vollkommen schmucklosen und schmucklos vollkommenen Solidität, ist Sohn Neu-Berlins; und, wie die Heimat, klar, nüchtern, sachbestrebt, fleißig, etwas überklug, tapfer, selbstsicher und ebenso lebensstark wie anmutlos. Ein Bürger, dessen Mutter Jenny Treibel heißen dürfte, wenn das jüdisch genug klänge. Ein Handwerker, voll aller Liebe zur Eigenleistung und voll Eifers, deren Rhythmus das Maschinengedröhn überhallen zu lassen. Und vielleicht kann nur ein Bürger die Geschichte einer Zeit schreiben, in der die besten Künstler aufgehört haben, ehrliches Bürgertum mit leerer Beleidigung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu verfolgen, und — vielmehr — begonnen, auf seinen (erkannten) Werten fortzubauen. Freilich kommt es auf den Willen zum Weiterbau an; und jene Snobs, die sich im ewigen „épater le bourgeois" erschöpfen, haben ihn keinesfalls. Ihr Überwinder im Amt des Theatergeschichtschreibers und, glücklicherweise, auch in der Gunst seiner Zeitgenossen, entbehrt des göttlichen Funkens; aber hat ihn denn, wer nur, unsolide, verworren, unsachlich, träge, schal und Sklave flächenhaftesten Witzes, auf den — zum Selbstzweck geblähten — Gedanken-Strich geht?

Franz Graetzer (Berlin)

Der tanzende Pegasus

Unter diesem Schild beschwor der Schweizer Paul Altheer (im Verlag Art. Institut Orell Füßli-Zürich mit fröhlich glossierenden Schwarz-Weiß-Illustrationen von Wilfried Schweizer und Karl Czerpien) einen stattlichen Schwarm boshafter und lustiger Verse. In der Spanne von einem halben Hundert flott gedrechselter, weidlich mit Stacheln gespickter Gedichte (manchmal dürften freilich die Stacheln, militärisch gesprochen, suponiert sein) vermag der Dichter ein hübsches Segment von Dummheiten und Lächerlichkeiten aus der Kreisfläche menschlichen Irrens, der Politik und Kultur der Gegenwart herauszuheben, wobei er nicht immer nur nach Beute innerhalb der rotweißen Pfähle pirscht; zuweilen versendet er auch Pfeile über die Landesgrenze. Die aufgespießten Opfer werden mit Wollust am Rost eines freundlichen Humors um- und umgewendet, bis Bratenduft lecker aufwirbelt und das Fett, schwitzend, in die Flammen rinnt. Die Operationen, nicht immer durch das Serum Humor schmerzlos gemacht, arten hin und wieder zu brenzlich gepfefferten Prozeduren aus: die Satire zwickt. Der Dichter rückt also, ein spaßiger Drachentöter, einem Zipfel oder Zipfelchen unseres muffigen Lebens feindlich auf den Leib. Und diese Tatsache ist Einsicht, Erkenntnis, ist stumme Anklage. Das Negativ, das Falsche, Erbärmliche wird entschleiert, mit behaglichem Unbehagen manifestiert. Ein Seelsorgertum ist es also, unzweifelhaft eine pädagogische Tendenz in nuce, um einer Sache willen, der Besserung nottut. Die Mittel: ein ordentliches Arsenal von Sprach-, Reim- und Verskunst, das der sittliche Wille des Zeugmeisters pünktlich mobilisiert.

Emil Wiedmer

Zwangsrationierung der Emissionen

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß während des Krieges alles neugebildete Kapital nur einem Zweck dienen konnte: der Finanzierung des Krieges, das heißt also zum Erwerb von Kriegsanleihen aller Art. Infolgedessen ist es seit August 1914 mit wenig Ausnahmen allen jenen, die sonst an den Kapitalmarkt appellierten, unmöglich, für ihre Zwecke Gelder zu erhalten, sei es in der Form von Aktien von Erwerbsgesellschaften oder aber in der Form von Schuldverschreibungen der Städte, Einzelstaaten, Hypothekenbanken und dergleichen. Da nun schon in normalen Zeiten jährlich annähernd $2^1/_2$ Milliarden Mark Werte der verschiedensten Art in Deutsch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land dem Kapitalistenpublikum öffentlich angeboten wurden und der Bedarf während des Krieges keineswegs überall geruht, bei manchen Stellen sogar — man denke nur an die Städte — wesentlich das frühere Maß überschritten hat, so kann man sich wohl denken, welche ungeheuren Bedürfnisse sich hier im Laufe der letzten drei Jahre aufgespeichert haben. Dazu kommt aber weiter, daß im Augenblick des Friedensschlusses Tausende von kapitalistischen Plänen reif werden, die nur die Wiederkehr normaler Zeiten für die Durchführung abwarten. Würde man nun allen diesen kapitalhungrigen Unternehmern, Städten und Korporationen freie Zügel schießen lassen, so bekämen wir ein derartiges Umbuhlen jedes Kapitalisten, daß die Folge ein Hinaufschnellen der Zinssätze wäre, wie sie die Welt noch kaum gesehen hat. Eine derartige Bewegung aber wäre für die Gesamtheit geradezu katastrophal. Lediglich einige reiche Leute zögen daraus Vorteile. Die hohen Leihsätze brächten vor allem ein Hinaufschnellen der Mieten, die ja zum erheblichen Teil auf den Hypothekenzinsen beruhen. Das Reich selbst wäre wohl der größte Leidtragende, da eine derartige Revolution am Geldmarkt einmal den Kurs der fünfprozentigen Kriegsanleihe scharf drücken, weiter aber für neue Geldbedürfnisse die Bedingungen erheblich verschlechtern würde. Dem gegenüber muß es doch selbstverständlich das unverrückbare Ziel unserer Finanzverwaltung sein, in umgekehrter Richtung zu wirken, d. h. im Interesse des deutschen Kredits den Kurs der deutschen Kriegsanleihe zum mindesten zu halten, wenn nicht zu verbessern, und außerdem allmählich von einem fünfprozentigen wieder zu einem vierprozentigen Zinssatz zu kommen. Daß diese Absicht heute schon besteht, kann man, nebenbei bemerkt, am besten aus der eigenartigen, bei näherem Zusehen recht geistreich konstruierten Ausgabe der $4^1/_2$prozentigen Schatzanweisungen anläßlich der letzten Kriegsanleihe beobachten. (Darüber wurde in einem früheren Heft des „März" ausführlich berichtet.)

Unsere verantwortlichen Männer stehen hier mithin vor dem sehr wichtigen Problem der Übergangswirtschaft: Wie kann man ein ungesundes Hinaufschnellen des Zinssatzes verhindern? Die Antwort darauf lautet: Durch die Zwangsrationierung der Emissionen. Wer neue Werte auszugeben wünscht, der soll gezwungen sein, bei einer Zentralstelle, die wohl der Reichsbank angegliedert wird, sich erst eine Erlaubnis zu erwirken. Die Folgen eines derartigen Gesetzes werden von außerordentlicher Tragweite sein. Denn es wird da eine Konkurrenz entstehen zwischen staatlichen, halbstaatlichen und kommunalen Instituten auf der einen Seite und dem privaten Unternehmertum auf der anderen Seite. Wer dabei die stärkere Position hat, ist wohl ohne weiteres klar. Die Einzelstaaten müssen schon deshalb sehr entgegenkommend behandelt und bevorzugt werden, weil man in ihre Souveränität nicht gar zu sehr wird eingreifen können und wollen. Schon schwerer werden es die Städte haben. In gewisser Beziehung darf man das begrüßen. Wenn man heute die Finanzwirtschaft der deutschen Kommunen rückschauend überblickt, so wird man zugeben müssen, daß da sehr häufig großer Luxus getrieben worden ist. Sieht man von den allerdings ungeheuren Kriegsverbindlichkeiten der Städte ab, so wird man übrigens annehmen dürfen, daß an und für sich die deutschen Städte künftig in mancher Beziehung weniger große Bedürfnisse haben werden als bisher. Denn einmal verbietet der eiserne Zwang zur Sparsamkeit ohnehin für Jahrzehnte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jede Luxusausgabe, dann aber ist die größte laufende Last, der Bau von Schulhäusern, darum künftig nicht mehr so wichtig, weil — auch ohne den Krieg — der Geburtenrückgang an Stelle der Vermehrung der schulpflichtigen Kinder eine allmähliche Verringerung mit Sicherheit erwarten läßt.

Wendet man sich nun zu den privaten Unternehmungen, so dürften wohl jene Unternehmen, die früher in erster Linie an den Kapitalmarkt appellierten, das sind die Hypothekenbanken, stark zurücktreten. Die außerordentliche Verteuerung der Materialien, die Verarmung der Bevölkerung und nicht zuletzt die durch den Krieg bewirkte Bevölkerungsbewegung dürfte die Baulust in den Städten für geraume Zeit stark einschränken, wobei die Frage ganz ausgeschaltet sein soll, ob nicht die Erfahrungen des Krieges die zentripetale Kraft der Großstädte eher in das Gegenteil verwandeln wird. Der voraussichtliche Kapitalbedarf ist aber selbst auf diesem Gebiete nicht gering, wenn man statt des städtischen den ländlichen Immobiliarkredit betrachtet. Denn hier wird das Bedürfnis um so stärker sein, je mehr die so wichtigen Pläne nach Kleinsiedlungen und innerer Kolonisation ausgeführt werden. Ganz außerordentlich aber wird, wie einleitend bemerkt, der Bedarf des reinen Unternehmertums sein. Dieses also muß wohl am allermeisten die Zwangsrationierung zu spüren bekommen. Das dürfte um so fühlbarer werden, als aus einer Reihe von Gründen ohnehin der Staat selbst als Unternehmer und als Konkurrenz für das Privatkapital auftreten wird. Man denke nur an Projekte wie die Donaukanalisation, die namentlich in Bayern mit aller Energie betrieben wird und sehr ansehnliche Kapitalien erfordert. Also schon dieser Mangel an Kapital wird möglicherweise staatliche und halbstaatliche Unternehmungen auf Kosten des privaten Unternehmertums begünstigen. Nun lehrt allerdings die Erfahrung, daß der private Unternehmer viel beweglicher und geschickter ist als der Gesetzgeber, daß er immer Auswege finden wird, um gesetzlichen Hemmungen vorzubeugen. Wie das im vorliegenden Falle sich abspielen wird, kann man heute schon ahnen: An die Stelle der Emission von Aktien und Obligationen wird ein befristeter Kredit bei Geldgebern aller Art, namentlich bei den Banken treten. Schon aus dieser Erkenntnis heraus werden wir noch mehr als bisher ein Umbuhlen des Kapitalisten jeglicher Größe bis herunter zum kleinen Sparer beobachten, und darum versteht man wohl auch, warum heute in so energischer Form der Zentralverband deutscher Banken und Bankiers die Regierung scharf zu machen sucht gegen angebliche Übergriffe der Sparkassen. Sie wollen unter keiner Bedingung erlauben, daß diese vorwiegend städtischen Unternehmungen ihnen den Zufluß an Depositen erschweren, während andererseits die Städte begreiflicherweise alles Interesse haben, bei ihren Sparkassen die Einlagen so hoch wie nur möglich anlaufen zu lassen, um dadurch von dem beschränkten Kapitalmarkt unabhängiger und gewissermaßen Selbstversorger zu werden.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wege der russischen Revolution

Von Professor Dr. Johannes Haller (Tübingen)

Die Umwälzung, die sich in Rußland abspielt, ist sozusagen ein dreieckiges Verhältnis, ein Kampf nicht zwischen zwei, sondern zwischen drei Gegnern. Liberales Bürgertum — das Wort im weitesten Sinne genommen, mit Einschluß des Adels — und Proletariat — wozu in Rußland auch die Masse des Bauernstandes gehört — haben die Herrschaft von Hof, Bureaukratie und Kirche gestürzt, aber sie sind darum untereinander doch geschworene Feinde. Für den großstädtischen Arbeiter ist der „Mann im guten Rock", für den landhungrigen Bauern der Großgrundbesitzer der eigentliche Feind. Nur der gemeinsame Haß gegen die Gewaltherrschaft der Polizei hatte sie für einen Augenblick zusammengeführt, und der Erfolg schon hat sie auseinandergetrieben. Darin liegt weder etwas Ungewöhnliches, noch etwas Besonderes, im Gegenteil, es ist das typische Bild aller Staatsumwälzungen neuerer Zeit, am deutlichsten ausgeprägt in der Pariser Februarrevolution von 1848. Dort erlebte man es, daß die einander feindlichen Sieger, bürgerliche Republikaner auf der einen, Kommunisten auf der anderen Seite, etwa ein Vierteljahr gemeinsam regierten, bis der stille Zwist gewaltsam zugunsten des Bürgertums entschieden wurde. Ob es in Rußland ebenso schnell gehen wird? Man darf es bezweifeln.

Überhaupt wird man sich davor hüten müssen, die Parallele aus der Vergangenheit zu weit fortzusetzen und etwa zu erwarten, daß, was auf gleiche Art begonnen, auch das gleiche Ende nehmen werde. Was den Verlauf der Begebenheiten bestimmt, sind ja nicht die allgemeinen Faktoren, deren Ähnlichkeit oft so überraschend sein kann, sondern die besonderen Umstände, vor allem die eigentümliche Art der Menschen, die mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit bewirkt, daß die Geschichte sich niemals wiederholt.

Die Umstände, unter denen die russische Umwälzung sich abspielt, sind aber von denen der Pariser Februarrevolution so gründlich verschieden, und die führenden Personen sind es nicht weniger, so daß man eher annehmen dürfte, der weitere Verlauf und das Ende würden heuer in Rußland ganz anders aussehen als 1848 in Frankreich. Wenn dort die bürgerliche Gesellschaft nach verhältnismäßig kurzer Zeit über das Proletariat triumphierte und damit, ohne es zu wollen, der schroffsten Reaktion die Bahn ebnete, so möchte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man eben aus der Verschiedenheit der besonderen Verhältnisse schließen, daß es diesmal in Rußland, wenn nicht umgekehrt, so doch gewiß nicht ebenso gehen wird.

Aber nicht um zu sagen, was geschehen werde, oder auch nur, was wahrscheinlich oder vielleicht geschehen möchte, sind diese Zeilen geschrieben. Denn wer will den Verlauf einer Revolution voraussehen! In ihr wird ja, wenn irgendwo, das Unwahrscheinliche am ehesten Wirklichkeit. Aber die Möglichkeiten, die es gibt, die Ausblicke, die sich nach verschiedenen Seiten öffnen, die lassen sich erörtern, und es scheint mir — mit dem Patriarchen in Lessings „Nathan" zu reden — nicht „nur ein Problema, ein Spiel des Witzes", sondern ein dringendes Erfordernis, daß wir uns beizeiten mit ihnen beschäftigen. Bismarck hat 1871 und später den inneren Kämpfen in Frankreich die größte Aufmerksamkeit gewidmet und was er tun konnte, getan, um dort die Regierungsform am Ruder zu erhalten, die dem deutschen Interesse am förderlichsten war. Er wußte wohl, warum. Wir werden es nicht anders machen dürfen. Welche Möglichkeiten, welche Ausblicke öffnen sich nun im Osten? Worauf haben wir uns vorzubereiten?

Das Nächstliegende ist ja, wenigstens in Gedanken, die Fortentwicklung in gerader Linie zur Herrschaft des Proletariats in Stadt und Land in den Formen sozialistischer und kommunistischer Republik. Für den Augenblick sieht es auch danach aus, als würde es dazu kommen. Die Männer der sogenannten provisorischen Regierung, Rodzianko, Fürst Lwow, Gutschkow, Miljukow und wie sie heißen, waren niemals eine Macht.*) Selbst wenn sie persönlich mehr bedeuteten, als sie wirklich bedeuten, hätten sie aus eigener Kraft sich nicht lange behaupten können. Von Anfang haben sie sich durch die Vertreter des Proletariats aus der Bahn drängen lassen. Der Sturz der Dynastie, der Übergang zur Republik lagen durchaus nicht in ihrem Programm. Wenn sie sich trotzdem dazu bekannten, so wichen sie eben der Gewalt, die stärker war, und bewiesen damit ihre eigene Machtlosigkeit. Aber auch der Gegenpol, die sozialdemokratische Arbeiterorganisation, darf in ihrer Stärke nicht überschätzt werden. Da Rußland nun einmal noch lange kein Industrieland, seine Arbeiterschaft wenig zahlreich ist, so spielt die sozialdemokratische Partei nur in den großen Städten eine Rolle. Hier freilich eine um so größere. Von den wenigen großen Mittelpunkten aus kann sie die Regierung und das Land zeitweilig beherrschen. Das hat sie bewiesen, und es ist recht wohl möglich, daß der Terror, den sie bisher ausgeübt hat und noch ausübt, eine Weile anhält. Denn die revolutionäre Organisation der Arbeiter verfügt nach der Natur der Dinge über das, was zurzeit das wichtigste im ganzen

*) Das Obenstehende wurde vor dem Rücktritt Gutschkows und Miljukows geschrieben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lande ist, über die Waffenfabriken und über die Verkehrsmittel. Sie kann der Front die Munition verweigern und die Städte hungern lassen, wenn es ihr beliebt, sich selbst aber und ihre Leute jederzeit mit Waffen versorgen. Aber eben diese ungeheure Macht kann ihr auch zum Verderben werden. Wenn sie nicht mit großer Klugheit und Mäßigung ausgeübt wird, muß sie die ganze übrige Bevölkerung in Harnisch bringen. Klugheit und Mäßigung sind aber nicht gerade die beherrschenden Eigenschaften revolutionärer Proletarier, und am wenigsten der russischen. Andererseits können die Führer auf die Masse der eigenen Gefolgschaft auch nur bis zu dem Augenblick zählen, wo es offenbar wird, daß nicht nur das versprochene Paradies auf Erden nicht kommen will, nein, daß es hienieden unter der neuen Herrschaft statt besser nur schlechter wird. Dieser Augenblick muß und wird früher oder später kommen, denn wie sollten die improvisierten sozialdemokratischen Machthaber mit Schwierigkeiten fertig werden, die, wie die Transport- und Verpflegungsfrage, schlechthin unüberwindlich sind? Dann aber wird die Enttäuschung um so größer, der Rückschlag um so stärker sein, je höher die Erwartungen geschraubt waren. Daß es so kommen wird, dafür bürgt neben anderem auch die althergebrachte Uneinigkeit, die die russischen Sozialisten noch tiefer als ihre Genossen in anderen Ländern spaltet.

Anders liegen die Dinge bei dem ländlichen Proletariat, den Bauern. Sie bilden die ungeheure Masse des Volkes — rund 75 vom Hundert —, sie sind eine Macht, ja, seitdem die Bureaukratie nebst Polizei, Geheimpolizei und Ochrana beseitigt sind, die einzig wirkliche Macht im Lande, um so mehr, als auch die Armee zum größten Teil aus ihnen gebildet ist. Wenn diese ungeheure Masse, im europäischen Rußland allein etwa 80 Millionen Menschen, einheitlich vorgeht und sicher geführt wird, dann bestimmt sie das Schicksal des Landes. Nun hat man sich in Deutschland noch immer nicht daran gewöhnt, daß der russische Bauer im allgemeinen längst revolutionär und nichts weniger als zarentreu ist. Zum Revolutionär hat ihn die Not gemacht, die aus der raschen Vermehrung der Kopfzahl und dem Gleichbleiben der Ackerfläche entstand. Mit der Zarentreue aber ist es vorbei, seit der Zar am Roten Sonntag (17. Januar) 1905 auf sein Volk schießen ließ, als es ihm nur seine Bitten vortragen wollte. Das Mittel, das Stolypin anwandte, um den Bauern mit dem alten Staat zu versöhnen, die Agrarreform, war großzügig und richtig, aber es konnte nur langsam wirken, und der Krieg hat seine Wirkung auf lange Zeit unterbrochen. Der Bauernstand ist also für revolutionäre Aussaat ein wohlvorbereiteter Boden.

Der russische Bauer ist außerdem Kommunist nach Denkweise und Überlieferung. Noch kennt er in seiner großen Masse keine andere Wirtschaft als die gemeinsame der Dorfgemeinde, die Obschtschina. Daß das vorhandene

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land unter die Gemeindeglieder nach der Kopfzahl der Familien verteilt wird, ist für ihn das Natürliche, er übt es seit 1861 alle paar Jahre aus, und etwas anderes erscheint ihm als Ungerechtigkeit. Darum lautete auch schon 1905 die Forderung der Bauern: alles Land soll unter die, die es mit eigener Arbeit bestellen, verteilt werden. Die Forderung ist jetzt wiederholt worden. Wer will ihre Erfüllung verhindern, wenn die Bauern einig und gut geführt sind? Die bäuerlich-kommunistische Republik wäre danach das, was man von der Zukunft Rußlands zu erwarten hätte.

Aber da erheben sich doch gewichtige Fragen. Sind die Bauern wirklich einig und sind sie gut geführt? Eins ist so unsicher wie das andere. Niemand vermag zu sagen, wie viele von den Leuten, die jetzt die Gutshöfe anzünden, ihre Offiziere beseitigen oder sonst ihre revolutionäre Gesinnung betätigen, wieviele von ihnen eigentlich wissen, was sie wollen. Die Frage ist doppelt und dreifach berechtigt bei der krassen Unwissenheit des russischen Bauern, der in neunzig von hundert Fällen gar nicht nach Vernunft und Überlegung, sondern nach Stimmungen und Gefühlen handelt, binnen weniger Stunden aus einem Extrem ins andere umschlagen und aus dem harmlosesten, gutmütigsten Kerl im Handumdrehen ein wildes Tier werden kann. Das irrationelle Element in der russischen Psyche, das uns so unverständlich ist und jede Berechnung der russischen Politik schon längst so schwierig machte, hier tritt es uneingeschränkt in Wirksamkeit. „Der Bauer ist wie Wachs, man kann alles aus ihm machen," so ungefähr hat sich Kokowzow im Rate des Zaren schon 1905 geäußert. Wie viel unter solchen Umständen auf die Führung ankommt, liegt auf der Hand. Die revolutionäre Bauernpartei der „Trudowiki" hat vor den Sozialdemokraten das eine voraus, daß an ihrer Spitze unbestritten ein einziger steht, der jetzige Kriegsminister Kerenski. Ist er der Mann, 80 Millionen zum gleichen Ziele zu führen? Und welches Ziel hat er im Auge? Daß es ihm nicht an großen Gaben fehlt, Willenskraft, Beredsamkeit, Verschlagenheit — steht außer Zweifel. Aber damit allein ist es nicht getan, und ob er mehr zu bieten hat, ob sein Ehrgeiz nicht größer ist als seine Kraft — es heißt ja auch, er sei schwer krank und Todeskandidat —, vor allem aber, was er will, das ist bei diesem plötzlich zur Weltberühmtheit emporgestiegenen Moskauer Advokaten und Lehrerssohn aus Turkestan natürlich noch ganz ungewiß. Vorderhand hat er es verstanden, sich die beherrschende Stellung zwischen Liberalen und Sozialdemokraten zu sichern. Das weitere wird man abwarten müssen. Auf der Linken traut man ihm nicht. Offenbar fürchtet man, daß er rechtzeitig den Anschluß an das liberale Bürgertum finden wird, um selbst in ihm auf den höchsten Platz zu steigen. Bestätigt dieser Verdacht sich nicht, bleibt Kerenski der proletarischen Bewegung treu und gelingt es ihm, Bauern und Arbeiter beisammen zu halten, dann ist allerdings die Zukunft Rußlands

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klar: dann löst sich das Reich in einen Verband provinzieller sozialistisch-kommunistischer Republiken mit weitgehender Selbständigkeit auf — das Ideal, das ja schon den Pariser Kommunarden von 1871 vorschwebte.

Darauf drängen die Zustände selbst mit Naturnotwendigkeit hin, wenn einmal die Losung der Volksfreiheit und Massenherrschaft ausgegeben ist. Denn dieses Volk ist ja — man darf nicht müde werden, es zu wiederholen — gar keine Einheit, es setzt sich aus mehreren großen und vielen kleinen Völkerschaften zusammen, die unter sich wenig Gemeinsames, aber viel Gegensätzliches haben. Schon der absolutistisch-bureaukratische Staat konnte Großrussen, Weißrussen, Ukrainer, Tataren, Kaukasier — um nur die größeren Gruppen zu nennen — nur mit Gewalt zusammenhalten. Hört die Gewalt auf, so gehen sie alsbald auseinander. Denn am Zusammenbleiben haben die Volksmassen, vor allem gerade die Bauern in diesen verschiedenen Regionen, gar kein Interesse, weil ihre gesamte Lage, ihre rechtliche und wirtschaftliche Stellung überall eine andere ist. Was hat der selbstbewußte, grundbesitzende, reiche Hofbauer in Livland und Estland mit dem hungernden, eigentumslosen Mitglied der Dorfgemeinde Großrußlands gemein? Nichts, gar nichts. Aber auch der Ukrainer, der das Gemeindeeigentum am Grund und Boden nicht kennt, hat wieder ganz andere Interessen und Wünsche. Vom Tataren und Kaukasier gilt dasselbe. Man kann also sagen: War für den bureaukratischen Absolutismus die strenge Uniformität des Ganzen das gegebene Ziel, so ist für ein bäuerlich demokratisches Rußland der Zerfall in autonome nationale Gebiete das Natürliche. Das steht denn auch schon längst auf dem Programm der Parteien, die der demokratischen Republik zustreben. Siegen sie und vermögen sie sich zu behaupten, so ist die Lockerung des Reichsverbandes unvermeidlich, und sie kann leicht zur Auflösung führen.

Man hat gut sagen: Rußland konstituiere sich als Verband autonomer Territorialstaaten, als Bundesstaat „Vereinigte Staaten von Rußland" nach dem Vorbild der nordamerikanischen Union. Auszuführen ist das sehr schwer, wenn nicht unmöglich. Denn was in Nordamerika die Einheitsklammer bildet, die gemeinsame nationale Bildung, das gerade fehlt in Rußland. Statt dessen wirkt hier die Nationalität als spaltendes Element. Zwischen dem seiner Zahl nach führenden Stamm der Großrussen und allen anderen besteht Abneigung und Feindschaft. Auch eine reinliche Scheidung nach Territorien ist unmöglich, ausgenommen bei Finnland, Estland und Livland. Überall sonst schieben sich die Nationalitäten an ihren Grenzen in breiten Strichen räumlich durcheinander, und in dem wichtigsten und größten Gebiet, der Ukraine, fällt damit der soziale Gegensatz zusammen: der Ukrainer selbst ist in der Hauptsache der Bauer, wogegen der Großgrundbesitzer im Osten Großrusse, im Westen Pole ist. Mithin muß schon die Bildung auto-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nomer Territorien auf die größten Schwierigkeiten stoßen und die vorhandenen Gegensätze vertiefen. Sollte sie trotzdem gelingen, so kann sie doch leicht zu weiterem Auseinandergehen, zu Feindschaft und Kampf führen. Darum ist denn auch die Nationalitätenfrage viel wichtiger als die Frage der Verfassungsform. Von der Art, wie sie gelöst wird, hängt der Fortbestand der russischen Großmacht ab.

Aber ob nicht gerade die Aussicht auf den Zerfall des Reiches den Sieg der Demokratie wieder zunichte machen wird? Es gibt da doch nicht nur die Überlieferungen von zwei Jahrhunderten zu überwinden, die Erinnerung an gewaltiges Ansehen in der ganzen Welt, an überragende Machtstellung, an hochgesteckte auswärtige Ziele, die alle schlechtweg gestrichen werden müssen, wenn an die Stelle des einen und unteilbaren Zarenreichs eine Konföderation von Bauernrepubliken — Moskau, Ukraine, Tataren, Weißrussen, Kaukasier, Esten und Letten, nicht zu reden von Sibirien und Turkestan — tritt. Nehmen wir selbst an, das alles sei den zur Herrschaft gelangten Massen gleichgültig, so bleibt etwas anderes, das auch ihnen nicht gleichgültig sein kann: die Interessen der Volkswirtschaft. Für sich allein kann auch der russische Bauer heute nicht mehr existieren, er braucht die anderen Stände. Ob aber diese, ob Handel und Industrie, von jeher auf die straffe Einheit des ganzen riesigen Wirtschaftsgebiets eingestellt, ob sie die Trennung in regionale Autonomien ertragen oder überwinden könnten, ohne zugrunde zu gehen und in ihren Ruin auch den Bauernstand mitzuziehen? Ob die bäuerliche Demokratie als regierende Klasse der Aufgabe gewachsen sein wird, auch nur ihre eigenen nächsten Interessen und Bedürfnisse einigermaßen zu wahren? Das sind Fragen, auf die nur die Zeit Antwort geben kann. Im Vordergrund steht dabei natürlich die Ukraine. Daß dieses Gebiet, für Ackerbau und Industrie von der Natur gleichmäßig begünstigt, volkswirtschaftlich sich selbst genügen kann, wenn seine Grenzen weit genug gezogen werden, ist zweifellos. Aber eben die Abgrenzung macht Schwierigkeiten, weil die Bevölkerung auch hier nirgends rein und je weiter vom Kern entfernt, desto stärker mit fremden Elementen — großrussischen, tatarischen — gemischt ist, am stärksten in dem für die Industrie ausschlaggebenden Gebiet am Donez. Dazu kommt, daß der Bildungsstand des ukrainischen Volkes sehr niedrig, seine Energie bisher sehr wenig entwickelt ist. Es wird geraume Zeit dauern, bis es diese Schwächen — Lähmungen infolge jahrhundertelanger Knechtschaft — überwunden hat. Glücklich und angenehm würden die ersten Zeiten nationaler Autonomie in bäuerlich kommunistischen Staatsformen hier wie anderswo schwerlich sein, und es ist zum mindesten sehr möglich, mancher wird sagen, es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß das Unbehagen dieses Zustandes schon sehr bald einer scharfen Gegenbewegung zum Siege verhelfen werde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fragt sich nur, von wem sie ausgehen und wer sie führen könnte. Daß es an Elementen der Reaktion nicht fehlen kann in einem Lande, das von jeher eigentlich kaum eine andere Herrschaft gekannt hat als die Reaktion, das versteht sich von selbst. Vollends wenn die revolutionären Machthaber ihre Macht mißbrauchen, wenn die Schreckensherrschaft überhand nehmen, der Wirrwarr und die Not steigen sollten, dann werden sich nicht nur wie Ende 1905 alle „anständigen Leute", sondern auch Ungezählte aus den breiten Schichten der unteren Stände jedem in die Arme werfen, der ihnen nur Ordnung, Sicherheit, Brot und Leben verspricht. Daß schon jetzt kräftig in dieser Richtung gearbeitet wird, brauchte man nicht zu bezweifeln, selbst wenn die Revolutionäre nicht so offen darüber klagten. Wo sind denn die lauten Wortführer der Reaktion aus Duma und Reichsrat geblieben? In Petersburg sieht man sie nicht, sie sind in die Provinz geeilt, um dort für den Umschwung zu arbeiten. Und wie verhält sich die Geistlichkeit? Daß der Synod die Revolution mit Genugtuung begrüßt habe, ist längst als Schwindel der amtlichen Berichterstattung erkannt. Die Bischöfe haben protestiert, wie nicht anders zu erwarten war. Nun ist das freilich noch nicht die ganze Geistlichkeit, und der Pfarrklerus ist von den Bischöfen sehr wohl zu unterscheiden. Die Interessen der Popen decken sich keineswegs mit denen ihrer hohen Vorgesetzten: die Bischöfe sind Mönche, die Pfarrer verheiratet und haben die Herrschaft der Klöster niemals sehr gern getragen. Sie stehen der geplanten Landaufteilung gleichgültig gegenüber, da sie wenig haben und der sehr bedeutende kirchliche Grundbesitz vorzugsweise den Klöstern gehört. Dennoch war die Masse der Popen bisher konservativ und monarchisch gesinnt. Man wird also abwarten müssen, wie viele von der niederen Geistlichkeit sich jetzt etwa der kommunistischen Revolution anschließen. Daß es an revolutionären Geistlichen diesmal so wenig fehlen wird wie 1905 oder wie im deutschen Bauernkrieg, darf man annehmen, aber wenn die große Mehrzahl auf der anderen Seite steht, wird das sehr stark ins Gewicht fallen. Und das ist vielleicht immer noch das Wahrscheinlichere.

Das Unglück der Revolutionsgegner ist, daß sie weder einen Führer noch eine Fahne haben. An die Person des abgesetzten Zaren kann niemand denken. Daß seine persönlichen Eigenschaften ihn zur Führerrolle nicht befähigen, wäre noch nicht das schlimmste. Man hat schon traurigere Fürsten gesehen, für die das Volk sich trotzdem begeisterte, wenn sie im Unglück waren. Aber nicht einmal als Name ist Nikolaus II. zu brauchen. Er und die Zarin sind längst geradezu in Mißachtung. Nicht ohne eigene Schuld, aber doch auch nicht ohne fremde Nachhilfe. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, seine montenegrinische Gemahlin Anastasia und deren Schwester Milena, die mit Nikolais Bruder Peter verheiratet ist, verfolgten seit langem den Plan, den Zaren und seinen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sohn zu verdrängen und den Großfürsten Nikolai an seine Stelle zu bringen. Als Hauptperson bei der Intrige wird die Großfürstin Milena genannt, die echte Tochter des berüchtigt schlauen und energischen ehemaligen Königs der schwarzen Berge. Sie arbeitete für ihren Sohn, den der Oheim Nikolai, selbst kinderlos, bereits als künftigen Zarewitsch adoptiert hatte. Um die Bahn zu öffnen, mußte der Zar vor allem verächtlich gemacht werden, und dazu bediente man sich — Rasputins. Mit glänzendem Erfolg. Allzuhoch war das Ansehen des kümmerlichen Selbstherrschers nie gewesen, dessen einzige Fähigkeit eine allerdings nicht gewöhnliche Schlauheit und dessen vornehmstes Regierungsgeschäft die gewissenhafte Lektüre der Berichte seiner Geheimpolizei war. Schon 1906 konnte eine so blutige Satire auf ihn erscheinen wie Amfiteatrows Skizze „Familie Obmanow", die ihn unter dem Bilde eines harmlosen, dümmlichen jungen Gutsbesitzers als „Niki, den guten Jungen" dem allgemeinen Gelächter preisgab. Aber als nun gar die Rasputinade begann und trotz wiederholter Bemühungen, ihr ein Ende zu machen, immer weitere Kreise zog — der Schwindler hatte nämlich das Glück, daß jedesmal, wenn es gelungen war, ihn zu entfernen, dem Zarewitsch ein Unfall zustieß, wodurch der Beweis erbracht war, daß nur Rasputins magische Kraft den armen, an der Bluterkrankheit leidenden Jungen zu schützen vermöge —, da ging auch der letzte Rest von Achtung vor dem allerhöchsten Paar verloren. Daß sich auch nachträglich kein Mitleid einstelle, dafür sorgte alles, was über die Vorgänge bei der Entthronung des Zaren — wohl absichtlich — bekanntgegeben worden ist. Nikolai II., das darf man ruhig behaupten, ist erledigt, auch wenn er mit dem Leben davonkommen sollte, was man noch nicht für ausgemacht halten darf.

Das ehemalige russische Kaiserhaus zählt sehr viele männliche Glieder, an Ersatz für den Zaren sollte also eigentlich kein Mangel sein. Aber damit ist es eine eigene Sache: die Qualität in diesem Artikel bleibt hinter der Menge weit zurück. Diese ehemaligen Großfürsten sind meist große, stattliche Gestalten, manche sogar auffallend schöne Erscheinungen, äußerlich wie geschaffen, die Volksgunst zu gewinnen. Aber das ist in der Regel auch das einzige Gute, was man von ihnen zu sagen weiß. Hier und da ein feiner Intellektueller, der sich als Dichter oder Geschichtsforscher verdient macht, die übrigen bestenfalls zügellose Lebemänner und Genießer, meist geradezu Taugenichtse; mit einem Worte das, was man als die Blüte der vornehmen Petersburger Gesellschaft anzusehen pflegt. Nur einer macht bisher eine Ausnahme; wir sprachen schon von ihm: Nikolai Nikolajewitsch. Er ist der Prätendent, er war es schon vor dem Kriege, und es gab eine Zeit, da ließ er sich im kleinen Kreise Majestät nennen. Das war in den Siegestagen des Frühjahrs 1915, als Przemysl fiel und die österreichische Karpathenfront

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wankte. Dann kam der Umschlag des Glücks, und der immer noch regierende Neffe konnte es wagen, den Oheim kaltzustellen. Als die Revolution ausbrach, schien das Schicksal sich erfüllen zu wollen. England und Frankreich wünschten Nikolai III. auf dem Throne zu sehen, und mit Miljukow und Genossen hatte er längst seinen stillen Pakt. Aber es kam wieder anders. Die Führer des Proletariats schoben den Ehrgeizigen beiseite, sie rissen ihm auch den Heeresbefehl wieder aus der Hand, denn sie wissen wohl, daß dieser Mann ihr gefährlichster Gegner ist, abgesehen davon, daß sie ihn in Erinnerung an die Rolle, die er 1905 spielte, aufs glühendste hassen. Unvergessen ist ja sein Telegramm an den Bezwinger des Moskauer Aufstands, den Admiral Dubassow: „Das ganze Freiheitsgesindel niederkartätschen, höchstens die hübschen Weiber verschonen!" So sitzt er denn wohlbewacht auf seinem Gut in der Krim und wartet auf sein Stichwort, einstweilen gewiß froh, daß er das Leben behalten hat. Denn die Sozialisten haben geschworen, ihn umzubringen, wenn er im Ernst nach der Krone greifen sollte, und sie werden Wort halten, wenn sie können. Gelingt es ihnen, Nikolai Nikolajewitsch unschädlich zu machen, dann ist, soweit das Auge blickt, kein Mensch zu sehen, der die wilden Gewässer wieder in das Bett der Monarchie zurückleiten könnte. Der Führer der Reaktion, der Prätendent, müßte dann erst gefunden werden. Wer will behaupten, daß er sich nicht finden werde? So wie man 1613 den ersten Zaren aus dem Hause Romanow fand, einen schwächlichen Knaben, dessen Vater, ein hoher Geistlicher, in Gefangenschaft weilte, so könnte man auch 1917 oder 1918 mit einer ähnlichen Entdeckung Glück haben. Man kann auch an Cromwell und Napoleon I. denken. Aus dem Heere mag vielleicht auch in Rußland der Mann hervorgehen, der dem Lande den Frieden und die Ordnung wiederbringt. Ein fähiger General an der Spitze von 100 000 Mann, die ihm blindlings folgen, könnte in dem allgemeinen Chaos, das früher oder später hereinbrechen dürfte, sich leicht zum Herrn des Ganzen machen. Aber er müßte eben gefunden werden und seine Leute finden, mit denen er verwachsen könnte wie Wallenstein mit seinem Lager oder Bonaparte mit der Armee der Republik. Vorerst sieht man den Mann noch nicht, wohl aber sieht man, daß zwischen Generälen und Soldaten eine weite soziale Kluft besteht und daß die Disziplin in unaufhaltsamer Auflösung begriffen ist. Ist sie aber einmal dahin, so läßt sie sich schwer wiederherstellen.

So verliert sich der Ausblick nach beiden Seiten im Nebel völliger Ungewißheit und Unklarheit. Möglich ist beides: sowohl der Zerfall des Reiches in autonome bäuerlich-kommunistische Republiken und schließlich die Trennung in mehrere Staaten, etwa Ukraine, Moskau, Tatarei, Kaukasus, Turkestan, Sibirien, wie auch die Umkehr zur Diktatur und Wiederherstellung eines mehr oder weniger schroff monarchischen Regiments. Welches von beiden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die größere Wahrscheinlichkeit habe, ist schlechterdings nicht zu sagen. Fürs erste sieht man von beiden nur die Schwierigkeiten. Möglich ist aber noch ein Drittes, und dies möchte man fast für das Wahrscheinlichste halten: daß es überhaupt nicht so bald zu einem festen Dauerzustand kommt, daß Anarchie und Selbstzerstörung das Feld auf längere Zeit beherrschen. Nach dem Charakter des Volkes und den Zuständen, wie sie bisher waren, ist dieser Ausgang wohl am ehesten zu erwarten. Ordnung ist ja dem Russen ebenso gleichgültig, wie sie dem Deutschen Bedürfnis ist, er fühlt sich sogar wohler in der Unordnung. Das wenige an Ordnung und Organisation, was bisher im Reiche bestand, war ja im wesentlichen das Werk von Fremden. Schon vor Jahresfrist hörte man lebhafte Klagen, daß die Verwaltung in allen Zweigen versage, seit die Beamten deutscher Herkunft beiseite geschoben wurden. Nun ist das alles mit dem alten System zugleich gefallen, und die vorauszusehenden weiteren Kämpfe werden auch den letzten Rest zerstören. Woher soll da eine neue Ordnung kommen? Ein Zustand dauernder Anarchie ist also in der Tat das Wahrscheinlichste für die nächste Zukunft. Dahinter aber liegt die Nacht: niemand kann sagen, was sich daraus entwickeln mag, und es ist leicht möglich, daß auch die kühnste Phantasie noch durch die Wirklichkeit übertroffen wird.

Wir fragen vor allem, wie wir uns diesen Möglichkeiten gegenüber verhalten sollen. Die Hauptsache, auf die es dabei allein ankommt, ist nicht die Verfassungsfrage, sondern die Nationalitätenfrage. Ob das russische Reich eine absolute Monarchie oder eine demokratische Republik ist, kann uns verhältnismäßig gleichgültig sein, zumal keine Bürgschaft dafür gegeben ist, daß eine Republik weniger aggressiv und expansiv sein würde, als die Monarchie war. Daß dagegen der Zerfall Rußlands das Deutsche Reich von einem schweren Druck befreien würde, liegt auf der Hand. Eine Konföderation nationaler autonomer Republiken wäre politisch und militärisch schwach, um so schwächer, je demokratischer oder kommunistischer ihre Verfassung wäre. Rußland würde in diesem Zustand als Gegner militärisch weniger gefährlich, freilich auch als Bundesgenosse wertlos. Wir könnten also in diesem Falle ohne Rücksicht auf Feindschaft oder Freundschaft lediglich nach unseren Interessen vorgehen. Ganz verfehlt wäre die Rechnung auf die Freundschaft der russischen Revolutionäre, etwa gar auf ihre Dankbarkeit für die Schonung, die wir ihnen „in der Stunde, da die russische Freiheit geboren wird", angedeihen lassen. Revolutionäre sind von Natur ebensowenig dankbar wie Fürsten, und die Russen sind es vollends nicht. Dagegen ist die Gefahr groß, daß ein „befreites Rußland" noch mehr als das zarische dem englischen Schlepptau verfalle. Durch die Erbitterung gegen England, die zurzeit in volkstümlichen Kundgebungen hie und da zum Ausdruck kommen soll — ich würde raten, von den Zeitungsnachrichten hierüber recht viel abzuziehen, denn die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berichterstattung sucht dem deutschen Zeitungsleser unverkennbar nach dem Munde zu reden — darf man sich nicht irremachen lassen. England verfügt über starke Zaubermittel, mit denen es die russischen Politiker in seinem Bann festhalten kann. Vor allem das Geld. Ohne Geld kann auch eine revolutionäre Regierung nicht bestehen, und ohne oder gegen England bekommen die Russen kein Geld von der einzigen Stelle, wo es heute zu finden ist, von Nordamerika. England verfügt aber auch über den Zauber der Ideen. Es ist nun einmal die traditionelle Vormacht der „Freiheit" und der berufene Schützer der kleinen Nationen. Irgendwo werden die autonom gewordenen Fremdvölker des russischen Reiches doch Schutz und Bürgschaft für ihr neues Dasein suchen müssen, je kleiner sie selbst sind, desto mehr. Die Engländer aber sind gewiß klug genug, wenn sie sehen, daß die nationale Autonomie siegt, auch mit dieser das Geschäft zu machen und den befreiten Völkern die Hand zu reichen. Ein befreites Finnland, eine neugebildete lettische und estnische Republik, ja auch eine selbständige Ukraine würden kein Bedenken tragen, sich unter englischen Schutz zu stellen, wie ja auch die Polen schon seit 1914 vor allem die englische Bürgschaft für die Wiederherstellung ihres Staates erstrebt, vielleicht auch zugesichert erhalten haben. Man sollte sich aber bei uns darüber nicht täuschen, daß diese Möglichkeit die schwerste Gefahr für Deutschland in sich schließt. Käme es dazu, dann wäre das Deutsche Reich ganz anders eingekreist als vor 1914. Ein Kranz von Klein- und Mittelstaaten unter englischem Schutz vom Weißen bis zum Schwarzen Meer würde zwar militärisch nicht die Lebensgefahr wie die geschlossene russische Großmacht, dafür aber für die deutsche Volkswirtschaft eine tödliche Knebelung bedeuten. Wenn vollends gewisse Pläne zur Ausführung kämen, für die England mit dämonischem Weitblick schon jetzt vorarbeitet, indem es großen Grundbesitz an der Küste von Estland und auf Ösel erwirbt und junge Esten zur „Ausbildung" nach England lockt, dann hätte Deutschlands letztes Stündlein geschlagen. Eine britische Flottenstation in der Ostsee würde ja die Unterwerfung Schwedens unter England herbeiführen, und dann wäre es mit der wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit Deutschlands ebenso vorbei wie mit der Sicherheit seines Daseins.

Fassen wir zusammen. Die russische Revolution war für uns ein höchst erfreuliches Ereignis, weil sie uns in einem zweifellos kritischen Augenblick militärisch entlastete. Sie kann auch für die Dauer eine politische Entlastung bringen, wenn die russische Großmacht sich in autonome nationale Staaten auflöst. Sie kann aber auch in diesem Falle zu einer neuen schweren Bedrohung unseres Daseins führen, wenn es England gelingt, die neuen Staatsgebilde an sich zu ketten und sie gegen uns zu benutzen. Dieser Gefahr muß beizeiten vorgebeugt werden, indem Deutschland selbst für das Recht und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Freiheit der russischen Fremdvölker eintritt und ihre Sache zur seinigen macht. Es muß zu verhindern suchen, daß der russische Einheitsstaat, sei es als absolute, sei es als konstitutionelle Monarchie wiederhergestellt werde; ebenso aber auch, daß die selbständig gewordenen Nationen an seiner Ostgrenze der englischen Führung verfallen. Eine große Gelegenheit bietet sich dar. Deutschlands Zukunft wird davon abhängen, daß sie richtig benutzt wird. Geschieht es, so war die russische Revolution ein Segen für uns; wird die Gelegenheit versäumt, so wird auch das für den Augenblick so vorteilhafte Ereignis uns bald zum Unheil werden.

„Erinnerungen“

Von Ludwig Thoma

Die Vorfahren meines Urgroßvaters waren Klosterjäger — venatores — der Herren Zisterzienser in Waldsassen. Sie werden schon im Jahre 1630 als solche in Urkunden aufgeführt. Zu dem ungeheuren Besitze des Klosters, der 1000 Quadratkilometer umfaßte, gehörten zahlreiche Forste, in denen es viel zu jagen gab, und so darf ich mir meine Vorväter als tüchtige Waldläufer vorstellen, die ihre Reverendissimus zum Schuß auf kapitale Hirsche brachten und gute Freundschaft mit dem Frater Kellermeister hielten.

Über meinen Urgroßvater, Joseph Ritter von Thoma, besitze ich genauere Nachrichten aus Familienpapieren und aus dem Buche von Dr. Heß: „Lebensbilder hervorragender Forstmänner.“

Er wurde in Waldsassen im Januar 1767 geboren — genau hundert Jahre vor mir —, trat 1791 in churbayerische Dienste, kam 1799 nach München als Rat der Landesdirektion Bayerns und trat 1817 an die Spitze der bayerischen Forstverwaltung.

In dieser Stellung verblieb er bis 1849.

„Er starb“ — heißt es bei Heß — „an demselben Tage, an welchem der König das Dekret über die von ihm erbetene Versetzung in den Ruhestand unter Anerkennung seiner großen Verdienste durch Verleihung des Komturkreuzes des Verdienstordens der bayerischen Krone unterzeichnete.“

„Am 7. Mai 1841 hatte er unter großer und freudiger Teilnahme der Forstbeamten im ganzen Königreiche sein fünfzigjähriges Jubiläum begangen.“

Als sein hervorragendes Werk wird ihm die Forstorganisation von 1822 nachgerühmt, durch welche erst die Einheit der bayerischen Forstverwaltung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschaffen wurde. Ich besitze eine nach der Natur gezeichnete Lithographie von ihm, die von der hohen Porträtkunst jener Zeit ein sprechendes Zeugnis ablegt.

Das kräftig geschnittene Gesicht, an dem die hohe Stirne und ein Paar kluge, etwas versonnene Augen auffallen, zeigt keinen bureaukratischen Zug und ließe in ihm, wenn die Unterschrift fehlte, einen Künstler vermuten.

Nach der in meiner Familie erhaltenen Überlieferung war er ein stattlicher Mann von würdevollem Wesen, gütig, wortkarg, doch geselligen Freuden nicht abgeneigt, ein eifriger Jäger bis in sein hohes Alter und ein von Kennern geschätzter Musiker.

Sein Sohn, mein Großvater, Franz Thoma, war viele Jahre Forstmeister in Schongau, später in Kaufbeuren.

Er soll ein temperamentvoller Herr gewesen sein, und meine Mutter behauptete, daß ich meine Neigung zum Jähzorn von ihm geerbt hätte.

Ein Gratulationsschreiben der Stadt Schongau, deren Bürger ihrem Forstmeister zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum Glück wünschten, rühmt ihm Herzensgüte gegen die Armen nach.

Er war in den guten Jahren vor 1848 Jagdherr in ziemlich großem Stile und besaß ausgedehnte Reviere. Ein alter Jagdgehilfe, der in Oberammergau im Ruhestande lebte, erzählte mir als Knaben Wunderdinge von dem Wildreichtum in jenen Jagden.

Als hochbetagter Weidmann hat er wohl einiges dazugelogen.

Jedenfalls war mein Großvater in der schönsten Zeit Jäger und Forstmann. Als das berühmte Freiheitsjahr das große Schinden brachte, griffen ihm Zorn und Kummer ans Herz. Er mochte nicht mehr in den jämmerlich ausgeschossenen Revieren bleiben und gab um seine Versetzung ein. So kam er nach Kaufbeuren, wo sein geschätzter Aktuar der spätere Ministerialrat August von Ganghofer, der Vater Ludwig Ganghofers, war.

In seinen Mußestunden war mein Großvater ein Freund der schönen Literatur; er las mit guter Auswahl und liebte anregende Unterhaltung.

Meine Mutter wußte von ihm zu erzählen, daß er ein Kavalier „von der guten, alten Schule“ war und von gewinnender Fröhlichkeit.

Meine Tante Friederike aber, die als „königliche Forstmeisterstochter älterer Ordnung“ — gegenüber dem neugeschaffenen Forstmeistertum mußte das betont werden — erst vor einem Jahre starb, rühmte ihrem Vater peinliche Akkuratesse in der äußeren Erscheinung nach.

Im Jahre 1862 starb er. Seine Witwe, Henriette Thoma, lebte bis 1871 in Lenggries, treu und liebevoll behütet von ihrem ältesten Sohne Max, der in der nahen Vorderriß als Oberförster hauste.

Er war mein Vater.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus seinen Zeugnissen und Briefen entnehme ich, daß er im November 1842 die Universität München bezog. Dort hat sich der „lange Thoma“ einen guten Namen als Schläger gemacht und Proben einer ungewöhnlichen Körperkraft abgelegt, sonst aber sich so geführt, daß ihm Anno 1845 der Rektor Dr. Döllinger urkundlich bestätigen konnte, „es liege hierorts nichts Nachteiliges gegen ihn vor“.

Er bestand die theoretische Prüfung der Forstkandidaten und wurde zur praktischen Vorbereitung auf den höheren Forstdienst zugelassen. Drei Wochen später wurde ihm von seinem Forstmeister und Vater Franz Thoma eröffnet, daß ihm die „Praxisnahme auf dem Forstreviere Hohenschwangau“ gestattet sei, und daß er für diese Eröffnung einen Taxbetrag von 34 Kreuzern zu erlegen habe.

Im Januar 1846 wurde er zum Verweser des Gehilfenpostens beim Revier Wies mit einer „Remuneration von täglich 15 Kreuzern“ gnädigst bestimmt und avancierte dann zum wirklichen Forstgehilfen in Thierhaupten, später in Peißenberg.

Als Aktuarsverweser in Ettal bezog er bereits im Jahre 1847 eine Taggebühr von 45 Kreuzern und bewies allzeit die Wahrheit des Sprichworts: Mit Wenigem lebt man wohl.

Er galt als guter Jäger und Kugelschütze. Dagegen scheint er beim Trinken Zurückhaltung beobachtet zu haben. Ein Freund macht ihm brieflich diesen Vorwurf, woraus ich schließe, daß man damals den Fehler als ungewöhnlich rügen durfte.

In Tölz, wo der Forstgehilfe Max Thoma zu Forsteinrichtungsarbeiten im Jahre 1852 weilte, zeigte man mir in einer Weinstube noch zu Anfang der achtziger Jahre eine Kneipzeitung, die er mit Text und Karikaturen ausgestattet hatte.

Er lachte gerne und ließ sich keine Mühe verdrießen, um einen Spaß von langer Hand her vorzubereiten und sorgfältig durchzuführen.

Man war damals harmlos und fröhlich in Altbayern, gemessener im Ernste, derber im Scherze als heute. Bei Scheibenschießen und Jagden war lustige Neckerei nicht bloß gern gesehen, sie galt als notwendige Würze der Geselligkeit.

Der Liebreiz jener Zeit ist uns erhalten geblieben in den klassischen Zeichnungen Max Haiders, der Hofjagdgehilfe war, bevor ihm König Max die Mittel zur künstlerischen Ausbildung gewährte.

Das Sturmjahr 1848 ist, wie es mir scheinen will, an meinem Vater vorübergegangen, ohne ihn in seinen Tiefen aufzuwühlen.

Er war stark angefärbt von dem Humor, der damals die Gestalten des Barnabas Wühlhuber und des Kasimir Heulmaier in den „Fliegenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blättern“ schuf, und seiner ruhigen, festen Art sagten die Aufläufe der Philister vor dem Hause der Lola Montez sowenig zu wie die mit Tiraden gespickten Flugblätter.

Im übrigen konnte dem jungen Forstmanne das, was er zunächst vor Augen hatte, nicht als neuer Segen erscheinen.

Anno 1857 wurde er zum Revierförster in Piesenhausen, Forstamt Marquartstein, ernannt und heiratete Katharina Pfeiffer, eine Tochter der Schwabenwirtseheleute von Oberammergau.

* * *

Die Familie Pfeiffer, früher in Oberau ansässig und begütert, stand in gutem Ansehen. Damals waren Gastwirte Respektspersonen in der Gemeinde, die ihr Gewerbe neben der Landwirtschaft trieben und sich um des Sankt Fremdenverkehrs willen nichts vergaben.

Sie hielten scharfes Regiment im Hause aufrecht und litten keine Unordnung.

Der Schwabenwirt, ein kurz angebundener Mann, galt etwas und brachte sich vorwärts, unterstützt von einer braven Frau, die zuweilen bei so hohen Gästen wie König Max Ehre mit ihrer Kochkunst einlegte.

Es war selbstverständlich, daß die Töchter bei jeder häuslichen Arbeit mithelfen mußten, in Küche und Keller wie in der Gaststube.

Die Kinder sagten zu jener Zeit „Sie“ zu den Eltern, und der Verkehr in der Familie bewegte sich in gemessenen Formen, die keine unziemliche Vertraulichkeit oder Unbescheidenheit aufkommen ließen.

Ein Brief, in dem meine Mutter als sechzehnjähriges Mädchen ihre Eltern um Beisteuer zu einem Sommerkleide bittet, zeigt nach Stil und Inhalt so viel altväterliche, strenge Zucht, daß man versucht ist, ihn sehr viel weiter zurückzudatieren.

Sie hielt sich damals in München auf, um sich nach gutem Brauche in einem renommierten Gasthause in der Kochkunst zu vervollkommnen. Es galt als Vorzug, daß sie diese Lernzeit bei Grodemange verbringen durfte.

Was sie hier sah und lernte, trug sie säuberlich in ein dickes Heft ein. Gedruckte Kochbücher hatten damals wenig Geltung, und ich habe heute noch das stärkste Vertrauen zu jenen geschriebenen Rezepten, die ich als Erinnerungen aufbewahre.

Nach einem halben Jahre kehrte meine Mutter freudig zurück. Sie hing zeitlebens mit allen Fasern an ihrem Heimatdorfe und an ihrer älteren Schwester Marie, die in jungen Jahren den Königlichen Posthalter und Verleger Eduard Lang heiratete, früh Witwe wurde und die auf uns Kinder durch ihre vornehme, stille Art einen unvergeßlichen Eindruck machte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schwabenwirtstöchter, deren jugendliche Anmut mir eine Daguerreotypie zeigt, fanden neben ihrer Arbeit immer noch Zeit, ihren Geist zu bilden, und wenn sie nicht allzuviel lasen, so lasen sie ganz gewiß nie einen seichten Roman.

Man ergötzte sich gemeinsam mit Gleichstrebenden an einem guten Buche, und ein studierender Jüngling konnte sich in den Ferien hohe Anerkennung erwerben, wenn er seine erst kürzlich erworbenen Kenntnisse in literarhistorischen Bemerkungen zu „Werthers Leiden“ oder zu „Hermann und Dorothea“ zeigte. Man las neben einigen Klassikern auch Stifters Studien, dies und jenes von Jean Paul, und man führte darüber empfindsame Gespräche, bei denen die Mädchen wohl nur die Zuhörerinnen abgaben.

Dies alles bewegte sich in bescheidenen Grenzen, führte nicht zu Überklugheit und förderte eine wirkliche Herzensbildung.

Wie das im lieben Deutschland üblich ist und war, mußten auch in Oberammergau gleichgestimmte Naturen einen Verein gründen zur Pflege ihrer Ideale oder der Liebe zum „Guten, Wahren und Schönen“, wie man damals sagte.

Der Verein erhielt den Namen „Ambronia“ mit Beziehung auf den lieblichen Fluß, der sich durch das Tal schlängelt.

Hochstrebende Jünglinge, die später als Notare, Ärzte und geistliche Räte im Vaterlande wirkten, schlossen den Bund, dem auch bildungsfrohe Mädchen beitreten durften.

Wer sich geneigt fühlt, darüber zu lächeln, der lege sich die Frage vor, wo heute noch in einem kleinen, abgelegenen Dorfe eine solche Vereinigung zustande kommen könnte und ob in diesem Streben nicht ein gesünderer Kern steckte als im Literaturklatsch und in den Moderichtungen unserer größeren Städte.

Im übrigen war Oberammergau in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein geeigneter Platz für solche Neigungen und Ziele.

Es saßen weitgereiste Leute dort, denn ein reger Handel mit Schnitzereien, nicht zuletzt mit den reizvollen Spielwaren, ging durch ganz Europa und auch über See. Mancher hatte sich tüchtig in der Welt umgetan und den Wert gediegener Bildung schätzen gelernt, aber jeder fühlte sich erst wieder glücklich, wenn er heimgekehrt war und behaglich im Ampergrunde zu Füßen des Kofels saß.

Unter den Schnitzern gab es vortreffliche Künstler, die, weil sie sich zu bescheiden wußten, Vollendetes leisteten. Sie alle haben ihr Können der gemeinsamen Aufgabe, dem Passionsspiele, gewidmet, und dieses stand damals in seiner schönsten Blüte, denn im ganzen und in jeder Einzelheit zeigte es die aus traditioneller Kunstfertigkeit hervorgegangene Eigenart, die es später im Großbetriebe verloren hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Hingabe der Gemeinde an den „Passion", den Ruhm der Heimat, war damals frei von ungesunden Spekulationen, von Hoffnungen auf unmäßigen und leichten Gewinn.

Erst der Zustrom des englischen und des noch schlimmeren amerikanischen Sensationspöbels hat das Bild verändert.

Aber jene älteren Generationen von Aposteln und Jüngern des Herrn richteten ihr Leben ein wenig nach dem Stile ihres heiligen Spieles ein und zeichneten sich durch Wohlanständigkeit aus. Sie handelten und redeten mit einiger Getragenheit und ließen sich von dem Bewußtsein leiten, daß sie auf einem Podium stünden und von vielen beachtet würden.

Im Glauben an den besonderen Beruf des Ammergauers, der das Gefühl einer engen Zusammengehörigkeit stärkte, war man glücklich und zufrieden.

Mit den kleinen typischen Häusern, die im Erdgeschoß eine Stube hatten, von der aus hinterm Ofen eine Stiege in die obere Kammer führte, ist auch anderes verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Payer

Zu seinem siebzigsten Geburtstag

Von Conrad Haußmann

Am 12. Juni vollendet Payer sein siebzigstes Lebensjahr. Er ist gottlob noch so frisch wie ein Mann auf der Höhe seiner geistigen Kraft. Die Zeit kann solche Männer brauchen. Ich bin ihm zu nah befreundet, als daß ich Worte hohen Lobs wählen möchte. Es genügt auch, sein Leben und Wirken sprechen zu lassen.

Fünfzig Jahre steht Payer im politischen Leben Württembergs und Deutschlands. Er war von Anfang an führend in seiner Heimat, und er ist heute der Führer des politischen Freisinns und der bürgerlichen Demokratie von Deutschland. Seit 40 Jahren gehört er dem Deutschen Reichstag an. Er ist Staatsmann geworden und Volksmann geblieben. Er hat unter fünf Kanzlern gekämpft und gearbeitet, und er ist sich niemals untreu geworden. Die Schule der schwäbischen Demokratie hat ihn gefestigt, aber der Eintritt ins Reichsparlament, 20 Jahre vor dem Eintritt ins schwäbische Landesparlament, gab seinem Blick und Schritt die sichere Richtung aufs deutsche Vaterland, befreit von den Schranken des kleineren Landes. Ein Jahr, nachdem er 1894 in den Landtag eingetreten war, wurde er zum Präsidenten der Württembergischen Abgeordnetenkammer gewählt. Ich habe viele Präsidenten im Reichs- und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landtag auf dem Präsidentenstuhl amtieren sehen, keinen, der seines Amtes sicherer gewaltet hat. Achtzehn Jahre lang ununterbrochen blieb er Präsident der Württembergischen Abgeodnetenkammer, ohne den Zusammenhang mit dem Reichstag zu verlieren. Die Zeit dieses achtzehnjährigen Konsulats war für Württemberg eine Periode fruchtbarer politischer Reformen. Die Verfassungsreform, die Verwaltungsreform, die Schulreform, die Steuerreform legen dafür geschichtliches Zeugnis ab, und Payer war nicht nur Jahr um Jahr, sondern Tag für Tag auf dem Posten. Er hat den kleinen Sitzungsdienst geebnet und die großen Aktionen geleitet. Er hat in allen kritischen Momenten mit fester und gelenkiger Hand eingegriffen. Nach diesen 18 Jahren beschloß er freiwillig aus dem Landtag auszuscheiden, um in den immer ernster werdenden Zeiten im Reichstag zur Stelle zu sein. Dort hatte er bei dem Versuch des Fürsten Bülow, einen Block zu bilden, der diesen zu Zugeständnissen an die Linke zwang, aktiv und namentlich bei der Schaffung des modernen Reichsvereinsgesetzes energisch mitgearbeitet. Hierbei wiederum ist er dem Staatssekretär Bethmann Hollweg, in dessen Ressort das Reichsgesetz fiel, nahegetreten. Diese Beziehungen, die jedem Einblick in die Schaffensart des Andern gewährten, sind seither niemals abgebrochen worden. Sie erhielten, als Bethmann Hollweg Kanzler wurde, als die Marokkokrisis, der Balkankrieg und der Weltkrieg ausbrach, von selbst ein erhöhtes persönliches und politisches Gewicht. Auch der Reichskanzler erfuhr, was Freund und Gegner im Parlament und Volk wissen: Daß man auf Friedrich Payer bauen kann, weil er weiß, was er will und warum er es will und wie er es will. Der Wert seiner Mitarbeit bisher wie in kommenden Tagen ist unendlich viel größer, als der stenographische Bericht ausweist.

Payer, einer der kraftvollsten Redner, der Temperament, Laune und Gelassenheit in seltener Mischung beherrscht, hat in gleich hohem Maße die große Kunst ausgebildet, ohne Rhetorik still zu wirken. Der Stoff, aus dem er gebildet ist, hat keine Faser von Streberei und keinen Faden von persönlicher Ehrsucht. Das parlamentarische Leben der letzten drei Jahrzehnte war aus Ursachen, die heute nicht zu untersuchen sind, und mit der innerpolitischen Last des Bismarckschen Erbes zusammenhängen, weniger reich an Charakteren, als für Deutschland nützlich war. Gerade deshalb empfindet die öffentliche Meinung Payers Persönlichkeit als hohen Wert. Er hat sie ausgebildet, nicht bloß im politischen und parlamentarischen Leben, sondern auch — das soll nicht übersehen sein — in der Advokatur, die ihm und der er an Kraft viel verdankt, und ferner in der persönlichen Beziehung zu großen Organisationen des deutschen Wirtschaftslebens, die den Wert seines sicheren Rates erkannt haben.

Wenn die deutsche Geschichte einst das große Kapitel schreibt „Von der Frankfurter Paulskirche zur deutschen Realität und zum deutschen Volks-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

staat", dann wird Friedrich Payer als einer der wichtigsten Mitarbeiter an diesem großen Werk dankbar genannt werden. Herangewachsen in dem Glauben, daß der sicherste Weg zur Einheit durch die Freiheit gehe, hat er, als die Geschichte den anderen Weg zuerst zur Einheit einschlug, nie die Notwendigkeit verkannt, diese Einheit durch die Freiheit zu stärken. Daß hier noch vieles versäumt war, daß diese Säumnis für Deutschland innen und außen ein Nachteil war, das ist die große Erkenntnis, die dieser Weltkrieg unter heißen Schmerzen geboren hat. Um so notwendiger ist, daß das Versäumte rasch nachgeholt werden muß und um so wichtiger, daß Friedrich Payer an diesem Werk noch persönlich mitarbeiten kann. Noch kommende Generationen werden Friedrich Payer dankbar sein, daß er und wie er am Staat in der Stellung des Parlamentariers mitgearbeitet hat, und sie werden es für die Regierungsmethode der letzten fünfzig Jahre charakteristisch finden, daß solche Charaktere nicht mit an die Spitze des Staats gestellt worden sind. Dann hätte manches anders werden können.

Wanderer im Sommer

Von Emil Wiedmer

Das ist mein Glück:
das nimmermüde Schreiten
auf weiß und braunen Wegen,
auf weiß und braunen Wegen,
die irgendwo, sehr fern ...
im Himmel sich zur Ruhe legen.

Das ist mein Glück:
das Rasten still am Weg
im Schatten matt geneigter Bäume,
die unterm Strahl der Sonne leis erzittern.

Gold rieselt mir durchs Haar,
und Himmelsbläue rinnt in meine Augen.
Und mit dem leichten Spiel des Windes
fliegt meine Seele,
tief verwühlt im Spiel, davon
und wiegt sich in der Ferne froh
ganz nah am Traum.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Münchner Kunstsorgen

Wieder einmal ertönt der Ruf: „Münchens Niedergang als Kunststadt“ — 1903 ertönte er meines Erinnerns zum letzten Male. Die vor einem Jahre gegründete „Münchener Vereinigung für künstlerische Fragen“ stößt selbst den Warnruf aus; oder bedeutet es etwas anderes, wenn sie in ihrer ersten, vor ein paar Tagen veranstalteten Versammlung sich das Ziel steckt, Münchens und Bayerns künstlerische Bedeutung gegen eine weitere Abnahme seines Einflusses zu sichern. Da nun aber Münchens angesehenste Künstler selbst solcher Ansicht sind, bedeutet es hoffentlich keinen Stich ins Wespennest, wenn hier etwas näher nach den Gründen geforscht wird, die zu solcher Abnahme des Einflusses führen.

Zugegeben muß ja als mildernder Umstand von vornherein werden, daß München der Kapitalismus fehlt, der heute wie zu allen Zeiten zur Kunstpflege unbedingt erforderlich ist; denn nur die Reichen können sich alle die schönen Dinge, die da gemalt, gemeißelt und kunstgewerblich hergestellt werden, leisten. München aber ist infolge der ungünstigen geographischen Lage, fernab von Kohlenlagern, kein Anziehungspunkt für Industrie und Handel; und über die Ausnützung der reichen Wasserkräfte, die hier allein einen Umschwung herbeiführen könnten, ist man sich maßgebenden und höheren Ortes noch nicht im klaren; mit dem Einzuge der Industrie ins Land könnten die agrarstaatlichen Verhältnisse Bayerns, und was so damit zusammenhängt, doch einen Stoß erleiden. Das Fehlen einer kapitalkräftigen Schicht aber macht sich überall bemerkbar, bis in die Neuerwerbungen unserer Museen hinein.

Für dieses Fehlen des einen goldenen Kalbes ist ja nun München nicht verantwortlich zu machen. Aber es gibt trotzdem noch einige Sünden, von denen die gute Stadt nicht ganz freizusprechen ist. Nicht so tragisch zu nehmen ist der Wegzug mancher bedeutenden Kraft aus München; denn schließlich bieten die Ausstellungsmöglichkeiten doch stets die Gewähr, daß ich in München die Werke eines Malers ebensogut sehen kann, ob er nun hier lebt oder in Berlin. Etwas anderes ist es freilich, ob z. B. ein Trübner als Lehrer für Berlin gewonnen wird; denn ein solcher Name bedeutet stets eine Anziehungskraft für eine ganze Anzahl junger Talente. Heikel wird aber die Frage nach dem Warum des Wegganges mancher bedeutenden, auch jungen Kraft von München. Es sind da eben gewisse Imponderabilien im Spiel, und an dem Münchner „Spezltum“ hat sich schon mancher die Finger verbrannt. Ein wunder Punkt ist aber auch die Münchner Kritik, die alles schön und herrlich findet, wenn es nur aus München stammt. An alles Auswärtige aber wird ein scharfer kritischer Maßstab angelegt. Bezeichnend ist hier die ausgedehnte Preßfehde, die im vorigen Jahre gegen den Deutschen Werkbund anläßlich der Herausgabe des Deutschen Warenbuches unternommen wurde. Man muß ja nicht mit allem, was der Werkbund unternimmt, einverstanden sein, aber man wird anerkennen müssen, daß hier eine große Unternehmungslust, Tatkraft und zielbewußtes Handeln vereinigt sind, alles Eigenschaften, die man in München schmerzlich vermißt. Im übrigen aber war die Stellungnahme gegen den Werkbund eine historisch gar nicht zu begründende; denn das Eintreten für den Kunsthandwerker gegen den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Künstler beruhte auf gänzlichem Mißverstehen der geschichtlichen Entwicklung im Kunstgewerbe. Von den Zeiten der Renaissance an — für die früheren Epochen sind die Verhältnisse nicht ganz klar zu durchschauen — war immer der Künstler der entwerfende, der Kunsthandwerker, ein Begriff, den es damals noch nicht gab, der ausführende Teil. Von Dürer, Holbein und Aldegrever über Boucher und Balthasar Neumann kennt man diese Entwürfe für alle Dinge, die man heute als Kunstgewerbe zusammenfaßt. Den Begriff des Kunsthandwerkers hat erst das neunzehnte Jahrhundert mit seiner Kopierung der alten historischen Stile geschaffen.

Es ist oben von der in München mangelnden Unternehmungslust und Tatkraft gesprochen worden; es verhält sich hier wie mit dem Ei des Kolumbus. Die Berliner Jahrhundertausstellung, die Darmstädter Barockveranstaltung, die von Mannheim angeregte Ausstellung von Kriegergräbern sind Veranstaltungen, die nicht im geringsten mit diesen Städten organisch zusammenhängen oder, um deutlicher zu werden, die nicht ebensogut in München hätten stattfinden können. Aber hier fehlt es an einer regen Kunstpflege, d. h. man hält die Ausstellungen in Glaspalast und Sezession, die wahllos zusammenbringen, was im letzten Jahre in München gemalt und auch gemeißelt worden ist, für eine solche. Daß aber einige rührige Städte am Rhein, von Berlin ganz zu schweigen, in systematischer Kunstpflege, in einer Synthese der schaffenden Kunstkräfte, die unendlich viel Anziehendes für das Publikum hat, uns den Rang ablaufen, bemerkt man hier nicht oder will es nicht bemerken.

Wie aber nun die drei mangelnden Faktoren, Kapitalkraft, Selbstkritik und Tatkraft, ersetzt werden können, das ist eine andere Frage. Als Vorschlag zur Besserung sei der verzeichnet, der von Staat und Stadt subventionierte monumentale Gemälde verlangt, die jeder gesehen haben müsse, der über Kunst mitreden wolle. Sapienti sat! Aber um die Schaffung eines Kunstgewerbemuseums wird man nicht herumkommen. Wer weiß, was z. B. das Wiener Kunstgewerbe dem dortigen Museum verdankt, wird wissen, was gemeint ist. Ausstellungen und Vorträge geben Produzenten und Konsumenten Gelegenheit, sich von dem Stande der Dinge an anderen Orten Rechenschaft zu geben. Namentlich die Ausstellungen fremder Erzeugnisse brachten eine Menge Anregungen. Auf Pazaureks Leistungen im Stuttgarter Landesgewerbemuseum sei ebenfalls kurz hingewiesen. Auch die Schaffung einer Münchner städtischen Galerie wird sich nicht umgehen lassen. W. Bode ist zwar gegen solche Museen am Orte einer großen Staatsgalerie, aber zu deren Entlastung wird sie doch nötig sein. Denn der bayerische Staat verausgabt jährlich viele Tausende von Mark für Anschaffung von Bildern, die dann ins Depot wandern, oft mehr als Unterstützung des Künstlers, als weil das betreffende Bild zur Abrundung der künstlerischen Vollständigkeit der Pinakothek nötig wäre. Welcher freie Beruf aber empfängt noch solche Unterstützungen aus Staatsmitteln, die meist den Mittelmäßigen zugute kommen? Allzuviel freilich darf man sich von dem weiteren Ausbau von Museen auch nicht erwarten, schon um deswillen, weil ein solcher viel Geld kostet.

Ob es hier der Münchener Vereinigung für künstlerische Fragen ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lingen wird, mit Rat und hauptsächlich mit der Tat Wandel und Abhilfe zu schaffen, ist eine andere Frage. Der Vorsprung Berlins ist schon zu groß, und es steht zu befürchten, daß die drei Schilde — das Abzeichen der neuen Gründung — wenig mehr zu decken haben werden. Man hat eben hier allzulange auf den alten Lorbeeren der Tradition sich ausgeruht.

Willy Wensdorp.

Musik

Max-Reger-Gesellschaft

Mit dem Sitze in Leipzig hat sich diese Gesellschaft aufgetan, die nun Freunde des Meisters und seiner Kunst zum Beitritt einladet. Wie es sich nach dem Texte der Einladungsschrift herausstellt, liegt der Zweck des neuen Vereins, zu dessen Gründung man „sich entschlossen" hat, vor allem in der Propaganda Regerscher Werke: „dahin zu wirken, daß die Erkenntnis der Bedeutung dieses Meisters sich Bahn bricht". Zwar ist man sich bewußt — die klingenden Namen und Titel unter der Einladung bestätigen es — „daß diese Erkenntnis auch ohne ihre (der Gesellschaft) Hilfe mal kommen muß, aber . . ." usw. Wir sind uns bewußt, einen gelinden Schrecken ausgestanden zu haben, als wir solches lasen; denn wenn es wirklich heute noch nötig wäre, daß für die Erkenntnis von der Bedeutung Regers erst die Bahn frei gemacht werden müßte, dann müßten „wir Freunde Regers", die wir bei seinem Aufstiege, feste um uns hauend, ihm gefolgt sind, uns sagen, daß unsre Arbeit nicht bloß umsonst gewesen wäre, sondern am Ende gar noch einen Irrtum in sich geschlossen hätte. Falsche Propheten? Der Verdacht läge nahe. Nach mehr als fünfzehnjähriger Propaganda durch Wort und Tat, nachdem man sich für Reger und seine Werke die Finger wundgeschrieben und nachdem diese Werke tatsächlich in allen möglichen Konzerten aufgeführt worden waren: wenn dann immer noch die Erkenntnis von der Bedeutung des Tonsetzers fehlte, dann wäre es vielleicht gar nicht mal so schade, wenn sie überhaupt für alle Zeiten vom „Sich-Bahn-Brechen" ausgeschlossen bliebe! Ja, werden die Herren sagen, für gewisse musikalische Kreise ist diese „Erkenntnis von der Bedeutung" zweifellos vorhanden, aber „die Allgemeinheit"?—Nun, zunächst glaube ich für meine Person nicht, daß Regers Kunst, mit wenig Ausnahmen, jemals „Allgemeingut" werden wird (was übrigens auch gar nicht so unbedingt notwendig ist); und die gedachten Ausnahmen, die neben einigen Liedern wohl hauptsächlich auf dem Gebiete der Kirchenmusik liegen, brauchen keine weiteren Stützen mehr. Um nun „das Verständnis weiterer Volkskreise für die Kunst Regers zu fördern und das Andenken an den Meister, sein Leben und sein Schaffen zu pflegen", was soll da geschehen? Alle zwei bis drei Jahre sollen „Reger-Feste" veranstaltet werden! Uns gruselt es etwas bei dem Gedanken; außerdem zweifeln wir sehr daran, daß mit diesen äußerlichen Mitteln die „weiteren Volkskreise" verständnisvoller werden würden. Arme Volkskreise, wofür müßt ihr nicht alles herhalten! Aber der Verein will noch mehr bringen: in „besonderen Fällen" will er „Vereinigungen und einzelne Künstler durch Beihilfen bei Aufführung Regerscher Werke unterstützen" und „gegebenen Falls" (!) selber Aufführungen veranstalten. Wir müssen gestehen, daß dies Programm

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

etwas mager ist, sehr zweifelhaft in bezug auf den Erfolg und damit doppelt unnütz. Ein Gegenbeispiel: der Hugo-Wolf-Verein, der sich gründete und wirkte, als Wolf kaum bekannt, aber desto mehr schon verketzert war, löste sich vernünftigerweise auf, als die Welt den Komponisten und sein Werk kennen gelernt hatte. Mehr kann solch ein Verein überhaupt nicht tun, als die Bekanntschaft zu vermitteln und für das Werk eines Künstlers durch Wort und Schrift Verständnis zu schaffen; wenn dann die neue Gesellschaft sagt, sie wolle wissenschaftliche und künstlerische Arbeiten über Reger veröffentlichen, so könnte man sich mit diesem Programmpunkte einverstanden erklären; ebenso vielleicht mit der Herausgabe noch nicht veröffentlichter Werke, obgleich ja das meiste von Reger bereits herausgegeben ist, es aber sicher ist, daß manches davon nicht die Zeiten überdauern, zum mindesten nicht weitere Volkskreise interessieren wird. Was schließlich die Herausgabe von noch nicht veröffentlichten Briefen Regers angeht, so möchte ich, da ich dem Komponisten und Menschen auch etwas wenigstens näher gestanden habe, an dem Erfolge zweifeln und raten, die Briefe Regers lieber seinem berufenen Biographen zur Verwendung anzuvertrauen! — Die wirklich nützliche Tätigkeit der Gesellschaft schrumpfte also auf ein Kleines zusammen. Ihre geplante Haupttätigkeit wird dagegen heute schon erfüllt: die Organisten sorgen für die Orgelwerke Regers in ausgiebiger Weise; jeder gute Geiger spielt jetzt eine seiner Violinsonaten; die Kammermusikvereinigungen vor allem nehmen sich der hervorragenden Trios, Quartette, Quintette in liebevollster und erfolgreicher Weise an; die Pianisten spielen die großen Variationenwerke, die kleineren Stücke liegen zuhause auf dem Klavier gebildeter Musikfreunde, jede Sängerin hat ein paar Reger-Lieder auf dem Programm; auch an den Chorwerken wagen die Dirigenten nicht mehr achtlos vorüberzugehen. Bleiben also die Orchesterstücke, Violinkonzert usw. Nun, da erinnere ich an meinen kurzen Nachruf beim Tode Regers an dieser Stelle mit den Angaben, wieviel von diesen Werken Reger selber von der „Liste gestrichen" hat. Wenn auch damit noch nicht gesagt sein soll, daß wir nun absolut darauf verzichten müßten, so wird doch die Zeit ihr Urteil wieder selber sprechen, wogegen kein Verein und keine Gesellschaft schließlich aufkommen kann. Das aber, was wirklich gelungen ist, wird auch gespielt werden. „Ehrt eure deutschen Meister!" Aber auf die rechte Art. Gründet auch eine Reger-Gesellschaft zu Ehren des Komponisten und um „sein Andenken" hochzuhalten; aber nicht zu dem unnützen Zwecke, seine Werke aufzuführen, sondern etwa die Werke von solchen Komponisten, die gleich ihm etwas Neues zu sagen haben und die, wie er einst, unter schweren Bedingungen sich die Bahn frei machen müssen!

„Dann bannt ihr gute Geister."

Stuttgart Oswald Kühn

Denket unserer Gefangenen!

Unsere in Gefangenschaft geratenen Soldaten — es sind Hunderttausende — sind vielen Leiden ausgesetzt, am meisten aber der Gefahr, in der langen Gefangenschaft seelisch und geistig zu erschlaffen. Außer den vielen Studenten, deren Fürsorge einer besonderen Organisation obliegt, sind ungezählte junge Männer aller

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berufe — viele noch Schüler oder Lehrlinge — darunter. Sie alle sollen wieder zurückkehren, sollen weiterlernen, sollen mitarbeiten und mitleben. Was wir irgend tun können, sie in Verbindung mit der Heimat zu halten und zu geistiger Tätigkeit anzuregen, das muß geschehen.

Dazu gehört vor allem die Versorgung mit gutem Lesestoff. An unsere Berner Bücherzentrale, welche speziell für Frankreich sorgt, kommen täglich unzählige Wünsche um Bücher. In letzter Zeit sind monatlich etwa 12000 Bücher an Gefangene in Frankreich von uns abgesandt worden. Weitaus der größte Teil davon war speziell von den einzelnen Gefangenen gewünscht worden.

Die Angehörigen von Gefangenen, die Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten, die Freunde und Förderer guter Lektüre und Bildung werden herzlich gebeten, diese schöne Arbeit zu unterstützen.

Wir brauchen Geld und brauchen vor allem auch gute Bücher. Schickt uns, was ihr entbehren könnt, sammelt unter euren Bekannten! Stets willkommen sind Bücher folgenden Inhalts: Dichtung und Belletristik aller Zeiten, besonders auch moderne, Bücher über Geschichte, Reisen, Technik, Biographisches — illustrierte Bücher über Kunst — Jahrgänge guter Zeitschriften und Witzblätter.

Der feindlichen Zensur wegen sind Bücher über Politik und Militärisches ausgeschlossen, vor allem jede Kriegsliteratur, sowie Zeitschriften aus der Zeit seit 1914 (bei Büchern bilden neuere Erscheinungsdaten kein Hindernis).

Wir brauchen viel, sehr viel Bücher!

Das Bedürfnis ist ungemein groß, die Zahl der täglich eintreffenden, oft flehentlichen Bücherwünsche wächst beständig. Wohl haben wir längst in allen größeren Lagern Frankreichs Bibliotheken eingerichtet, aber sie genügen längst noch nicht, und außerdem sind für die vielen Zehntausende von Gefangenen, welche außerhalb der Lager in kleinen Abteilungen auf Arbeit stehen, ganz besonders viele Einzelsendungen nötig.

Zuschriften erbitten wir ohne Namen an die „Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene in Bern“ (Schweiz), Thunstraße Nr. 23. Postpakete bis 5 kg sowie Frachtstücke gehen spesenfrei, wenn sie als „Kriegsgefangenensendung“ bezeichnet sind und die Anschrift tragen: An die Kaiserl. Deutsche Gesandtschaft, Kriegsgefangenenfürsorge (Prof. Wolteredk) in Bern, Schweiz.

Als literarischer Leiter der Bücherzentrale Hermann Hesse

Industrielle Kriegsbilanzen

Der Reichskanzler ist befugt, Gesellschaften, bei denen besondere Verhältnisse vorliegen, für die Kriegsdauer von der Bilanzlegung zu entbinden. Diese Erlaubnis wurde Unternehmungen mit vorwiegend ausländischen Interessen, namentlich Schiffahrtsgesellschaften, erteilt. Daneben aber haben mehr oder weniger ausgiebig noch sehr viel andere deutsche Aktiengesellschaften die alten Bilanzierungsvorschriften, wie sie das Handelsgesetzbuch vorschreibt, umgangen. Sie haben zwar nach wie vor ihre Bilanzen veröffentlicht, aber in einer Weise, die recht bedenklich stimmen muß. Das gilt namentlich für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jenen sehr ansehnlichen Teil der deutschen Industrie, der im Kriege gut abgeschnitten, die Konjunktur ausgenutzt hat. Man muß geradezu von einer Verwilderung der Bilanzsitten in Deutschland sprechen. Noch nie ist das Bonmot Carl Fürstenbergs, daß Bilanzen dazu da sind, um die Verhältnisse der Gesellschaften zu verschleiern, so wahr gewesen wie heute. Das kommt daher, daß weite Industriezweige derzeit derartig hohe Gewinne erzielen, daß sie sich genieren, das öffentlich zu bekennen. Es wäre ja auch zu peinlich, wenn man zur gleichen Zeit, in der Kleinhändler wegen sogenannter Wucherdelikte auf das schwerste bestraft, ja manchmal ihrer Existenz beraubt und öffentlich gebrandmarkt werden, feststellen könnte, daß große Industriezweige, deren Leiter mit dem Eisernen Kreuz am weiß-schwarzen Bande und allen möglichen anderen Orden ausgezeichnet werden, eigentlich im selben Verhältnis verdienen, nur mit dem Unterschied, daß sich der Gewinnprozentsatz nicht auf kleine Umsätze, sondern auf Millionen bezieht. Aber freilich, das ist ja etwas ganz anderes, denn in Landwirtschaft und Industrie muß ja nach den Worten eines Reichstagsabgeordneten die Produktionsfreudigkeit erhalten bleiben.

Die Bilanzverschleierungen, wie sie jetzt gang und gäbe sind, werden auf verschiedene Weise vorgenommen und haben auch verschiedene Zwecke. Die Technik geschieht in der Weise, daß man nicht zusammengehörige Dinge mit einer Zahl ausweist, also etwa unter den Posten Schulden (Kreditoren) allerhand Reserven mischt, dann aber namentlich durch Minderbewertung oder gar Weglassung wichtiger Aktiva. Barbestände werden auf ein Minimum abgeschrieben, sämtliche Neuanschaffungen unter Unkosten gebucht, für Wertpapierbestände der denkbar niedrigste Kurs angenommen, auf gute Außenstände ungebührlich hohe Abbuchungen vorgenommen und dergleichen mehr. Die Gründe derartiger Bilanzverschleierungen sind verschieden. Zunächst will man häufig die Begehrlichkeit der Aktionäre nicht allzu sehr reizen — das ist noch der anerkennenswerteste Grund, vorausgesetzt, daß die Gesellschaft eben in vorsichtiger Weise für die Zukunft vorbauen und für die kommenden schwierigen Zeiten durch die Bereitstellung entsprechender Mittel gerüstet sein will. Aber auch die Begehrlichkeit anderer als der eigenen Aktionäre will man möglichst ausschalten. Man denkt da zunächst an die Arbeiter, ferner an die Konkurrenz und schließlich an den Steuerfiskus, und dieses Motiv ist gar nicht genug zu brandmarken. Denn heute, wo wir daran denken müssen, wie man auf die gerechteste Weise die aufgetürmte Schuldenlast verzinsen und tilgen will, ist es ein geradezu unerträglicher Gedanke, daß Gesellschaften, die durch den Krieg enorme Gewinne haben ansammeln können, sich etwa durch Bilanzierungskunststücke von der Kriegsgewinnsteuer drücken könnten. Es wird sehr gewiegter Steuerbeamter bedürfen, um da immer hinter alle Kunstgriffe zu kommen.

Daß übrigens selbst die weitgehendsten Abschreibungen nicht genügen, um die Gewinne zu verdecken, ergibt sich aus einer Untersuchung der „Frankfurter Zeitung", die für die beiden ersten Kriegsjahre die Bilanzen von 416 Industriegesellschaften auf ihre Resultate untersucht hat. Daraus ergibt sich, daß beispielsweise im Jahre 1915 bzw. 1915/16 trotz einer Steigerung der offenen Abschreibungen von 289 auf 593 Millionen sich der Reingewinn von 578 auf 892 Millionen erhöht hat und an Dividenden an Stelle von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

405 Millionen vor dem Krieg 543 Millionen ausgeschüttet werden konnten. Daneben sind dann noch die Rückstellungen aus dem Reingewinn mit 268 Millionen mehr als doppelt so hoch gewesen als im letzten Friedensjahr (damals 118 Millionen). Dabei sind in dieser Berechnung auch eine Reihe von Industrien enthalten, die unter dem Krieg gelitten haben, wie beispielsweise die Zement- und Hotelindustrie. Betrachtet man einzelne von der Kriegskonjunktur besonders begünstigte Unternehmungen, so ist die Verschiebung noch viel krasser. So haben beispielsweise die 16 maßgebenden Pulverfabriken trotz einer Verdoppelung ihrer Abschreibungen immer noch ihren Reingewinn mehr als vervierfachen können, nämlich von 10,5 auf 45 Millionen, und wie die Schwerindustrie abgeschnitten hat, ergibt sich aus den Ziffern der 13 maßgebendsten Eisen- und Stahlwerke, die nach Abschreibungen von 48 gegen 30 Millionen Mark nicht weniger als 57 gegen 27 Millionen verdient haben.

Dabei berücksichtigt diese Berechnung erst die Bilanzen bis Mitte 1916. In der Zwischenzeit haben sich in sehr vielen Industrien die Gewinne noch ganz anders entfaltet, und man kommt da nicht immer mit einfachen Dividendenerhöhungen aus, sondern man muß allerhand Kunstgriffe anwenden, um überhaupt seine Gewinne an den Mann zu bringen. Hierher gehört die Ausschüttung eines besonderen Bonus, die in der Weise erfolgt, daß man neben der Dividende noch einmalige Sonderausschüttungen gewährt, oder aber man verwässert die Bilanz dadurch, daß man trotz glänzender Ergebnisse zu ganz niedrigen Kurs neue Aktien ausgibt, oder sogar noch weiter geht und aus vorhandenen aufgestapelten Reserven den Aktionären die neuen Aktien zahlt, also gegen den Geist der deutschen Gesetzgebung Gratisaktien ausgibt.

Man liebt es bei uns, mit einem gewissen Recht übrigens, über die unsoliden amerikanischen Finanzverhältnisse zu spotten. Aber vielleicht können gerade in bezug auf die Kriegsgewinne die Amerikaner sagen: Wir Wilden sind doch bessere Menschen. Denn man hat vor einiger Zeit gehört, daß drüben der Plan besteht, jetzt, nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten sind, den Gesellschaften den Maximalverdienst zu beschränken. Auch die Engländer sind in dieser Beziehung besser vorgegangen als wir. Dort ist jetzt die Kriegsgewinnsteuer auf 80% erhöht worden. Bei uns aber wird munter weiter dick verdient, ohne daß die Regierung und der Reichstag sich zu jener Maßnahme haben aufraffen können. Es ist höchste, allerhöchste Zeit, daß da etwas geschieht.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stockholm

Von Dr. Paul Lensch, M. d. R.

Bedeutet der Kongreß in Stockholm die Wiederaufrichtung der Internationale? Es gibt Leute, die da glauben, daß auf ihm die Gegensätze so scharf aufeinanderplatzen werden, daß die letzten Ruinen der alten Internationale dabei in die Luft fliegen würden. Die russische Revolution, diese Tochter der deutschen Siege, hat die Situation für die Westmächte derartig verschlechtert, daß nunmehr auch die Sozialisten dieser Länder endlich „reif" geworden sind, um auf einem internationalen Sozialistenkongreß zu erscheinen. Hätten die Renaudel und Genossen noch irgendwelche Aussicht, Deutschland niederzuwerfen und ihm den Frieden zu diktieren, so würden sie auch heute noch jeden Gedanken, sich mit den „Boches" an einen Tisch zu setzen, mit Entrüstung von sich weisen. Immerhin ist nunmehr auch die Mehrheit der französischen Sozialisten so weit, wie bereits eine Kundgebung des französischen Verwaltungsrats vom 13. Mai besagte, sich „an einer baldigen internationalen Versammlung" zu beteiligen. Das ist sicherlich ein Fortschritt, und ihm zuliebe wird man um das oratorische Rankenwerk, mit dem der Ausschuß seinen Beschluß umkleidet hat, leichter herumkommen. Denn wenn es nach der französischen Mehrheit ginge, dann müßte in Stockholm lediglich die Frage geprüft werden, welche Regierungen und welche sozialistischen Parteien an diesem Kriege „schuld" seien. Herr Renaudel ist sich natürlich mit seinen Freunden darüber einig, daß die deutsche Sozialdemokratie die eigentliche Verbrecherin ist. Und daß die Schuldige in Stockholm in Sack und Asche Buße tun und moralisch gestäupt werden soll von dem internationalen Synedrion des Sozialismus, das ist nach ihm der eigentliche Zweck des Kon-

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gresses. „Diejenigen deutschen und österreichischen Sozialisten, die sich zu Mitschuldigen der verbrecherischen Regierungen gemacht haben und fortfahren, es zu sein, müssen von der Internationale abgeurteilt und aus ihrer Mitte entfernt werden," also heißt es mit bezaubernder Kindlichkeit in dem Beschluß des Verwaltungsrats. Aber damit nicht genug. Die Abgesplitterten, also die Gruppe um Ledebour und Bernstein, müssen sich verpflichten, falls sie in Zukunft noch die Ehre genießen wollen, von den französischen Mehrheitssozialisten noch als Sozialisten anerkannt zu werden, nunmehr auf schnellstem Wege in Deutschland die Revolution zu machen. „Die Internationale wird also feierlich erklären müssen, daß nach dem Beispiel Rußlands das imperialistische Deutschland einem demokratischen Deutschland Platz machen muß, ausgestattet mit einem Regime der Freiheit. Die Internationale wird deshalb auf diese Notwendigkeit der deutschen Revolution diejenigen Sozialisten verpflichten müssen, die den Grundsätzen der sozialistischen Aktion treubleiben wollen." Der Leipziger Volkszeitung, dem Zentralorgan derer um Ledebour und Bernstein, ist bei dieser Zumutung der französischen Sozialisten doch nicht ganz geheuer, und sie beklagt sich, daß die französische Mehrheit sich die Sache sehr leicht mache. Durch derartige Verpflichtungen könnten keine Revolutionen gemacht werden. Wenn sich demnach Bernstein und Ledebour weigern, die deutsche Revolution zu machen, so werden sie in Stockholm das Los der deutschen Mehrheitssozialisten teilen müssen, von denen es in dem Beschluß der französischen Mehrheit wörtlich heißt, die Internationale solle „die schuldigen und treubrüchigen Vertreter des österreichischen und deutschen Sozialismus in den Anklagezustand versetzen".

Man könnte bei solchen Worten glauben, es nicht mit Männern, sondern mit Kindern zu tun zu haben. Allein man darf nicht vergessen, daß das Ganze nur die Maskierung des Rückzuges bedeuten soll, den die Renaudel und Genossen aus einer unhaltbar gewordenen Stellung antreten müssen. Sie werden auf dem Kongreß erscheinen, und das übrige wird sich finden. Immerhin beweist

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Tonart, die hier angeschlagen ist, daß in Stockholm zunächst noch keineswegs ein allgemeines „brüderliches Händeschütteln" vor sich gehen wird. Auch die französische Minderheit, die schon seit längerer Zeit für den Zusammentritt eines internationalen Kongresses wirkt, hat das keineswegs etwa aus Rücksicht auf den internationalen Sozialismus getan, sondern lediglich aus Rücksicht auf die Interessen Frankreichs. Ihr Wortführer Longuet setzte im Populaire du Centre Ende August 1916 sehr deutlich auseinander, daß er nicht eine Verständigung mit Deutschland, sondern eine „möglichst schallende Niederlage" des deutschen Imperialismus wünsche. Er trete für die Berufung eines internationalen Kongresses ein, weil er sicher sei, daß ein derartiger Kongreß die tiefsten Sympathien für Frankreich aussprechen und dessen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen kräftig unterstützen würde. Er konnte sich dabei auf die Haltung einer Konferenz berufen, die die Sozialisten der neutralen Länder im August 1916 im Haag abgehalten hatten.

Inzwischen freilich ist ein ereignisreiches Dreivierteljahr vergangen. Der Enttäuschung an der Somme ist die Enttäuschung an der Aisne gefolgt. Der verschärfte U-Bootkrieg und vor allem die russische Revolution haben die Hoffnungen Longuets auf die „möglichst schallende Niederlage" Deutschlands wiederum weit hinausgeschoben. Das Verlangen auch der französischen Massen nach Frieden ist so stark, daß sich ihm selbst die französische Sozialdemokratie nicht mehr in den Weg stellen kann. Sie ist bereit, nach Stockholm zu gehen, weil sie muß, selbst auf die Gefahr hin, daß der Kongreß mehr dem Frieden und der Verständigung, als dem kriegerischen Triumphe Frankreichs dienen sollte.

Nachdem der französische Nationalrat zu Pfingsten formell den Beschluß des Verwaltungsrats vom 13. Mai bestätigt und die Reise nach Stockholm beschlossen hatte, ist nunmehr Herr Ribot dazwischengetreten und hat den Delegierten der französischen Partei die Pässe verweigert. Was die französische Sozialdemokratie auf diesen Schlag in ihr Gesicht antworten wird, ist zunächst ihre Sache. Wie gemeldet ist, hat die Kammer der Regierung mit großer Mehrheit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen 50 Stimmen das Vertrauen erklärt. Daraus würde hervorgehen, daß ungefähr die Hälfte der sozialdemokratischen Fraktion an der Vertrauenskundgebung für Ribot aktiv beteiligt gewesen ist. Vor sechs Wochen noch verlangte die französische Sozialdemokratie unter dem Vorgeben, daß die deutsche Regierung die Friedensbrecherin und das Hindernis des Friedens sei, von der deutschen Sozialdemokratie „entscheidende Handlungen". Das muß man sich gegenwärtig halten, wenn man die Haltung der französischen Sozialisten richtig beurteilen will.

Was unter diesen Umständen aus dem Kongreß von Stockholm werden soll und was er leisten kann, ist zur Zeit noch nicht zu übersehen. Jedenfalls wird die Entscheidung des Herrn Ribot den Kongreß nicht verhindern — die Verhandlungen haben schon lange begonnen —, wohl aber ist sie imstande, das Ansehen Frankreichs bei den aufrichtig den Frieden erstrebenden Sozialisten Rußlands schwer zu erschüttern.

Die Männer, die sich in Stockholm zusammenfinden, werden die Entdeckungen machen, daß sie nicht mehr dieselben sind wie einst.

Sie waren alt und doch nicht mehr die Alten.

Die einstigen Revolutionäre und Umstürzler sind inzwischen zum großen Teile entweder selber Mitglieder oder Vertrauensmänner ihrer Regierungen geworden oder die von ihnen vertretenen Parteien haben Vertreter ins Ministerium gesandt. Vor allem aber hat das furchtbare Erlebnis des Krieges mit allen seinen Schrecken und Enttäuschungen tiefe Spuren im Geiste aller Beteiligten hinterlassen. Man wird abwarten müssen, wie sich die gereifte Erfahrung in Stockholm bei der neuen Fühlungnahme der alten Internationalisten bemerkbar machen wird.

Nur bei einem der nach Stockholm Gehenden wird von alledem keine Rede sein, bei dem deutschen Sozialisten Eduard Bernstein. Er ist der alte liebenswürdige und zum Teil fanatische Pazifist und Utopist geblieben, der er im Grunde seines Herzens immer gewesen ist. Zu den reinen Höhen, in denen er zu schweben ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohnt ist, hat der Hauch der Grüfte dieses Krieges nicht heraufzureichen vermocht. Soeben hat er einen Band größtenteils bereits veröffentlichter Aufsätze unter dem Titel: „Sozialdemokratische Völkerpolitik, die Sozialdemokratie und die Frage Europa" herausgegeben, die das Gesagte bestätigt. In den eigenen Reihen wurde Bernstein eigentlich niemals so völlig ernst genommen, und stets umfloß ein leiser Schimmer versöhnender Komik die ehrwürdige Gestalt, wenn sie mit prophetischer Beredsamkeit Englands Freiheit und Deutschlands Knechtschaft schilderte. Dafür galt Bernstein in der bürgerlichen Welt um so mehr, und das Ausland vollends hatte sich daran gewöhnt, in ihm die edelste Verkörperung des deutschen Sozialismus zu erblicken. Es war kein Zufall, daß der Landesverräter Weill, der frühere sozialistische Abgeordnete von Metz, seinen jetzigen Parteifreunden in Paris die deutsche Sozialdemokratie schilderte mit den Worten: „Sie sind alle Esel, nur der einzige Bernstein ist zuverlässig."

Was das oben erwähnte Buch Bernsteins angeht, so gilt wie für alle seine Schriften auch von ihm der Satz: eine angenehme Lektüre ist es nicht. Die eigentümliche Veranlagung des Autors, die man übrigens häufig bei deutschen Gelehrten und Theoretikern findet, und zwar um so häufiger, je gelehrter und theoretischer sie sind, nämlich eine an sich einfache Sache höchst kompliziert zu machen, spiegelt sich auch in diesen Artikeln wider. Im übrigen sind sie weniger für die Sache als für die Psychologie ihres Autors aufschlußreich, und das ist bei der Stellung, die Herr Bernstein in der geistigen Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie eingenommen hat, immerhin interessant genug. Bernstein repräsentiert vollkommen einen gewissen Typus der deutschen sozialistischen Vergangenheit, der durch die ähnlichen Schicksale, die ihre Träger hatten, herangezüchtet wurde. Das Exil im Auslande machte sie zu feurigen Bewunderern der ausländischen „Demokratie", ihr mangelnder historischer Sinn raubte ihnen den Blick für die Wirklichkeiten dieser Erde und machte sie leicht zu Opfern von Utopisten und Propheten, ihre meist kleinbürgerliche Herkunft sowie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der noch sehr unentwickelte politische Reifegrad aller deutschen Verhältnisse brachte es mit sich, daß sie an alles in der Politik wie im geschichtlichen Werden der Völker und Klassen den Standpunkt moralischer Entrüstung herantrugen, wie es denn kein Zufall war, daß von dieser Generation als Muster der Geschichtschreibung gern der alte Schlosser oder Buckle gerühmt und empfohlen wurde. Die marxistische Methode, die Dinge zu betrachten und zu bearbeiten, blieb ihnen immer wesensfremd und im Grunde unheimlich. Sie bot ihrem Bedürfnis nach moralischer Deklamation einen gar zu engen Spielraum. Deshalb ist der Durchbruch zum Revisionismus, zu dem dieser Typus kam, viel weniger etwa das Ergebnis gesteigerter Einsicht, als vielmehr ihrer Charakteranlage. Der Revisionismus war hier Naturbedingung. Bei Eduard Bernstein ist das besonders deutlich. Als junger Mann schließt er sich in Berlin den Bewunderern von Eugen Dühring an, dessen Radikalismus in Byron und Shelley, in Marat und Babeuf und den Männern der Kommune seine Ideale sah. Später wird er der literarische Beirat am Höchberg, jenes warmherzigen Menschenfreundes, der sein Vermögen im Interesse der Partei opfert und dem doch der Sozialismus stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Den Augenblick, wo das Sozialistengesetz erlassen wird und die Partei sich im furchtbarsten Kampf um das nackte Leben befindet, hält er für geeignet, um scharfe Kritik an der Partei zu üben und ihr zu sagen, daß sie sich ihr Schicksal zum Teil selber zuzuschreiben habe. So ist der spätere Revisionismus Bernsteins, der so viel Sensation machte, eigentlich nur eine Rückkehr zu seiner Jugendliebe und Naturanlage und nicht etwa die Umwandlung des Saulus zu einem Paulus. Man muß es Bernstein zugestehen: er ist sich stets treu geblieben, und auch seine Haltung im Weltkriege, die ihn in die merkwürdige Nachbarschaft von Ledebour gebracht hat, widerspricht dem nicht. Das geht deutlich aus den Aufsätzen seiner „Völkerpolitik" hervor. Da finden wir alle jene Eigenarten wieder, die seiner nunmehr zur Rüste gehenden Generation den Stempel aufdrückten: die moralisierende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Betrachtung der brutalen Weltgeschichte, mangelnder Respekt vor Tatsachen, das Bemühen, das eigene Land zu belasten und das feindliche weißzubrennen. Seinen sittlichen Mut wird jeder anerkennen und sich zugleich sagen: dieses mangelnde politische Verständnis ist in dieser Reinkultur eigentlich nur in Deutschland möglich.

So kann Eduard Bernstein in der Tat von sich sagen: ich habe durch diesen Krieg nichts gelernt und nichts vergessen. Doch wenn in Stockholm etwa ein Vertreter ausländischer sozialistischer Parteien in Bernstein den treuesten Typus eines deutschen Sozialdemokraten erblicken sollte, so könnte man ihm nur antworten: Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind. Zuweilen hat man den Eindruck, als ob die teilweise unerhörten Zumutungen, die ausländische Sozialisten in der Kriegszeit der deutschen Sozialdemokratie zu machen wagten und — wie das Beispiel der französischen Mehrheit beweist — auch heute noch machen, nur möglich seien, wenn man im Ausland annehme, die gesamte deutsche Sozialdemokratie sei eine Bernsteinsammlung. Sollte das wirklich der Fall sein, so würde gerade der Stockholmer Kongreß den ausländischen Sozialisten beweisen, daß sie sich irren. Heute geht Eduard Bernstein als ein Vertreter einer in Deutschland einflußlosen und geschichtlich erledigten Sekte nach Stockholm. Die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie ihrerseits werden sicherlich auf dem Kongreß alles tun, was denkbar ist, um dem Frieden zu dienen, wie die deutsche sozialdemokratische Partei von Beginn des Krieges an die einzige Sektion der früheren Internationale eines am Kriege beteiligten Landes gewesen ist, die jedes ihr zugängliche Mittel zur Anbahnung des Friedens zu benutzen versucht hat. Aber wir sind gewiß, unwürdigen Zumutungen wird sie zu begegnen wissen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neue Schätze der Scholle

Von R. H. Francé, Direktor des Biologischen Instituts, München

Als vor mehr denn zwei Menschenaltern Liebig mit seiner neuen Theorie der Pflanzenernährung zuerst die deutschen, dann die Welternten rund um ein Drittel ihrer Erträge erhöhte, fiel sein Lebenswerk in eine Welt, die ihm eigentlich keinen Dank wußte dafür. Landwirtschaft war um 1850 und 1860 kein Wort von feinem Klang. Das war die Welt, aus der man herausstrebte. Industrie lockte mit neuen Zauberklängen. Nicht nur, weil sie ein ausländisches Schlagwort, also Musik war für deutsche Ohren, sondern weil sie der Weg schien zum neuen Reichtum. Die Rechnung war so unendlich einfach. Wenn einer fünfzigtausend Mark besaß in einem Gütchen, war er noch nicht einmal ein Krautjunker, und mit seiner Bodenrente von sechs vom Hundert mußte er noch selber Bauernarbeit verrichten. Mit „fünfzig Mille", wie der neue, damals aufgekommene Jargon einfacher sagte, konnte man leicht eine Fabrik errichten und darin irgend was herstellen. Etwa Hosenknöpfe oder Schnallen oder Spielzeugschachteln. Das Was war gleich, denn alles florierte. Und wer nicht eine Verzinsung von 20% herausschlug aus dem Fabrikchen, war ein Stümper. Aber auch der ungeschickteste, vom Ackerfeld zur Industrie übergegangene Bauer war schon ein Fabrikant, also ein Herr mit städtischen Bedürfnissen und neuzeitlichen Ideen.

Und so entstand eine Welt, in der die alte biedere Mühle zur Dampfmühle ausgebaut wurde, und, weil die mehr Korn fraß, als die Acker der Gemarkung je lieferten, einen Besitzer hatte der für Getreideimport schwärmte, wodurch dann langsam eines der fruchtbarsten Länder der Welt mit einem großen Bevölkerungsüberschuß es als selbstverständlich fand, daß es ein volles Drittel seines „täglichen Brotes" vom Ausland kaufen und jedes Jahr zwei Millionen fremder Arbeitshände ins Land rufen mußte zur Bestellung der Scholle.

Darum wußte das Deutschland, in dem Herr Fabrikant Müller seinen gemütlichen Landonkel Biedermeier verleugnete, dem Deutschen der das Größte für die Wohlfahrt seines Volkes geleistet hat, eigentlich gar keinen Dank.

Man hat den Mehrertrag der Ernten, die durch die Anwendung der Liebigschen Theorie zu gewinnen waren, auf jährlich drei Milliarden geschätzt. Es gibt also keine menschliche Tat, die dauernd der Menschheit so viel Segen gebracht hat als diese, denn bei aller Verachtung des Mammons — es sind doch drei Milliarden ebensoviele tausend Millionen Mark zur Errichtung von Schulen, zum Ankauf von Kunstwerken, zur Linderung von Not und zur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Förderung von Wissenschaft. Ich weiß nicht, ob es zu weit geht, wenn man sagt, die ganze moderne Kultur ist erst durch diesen Überschuß möglich geworden — aber ich weiß, daß Liebig außer in München und Darmstadt noch kein Denkmal hat, Rossini aber in Italien allein 27, daß dafür zu seinen Lebzeiten die bayerischen Bischöfe am Hofe vorstellig wurden, um seinen Abschied zu erwirken, den sie allerdings nicht bekamen. Warum sie das taten? Einer der Hauptgründe ihres Vorgehens war, daß Liebig tatsächlich ein Ausländer war. Er stammte nämlich aus Hessen ...

Heute leisten wir in Gedanken seinen Manen Abbitte. Und würden jede Würde auf den Mann häufen der uns nochmals die Ernten um ein Drittel zu steigern lehrte. Es gibt nicht nur ein Rad der Geschichte, sondern auch eines der Kultur, das sich dreht und Vergangenes wiederbringt. Der Sohn des Herrn Fabrikanten Müller hat drei Jahre lang statt Drahtstiften Zünder fabriziert und hat jetzt entdeckt, daß er eigentlich vom Lande stammt. Er ist jetzt daran, wieder ein Gut zu kaufen, und meint, bei den ungeheuren Preisen aller Bodenprodukte in ehrlicher Entrüstung, es sei doch eine Schande, daß unser guter, von uns so tapfer verteidigter deutscher Boden nicht alles das hervorbringe, was sich so gut verkaufen läßt. Das müsse anders werden — dafür werde er sorgen.

Und er wird wirklich dafür sorgen. Denn das ist das Gute an dem Herrn Fabrikanten und baldigen Rittergutsbesitzer Müller, daß er wirklich arbeitet und ein heller Kopf ist, durch dessen Rastlosigkeit und Geld sein ganzes Volk, in dem ja so ein Kopf nur ein Pünktchen ist an einem ganzen Sternenhimmel, wieder reich und groß wird, mag es erleiden, was es will.

Er kann aber auch dafür sorgen. Denn in einer glücklichen Fügung haben auch die Nachfolger Liebigs in der Bodenkunde neue Tatsachen entdeckt, die ernstliche Hoffnung auf weitere Steigerung der Bodenrente erwecken.

Um das verständlich zu machen, muß ich um ein wenig Geduld für chemische Vorkenntnisse ersuchen.

Die Getreidepflanze — und darin unterscheidet sich die Zuckerrübe ebensowenig von ihr wie die Gemüsepflanze und der Obstbaum — entzieht dem Boden zweierlei: Mineralstoffe und Stickstoff. Was sie sonst noch zum Leben braucht, bereitet sie sich selbst.

Die Mineralstoffe mangeln ihr nie. Aus ihnen besteht ja die Erdrinde. Um aber eine gute, vielfältige Ernte zu erzielen, muß man den Pflanzen Stickstoff geben. Man kann letzten Endes aus dem Boden nur das herausholen, was man zuvor hineingetan hat. Auf diese Formel läßt sich die Lehre Liebigs in höchster Vereinfachung bringen.

Er lehrte uns den Stickstoff als Dünger, nicht nur als Stallmist, sondern als Kunstdünger in den Boden bringen, und die Erträgnisse gaben ihm recht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir lernten auch diesen Stickstoffdünger nicht nur als Chilisalpeter von Amerika zu kaufen, sondern ihn aus der Luft selbst zu bereiten, und das ist eine Entdeckung, die sich in den nächsten Jahrzehnten tausendfach bezahlt machen wird.

Aber wir lernten noch einiges dazu. Daß nicht nur die Quantität des Stickstoffes, sondern die Art, wie er im Boden vorhanden ist, den Pflanzen seine Aufnahme erschwert oder erleichtert und dadurch die Ernte beeinflußt.

Die Getreidewurzeln und ihre Genossen können Stickstoff nur dann aufnehmen, wenn er als Nitrat vorhanden ist; sie können nur dann richtig arbeiten, wenn der Boden aus gleichmäßigen feinen Krümelchen besteht, zwischen denen reichlich atembare Luft vorhanden ist.

Gute Verteilung der Nitrate, Krümelung, Durchlüftung — das sind die drei Hauptfaktoren guter Ernten. So sagt die moderne Bodenkunde es in einem kurzen Satz.

Wie macht man also Nitrate, wie krümelt man die Ackerscholle, wie bringt man Luft in den Boden? So fragt daher der moderne Landwirt die Wissenschaft um Rat. Einiges davon hatten ja schon seine Vorväter gelernt, aus bloßer Erfahrung, ohne jede Wissenschaft. Zum Beispiel das Pflügen und Eggen. Man zerkleinert die Bodenschollen und durchlüftet sie auch damit. Auch die Nitratherstellung übte man auf eigene Weise. Man setzte mit der Bestellung für ein Jahr aus, ließ den Acker brach liegen und erlebte dann eine reichere Ernte.

Das aber waren und sind primitive Mittel, denen die künstliche Zufuhr von Nitraten in Form von Salpetersalzen bedeutend überlegen war. Aber auch sie hat ihre Grenzen. Sowohl aus botanischen Gründen wie wegen der Kosten. Diese Grenze ist heute erreicht. Wer uns eine neue Art der Nitratvermehrung im Boden nachweist, die sich natürlich vollzieht, dem wird als Lohn eine noch mehr gesteigerte Ernte winken.

Man zeigte uns nun vor einiger Zeit einen solchen Weg.*) Kurz vor dem Kriege. Nun, da die große Ablenkung all unserer Aufnahmefähigkeit durch ihn wieder vorbei, ist es Zeit, davon zu reden.

Die natürliche Nitratbildung im Boden schlägt nach diesen neuen Feststellungen folgenden Weg ein:

Alle in den Boden gelangenden Pflanzen- und Tierleichen unterliegen einem Zerfallprozeß, an dem vornehmlich Bakterien beteiligt sind. Durch sie werden hochmolekulares Eiweiß in einfache Stickstoffverbindungen und Gase, die Kohlenhydrate in Kohle abgebaut; das Fett bleibt erhalten oder wird in einfacheres zerspalten. Schließlich bleiben durch die Tätigkeit dieser

*) Vgl. R. H. Francé, Das Edaphon. Untersuchungen über bodenbewohnende Mikroorganismen, München. 8°.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bodenbakterien wohl Nitrate übrig, aber sie sind dann auf wenige Stellen im Boden beschränkt und nicht, wie es die Pflanzenwurzeln brauchen, aufs feinste gleichmäßig verteilt.

Durcharbeiten des Bodens nutzt, das weiß jeder, der nur ein Stückchen Garten sein eigen nennt. Wenn er es bisher nicht wußte, so versteht er von nun an, warum „des Ackermannes Schweiß den Acker düngt". Aber alles Schaufeln, Pflügen, Hacken und Rigolen ist grobe Arbeit. Sie schaffen wohl Schollen, nicht aber Krümchen, in denen alle Bestandteile in mikroskopischer Feinheit durcheinander gemischt sind. Und darauf kommt es doch besonders an.

Da kann nur die Natur helfen. Sie hilft durch zwei Faktoren, denen man ebensogut Denkmäler errichten könnte wie den Vätern der Landwirtschaft. Nämlich durch den Regenwurm und das Edaphon.

Das klingt fast humoristisch, ist aber ernste Wissenschaft. Die Regenwürmer sind für die Landwirtschaft überaus wichtig. Man darf weder ihre Zahl noch ihre Arbeit unterschätzen. In einem Hektar Boden leben an 50000 bis 100000, und jeder einzelne davon wühlt und gräbt den ganzen Tag und die Nacht dazu, frißt, solange er lebt, ununterbrochen Erde und gibt sie verdaut, das heißt in feine Körnchen aufgelöst, von sich. Das ist ein vaterländischer Hilfsdienst erster Ordnung. Aber es ist noch nicht die ganze Arbeit.

Der Regenwurm arbeitet immerhin noch im groben. Er hinterläßt wohl Krümel, aber noch nicht von solcher Feinheit, daß sich die zartesten Wurzelhaare ihrer bemächtigen können. Dann vermehrt er den Stickstoffgehalt des Bodens in keiner nennenswerten Weise. Und schließlich — und das ist das bedauerlichste: er ist im Waldboden häufiger als im Acker. Namentlich in noch wenig gepflegten Böden stellt er sich ungern ein, darum sucht er besonders die Gartenerde auf und wird darin in seinem Übereifer durch gelegentliches Zerbeißen von Wurzeln sogar schädlich. In einer ganzen Anzahl Böden sind fast oder gar keine Regenwürmer vorhanden, und dennoch sind sie fruchtbar.

Es muß also außer dem Regenwurm noch etwas im Boden geben, das ihn durcharbeitet, mit Nitraten anreichert und durchlüftet.

Dieses Etwas sind winzige Tiere und Pflanzen, die darin so zahlreich sind, daß in einem Kubikmeter Ackerboden von mittlerer Fruchtbarkeit gegen zweihundert Milliarden Individuen geschätzt werden können. In jedem Fingerhut voll fruchtbarer Erde leben Hunderttausende. Es sind merkwürdige, oft abenteuerlich gestaltete und reizende Geschöpfe darunter. Tierchen, gestaltet wie unsere weißen Blutkörperchen, die in winzigen Gehäusen wohnen, reizende goldbraune Pflänzchen, die in Kieselschalen eingeschlossen sind, Pilzfäden und grüne Algen, sich hastig windende Fadenwürmer, heftig umherstrudelnde Rädertiere und allerkleinste Insekten. Sie leben nicht nur miteinander, sondern, wie das in der Welt der Lebendigen nun schon einmal

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

üblich ist, auch voneinander. Einer frißt den anderen. Die Pflanzen dienen den Tieren zur Weide, und die kleinen fallen den größeren zum Opfer. Sie alle zusammen werden als Edaphon bezeichnet, um diese Kleinwelt in ihrer Tätigkeit auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Dieses Edaphon ist es, auf das sich alle Hoffnungen der neuen Landwirtschaft gründen. Die eine Hälfte des Edaphons besteht aus Pflanzen. Die produzieren reichlich Sauerstoff und stickstoffhaltige Substanzen. Sie bereichern den Boden mit Nitraten und durchsetzen ihn mit Sauerstoff. Die Tiere wühlen zwischen den Bodenkrümeln und fressen sie. Weil sie selbst klein sind, verwandeln sie das Aufgenommene in allerfeinste Körnchen; durch ihre Beweglichkeit schaufeln sie diese Krümelmasse aber ständig durch. Vom Groben bis zum Allerkleinsten und Feinsten ist da für jede Art von Bodenbearbeitung gesorgt. Und schließlich, indem sie alle nur wenige Stunden leben, sich vermehren und dann absterben, durchsetzen sie den Boden in jedem seiner Stäubchen mit Stickstoffsubstanz und gewährleisten damit eine ideale Verteilung der Nitrate.

Da haben wir also die drei Haupterfordernisse einer guten Ernte erfüllt: Das Edaphon besorgt mit den Bodenbakterien die Anreicherung des Bodens mit Nitraten und deren gute Verteilung, sie sind die Ursachen der feinsten Krümelbildung und die Durchlüfter. Was sie leisten, wird im gröberen wiederholt vom Regenwurm. Dann kommt noch der Mensch, ackert und eggt, düngt und bewässert, ohne zu ahnen, daß der Hauptteil seiner Arbeit längst getan ist, bevor er sich um den Acker kümmerte. Die Üppigkeit von Wald und Flur auf „jungfräulichem" Boden hätte es ihm längst verraten können, daß die Fruchtbarkeit durch seiner Hände Arbeit nur gesteigert, nicht aber geschaffen wird.

Erst seitdem man das Edaphon kennt, versteht man eine Reihe alter landwirtschaftlicher Erfahrungen richtig. So hat der Ausdruck Bodengare erst jetzt seinen durchschaubaren Sinn. Roh ist ein Boden, in dem sich wenig Edaphon befindet, „gar" wird er durch die heimliche Arbeit der in ihm verborgenen Kleinwelt. Die Brache ist nichts anderes, als daß man durch die Bodenruhe dem Edaphon Gelegenheit gibt, sich zu vermehren und den Boden anzureichern. Es hat sich gezeigt, daß die Fruchtbarkeit und die Menge des Edaphons in unmittelbarem Zusammenhang stehen. In der Lybischen Wüste fand ich im „Areggebiet", d. h. in den völlig unfruchtbaren Sanddünen, kaum eine Spur von Edaphon; in der arabischen Wüste, wo sich Dornensträucher da und dort in Wäditälchen ansiedeln, lebt im Boden schon die Kleinwelt; im Niltal selbst, wo der Acker drei- und viermal jährlich hundertfältige Frucht trägt, ist die Bodenkrume von einer Organismenfülle belebt, wie ich sie sonst nicht kenne,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

obwohl ich von Turkestan bis Frankreich, von der Nordsee bis Neapel Hunderte von Böden durchforscht habe.

Je mehr Edaphon da ist, desto fruchtbarer kann der Boden sein. Dieser einfache Satz ist vorläufig das erste greifbare Resultat der neuen Bodenkunde. Aber schon das erweckt berechtigte Hoffnungen.

Nicht nur deswegen, weil man jetzt durch die biologische Bodenanalyse viel mehr sichere Anhaltspunkte hat zur Beurteilung, welche Art von Bebauung für einen bestimmten Boden taugt. (Zuckerrübenböden haben anderes Edaphon als Weizenböden, diese anderes als Kartoffeläcker oder Gartenland), sondern weil es möglich erscheint, das Edaphon im großen zu züchten, sein Gedeihen zu begünstigen und den Boden mit den wertvollsten Organismen zu impfen. Schon heute geschieht das mit ausgezeichnetem Erfolg mit gewissen Bodenbakterien, also den einfachsten Mitgliedern der Edaphongesellschaft. Andere werden folgen, und es wird sich neben die Bodenchemie des Liebig eine bodenbiologische Technik gesellen, die — daran kann man schon heute nicht mehr zweifeln — den alten Böden gesteigerte Ernten zu entnehmen vermag und sie dennoch ewig kräftig und jung erhält.

Dafür aber wird die neue Welt nach dem Kriege mehr Dank wissen als die Generation vor sechzig Jahren der alten Bodenchemie. Denn wenn irgendeine Zeit, so braucht die unsere die Schätze, die noch immer ungehoben in der Scholle der Heimat schlummern.

„Erinnerungen“

Von Ludwig Thoma

(Fortsetzung)

Ich darf einer edlen Persönlichkeit nicht vergessen, die von größtem Einflusse auf das patriarchalische Leben in der Gemeinde war und ihm ein besonderes Gepräge gab.

Ich meine den geistlichen Rat Joseph Aloys Daisenberger, der manches Jahrzehnt Pfarrer in Oberammergau war und als hoher Achtziger dort starb. Von ihm ist die gegenwärtige Fassung des Passionsspieltextes sowie eine vortreffliche Geschichte des Dorfes, die man im 20. Bande des Oberbayerischen Archives findet. Außerdem hat der würdige Herr einige vaterländische Schauspiele verfaßt, die seinen Ammergauern Gelegenheit boten, ihre schauspielerischen Talente zu üben.

Ich habe noch eines gesehen und dabei meinen Onkel Hans Lang als ritterlichen Herzog von Bayern ziemlich lange Sätze sprechen hören.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daisenberger war das Urbild eines gütigen Priesters, über dessen Lippen nie ein hartes Wort kam, nie ein unduldsames, und der mit einem stillen Lächeln es ruhig dem Leben überließ, stürmische Meinungen zu glätten.

Er kümmerte sich nicht um Ansichten, sondern um das Schicksal eines jeden, er war Freund und Vater in jedem Hause, immer bereit zu helfen.

Die Gemeinde hat ihm auf dem Friedhofe ein Denkmal errichtet.

Die wohlgetroffene Büste ist von dem Bildhauer Otto Lang modelliert, der als Sohn des Mühlbartl Sebastian aus einer alten Ammergauer Schnitzerfamilie stammt.

Mehr noch als das Denkmal ehrt den edlen Daisenberger die Erinnerung an ihn als den Schutzgeist Ammergaus, eine Erinnerung, die manches wohltätige Beginnen veranlaßte und ihm die rechte Weihe gab.

Ich habe den alten Herrn noch gut gekannt.

Wenn meine Mutter zu Besuch im Verlegerhause weilte, durfte ich ihm die „Augsburger Abendzeitung“ bringen, die er täglich von meinen Verwandten erhielt.

Er hatte stets ein gutes Wort für mich, den er getauft hat, ein Umstand, der meiner Mutter zur Hoffnung und Beruhigung diente, wenn es bei mir im Aufwachsen nicht immer schnurgerade nach oben ging.

Weil ich nun das Denkmal Daisenbergers erwähnte, will ich beifügen, daß auch dem Altbürgermeister Oberammergaus, meinem Oheim Hans Lang, dem vielgerühmten Kaiphas des Passionsspieles, ein solches errichtet werden soll, das wiederum Otto Lang modelliert und in München zur Ausstellung gebracht hat.

Es wird ausgeführt werden, wenn es wieder Bronze für diese Zwecke geben wird.

Der Bürgermeister Lang hat es wohl verdient um sein Heimatdorf, das für ihn die große und kleine Welt gewesen ist. Ich glaube nicht, daß irgendein Ereignis auf dem theatro mundi, über das er sich weltklug und behaglich zu verbreiten wußte, sein Inneres je so gewaltig aufregte, wie etwa die Besetzung der Rollen im Passion, und kein Eingriff in die Menschenrechte konnte ihm so verbrecherisch erscheinen wie der Versuch, den Text des Spieles zu ändern und „dem modernen Empfinden anzupassen“.

Ein Versuch, den eingewanderte Schöngeister mehrmals unternehmen wollten.

Aber dagegen erhob sich immer der Zorn des Volkes, und Kaiphas führte eine so drohende Sprache, wie vor dem Statthalter Pontius Pilatus.

Er war ein behaglicher und braver Mann, mit einem lebhaften Temperament begabt, gescheit und bildungsbeflissen, der als Jüngling in der Ambronia aus dem Wissensquell schöpfte, als Mann jedem törichten Zwange abhold

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blieb und sich, während er sich gern unterrichtete, doch nach dem Goetheschen Rezepte auf das Nächste beschränkte und Tüchtiges leistete.

Ammergau darf sich glücklich schätzen, wenn es auch künftig Männer findet, denen die Heimat so viel und alles gilt wie ihm.

Den Mittelpunkt im Dorfe wie den Mittelpunkt im Leben vieler mir teurer Menschen bildete das Verlegerhaus von Georg Langs sel. Erben.

Wie ich schon oben erwähnte, ging früher, besonders im achtzehnten Jahrhundert, der Handel mit Ammergauer Waren durch ganz Europa wie auch nach Nord- und Südamerika. In vielen Städten des Auslandes bestanden Handelshäuser und Niederlagen der Ammergauer, so in Kopenhagen, Petersburg, Moskau, Amsterdam, Cadix, Lima u. a., und der Ammergauer Kraxenträger ging seine Wege durch vieler Herren Länder.

Das Sterbebuch der Gemeinde weist nach, daß überall in der Welt Leute aus dem Dorfe tätig waren, bis sie ferne von der Heimat starben. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege stockte der Handel, die Niederlagen im Auslande wurden größtenteils aufgegeben. Dafür wurden in Ammergau selbst Verlagshäuser gegründet, das bedeutendste von Georg Lang.

Dessen Sohn Johann Lang hat nach 1815 als rühriger und umsichtiger Geschäftsmann den Handel wieder in Flor gebracht, sich selber einen großen Wirkungskreis geschaffen und eine sichere Existenz gegründet.

Das hätte auch dem Fremden und Uneingeweihten das stattliche Haus verraten. Wie es dastand, mit weit ausladendem Schindeldache, darauf die großen Steine, nur zwei Stockwerke hoch, aber in die Länge gedehnt, glich es einem behäbigen Bauernhofe, aber dem Eintretenden sagten schon die prachtvolle geschnitzte Türe mit Handelsemblemen, der gewölbte Gang, die breite Treppe, daß er sich in einem ansehnlichen Bürgerhause befinde.

Gute Stiche schmückten die Wände des Treppenhauses, und der in schönen Verhältnissen angelegten Zimmer und vermittelten den Eindruck, daß sich einige Generationen hier mit Geschmack wohnlich eingerichtet hatten. Zu ebener Erde waren ineinandergehend vier geräumige Läden, in denen mit Rokkoornamenten verzierte Glaskästen standen, die manches wertvolle Stück der Ammergauer Kunst enthielten.

Zwei Läden waren angefüllt mit Spielwaren, Puppen, Pferden, Botenfuhrwerken, Bogen, Pfeilen und Armbrusten, Hampelmännern und vielem anderen.

Man stelle sich einen Knaben vor, der, aus der Risser Einsamkeit kommend, plötzlich vor diesen angehäuften Herrlichkeiten stand, und man wird verstehen, wie heute noch der Eindruck in mir so stark nachlebt, daß für mich das Verlegerhaus der Inbegriff einer schönen Behaglichkeit geblieben ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zu Anfang der fünfziger Jahre hatte Eduard Lang, der Sohn von Johann Lang, Anwesen und Geschäft übernommen und die Schwester meiner Mutter geheiratet.

Er muß ein edler, liebenswerter Mensch gewesen sein, denn viele Jahre nach seinem Tode — er starb schon 1859 — war die Erinnerung an ihn im Dorfe wie in der Familie lebendig. Meine Mutter hat mir oft die Redlichkeit seines Charakters und seinen feurigen, begeisterungsfähigen Sinn gerühmt.

Seine Witwe, der die Sorge für die sechs Kinder oblag, blieb zeitlebens eine stille Frau, die ich immer ernst sah; sie genoß in ungewöhnlichem Grade Liebe und Verehrung, nicht zuletzt von seiten meiner Mutter. Ein verhaltener, gedämpfter Ton von Trauer blieb an dem Hause haften; nicht so, daß er störend gewirkt hätte, aber doch so, daß kein lautes Wesen aufkommen konnte.

Behaglich blieb es bei alledem, und wenn der Herr Oberförster Thoma aus der Riß zu Besuch kam und im Kreise der vielen älteren und jüngeren Damen seine lange Pfeife rauchte — eine bemerkenswerte Vergünstigung —, dann gab es auch lebhafte Fröhlichkeit.

Mein Bruder und ich haben als junge Holzfüchse erfahren, wie viele erzieherische Talente in erwachsenen Cousinen stecken, denn sie verwandten einige Mühe auf die Glättung unserer Manieren.

Aus einem anregenden Kreise, in dem sie wohlgelitten war und herzliche Freundschaft gefunden hatte, trat meine Mutter im Jahre 1857, um ihrem Ehemanne nach Piesenhausen bei Marquartstein zu folgen.

Mein Vater hatte nach Pflicht und Brauch beim König Max um eine Audienz nachgesucht, und meine Mutter erzählte mir noch viele Jahre später mit Lächeln und Erröten, daß der König ihm zur Wahl der Gattin Glück gewünscht und gesagt habe, er sehe wohl, daß seine Revierförster einen ausgezeichneten Geschmack verrieten.

Der König kam fast alljährlich nach Ammergau, und da mag es wohl geschehen sein, daß ihm beim festlichen Willkommen die Töchter des Schwabenwirtes Blumensträuße überreicht hatten.

Daß er sich daran erinnerte und dem jungen Forstmanne diese herzliche Freude bereitete, zeigte seine Güte und seinen Takt, die ihn, wie der alte Riehl erzählt, ganz besonders auszeichneten und ihm alle Herzen gewannen.

In Piesenhausen lebten meine Eltern mehrere Jahre in glücklicher Ehe, der zwei Kinder, mein Bruder Max und meine Schwester Marie, entsprossen.

Mein Vater fand alles Behagen am häuslichen Herd; es ist ihm treu geblieben und er hat es wohl zu würdigen gewußt.

Ein wertgeschätzter Freund wurde ihm der Pfarrer von Grassau, der ein passionierter Jäger war, und einer von den prächtigen geistlichen Herren, die Max Haider verewigt hat. Man erzählte von ihm, daß er einmal beim Messe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lesen die Wandlung vergessen habe, weil vor der Kirche das Jagdhorn zum Aufbruch blies. Ich habe aber die Geschichte so oft über den und jenen Pfarrer erzählen hören, daß ich sie für erfunden halte. Sie war wohl bezeichnend für den Jagdeifer der Herren.

Die schärfere Richtung, die später kam, hat den harmlosen Freuden ein Ende gemacht, und sie hat, wie mir erzählt wurde, dem geistlichen Rat in Grassau weh genug getan.

Als er schon hochbetagt war, hetzte ein junger Kooperator die Bauern gegen ihn auf, indem er seinen Eifer oder gar seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zog, und es fanden sich wirklich Leute, die dem gütigen Manne bei einer Katzenmusik die Fenster einwarfen zum Danke für viele Wohltaten, die er den Armen erwiesen hatte.

Damals aber, in den fünfziger und sechziger Jahren, freute man sich an den Pfarrern, die fröhliche Junggesellen waren, jeden Spaß in Ehren gelten ließen und sich beim Scheibenschießen und Jagen offenbar tüchtig zeigten.

Denn in allen Darstellungen spielt der Hochwürdige niemals etwa so wie der Landrichter, Assessor oder Lehrer eine komische Figur.

Im Jahre 1861 wurde mein Vater als Revierförster nach Partenkirchen versetzt. — Er hatte darum nachgesucht, wohl auch auf Bitten meiner Mutter, die sich glücklich fühlte, als sie wieder ins Werdenfelser Land und in die Nähe der Ammergauer Heimat kam.

Während der vier Jahre, die meine Eltern in Partenkirchen blieben, gab es vornehmlich zwei Ereignisse, von denen uns später erzählt wurde. Das eine war der große Brand, bei dem die Hälfte des enggebauten Dorfes in Asche gelegt wurde, das andere die berühmte „letzte Bärenjagd im Wettersteingebirge“. — Sie ist mehrmals in Zeitschriften geschildert worden, obwohl sie ohne rechten Schluß blieb. Denn Meister Petz entkam, wenn auch schwer angeschossen, und verendete vermutlich in irgendeiner unzugänglichen Schlucht.

Einem alten Förster, der mit dabei war, kam der Bär auf dreißig Schritte, aber es versagten ihm die beiden Schüsse seines Kugelzwillings; die Kapseln brannten leer ab. — Daß er Ruhm und Schußgeld verlieren mußte, verdroß den Alten so schwer, daß er wochenlang gemütskrank war und kein anderes Wort als lästerliche Flüche über die Lippen brachte.

Sobald ihm ein Bekannter begegnete, schrie er ihm von weitem zu: Brauchst nix red'n ... woaß scho ... woaß scho ... Himmel ... Herrgott ... Nur durch Anwendung von Alkohol gelang es ihm nach und nach, sein seelisches Gleichgewicht wiederzuerlangen.

In Partenkirchen lernte mein Vater den Münchner Kunstmaler Julius Roerr kennen, der ihm in der Folgezeit ein lieber Freund geworden ist.

Ich besitze von ihm einige Aquarelle, die ich sehr hoch schätze.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er war als Landschafter von Eduard Schleich beeinflußt und malte auch Genrebilder, die von Kennern sehr geschätzt wurden.

Er ist in der Heimat nicht nach Verdienst bekannt, weil er seine Bilder fast ausnahmslos nach London verkaufte, an einen Kunsthändler, mit dem er einen Generalvertrag abgeschlossen hatte.

Er besaß ein Können, das freilich in jener Zeit mehr verbreitet und notwendige Vorbedingung war. Mit billiger Genialität durfte man sich damals nicht hervorwagen; um das zu ermöglichen, war lange Vorarbeit der segensreichen Kritik notwendig. In dem alten, noblen München, dem Pocci, Schwind, Spitzweg, Schleich, Lier, Riehl, Kobell, Lachner und manche andere das Gepräge gaben, mußte einer was können, der aus der Reihe hervortreten wollte, und sie alle, die etwas konnten, waren vornehm und hätten sich das laute Geschrei der Markthelfer verbeten.

Noerr war späterhin ein regelmäßiger Sommergast in der Vorderriß, und obgleich er sich nicht viel mit uns abgab, wurden wir Kinder ihm besonders anhänglich. — Es war eine vielbegehrte Gunst, ihm beim Malen zusehen zu dürfen. — Seine Freundschaft hat meinem Vater viel gegolten, und seine Kunst hat ihn in bescheidenem Maße selber zum Schaffen angeregt.

Zu einigen Zeichnungen Noerrs, die in „Über Land und Meer" erschienen sind, hat er die Texte verfaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Tag im Gebirg

Von Hermann Hesse

Singe, mein Herz, heut ist deine Stunde!
Morgen, da liegst du tot:
Sterne scheinen, du siehst sie nicht,
Vögel singen, du hörst sie nicht —
Singe, mein Herz, solang deine Stunde loht,
Deine flüchtige Stunde!

Sonne lacht überm sternig flimmernden Schnee,
Wolken ruhen fern überm Tale im Kranz,
Alles ist neu, alles ist Glut und Glanz,
Kein Schatten drückt, keine Sorge tut weh.
Atmen tut wohl, Atmen ist Seligkeit,
Ist Gebet und Gesang,
Atme, Seele, öffne der Sonne dich weit
Deine flüchtige Stunde lang!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Süß ist Leben, süß ist Wonne und Schmerz,
Selig jede verstäubende Flocke im Wind,
Selig bin ich, ich bin der Schöpfung Herz,
Bin der Erde und Sonne geliebtestes Kind
Eine Stunde lang,
Eine lachende Stunde lang,
Bis die Flocke verstiebt im Wind.

Singe, mein Herz, heut ist deine Stunde!
Morgen, da liegst du tot:
Sterne scheinen, du siehst sie nicht,
Vögel singen, du hörst sie nicht —
Singe, mein Herz, solang deine Stunde loht,
Deine flüchtige Stunde.

Auch ein Zeichen der Zeit?

Vor kurzem ist ein Mann gestorben, der einst in der Öffentlichkeit ganz Deutschlands — oder besser: in den Zeitungen aller größeren Städte und in oberflächlichsten Stadtkreisen — eine Rolle spielte. Er kam von einer ernsten Schauspielbühne, ging aus Eitelkeit zum Brettl über und nannte sich den König der Boheme, obgleich er vom Bohemien genau so wenig an sich hatte wie vom König. Bis er zum ödesten Skandalmacher wurde und von der Bildfläche verschwand. Jetzt lebte sein Name noch einmal auf. Die „Münchener Neuesten Nachrichten", ein ernstes und einflußreiches Blatt, widmen ihm zwei Spalten. Sie charakterisieren ihn richtig als einen „Hanswursten", versuchen mit keinem Worte seine Albernheiten zu beschönigen. Aber sie tun ihm den Gefallen, noch einmal Reklame für ihn zu machen. — Hat wirklich in dieser Zeit äußerer und innerer Kämpfe und Entscheidungen eine Zeitung keine dringlichere Verwendung für das beschränkt vorhandene Papier? Glaubt die Schriftleitung wirklich, mit diesem Nachruf einem Bedürfnisse ihrer Leser im Lande und an der Front nachzukommen? Oder meint sie, daß der pathetische Hanswurst irgendeine Bedeutung für die Kultur und das Geistesleben Deutschlands gehabt habe — oder gar haben könnte? Jetzt fehlte nur noch, daß die gesammelten „Dichtungen" veröffentlicht würden! Als der Reichstag vom Regierungstische die Zusage erwirkte, daß auch die Presse als „im vaterländischen Hilfsdienst tätig" anerkannt werde, hat er doch wohl an anderes gedacht. B. H.

Moderne Kritik

Die letzte Nummer einer angesehenen und führenden deutschen Zeitschrift enthält einen Aufsatz über sechs Bücher, der folgendermaßen beginnt: „Sechs Bücher von sechs Autoren gemeinsam besprechen, kann heißen: sie auf ihren geistigen, zeitlichen, künstlerischen Generalnenner zu bringen; die unbewußte Sub-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jektivität des Beurteilers rückt sie in eine nahezu gleiche Beleuchtungslage oder gruppiert sie auf Gegensätze, die verbinden. Zeitliche Gemeinsamkeit schließt häufig die geistige in sich. Aus der Forderung: Triumph des Fleisches über den Geist wurde „Lucinde" symptomatisch, Schlegel repräsentativ, zeitlich und geistig. Für Erlösung aus Lust und Blut durch den Geist (die Werte oder nur die Wege sind umgekehrt, das Ziel bleiben die faustischen Quellen) fand Meyrink heute die Formel einer metaphysischen Figur. Stellt der Beurteiler dieser sechs Bücher den Refraktor entsprechend ein, so kann er statuieren, daß diese sechs Dichter ihren Trieben: in sich alle kosmischen Urstrahlungen zu sammeln, um Totalität zu werden, in metaphysische Figuren kleiden, die als dämonische Kräfte die Welt ihrer Gestalten lenken."

Das steht in einer führenden deutschen Zeitschrift ... Um so etwas zu schreiben, stellt man sich vor, wie der „Kritiker" mit beiden Händen je auf einem Trichter etwa und je auf einer Tintenflasche sich aufstellt, kopfunten. In metaphysischem Bogen biegt er, sehr repräsentativ, seinen Leib nach hinten um sich selber, streckt den Kopf zwischen den Beinen durch und wickelt seine Knie mit dämonischer Emsigkeit um seine Ellbogen. Mehrere Male. Auch den Hals wirbelt er so viele Male um sich herum, bis das Hirn ganz kosmisch aufgerührt ist und urzustrahlen beginnt. Daraufhin ergreift er mit faustischen Lippen die Feder, tunkt sie in das Tintenfaß und bricht sich auf diese Weise nicht einmal den Halswirbel. Das erscheint dann dem Leser so wunderbar, daß er sich ohne einen einzigen Doppelpunkt und gar nicht faustisch sagt, was Götz von Berlichingen, bevor er in Jagsthausen das Fenster zuschlägt, dem kaiserlichen Hauptmann und dem Publikum im Theater gegenüber nur zwischen den Zähnen zu ersticken wagt. Denn bei allem Expressionismus hat der gesunde Menschenverstand auch seine Nerven.

Norbert Jacques

Bruno Franks Requiem *)

Eine tiefe, bange Schwermut tönt von bebender Lippe aus diesem „Requiem", gesungen um eine jung dahingegangene Freundin. Auf- und abbegehrende Klage eines Früh-Beraubten. Ehe dies Leid ihn schlug, hießen ihm „Vergehen und Werden ein Spiel" und „große Worte waren seine Speise". So hat ihn sein persönliches Menschen- und Dichterschicksal reif gemacht für das Ungeheure, Furchtbare, vor das sich heute die ganze Menschheit plötzlich gestellt sieht. Und Requiemstimmung durchzittert und durchklingt auch die Gedichte von 1915 bis 1916. Ein tiefes Grollen „um all das helle, leichte Knabenblut, das die alte Erde durstig schlürft, daß ein neues Brot uns werde". Eine aus allem Schmerz, aus aller Verzweiflung aufstöhnende Zukunftshoffnung:

„Daß ein Korn die Völker nähre,
Süß zu essen, ohne Neid,
Daß aus Streit und Weltenleid
Liebe, Liebe sich gebäre!"
— — — — — — — — — —
„Daß ein Menschenangesicht
Wieder wert und heilig werde!"

Es gehört heute viel Mut dazu, als bereits anerkannter, moderner Autor sein Ethos und Pathos künstlerisch-menschlich so schlicht und einfach auszusprechen.

*) Berlin, Erich Reiß Verlag, 1917.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ohne Spiegelpose. Ohne Podiumsgeste. Ohne Schreibtischfeuerwerk. Ohne lyrische Scheinwerferakrobatik.

Dafür sei dem Dichter gedankt: für diesen lauten Mut, für diese stille Schönheit.

Von den Gedichten, die zwischen dem „Requiem" und den auf den Krieg bezüglichen Gedichten entstanden sind, ist noch nicht alles „reine Lyrik". Die Eigenart Bruno Franks läßt ihn manchmal — hie und da auch in den anderen Gedichten — der Versuchung nicht widerstehen, seine starke formale Begabung, seinen dialektischen Reichtum — souverän spielen zu lassen. Es entstehen dann formenschöne, gedankengesättigte Gebilde, deren Klang — man fühlt es — der Dichter sich gerne hingibt, wie dem Raunen und Rauschen einer schöngefaßten Quelle. Und Wasser rinnt durch unsere Finger, wenn auch kristallreines Quellwasser.

Doch wer weiß —: oft fehlt es nur an unterirdischem Antrieb, und plötzlich steigen sie auf, sind sie da, die köstlichen Blutgebilde aus Menschenland: „lyrische Gedichte" genannt — ein Wunder, wie alles Geschaffene, das Schöpfer und Sinn nur ahnen läßt.

München. Eugen Albu

Eine Kleiststudie

Heinrich von Kleist ist eine so eigenwüchsige, markant geprägte Persönlichkeit, daß ihm gegenüber laue Einstellung unmöglich ist, daß er den Betrachtenden herausfordert zu Liebe oder Haß. — Während etwa über Lessing, Goethe, Schiller, Grillparzer längst eine gewisse Stetigkeit des Urteils Platz gegriffen hat, steht Heinrich von Kleist noch immer, so als wäre er ein Lebender, mitten zwischen Apologie und Polemik.

Apologetisch ist auch der Grundzug der neuen Schrift über Heinrich von Kleist, die uns jüngst Max Fischer gab (Stuttgart, J. G. Cotta, 1916). Diese Schrift wuchs fraglos aus einer großen Liebe zu der Persönlichkeit des Dichters und gelangt von ihr aus oft zu einer sehr subjektiven Einstellung, etwa wie in dem Konflikt zwischen Kleist und Goethe. Überhaupt stört in Fischers Studie eine noch unausgeglichene Diskrepanz zwischen der tieferen Absicht, in der der Autor sein Problem formen wollte, und der Art, wie es Gestalt geworden. Über dem harmonischen Grundakkord leidenschaftlicher Liebe zu einer großen Persönlichkeit vergangener Zeit mißstimmt als Dissonanz die historische Detailfülle einer referierenden literargeschichtlichen Pedanterie. So fühlt man, daß das Beste, was der Autor zu geben hätte, das innerliche Nacherleben der dionysischen Vermessenheit Heinrich von Kleists wohl in einzelnen schönen Takten ahnungsvoll aufklingt — ich denke hier an die Stellen über den „Robert Guiskard", über die „Penthesilea", über Kleists Tod —, daß ihm aber die dem Erlebnis kongeniale Form einer gewaltigen Symphonie fehlt. Als einen unorganischen Mißgriff muß man empfinden, daß der Autor das Preußische in Heinrich von Kleist mit allzu starker Nachdrücklichkeit hervorhebt, ja oft bis zum Widerspruch mit dem eigentlichen Grundgedanken seiner Schrift betont.

Wohl ist in Heinrich von Kleists Erscheinung das Preußische mitbestimmende Substanz, das Entscheidende ihrer Wesenheit aber ist das, was offensichtlich auch im Brennpunkt von Fischers Interesse steht: das Überzeitliche des Problems

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Kleist", die prometheische Vermessenheit des dionysischen Menschen, der, wie Robert Guiskard, mit der Kraft seines Willens die eherne Notwendigkeit seines Schicksals zu zerbrechen sucht. Gegenüber diesem metaphysischen Kern der überragenden Persönlichkeit Heinrich von Kleists ist das Preußische nur empirische Peripherie. J. Landau (Heidelberg)

A. E. G.

Wenn heute ein Finanzsachverständiger die Aufgabe erhielte, ein halbes Dutzend der interessantesten Finanzunternehmungen der Welt aufzuzählen, so würde er neben der Standard Oil Co., der Canadian Pacific-Bahn und der Deutschen Bank wohl kaum die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft vergessen. Nicht nur ihre Bedeutung, sondern auch ihr merkwürdiger Aufbau bieten eine Unmenge der interessanten Probleme; ihren finanziellen Aufbau völlig erschöpfend klarzulegen, könnte freilich nur in einer recht umfangreichen Abhandlung gelingen — so mannigfach ist die Zahl der Tochter- und Enkelunternehmungen. An diese Dinge wird man jetzt wieder erinnert durch einen namentlich im Krieg eigenartigen Vorfall innerhalb des Konzerns: die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft kündigt mit einer recht merkwürdigen Begründung die Erhöhung ihres Grundkapitals um 16 auf 200 Millionen Mark an. Die Begründung dafür ist folgende: Das älteste Tochterunternehmen der A.E.G., die Berliner Elektrizitätswerke (B.E.W.) hat ihrerseits wieder ein sehr junges, aber wichtiges Tochterunternehmen gegründet, die Elektrowerke A.-G. Es handelt sich dabei um ein Objekt von ungefähr 45 Millionen Mark; diese Elektrowerke-A.-G. hat die Aufgabe, in dem immer größer werdenden Bitterfelder Braunkohlenbezirk die Interessen der A.E.G. zu vertreten. Sie hat dort mächtige Braunkohlenbergwerke erworben, und auf diesen wurde eine nicht minder mächtige Elektrizitätszentrale errichtet. Diese sollte ursprünglich auf dem Wege der Fernleitung die Weltstadt Berlin billig mit Strom versorgen. Als das zunächst auf einige Schwierigkeiten stieß und der Krieg ohnehin neue Kraftquellen für die Kriegsindustrie notwendig machte, wurde der dort gewonnene Strom hauptsächlich an die Reichswerke für die Herstellung von Kalkstickstoff abgegeben. Nun behauptet die A.E.G. — und zweifellos mit Recht —, die unvorhergesehene Teuerung übersteige die Kosten der Kohlenförderung derart, daß das Erträgnis bei weitem hinter den Erwartungen zurückbleibe und deshalb das junge Unternehmen mit Verlust arbeiten müsse. Man wolle nun nicht, daß die B.E.W. die Nachteile dieser Erscheinung zu tragen habe, und ziehe es vor, für sich selbst, also die A.E.G., das Risiko zu übernehmen, da ja bei der A.E.G. durch die Fülle von anderen, zum größten Teil recht rentablen Interessen eher ein Ausgleich möglich sei als bei den B.E.W. mit ihrer schmaleren Basis. Diese Motivierung dürfte kaum die wahren Beweggründe enthalten. Diese liegen vermutlich viel tiefer, denn an und für sich hat die A.E.G. keinerlei Gründe, eine derartige besondere Rücksicht zu üben, und zwar aus folgenden Gründen nicht. Die Berliner Elektrizitätswerke sind seinerzeit von der damals noch sehr jungen A.E.G. ins Leben gerufen worden, um für ihre Fabrikate einen Großabnehmer zu finden. Die B.E.W. hatten nämlich ursprünglich die Aufgabe, die Stadt Berlin mit Elektrizität zu versorgen. Sie besaßen zeitweise wohl die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

größten Stromanlagen der Welt. Ihre Bedeutung ergibt sich daraus, daß sie neben 20 Millionen Vorzugsaktien noch 44,10 Millionen Stammaktien besaß. Nun ist während des Kriegs ein Vertrag fällig geworden, wonach die Stadt Berlin das Recht hat, diese hauptstädtischen Stromanlagen aus den Händen der B.E.W. zu übernehmen. Die Stadt hat von diesem Recht Gebrauch gemacht und der B.E.W die Anlagen zu dem vertraglich festgesetzten Preise von 130 Millionen Mark abgekauft. Damit war an und für sich die eigentliche Aufgabe der B.E.W. in Wegfall gekommen. Man wollte sie aber weiterbestehen lassen und hat dann ihr neben anderen Aufgaben auch die Entwicklung des Braunkohlengebiets übertragen. Damals aber schon, es war vor rund zwei Jahren, hatte die A.E.G. auch angeblich mit Rücksicht auf die Aktionäre der B.E.W. diesen vorgeschlagen, ihre Stammaktien doch gegen solche der A.E.G. umzutauschen. Tatsächlich sind von den 44,10 Millionen Aktien annähernd 35 Millionen Mark umgetauscht worden. Die A.E.G. hatte damals, um diesen Umtausch vornehmen zu können, ihr eigenes Aktienkapital von 155 auf 184 Millionen Mark erhöht. Wenn nun heute die A.E.G. ihrer Tochtergesellschaft wiederum einen großen Posten ihrer eigenen Aktien zur Bezahlung des Braunkohlengeschäfts hingibt, so ergibt sich eine paradoxe Situation: Die A.E.G. hat in ihrem Kassenschrank 80 % der B.E.W.-Aktien. Die B.E.W. aber besitzt hinwiederum über 16 Millionen A.E.G.-Aktien. Mit anderen Worten, auf dem Umweg über die B.E.W. ist die A.E.G. ihre eigene Großaktionärin! Es sind also insgesamt während des Krieges 45 Millionen neue A.E.G.-Aktien geschaffen worden, die angeblich nur den Zweck haben, ein Institut des Konzerns mit Hilfe des andern zu stützen. Bei dem hohen Kurs der A.E.G.-Aktien — im Steuerkurszettel waren sie mit 220 % angegeben — bedeutet das neue Aktien im Werte von rund 100 Millionen Mark. Diese Werte nun sind teils in der Form von A.E.G.-Aktien, teils in der Form von B.E.W. bei den Gesellschaften und warten nur auf den Augenblick, in dem sie dem Publikum angeboten werden können. Und jetzt haben wir den vermutlichen wahren Grund der ganzen Transaktion: diese Hin- und Herschiebereien sollen der Rathenaugesellschaft neues Geld bringen. Vom Standpunkt der Gesellschaft selbst ist das durchaus verständlich. Denn wer Großes will, muß große Mittel haben. Es ist aber auf der anderen Seite eine glatte Umgehung, um nicht zu sagen Verhöhnung dessen, was die Regierung in Zukunft auf dem Kapitalmarkt beabsichtigt: in einem kürzlichen Aufsatz: „Zwangsrationierung der Effekten", wurde an dieser Stelle auseinandergesetzt, daß nach dem Kriege alle kapitalbedürftigen Staaten, Städte, Industrien und Banken nur einen beschränkten Teil ihres wirklichen Kapitalbedarfs werden befriedigen können, daß hier, ähnlich wie jetzt bei den Nahrungsmitteln, eine Zwangsrationierung eintreten wird. Die A.E.G. weiß das ganz genau, sie umgeht das auf die eben geschilderte Weise. Damit bleibt sie freilich nur ihren — von ihrem Standpunkt aus ausgezeichneten — alten Prinzipien, sich rechtzeitig, bevor die anderen daran denken, mit enormen Geldmitteln zu versehen, treu. Kurz vor dem Kriege schon hat sie in dieser Richtung etwas ganz Ähnliches gemacht. Damals erhielt sie die Konzession auf den Bau einer großen Untergrundbahn in Berlin. Bevor die hierfür gegründete Gesellschaft richtig eingetragen war und jahrelang, bevor die für die Bahn benötigten Mittel — sie wurden damals auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

19 Millionen geschätzt — benötigt wurden, schritt die A.E.G. schon dazu, einen erheblichen Teil der für die Gesellschaft nötigen neuen Werte zu verkaufen. Das gilt namentlich von den 22,5 Millionen Mark Vorzugsaktien dieser Gesellschaft, der A.E.G.-Schnellbahn-Aktiengesellschaft. Es war ein Vorgang, der seinesgleichen in der deutschen Finanzgeschichte nicht kennt. Der Effekt dieser Transaktion war, daß die A.E.G. zu Anfang des Krieges förmlich in Geld schwamm, daß ihr (nach dem Geschäft mit der Stadt Berlin) nicht weniger als 200 Millionen bare Mittel zur Verfügung standen.

Nach welcher Richtung in Zukunft die A.E.G. ihre Kräfte entfalten wird, ist unschwer zu erkennen. Wir haben soeben schon von der großen Anlage im Bitterfelder Revier gesprochen, die der Stickstoffgewinnung dienen soll. Daß die deutsche Stickstoffindustrie eine ganz außerordentliche Zukunft hat, daß sie nicht nur die Salpetereinfuhr unnötig machen, sondern darüber hinaus noch den Ertrag unseres Bodens ungeahnt erhöhen wird, weiß jeder. Die A.E.G. nun hat dieser Frage eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt, indem sie sich an zwei Neugründungen auf diesem Gebiete, den Salpeterwerken in Zschornewitz und der Elektro-Nitrum-A.-G. in Rina (Baden) beteiligt hat. Die intensivere Bearbeitung des deutschen Bodens wird ja eine der Hauptaufgaben nach dem Kriege sein. Dazu wird aber auch weiter nötig sein, dem einzelnen Landwirt die nötige Kraft zur Verfügung zu stellen, und deshalb werden wir überall Überlandzentralen entstehen sehen. Daß auch hier die A.E.G. ihre Hand im Spiele hat, ist verständlich, denn ihre Fabriken, die vor dem Kriege rund 70 000 Arbeiter beschäftigten, wollen im Gange bleiben. Von jeher war es der Grundsatz der Rathenaus und ihrer Konkurrenten, neue Werke zu schaffen, die den eigenen Fabriken Arbeit gaben, und deshalb hat gerade die Elektrizitätsindustrie von jeher einen ganz anderen Charakter getragen wie alle anderen Industrien. Jede der zu Anfang des Jahrhunderts noch bestehenden sieben großen Gesellschaften hatte neben der eigentlichen Fabrikationsabteilung noch eine große Finanzabteilung. In diesem Umstand lag freilich auch eine ungewöhnliche Gefahr, der von den sieben Unternehmungen fünf zum Opfer gefallen sind, Schuckert in Nürnberg, Helios in Köln, Kummer in Dresden, Lahmeyer in Frankfurt und später Bergmann in Berlin sind darüber gestrauchelt und mußten an die beiden vorsichtiger verwalteten Konzerne A.E.G. und Siemens ihre Selbständigkeit abgeben. Diese beiden Konzerne beherrschen heute souverän das Feld.

So verständlich nun die neue Finanzoperation der A.E.G. von ihrem Standpunkt aus ist, so sehr sie — vielleicht — auch der Allgemeinheit später dienen mag, so lehrt sie doch, wie die großen Trusts sich immer wieder über staatliche Vorschriften und Pläne, wie jetzt die Zwangskontingentierung der Emissionen, mit einem geschickten „Coup" hinwegsetzen können. Wehe der mittleren Fabrik, die heute gegen den Willen der Herren Havenstein und Göppert neue Aktien auf Vorrat ausgeben würde — ha, Bauer, das ist ganz was anderes!

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brasilien

Von Ernst Niemeyer

Die Beziehungen zwischen Brasilien und Deutschland sind abgebrochen. Eine alte Freundschaft zwischen zwei Ländern ist geknickt. Aber das heißt noch nicht, daß nun auch das brasilianische Volk zu Deutschlands Feinden gehört. England befahl den Bruch, und man fügte sich, aber man tut nur so viel wie unbedingt nötig. Zum Krieg wird es kaum kommen, denn das Volk will ihn nicht, den gehässigen Krieg.

Der Entschluß der brasilianischen Regierung, der ihr schwer genug geworden sein mag, ist nur ein Schulbeispiel mehr für die Folgen der wirtschaftlichen Abhängigkeit eines Volkes. England, der Gläubiger, hat die Macht. Selbsterhaltungstrieb zwingt Brasilien, zu gehorchen.

Bei dem gebildeten Teile der Bevölkerung lebt wirkliche Sympathie mit dem deutschen Wesen. Natürlich ist dieser Teil nur klein, aber er ist bedeutungsvoll. In Brasilien sind Angehörige aller Nationen des Erdballs zusammengekommen. Besonders viel Portugiesen, Italiener, Spanier, Polen und Neger. Die deutsche Einwanderung war leider im Verhältnis klein. Die Mischung der Schwarzen und der Portugiesen hat eine farbige Bevölkerung hervorgebracht, die etwa sechzehn Millionen Seelen zählt, von etwas über zwanzig Millionen der Gesamtheit. Die Farbigen und der größte Teil der romanischen und slawischen Einwanderer können nicht lesen und schreiben. Bleiben also nur die gebildeten Nachkommen der alten portugiesischen Kolonisatoren, die ein eigenes Urteil haben.

Diese aber sowie die führenden Männer Brasiliens waren lange Jahrzehnte hindurch wirkliche Freunde des deutschen Volkes. Sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ließen sich dadurch nicht beirren, daß die fremden Elemente das deutsche Wesen hassen und daß die Millionen farbiger Bürger sich überhaupt nicht um das ihnen völlig unbekannte Deutschland kümmerten.

Es war bei den Gebildeten nicht bloß kluges Interesse, es war mehr, nämlich aufrichtige Wertschätzung des deutschen Wesens. Über ein halbes Jahrhundert hat diese Freundschaft gedauert, und sie hat Segen für Brasilien und Nutzen für Deutschland gebracht. Ihr verdanken wir es, daß überhaupt deutsche Siedler nach Brasilien gekommen sind.

Der König Johann VI. von Portugal floh im Jahre 1808 vor Napoleon nach seiner brasilianischen Kolonie. Aus Freude über seine Rettung öffnete er die Häfen Brasiliens dem Weltverkehr. Und da er große Stücke auf die Deutschen hielt, wurde auf seinen Wunsch im Jahre 1818 die Kolonie Leopoldina in Bahia gegründet und mit deutschen Einwanderern besiedelt. Es war dies die erste deutsche Kolonie in dem zukunftsreichen Lande. Allerdings gedieh sie nicht, denn ihre Lage war schlecht gewählt, und die politischen Wirren hinderten das Anwachsen der deutschen Einwanderung.

Im Jahre 1822 riß sich Brasilien vom Mutterlande los und bildete ein eigenes Kaiserreich. Der junge Kaiser D. Pedro I. hatte die Vorliebe für die Deutschen von seinem Vater geerbt. Unter seiner kurzen, aber strammen Regierung wurde die Kolonie S. Leopoldo im Süden des Landes angelegt. Und diese deutsche Siedlung hat sich prachtvoll entwickelt. Sie ist der Kernpunkt geworden, von wo aus sich die Besiedlung der Nachbarländereien strahlenförmig vollzogen hat.

Noch mehr aber wurde die Bevorzugung deutscher Einwanderung unter dem Sohne des ersten Kaisers, unter D. Pedro II., fortgesetzt. Dieser milde und weise Herrscher, ein wahrer Philosoph auf dem Throne, gründete während seiner langen friedlichen Regierungszeit alle die blühenden Siedlungen, auf die wir Teutobrasilianer als auf wahre Kulturstätten mit gerechtem Stolze blicken. Die Vorliebe des zweiten und letzten brasilianischen Kaisers für das-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschtum zeigte sich auch darin, daß er einen deutschen Gelehrten zu seinem Vorleser ernannte.

Wie hat sich aber nun die Anglisierung der brasilischen Politik vollzogen? Seit der Entdeckung des Landes am 3. Mai 1500 bis zum 7. September 1822 war es eine portugiesische Kolonie gewesen, d. h. für die portugiesischen Könige die Goldgrube, aus der sie mit Gewalt immer neue Schätze holen konnten, um ihren steigenden Luxus zu befriedigen.

Sobald die Kunde sich verbreitete, daß in der Erde des neuen Landes fabelhafte Mengen an Gold und Edelsteinen ruhten, schwärmten die Abenteurer, die Goldsucher, aus allen Gegenden der Welt herbei. Aber nur Portugiesen durften Brasilien betreten. Die Häfen der Kolonie waren gesperrt, und nur Portugals Schiffe durften sie befahren. Das Riesenland wurde aufgeteilt und vom Könige an seine Günstlinge verschenkt. Es waren nicht gar viele, nur zwanzig an der Zahl, so daß ein jeder ungeheure Gebiete, wahre Königreiche, erhielt. Und diese waren ungleich groß. Sie hießen Capitanias, Hauptmannschaften, da der glückliche Besitzer dort zugleich der allmächtige Herrscher, der „Hauptmann" war. Die kleinste Capitania umfaßte immer noch eine Fläche von über hunderttausend Quadratkilometern, während Amazonas, die größte, etwa dreimal das Gebiet von Deutschland enthält. Die „Hauptleute" blieben aber der Krone gegenüber im Zustande absoluter Vasallenhaftigkeit. Sie mußten Geld für den König schaffen, immer und immer wieder Geld. Denn ein kleiner Staat, der es den großen an Glanz und Festen gleichtun will, muß entweder ein Dorado zur Verfügung haben — oder Schulden machen.

Die Goldsucher in Brasilien waren fleißig. Auch Diamanten wurden gefunden. Die Abgaben für das gewonnene Gold und die gefundenen Steine waren hoch, die Aufsicht der Regierungsbeamten peinlich streng und die Strafen für Unehrlichkeiten geradezu barbarisch. Aber trotz alledem waren die Einnahmen aus der Kolonie zu klein, um den Ansprüchen der Krone zu genügen. Immer härter ging man vor, um mehr Gold herauszupressen. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zustände wurden unerträglich. Ein blöder, boshafter Zwang vergewaltigte alles Leben. Kein freies Wort war gestattet, keine Zeitung durfte erscheinen, ja nicht einmal eine Druckerei durfte im Lande sein. Argwohn diktierte alle Gesetze, und noch heute ist die Spur dieses Geistes nicht verloren.

Die Fruchtbarkeit des brasilianischen Ackers war frühe erkannt. Wer aber sollte ihn bebauen? Die Portugiesen beschlossen, Sklaven in das Land zu bringen. Vom Kongo, von der Gold- und von der Elefantenküste Afrikas wurden die Schwarzen geraubt und auf elenden Segelschiffen zusammengepfercht, ja oft gekettet, nach Brasilien geschafft. Damit die Ware unterwegs nicht verdarb, d. h. daß die Afrikaner nicht alle starben aus Heimweh und an schlechter Kost, wurden sie täglich in kleinen Trupps an Bord geführt. Man peitschte sie, bis sie tanzten. Das nannte man „Bewegung in frischer Luft". In Bahia und in Rio wurden sie gelandet und an die Pflanzer verkauft. So hatte man Arbeitskräfte für die großen Fazendas, und die Landwirtschaft gedieh. Neue Abgaben flossen nach Lissabon; dort aber war man inzwischen schon auf den Weg des Geldborgens gekommen. Der Anfang zur wirtschaftlichen Hörigkeit war gemacht. Schon früh war man Englands Schuldner geworden, bis 1822 Brasilien Kaiserreich wurde und Portugal seine Goldquelle verloren hatte. Die Tätigkeit in den Minen hörte auf. Man wurde nachlässig, weil der Erfolg die Mühe nicht mehr lohnte. Der Landbau mit der Sklavenarbeit führte leichter zu Wohlstand und damit zu Macht und Ansehen.

Der junge Staat brauchte Geld. Vieles gab es aufzubauen, es fehlte an Schiffen, an Straßen, an Schulen, kurz, man mußte säen, um in Zukunft ernten zu können. Die Einnahmen im Lande waren zu klein, an den Zöllen bei der Einfuhr war blutwenig zu verdienen. So griff man zu dem Mittel der europäischen Staaten: Brasilien sah sich nach Geld um. Und England half.

Unterdessen hatten die südlichen Staaten Nordamerikas, mit ihrem subtropischen Klima, sich im Baumwollenbau hervorgetan. Und auch sie verdankten ihren Wohlstand der Arbeit schwarzer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Afrikaner. England aber ließ seine Baumwolle in Indien bauen. Als es erkannte, daß die nordamerikanischen Nebenbuhler seinen Handel bedrohten, da verbot es den Sklavenhandel. Natürlich unter dem Namen der „Humanität". Fehlten den Baumwollstaaten Amerikas die Schwarzen, so beherrschte England den Markt. Das Verbot war allgemein, und so wurde auch Brasilien betroffen. Hier aber fand man sich schnell und willig in die Lage, denn schon wenige Jahre später, 1872, dachte man an die allmähliche Befreiung der Schwarzen. Man erließ das berühmte Gesetz der „freien Geburt", wonach die Kinder der Sklaven als freie Bürger zur Welt kommen sollten.

Mit den Anleihen aber fuhr man fort, denn die Ausgaben des brasilianischen Staates wuchsen von Jahr zu Jahr.

Früher hatte das brasilianische Geld einen hohen Wert. Wie in Portugal gab es die Einheiten des „Milreis" und des „Vintem". Aber seit der Gründung des Kaiserreichs wurde das Geld den neuen Verhältnissen angepaßt. Der Milreis war nur die Hälfte der portugiesischen Münze, zählte aber weiter nach „Tausend Reis" und galt fünfzig Vintem.

Der Vintem gilt zwanzig Reis, woher auch sein Name „Hat zwanzig" (Vinte-tem). Das Wort „Reis" ist die Mehrheit von „Real". Ein Real ist aber nur eine gedachte Größe, denn es gibt keine Münze von so winzigem Wert. In der letzten Zeit des Kaiserreichs galt ein Milreis zwei Mark in deutschem Gelde, also war ein Vintem vier Pfennig wert.

Zu verschiedenen Malen hat sich Brasilien in sehr bedrängter Lage befunden. Die Ausgaben waren so gewachsen, daß sich der Staat fast vor dem Untergang sah. Jedesmal wurde durch eine große Anleihe dem drohenden Bankrott gewehrt. Aber dabei litt die Einheit des Geldes.

Man rechnete es stets nach englischem Geldwert um. Bei den großen finanziellen Operationen sank jedesmal der Grundstand seines Wertes. Dieser (der Parikurs) ging nach dem Paraguay-Kriege auf 27 Pence für den Milreis herab, was ungefähr zwei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mark in deutschem Gelde entsprach. So blieb es bis zum Jahre 1889, d. h. bis zum Sturze des Kaiserreichs. Auch die erste kurze Zeit danach blieb der Kurs sehr günstig, ja, er stieg sogar noch etwas, weil man wieder Anleihen machte.

Dann aber kam der Bürgerkrieg. Und nun ging das Sinken an. In den drei Jahren, von 1893 bis 1895, wurden unglaubliche Mengen von Papiergeld in den Verkehr gebracht. Ja, in seiner Verlegenheit ließ der „Eiserne Marschall", der so kühn und glücklich der Revolution widerstand, sogar das alte, bereits eingezogene Geld aus der Kaiserzeit wieder ausgeben. Das Gold, das berühmt war wegen seines hohen Edelmetallgehalts, verschwand wie durch Zauber. Natürlich wurde es im Ausland eingeschmolzen. Aber auch das Silber, an dem wir eine Zeitlang Überfluß hatten, fehlte bald gänzlich im Verkehr. Ebenso war auch kein Kupfer mehr zu haben. In fast allen Städten gaben die Kaufleute aus Mangel an Kleingeld Gutscheine aus. Man griff zu Papier, zu Pappe, zu Leder und Blech, um seine Marken zu prägen. Natürlich wurde dem Unfug bald gesteuert, indem der Staat neue Nickelmünzen prägen ließ. Aber der Kurswert unseres Geldes war nun gar bis auf sechs Pence gesunken. Ein Pfund Sterling, das früher neun Milreis gegolten, wurde jetzt mit 40 Milreis bezahlt!

Da mußte wieder eine große Anleihe helfen, sonst ging der Staat zugrunde. Es kam der bekannte „Funding Loan", und auf drei Jahre wurde die Zinseszahlung gestundet. Aber zugleich setzte man den Grundstand unseres Geldes wieder herab. Jetzt galt der Milreis nur noch beim Parikurse 15 Pence! Und es mußte eine Rücklage an Gold in London gemacht werden, die etwa dem dritten Teil des Papiergeldes entsprach. Viele Millionen alter Scheine wurden eingezogen und verbrannt.

Alles das auf Englands Rat. Man war jetzt schon so weit in der wirtschaftlichen Abhängigkeit, daß man sich Gesetze vorschreiben ließ. Später kam die große Anleihe, die zur Verschönerung der Hauptstadt verwendet wurde, und so ist die Schuldenlast ins Riesenhafte gewachsen. Allerdings war das Geld gut angewandt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denn durch das bewundernswerte Werk der großen Avenidas ist Rio jetzt eine der schönsten Städte der Welt, wozu noch der Zauber seiner unvergleichlichen Landschaft kommt. Doch wie soll der Staat sich jemals wieder aus dem Netz der Geldnot befreien?

Immerhin: Brasilien ist unermeßlich reich an Schätzen der Natur. Wenn erst die Brasilianer selber dazu kommen, sie zu heben, wenn man die Vampire, die jetzt am Staate saugen, verjagt haben wird, dann kommt auch die Zeit innerer Gesundung. Manches zeigte sich schon an.

Es gab eine Zeit, da baute nur England die Schiffe für Brasilien und lieferte die Maschinen für die Landwirtschaft. Man kannte das gar nicht anders. Daneben stand Frankreich in seinem Glanz. Französische Sprache war Weltsprache, französische Literatur gab die geistige Nahrung, französische Mode, Kunst und Lebensart war das Vorbild für das brasilianische Volk. Noch gab es kein Deutschland, nein, nur zahlreiche kleine Staaten, und deren Bewohner umfaßte der Begriff: sie sind von deutschem Blut. Noch gab es keine deutsche Industrie; an deutschen Handel, deutsche Schiffahrt dachte man gar nicht draußen in der Welt. Da hatte man leichtes Spiel. England und Frankreich ließen es mit Gönnermiene geschehen, daß man deutsche Einwanderer herüberbrachte. Es waren ja die Parias, die Aschenbrödel für das brasilianische Herrenvolk.

Mit einem Male aber wurde es anders. Deutsche Schiffe durchkreuzten den Ozean, unheimlich wuchs ihre Zahl. Deutsche Waren gewannen den brasilianischen Markt. Denn der Handel hat einen feinen Spürsinn für das Gediegene jeder Art; da hilft kein blauer Dunst und keine Verleumdung.

Eine neue Großmacht war da. Über Nacht war sie entstanden, und sie verlangte ihren Platz an der Sonne. Das durfte nicht gelitten werden. Man griff zu allen Mitteln, die politische Schlauheit ersann.

Die Brasilianer sollten nicht mehr in Deutschland kaufen. Dazu erfand man die Fabel von der „deutschen Gefahr". Die deutschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einwanderer, so hieß es, diese friedlichsten und tüchtigsten aller Kolonisten, sollten nur die Vorläufer sein für ein deutsches Eroberungsheer. Im Anfang wirkte es, aber bald nützte die Verhetzung nicht mehr. Denn die einsichtsvollen Brasilianer hatten die Wahrheit erkannt. Jahrzehnte vergingen, und der deutsche Handel wuchs.

Da griff man zum Kriege, zum Vernichtungskrieg gegen alles, was deutschen Ursprungs ist. Und der wirtschaftliche Zwang lastete schwer auf unserem Lande. Nach langem Widerstreben stürzte Brasilien, wie so viele andere, in den völkerschlingenden Strudel hinein.

Aber nicht das brasilianische Volk will den Krieg. Es wartet geduldig auf bessere Zeiten. Und die vielen hunderttausend Deutschbrasilianer bilden einen treuen Hort für das Deutschtum.

Wenn der Friede wiederkehrt, blüht unfehlbar der deutsche Handel wieder auf, ja, England zum Trotze, stärker als bisher. Und dann reicht Brasilien dem Deutschen Reiche wieder zur Versöhnung die Hand!

„Erinnerungen“

Von Ludwig Thoma

(Fortsetzung)

In Partenkirchen blieb mein Vater, bis er im Jahre 1865 als Oberförster — der Titel war geändert worden — in die Vorderriß kam.

Die Familie war auf vier Kinder angewachsen, und der Umstand ließ meine Eltern wünschen, jene Oberförsterei, mit der Ökonomie und Wirtschaft verbunden waren, zu erhalten.

Der Posten war wegen seiner Einsamkeit nicht übermäßig begehrt, und doch wurde diese Einöde meiner Mutter wie uns Kindern zur liebsten Heimat, die wir in der Rückerinnerung erst recht mit allen Vorzügen ausschmückten.

Auch mein Vater war gerne dort.

Die schöne Jagd, das gute Fischwasser und die Selbständigkeit im Dienste konnten ihm wohl gefallen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freilich gab es auch Unannehmlichkeiten, die nicht ausbleiben konnten nach der Erfahrung, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist.

König Ludwig II., der sich alljährlich mehrere Wochen in der Riß aufhielt, war immer gütig, dankbar für die bescheidenste Aufmerksamkeit, und er hatte oder zeigte doch niemals Launen.

Aber im Gefolge eines Königs gibt es immer Leute, die stärker auftreten als der Herr.

Überdies lagen als Nachbarn der Herzog von Koburg und der Herzog von Nassau an, die wieder Hofmarschälle und Jägermeister hatten, die sich aufzublasen wußten und ihre Sorge um die eigene Liebhaberei hinter der um ihre Hoheiten versteckten.

Große Herren lassen sich die Mücken abwehren, aber nicht die Ohrenbläser, sagt ein deutsches Sprichwort, und so mußte sich hier und da ein bayerisches Ministerium mit Beschwerden der Hoheiten befassen, die offensichtlich nur Beschwerden ihrer Kämmerlinge waren.

Zu ernstlichen Dingen kam es indessen nie, und mein Vater war ein Mann von Humor und Ruhe, der über die etwas hysterische Dienstbeflissenheit der höheren Stellen lächelte und ihre Weherufe mit Gleichmut in einen Aktendeckel legte.

Ich besitze die Sammlung und halte sie in Ehren.

Zuweilen konnte der Herr Oberförster auch grob werden, wenn sich der Eifer der Höflinge zu weit vorwagte.

Der Herzog von Nassau — vielleicht noch lebhafter sein Hofmarschall — wollte den zum königlichen Leibgehege gehörenden Fermerskopf an seine Jagd angliedern.

Mein Vater mußte als Verwalter des Reviers sein Gutachten abgeben.

Nun schickte, um ihn zu gewinnen, der Hofmarschall einen Hofkammerrat in die Riß, der meinem Vater nahelegte, die Oberleitung über die herzogliche Jagd am Fermerskopf und eine entsprechende Gratifikation anzunehmen.

Das Anerbieten wurde mit der Bemerkung gemacht, die bayerische Regierung brauche ja davon nichts zu erfahren.

Mein Vater wies dem Hofkammerrat die Tür und schrieb dem Hofmarschall Grafen C., „er möge ihn für alle Zukunft mit derartigen Zudringlichkeiten verschonen“.

Ich erwähne den Vorfall mit einem wörtlichen Zitate aus dem Briefwechsel, weil er ein Bild von der Situation wie von dem Wesen meines Vaters gibt.

Heute, unter so veränderten Umständen, können den Leser die damaligen Verhältnisse interessieren, und so will ich bemerken, daß der Oberförster in der Vorderriß zu Anfang einen Jahresgehalt von 800 Gulden bezog, der nach und nach auf 1100 Gulden stieg.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dazu kamen als Nebenbezüge: freie Wohnung, Dienstgründe, ein „Holzdeputat von fünfzehn Klaftern Hartholz“, „Funktionsaversen und Bauexigenzaversen“ von 200 Gulden und eine „Hochgebirgs-Leibreserve-Gehegsjagdetatremuneration“ von 30 Gulden.

Man sieht, es war auch damals schon alles wohl geordnet und mit dem rechten Namen versehen.

Einen sehr erheblichen Dienst leistete mein Vater dem bayerischen Staate dadurch, daß er ihn im Jahre 1871 veranlaßte, von dem Bankier La Roche in Basel das Jägerbauerngut im Fall um den Preis von 50 000 Gulden zu erwerben.

Der Staat ließ sich zögernd auf das Geschäft ein, ist aber heute wohl zufrieden damit, denn die Waldungen repräsentieren einen Millionenwert.

In der Vorderriß gab es damals vier Hauptgebäulichkeiten. Drei auf der Anhöhe über der Isar: das von Max II. erbaute „Königshaus“, das Forsthaus und neben diesem eine Kapelle.

Dazu kamen Nebengebäude für Jagdgehilfen und Stallungen.

Im Tale, nahe dem Einflusse des Rißbaches in die Isar, lag eine Schneidsäge.

Das dazugehörende uralte, mit Freskomalereien gezierte Bauernhaus fehlt in keiner Sammlung von Abbildungen altbayerischer Häuser.

Etliche Büchsenschüsse entfernt lag isaraufwärts ein Bauernhof, der „Ochsensitzer“. Der Eigentümer, der Danner Toni, war der Typus eines Isarwinklers.

Grobknochig, derb, fröhlich und verschlagen.

Er schätzte meinen Vater und war ihm auf seine Art zugetan, aber das hielt ihn nie ab, einem Wilderer Unterschlupf zu geben, und wenn er von unseren Jägern etwas erfahren hätte, wäre die Botschaft heimlich weitergegeben worden.

Aber die Jäger waren auch Isarwinkler und nicht minder schlau wie der Toni; sie konnten grade so unbefangen dreinschauen, jedes Wort abwägen, sich taub stellen, indes sie den braven Ochsensitzer von weitem gehen hörten, wenn er auch noch so leise auftrat.

Von dem heimlichen Kriege, der nie zu Ende kam, ließ man nichts merken; man saß bei Gelegenheit freundlich zusammen hinterm Bierkrug und kannte einander, ohne Worte zu verlieren.

Zuweilen hat der Held meiner Kinderzeit, der berühmte, auch im Lied verewigte Jäger Bauer, der Glasithomä von Lenggries, sogar dem schlauen Toni die Würmer aus der Nase gezogen.

Die Wilderer trieben in jener Zeit ein arges Unwesen im Isartal. Manches Ereignis ist von den Zeitungen berichtet, auch romantisch aufgeputzt worden, und der „Dammei“ in Tölz, der die Kämpfe der Wildbratschützen besang, hatte reichlich Arbeit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Verwegensten waren die Lenggrieser, Wackersberger und Jachenauer; als besonders reich an Listen galten die Tiroler aus der Scharnitz.

Es mußten schneidige Jäger sein, die gegen sie aufkommen wollten, und man fand sie unter den Einheimischen, die selber gewildert hatten, bevor sie in den Dienst traten.

Ich habe nie gehört, daß einer untreu gewesen wäre, wohl aber weiß ich, daß der eine und andere beim Zusammentreffen mit den alten Kameraden das Leben lassen mußte.

Diese Dinge entbehrten für die Beteiligten ganz und gar des Reizes, den sie für Fernstehende hatten; es ging dabei rauher zu, als es sich ein freundlicher, vom Schimmer der Romantik angeregter Leser vorstellen mochte.

Einer von meines Vaters Jagdgehilfen, der Bartl, ein braver, bildschöner Bursche, wurde aus dem Hinterhalt auf wenige Schritte Entfernung niedergeschossen.

Ein Jachenauer, der unter den Wilderern war und die Tat, wie man erzählte, verhindern wollte, wurde später Jagdgehilfe und fand einen schlimmen Tod auf der Benediktenwand; er wurde schwer verwundet, mit Steinen zugedeckt und kam so jämmerlich um.

Ein Sägknecht aus der Jachenau, der den Bartl erschossen haben soll — bewiesen konnte es nicht werden —, traf nicht lange nachher wieder mit den Jägern zusammen und wurde schwer verwundet. Er kam mit dem Leben davon, verlor aber das Gehör.

In ihrer Art berühmt geworden ist die Floßfahrt der Wilderer im Jahre 1869, von der man sich heute noch im Oberland viel erzählt.

Die zwei Söhne des Halsenbauern von Lenggries und mit ihnen einige Kameraden hatten bei Mittenwald gewildert und wollten ihre Jagdbeute auf einem Floße isarabwärts nach Lenggries oder Tölz bringen.

Sie kamen in der hellen Mondnacht in schneller Fahrt den Fluß herunter; die Ruder hatten sie mit Tüchern umwickelt.

Vor der Risser Brücke, unweit vom Ochsensitzer, wurden sie angerufen. Es kam zum Feuern heraus und hinein.

Der Mann am Steuer, der Halsen-Toni wurde erschossen, zwei andere wurden verwundet. Der Halsen-Blasi erhielt einen Schuß mitten auf den Taler seiner Uhrkette, und dieser glückliche Zufall rettete ihm das Leben. Ein fünfter versteckte sich unter das Wildpret, das auf dem Floße lag, und kam heil davon.

Sie hielten an der Schneidsäge an und schafften den Toten wie die Verwundeten ins Haus.

Die gerichtliche Untersuchung führte zu keinem Ergebnisse.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Vorfall kann heute, wie damals, Verwunderung über „rechtlose Zustände“ erregen; im „Sammler“ von 1869 ist meines Erinnerns — ich finde das Blatt leider nicht mehr — das Ereignis ausführlich besprochen worden.

Rechtlos schlechthin waren die Zustände nicht, aber schlimm genug.

Anzeigen hatten keinen Erfolg, denn die Strafen waren vor Einführung des Reichsstrafgesetzbuches so gelind, daß sie keinen abschrecken konnten; trotzdem haben die unbändigen Isarwinkler sich fast immer mit der Waffe gegen die Gefangennahme gewehrt.

Die drei oder vier Jäger hatten gegen die zahlreichen Schützen einen harten Stand in dem großen Revier; selten stand einer gegen einen, und so war rasche Selbsthilfe beinahe notwendig.

Wie unbeugsam die Leute waren, mag die Tatsache beweisen, daß der Halsen-Blasi, der bei der Floßfahrt wie durch ein Wunder gerettet worden war, bald darauf wieder ins Revier ging und etliche Jahre später doch erschossen wurde.

Seinem Bruder Toni hat man übrigens in Lenggries nicht nachgetrauert, denn er war als gewalttätiger Mensch gefürchtet.

Meinem Vater aber rechnete man es hoch an, daß er die Verwundeten freundlich behandelt und mit Imbiß gestärkt hatte, bevor er sie auf einem mit Betten belegten Leiterwagen nach Tölz fahren ließ.

Der „Dammei“ hat es nicht unterlassen, diese Guttat in seinem Liede hervorzuheben.

An derartige Geschehnisse habe ich kaum eine andere Erinnerung, als daß ich auch später noch unsere Jäger wie sagenhafte Helden bewunderte und ihr Tun und Wesen anstaunte.

Doch steht mir noch lebhaft im Gedächtnis, daß einmal an meinem Namenstag ein Wilderer gefangen eingebracht wurde; er saß im Hausflötz und ließ mich, als ich neugierig vor ihm stand, von der Maß Bier trinken, die man ihm gegeben hatte. Vielleicht bin ich dadurch zutraulicher geworden, jedenfalls schenkte er mir die geweihte Münze, die er an einer Schnur um den Hals trug.

Er hatte sie vermutlich von den Franziskanern in der Hinterriß erhalten.

In diesem zu tiefst ins Karwendelgebirge eingebetteten tirolischen Kloster versahen die Herren Patres ihr Amt noch in einer Art, die von jedem Zeitgeist unberührt geblieben war.

Der Bauer und der Hirte bewarben sich dort um einen wirksamen Viehsegen, um Schutz gegen Gefahr im Stall und auf den Almen, die Weiber kamen um Amulette, die sie vor häuslichen Unfällen und Krankheiten bewahren oder Gebresten heilen sollten; wo immer eine Bedrängnis des Lebens sich einstellte, suchte das Volk Rat und Hilfe bei den Jüngern des heiligen Franziskus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihr unleugbares Verdienst, in dieser Einsamkeit, losgelöst von allen Freuden der Welt, ohne Scheu vor Beschwerden die Werke der Nächstenliebe zu pflegen, wird jeder gerne anerkennen.

Und etwas Rührendes hat es, eine Bevölkerung zu sehen, die in urzeitlichen Zuständen, abgeschieden von den Hilfsmitteln, die moderne Einrichtungen gewähren, lebt, und nur des einen Beistandes sicher ist, dem auch die Voreltern herzlich vertrauten.

So mag man es gelten lassen, daß auch der fromme Wildbratschütze sich in der Hinterriß den Kugelsegen holte, der ihn vor einem jähen Tod im Hochwald oder im Kar behüten mußte.

Das Kloster liegt zwei Wegstunden vor dem Forsthause in Vorderriß entfernt.

An Sonntagen kam ein Pater heraus und las in der Kapelle für Flößer, Jäger, Holzknechte und alle, die zu unserem Hause gehörten, die Messe.

Da geschah es zuweilen, daß vorne auf einem mit Samt ausgeschlagenen Betstuhle ein hochgewachsener Mann kniete, der sein Kreuz schlug und der Zeremonie andächtig folgte wie der Sägknecht oder Kohlenbrenner, der durch ein paar Bänke von ihm getrennt war.

Wenn der Mann aufstand und die Kapelle verließ, ragte er über alle hinweg, auch über den langen Herrn Oberförster, der doch sechs Schuh und etliche Zoll maß.

Sein reiches, gewelltes Haar und ein Paar merkwürdige, schöne Augen fielen so auf, daß sie dem kleinen Buben, den man zu einem ehrerbietigen Gruß anhielt, in Erinnerung blieben. — Der Mann war König Ludwig II.

Er weilte allsommerlich sechs bis acht Wochen in der Vorderriß, und erst nach Erbauung des Schlosses Linderhof hat er darin eine Änderung getroffen.

Damals fühlte er sich wohl in dem bescheidenen Jagdhause, das sein Vater hatte errichten lassen, und er suchte nichts als Stille und Abgeschiedenheit.

Seine Freude an der Natur galt in meinem Elternhause wie bei allen Leuten in den Bergen als besonderer Beweis seines edlen Charakters, und niemand fiel es ein, an krankhafte Erscheinungen zu glauben.

Der König schloß sich auch keineswegs auffallend vor jeder Begegnung mit Menschen ab, wenn er schon gegen manches empfindlich war.

Bei seinen kurzen Spaziergängen hatte er nichts dagegen, Leuten zu begegnen, die in den Wald gehörten, und zuweilen redete er einen Jäger an.

Jedenfalls hat er alle bei Namen gekannt und sich zuweilen nach ihnen erkundigt. — Aus späteren Erzählungen weiß ich, daß während seiner Anwesenheit in seiner Hörweite kein Schuß fallen durfte; er wollte sich Tod und Vernichtung nicht in diesen Frieden hineindenken.

Daß er selten Besuche von hochstehenden oder offiziellen Persönlichkeiten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

empfing, ist bekannt, ebenso, daß er sich solchen Begegnungen durch schleunige Fahrten in die Berge entzog.

Hohenlohe vermerkt in seinen Denkwürdigkeiten häufig derartige Verstöße gegen die Etikette und schüttelte den Kopf darüber, wenn der König dem Prinzen Napoleon, dem Kronprinzen von Preußen und anderen ausweicht mit der schlichten Erklärung, er müsse Gebirgsluft atmen. Unterm 3. Juli 1869 schreibt Hohenlohe ins Tagebuch, der König sei „in die Riß entflohen, um der Ankunft des Kaisers von Österreich zu entgehen“.

Wenn es dabei diplomatische Schwierigkeiten ergab, dann wußte man jedenfalls in der Riß nichts davon; diese kleine Welt freute sich, wenn der König kam. Seine Ankunft erfolgte oft unvermutet und war erst wenige Stunden vorher durch einen Vorreiter angesagt.

Die Vorbereitungen mußten dann schnell geschehen. Der mit Kies belegte Platz vor dem Königshause wurde gesäubert, Girlanden und Kränze wurden gebunden, alles lief hin und her, war emsig und in Aufregung.

Es gab für uns Kinder viel zu schauen, wenn Küchen- und Proviantwägen und Hofequipagen voraus kamen, wenn Reiter, Köche, Lakaien diensteifrig und lärmend herumeilten, Befehle riefen und entgegennahmen, wenn so plötzlich ein fremdartiges Treiben die gewohnte Stille unterbrach.

Die Forstgehilfen und Jäger mit meinem Vater an der Spitze stellten sich auf; meine Mutter kam festtäglich gekleidet mit ihrem weiblichen Gefolge, und auch wir Kinder durften an dem Ereignis teilnehmen.

Das Gattertor flog auf, Vorreiter sprengten aus dem Walde heran, und dann kam in rascher Fahrt der Wagen, in dem der König saß, der freundlich grüßte und seine mit Bändern verzierte schottische Mütze abnahm.

Meine Mutter überreichte ihm einen Strauß Gartenblumen oder Alpenrosen, mein Vater trat neben sie, und in der lautlosen Stille hörte man ein leise geführtes Gespräch, kurze Fragen und kurze Antworten.

Dann fuhr der Wagen im Schritt am Hause vor, der König stieg aus und war bald, gefolgt von diensteifrigen Männern in blauen Uniformen, verschwunden.

In uns Kindern erregte die Ankunft des Königs stets die Hoffnung auf besondere Freuden, denn der freundliche Küchenmeister versäumte es nie, uns Zuckerbäckereien und Gefrorenes zu schenken, und das waren so seltene Dinge, daß sie uns lange als die Sinnbilder der königlichen Macht und Herrlichkeit galten. — Aus Erzählungen weiß ich, daß Ludwig II. schon damals an Schlaflosigkeit litt und oft die Nacht zum Tage machte.

Es konnte vorkommen, daß mein Vater aus dem Schlafe geweckt und zum König gerufen wurde, der sich bis in den frühen Morgen hinein mit ihm unterhielt und ihn nach allem möglichen fragte, vermutlich weniger, um sich zu unterrichten, als um die Stunden herumzubringen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn wir zu Bett gebracht wurden, zeigte uns die alte Viktor wohl auch die hell erleuchteten Fenster des Königshauses und erzählte uns, daß der arme König noch lange regieren müsse und sich nicht niederlegen dürfe.

Etliche Male wurden wir aufgeweckt und durften im dunklen Zimmer am Fenster stehen und schauen, wie drüben Fackeln aufloderten, ein Wagen vorfuhr und bald wie ein geheimnisvoller Spuk im Walde verschwand.

(Schluß folgt.)

Zur Uraufführung von Hans Pfitzners Palestrina

Am 12. Juni 1917, im dritten Kriegsjahre, ist im Münchner Prinzregententheater die musikalische Legende „Palestrina" von Hans Pfitzner gegeben worden. Als geschichtliches Datum ist der Tag festzustellen.

Er brachte mir eine persönliche Enttäuschung, aber nicht über das Werk, sondern über die Aufnahme, vor allem durch die Kritik.

Ich hatte erwartet, daß von den Jubelhymnen der Engel in den Worten der Ausleger mehr nachklingen würde; ein Halleluja, daß uns ein großes Werk der Kunst geboren sei. Und ich fand bisher die Meinung darüber, daß diese Engelszene im ersten Aufzuge, den künstlerischen Schöpfungsakt versinnbildlichend, sehr schön sei; einige Stimmen wurden laut, daß diese Szene noch nicht dagewesen sei. Hierüber also war die Meinung einig bei Publikum und Kritik, und das ist schon viel, sehr viel, eigentlich auch „noch nicht dagewesen".

Dann wurde kritisiert; als was das Werk anzusehen sei und was es nicht sei; worin die Gefahr bestünde, wie es etwa hätte sein sollen, um die „dramatischen Forderungen" zu erfüllen, und wie es entschieden nicht sein dürfe: das Prinzip der vorgefaßten Meinungen!

Immerhin hat Pfitzner und sein Palestrina eine „gute Presse" gehabt. Mir aber scheint eben, daß das nicht genüge. Und da man ja in Deutschland gemeiniglich über Werke und Künstler bis zum äußersten Grad der Absprechung gehen kann, ohne gesteinigt zu werden oder die Gefahr der Blamage zu laufen, so beanspruche ich für „uns" das gleiche Recht in der „Umkehrung" und sage: der Palestrina ist ein Werk, wie es die Jahrhunderte nicht oft erzeugen. Bekennen wir doch, schaffen wir positive Werte!

Wozu die Schwächen immer gleich hervorkehren wollen? Hat denn nicht die Erfahrung es hundertmal bestätigt, wie sich auch das eigene Urteil mit dem näheren Bekanntwerden oft genug wandelt, so daß „Schwächen" zu Vorzügen wurden? Was gehört für den Aufnehmenden dazu, ein so kompliziertes Gebilde wie ein modernes Musikdrama erst mal rein stofflich zu bewältigen, die Dinge zu ordnen! Vor allem: haben wir das Gefühl des künstlerischen Gleichgewichtes im Werke gleich beim ersten Hören? Ja! Dann schrumpfen Einwände als persönliche Liebhabereien zusammen; selbst dann, wenn sie sich zufällig mit späteren Auffassungen des Komponisten decken sollten (wie zu Anfang des Stückes im Gespräch zwischen dem jungen Silla und dem Sohne Palestrinas Ighino, wo in der Aufführung offenbar ein Strich gemacht worden war).

Übertreibende Einseitigkeiten im ästhetischen Urteil führen stets zur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Konfusion. Das musikalische „Ideendrama" Wagners war derartig als das einzig wahre und mögliche hingestellt, alles andere noch dazu als direkt „schädlich" bezeichnet worden, daß nach dem kläglichen Zusammenbruch der Wagner-Epigonen, zumal unter dem Einflusse Nietzsches, in intellektuellen Kreisen das Mißtrauen und die Ablehnung gegenüber allem, was nach einer „Idee" nur von weitem aussah, nun umgekehrt übertrieben wurden.

Wir sind demgemäß im Falle Pfitzner genötigt, den Leitsatz aufzustellen: ein dramatisches Musikwerk *muß* noch nicht schlecht sein, weil es einer metaphysischen Idee bewußt Raum gibt. Jedes Kunstwerk ist ein Ding für sich und zunächst aus sich selber zu deuten! Ja aber, er ist doch gar nicht „dramatisch", dieser neue Pfitzner, beinahe noch weniger als der alte? Der erste Akt lyrisch-episch, der zweite unmöglich an sich und den Organismus des Ganzen obendrein trennend und zerstörend!

Wovon ist Pfitzner als Dichter ausgegangen, „wollte" er einen Palestrinastoff behandeln, oder hatte er eine „Vision", die sich ihm sofort zu einer „Bühnenszene" von größter Kraft umgestaltete? Ich kenne die Vorgeschichte des Werkes nicht. Die Erscheinung der Engel ist aber so unmittelbar, daß von hier aus der Gestaltungsprozeß vor sich gegangen sein muß. Also von einer *Theater*szene ersten Ranges, die aber durch ihre innere Deutung und Bedeutung so vertieft und aus der Sphäre des rein Effektvollen gerückt ist, daß die Erhebung beim Zuhörer eintritt: die Engel singen dem Palestrina die Messe, die er, in der Ekstase des künstlerischen Schöpfungsaktes, mitsingend (ein dramatisches Kennzeichen) komponiert. Franz Schubert *erzählt* es, daß er ja nur niederschreibe, was der liebe Herrgott ihm auftrage. Ich weiß es nicht, ob Pfitzners Vorbild, die alte Legende von der Entstehung der berühmten Missa Papae Marcelli Palestrinas, jenen sichtbar und hörbar lebendigen Zug bereits trägt. Alles aber an Ideen: das Göttliche der Kunst, das Unbewußte der Empfängnis, das Ungewollte ihres Eintretens, das Verhältnis des Künstlers dazu, ist nicht etwa abstrakt geblieben, sondern im höchsten Grade Drama geworden! Der „Wille" tritt in die „Erscheinung"! (Pfitzner hat der Partitur ein Wort Schopenhauers vorangestellt.) Und „Theater" dazu! In einer Art, um die der gerissene Praktiker unsern Dichterkomponisten beneiden könnte. Die Frage des *Dramatischen* erscheint mir aber gerade wegen der Anzweiflung so wichtig, daß ich den Leser bitte, mir noch etwas zu folgen. Nach dem (noch etwas „gewollten") Zwiegespräch zwischen Silla und Ighino tritt der Kardinal Borromeo mit Palestrina in dessen dürftige Behausung, um ihn zur Komposition der Messe zu bewegen. Eine Szene von starker musikalischer Oratorik. Palestrina verweigert es, da er sich nicht mehr fähig dazu fühlt; selbst der Sporn, so die Rettung der als zu weltlich bei der Kurie angeschwärzten „modernen" Kirchenmusik zu werden, treibt ihn nicht weiter. Im Zorn scheidet der Kardinal als letzter Freund von ihm. Palestrina ist allein, ein Monolog, als durchaus musikalisch-dramatisch berechtigtes Mittel, folgt. Und aus diesen Gedanken und Gefühlsergüssen erwächst das „Gesicht": die verstorbenen Freunde, die alten Meister erscheinen; tatsächlich, als singende Personen; wieder dramatisch! Die „Idee" führt das Drama

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiter: Palestrinas Stunde bereiten die Schatten der Meister nur vor: das strahlende Licht der Engel, die Erscheinung der innig geliebten toten Gattin Lucretia, der Himmel mit seinen jubilierenden Engelscharen (in München über achtzig, alles sichtbar, hörbar, greifbar), bringen erst die „Erlösung". Und darauf dann noch das Frührot Roms mit seinen Glocken, was man einen Knalleffekt nennen würde, wenn es nicht, musikalisch so wunderbar schön, als irdischer Nachklang der himmlischen Erscheinung die notwendig beruhigende Lösung brächte. In einem Idyll, die Knaben finden die Blätter der fertigen Messe, der Meister ist eingeschlafen, klingt das Bild aus. Feinste Bühnentechnik, gegenüber dem rauschenden Aktschluß! Ein Kritiker hat gemeint, daß damit die Geschichte eigentlich zu Ende sei. Gewiß: die Geschichte der Komposition, aber nicht die des Palestrina.

Und nun der zweite Aufzug! Er wurde mit Befremden vom Publikum aufgenommen, von der Kritik größtenteils aus den oben angedeuteten Gründen abgelehnt. Wenn aber der Gegensatz, der Kontrast, eine der Forderungen des Dramas ist, dann hat sie Pfitzner mit einer staunenswerten Anschauungs- und Gestaltungskraft erfüllt. Von innen nach außen! Die Idee führt das Drama weiter. Die Welt gegen den Künstler, das lärmende, pompöse Tridentiner Konzil mit seinen ungezählten Vertretern, die sich um alle möglichen und unmöglichen Dinge herumstreiten (die Frage der Messe, ein „Kuhhandel", um dem Kaiser Wertvolleres dafür abzulocken, wird als unwichtig nur kurz gestreift). Diese sich in Tumult auflösende parlamentarische Szene von greller Realistik, scharfer Charakteristik der Personen und Gruppen aus aller Herren Länder im Gegensatz zur Welt eines Palestrina! Wieder wurde die Idee dramatische Wirklichkeit. Ein glänzender Einfall — der unsere zarten Seelen aber „chokierte" — ein theatralisches Trumpf-Aß führt den „Abschluß" herbei: die Diener, die den Streit der Herren mit ihren Mitteln (geschliffene Dolch statt geschliffener Rede) fortsetzen, werden niedergeknallt! Und das alles soll nicht dramatisch sein?

Ich bewundere den Dramatiker Pfitzner in der Kühnheit, womit er das scheinbar Unmögliche aufstellte und es möglich machte. Er „emanzipiert den Chor", bringt musikalische Bewegung in die Massen, statt des „Rhabarber, Rhabarber" des Wortdramas steht der gebannte Rhythmus! Der ganze Akt geradezu spannend, ein symphonisches Meisterwerk, dessen orchestrales Gefüge den lebhaft bewegten Singstimmen standhält. Ein schlagender Beweis für unsere „moderne" Musik! Und dabei ist diese charakteristische Musik durchaus musikalisch.

Das letzte Bild bringt den Ausklang: Triumph — der Papst in Person kommt auf die Bühne und segnet den Meister — und Entsagung. Aber keine faule Entsagung. Palestrina zieht sich ganz in seine Welt zurück. Auch ein zeitgemäßer Zug: Wenn selbst Ereignisse wie dieser Krieg nicht anders auf die Menschen wirken als bisher, dann ist es wahrlich der Besseren doppeltes Recht, an ihr „Eigentum" zu denken. Das braucht noch nicht der Rückfall in „ruchlosen" Pessimismus zu sein. —

Ich könnte nun noch dem Leser von allerlei gelehrten musikalischen Dingen, wie der lineare Kontrapunkt, die quartigen archaisierenden Harmonien und anderes sonst noch erzählen. Ich weiß es nur nicht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ob mit diesen Dingen (Studien-Angelegenheiten), das Wesen einer Musik näher gebracht wird; glaube auch nicht, daß sich das Geheimnis der Wirkung damit enthüllt. Dies soll eben, wie jedes echte Geheimnis, unenthüllt bleiben. Pfitzners Musik ist eigenartig, abweichend vom Stil und der Sprache der andern modernen Meister; aber durchaus modern; sein verfeinertes Orchester klingt auch ganz anders, als das heute allgemein angewendete. Die Einzelheit der Szene ist nicht so bestimmend für den musikalischen Ausdruck und seine Form. Die Musik verliert dadurch an Erregtheit, wird ruhiger. Es wird gelitten in diesem Stück, aber wir leiden nicht an dieser Musik. Nietzsches Wort von den schönen Heimlichkeiten der Wagnerschen Musik bekommt hier beinahe noch höhere Geltung. Diese zarten, keuschen Töne beglücken, und man wird gütig bei der fast väterlichen Liebe, die der Komponist in die Musik des jungen Sohnes Ighino gelegt hat. Wir sind erschüttert bis ins Innerste, erhoben, durchschauert von den Klängen der Geistererscheinungen, und inspiriert, geistig angeregt durch den Witz und die Schlagkraft der Konzilsszene. Schönheit, Tiefe, Wahrheit, Glanz! Und Vornehmheit und Ruhe. Aber über allem steht „der Einfall!"

Der Name Beethoven schwebt auf den Lippen — — — —

Persönlichstes Erleben einer romantischen Seele ist nun im Werke „Wirklichkeit" geworden!

Der Palestrina wird nicht den „Siegeszug über die Bühne" antreten. Er gehört zu den Ausnahmswerken wie Parsifal oder Elektra. Die Anforderungen sind an Zahl der Sänger und ihrer Leistungen nur von den größten Bühnen zu erfüllen. München hat sie erfüllt. Der Tenor Karl Erb (Palestrina), der Bariton Fritz Feinhals (Borromeo), Fräulein Ivogrün (Ighino) seien in den Hauptrollen erwähnt. Das großartige Orchester leitete Bruno Walter mit feinem Geschmack. Pfitzner selber aber führte die Regie. Ein Kapitel für sich. Gute Kapellmeister haben wir genug. Aber Regisseure? Ein solcher wie Pfitzner? Nur im Vertrauen darauf konnte er den zweiten Akt schreiben. — Er war auch sein eigener Dichter. Aus Pfitzners übertriebener Gewissenhaftigkeit ist es allein zu erklären, daß er, der so zu gestalten wußte und diese Worte fand, lange nach einem Dichter gesucht hat, der ihm seinen Palestrina formte. Er hat keinen gefunden, nicht mal einen „Dramatiker"! Solche Einfalt ist auch deutsch, wie Pfitzner überhaupt, ich möchte es nochmals aussprechen, jenen Idealismus in sich trägt und zum Ausdruck bringt, den der Franzose Romain Rolland in seinem Musikerroman Johann Christof als innerste Notwendigkeit für das Dasein des deutschen Volkes von neuem festgestellt hat: Jenes Wesentliche, das bleibt, ohne auf den „Erfolg" angewiesen zu sein. Das Unzerstörbare in uns — was auch sonst auf Erden noch geschehen mag!

Stuttgart Oswald Kühn

Neue Kunst in Frankfurt am Main

Von geradezu symptomatischer Bedeutung wird die Gründung einer „Vereinigung für neue Kunst" zu Frankfurt am Main berühren, die sich zur Aufgabe gestellt hat — durch Ausstellungen, Vorträge, Ankäufe von Kunstwerken aus Vereinsbeiträgen, durch Verteilung moderner Graphik an ihre Mitglieder die neuen künst-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lerischen Bestrebungen zu fördern, der expressionistischen Richtung in der bildenden Kunst in weiteren Kreisen Verständnis zu erwerben. Die Vereinigung wurde diesmal nicht von Künstlern, sondern von kunstverständigen und kunstbegeisterten, ernsten Menschen ins Leben gerufen. Daß das innerhalb der Kriegszeit geschehen konnte, ist nicht minder bemerkenswert als die erste, vorwiegend aus Frankfurter Kunstbesitz zustande gebrachte Ausstellung von hundert ansehnlichen Werken der Malerei und Graphik im Frankfurter Kunstverein. Die Gesamthaltung dieser Ausstellung ist nicht bloß überzeugender als die Programmschrift, die ihr vorausging (so muß es ja sein!), sie ist auch weit aufschlußgebender als die meisten Darbietungen von expressionistischer Malerei, die man in Berlin und München zu veranstalten suchte. Und zwar ist sie es aus dem Grunde, weil man in Frankfurt am Main den historischen Zusammenhang dargestellt findet. Van Gogh und Munch sind unbestritten, gelten heute als Klassiker. Bestritten aber werden die Kokoschke, Nolde, Heckel usw.

Werden diese samt und sonders, wie in der Frankfurter Ausstellung, nebeneinander gezeigt, so ist der Zusammenhang der jüngsten Kunst mit der Vergangenheit hergestellt. Erscheint bei den ebengenannten jungen Malern van Gogh der Ausgangspunkt, so sind andere Talente vorhanden, für die Hodler, Cézanne oder Matisse richtunggebend gewesen sind. Die Entwicklung hat sich jedenfalls konsequent vollzogen, sie wurde nicht gewalttätig unterbrochen. Man muß sich nur die Mühe geben, die Entwicklungsreihe aufstellen zu wollen, so wird das den Jungen nachgesagte so „Gewalttätige" aufgehoben. Das Vertrauen zur sogenannten neuen Kunst findet Stärkung durch die Tatsache, daß etwas Neues nicht plötzlich entsteht. Tradition ist für den „Expressionismus" bereits von der alten Kunst her abzuleiten; sofern man bei der Bezeichnung an den „starken vom subjektiven Innern ausgehenden Ausdruck" denkt.

Herr Ludwig Kirchhoff in Wiesbaden unterstützt seit Jahren die junge Kunstbewegung — zielbewußt. Er hat die Absicht, seine Sammlung dem Wiesbadener Museum zu hinterlassen und setzte mit großem Sammeleifer da an, wo die rührige Leitung der Mannheimer Kunsthalle Halt machte.

Jedenfalls spürte man in Frankfurt, Mannheim und Wiesbaden etwas von der Ansteckung frischer Strömungen, einen Willen zur Kunst wie im Rheinlande! Frankfurt am Main mit seinen vielen kaufkräftigen und gut beratenen Sammlern hat größte Möglichkeiten in Aussicht zu stellen.

Alfred Mayer

Die amerikanische Seele

Man hat sie in Büchern und Artikeln fleißig gesucht, mit Nachsicht, Einsicht, Zorn und Hohn beschrieben — aber sie war eine Konstruktion. Konnte nichts anderes sein. Denn die Gewaltsamkeit aller Völkerpsychologie verwirrt sich noch ins Hundertfache bei einem Gebilde, dessen Mischung immer gärt. Konventionen, Typen — die mag man fassen; sie sind vorab angelsächsisch. Aber es fehlt darin zu leicht das Amerikanische, das im meisten kompakter, frecher, großartiger ist.

Amerika hat seine eigene Seele in zwei literarischen Erhebungen aus sich herausgestellt. Die Europa-Importen gehen daneben her. Was es selber gab, war Poe und Whitman,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Groteske und den dichterischen Rhythmus der geschauten Sachlichkeit. Vielleicht sind es die beiden Denk- (und Dicht-) Formen, in denen das Amerikanische sich am unmittelbarsten gibt, in denen es gefaßt werden soll. Whitman steht hinter Jensens Amerika-Buch (für Kellermanns kecke Mache wird man ihn nicht verantwortlich halten wollen). Er blieb nur Prophet; ist der Dichter schon unterwegs, der die Wandlungen und Erfüllungen und Enttäuschungen gestaltet?

Wilhelm Vershofen hat bei Diederichs in Jena zwei Amerika-Bücher erscheinen lassen, die zwischen Dichtung und Publizistik die Mitte halten und jene Frage aufwühlen: Amerika, als Stoff der Dichtung. Es sind freilich erst Ansätze, etwas geknickt durch die Aktualität, durch die zu nahe Sehweite. Aber gerade wenn man mit Kellermann vergleicht (was sich ganz notwendig aufdrängt), so spürt man, wieviel näher und fester die Frage gestellt ist. Denn auf die Dekoration der Utopie und auf die Vergnügungen bürgerlicher Unterhaltsamkeit ist verzichtet.

Ein paar Bogen heißen: „Amerika. Drei Kapitel der Rechtfertigung." Sie kommen maskiert als Tagebuchnotizen eines amerikanischen Geschäftsmanns, Grotesken, die das Kleid einer biederen Sachlichkeit angelegt haben. Das kapitalistische Amerikanertum rechtfertigt sich, indem es sich vor sich selber dokumentiert, ohne die Geste für die Öffentlichkeit, mit einem Erstaunen für die unsachliche Betrachtungsweise kritischer Moralisten. Das Büchlein gehört in seiner geistreichen Voraussetzung und seinem literarischen Reiz zu den besinnlichsten Schriften, die man jetzt unter die Hand nehmen kann. Vershofen ist ein Humorist, bei dem dies Wort keine Entwertung enthält, sondern hohe Steigerung: weil Gescheitheit hinter seiner gelassenen Weltbetrachtung steht. Losch hat in seinen „Unerwarteten Geschichten" teilweise ähnliches versucht, aber es blieb vielfach nur Rohstoff, während es hier mit einer meisterlich sicheren Hand und einer quellenden Erfindungskraft Bildung, Gestalt wurde.

Das Büchlein ist der Auftakt zu einem größeren Buche, das schon vor ein paar Monaten erschien: „Das Weltreich und sein Kanzler." Der Verfasser des „Fenriswolf", jener „Finanznovelle" über die Vertrustung der norwegischen Wasserkräfte, erscheint zunächst noch mit der Tarnkappe — er wiederholt jenen kecken und damals glänzend gelungenen Versuch, ein Epos der Sachlichkeit aus Briefordnern, Zeitungsausschnitten, Prospekten und Protokollen zusammenzustellen. Das Wagnis ist etwas bedenklich — denn es meldet sich die Gefahr, daß der kühne und frische Einfall zur Manier erstarrt, Methode werden will und dann seine Grenzen verrät. Gewiß bleibt auch dies Buch so „spannend", wie das erste gewesen, packend und verblüffend in der Führung der Fabel — die ungeheure Konzentration des amerikanischen Kapitals, hier in der Hand des Kupferkönigs, seine wirtschaftliche und politische Ausstrahlung, seine seelischen Reflexe, seine Philosophie und Ethik — ein gewaltiger Stoff und in der Darstellung um so eindringlicher, als er sich, im Kernproblem, nie mit pathetischem Lyrismus mischt. Aber in einem bleibt das Buch hinter seinem Vorgänger: es will über die kapitalistischen Sachfragen hinausstoßen nicht nur in die Seelenlehre der Menschen, die mit Hirn und Empfindung um die Kräfte des Ka-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pitals kreisen, sondern es will Menschen zeigen, Einzelne, Geschicke, die über die Typenbildung reichen. Das aber scheint mir etwa die Grenze. Die Straffheit der Anlage muß leiden, denn nun gibt es einige „Briefordner" als „Quellen", sehr geschäftliche und ziemlich private, und in ihrer Ordnung wird der Dichter wie ein Detektiv spürbar — im Ausschöpfen des Seelischen kann aber dies Verfahren über den Umriß, die Andeutung nicht hinauskommen, und so bringen die frauenzimmerlichen Teile des Buches eine gewisse Unruhe herein, die eine Störung sind.

Die Wirkung dieser beiden Bücher mag publizistisch sein, und so sehen wir sie zwischen der „Amerika-Literatur" als höchst eigene und unmittelbare Beiträge; der Wert ist rein literarisch. Man darf bei ihnen die Aktualität abstreifen und braucht nur auf Sprache, Ausdruckskraft, Straffheit des Denkens und Weite der Erfindung zu blicken. Dann behaupten sie sich im Strom der Bücher und Broschüren, weil sie, in eigener Prägung, das Mal eines gescheiten und erfindungsreichen Kopfes und eines sicheren Formwillens zeigen.

Theodor Heuss.

Daimler

Ein Kapitel Kriegskonjunktur

Man erzählt sich aus der tollen Zeit vor dem Wiener Börsenkrach im Jahre 1873 eine hübsche Anekdote. Ein den Börsendingen völlig Fernstehender wollte sich einmal, geführt von einem Fachmann, das Börsentreiben ansehen. Als er zur Tür hereinkam und die aufgeregte Menge sah, fragte er lächelnd seinen Begleiter, ob man da nicht auch mitverdienen könne. „Selbstverständlich" antwortete dieser, „ich will gleich etwas für Sie kaufen." Als sie nach einer halben Stunde das Lokal wieder verließen, händigte der Führer dem Besucher 500 Gulden ein. Dieser wußte gar nicht, was das zu bedeuten habe, worauf ihm der Börsianer sagte: „Diesen Betrag haben Sie in der letzten halben Stunde verdient."

An diese Anekdote wird man erinnert, wenn man beobachtet, wie die Aktien der Daimler Motorengesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim sich bewegen. Wenige Börsenstunden brachten in der letzten Zeit manchmal Sprünge von 30 bis 50 %. Unmittelbar vor dem Kriege wurden die Aktien zu einem Kurse von ungefähr 300 % umgesetzt, heute werden für sie Preise bezahlt, denen zufolge das Aktienkapital von 8 Millionen rund 70 Millionen Mark wert sein müßte, und seit Ende des Jahres ist die Bewertung um rund 250 % in die Höhe gegangen. Was ist nun der Grund für diese Aufwärtsbewegung und vor allem: ist sie berechtigt? Für Daimler hat der Krieg wie für alle Werke seiner Art einen ganz ungewöhnlichen Aufschwung gebracht, obwohl doch eines der wichtigsten Absatzgebiete, der Bau von Luxusautomobilen, und auch die Verbindung nach dem Auslande völlig stockt. Warum werden gerade Daimleraktien so besonders bevorzugt, warum lassen sie alle anderen Papiere weit hinter sich? Um das zu erklären, muß man die Politik der Gesellschaft schon in Friedenszeiten berücksichtigen.

Schon seit Jahren war sie sowohl in technischer wie in finanzieller Beziehung mustergültig verwaltet worden. Noch wenige Wochen vor Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bruch des Weltkrieges hatte sie am 4. Juli 1914 den stolzen Triumph feiern können, auf französischem Boden die früher unerreichte französische Automobilindustrie entscheidend zu schlagen. Damals hatte ein Mercedeswagen den Grand-Prix des Automobilklubs von Frankreich heimgebracht, und unter Beteiligung der staatlichen und städtischen Behörden wurde damals in Stuttgart eine berechtigte Siegesfeier der Gesellschaft veranstaltet. Dieser nach außen sichtbare große Erfolg der jahrzehntelangen stillen Arbeit in Untertürkheim hatte die stolzesten Hoffnungen in den friedlichen Wettbewerb auf dem Weltmarkt eröffnet.

Es sollte anders kommen, und die vielen, zum Teil mit großen Geldmitteln ausgestatteten Vertriebsgesellschaften im In- und Ausland mußten für jahrelang ihre Bemühungen einstellen. Während nun andere auf den Export zugeschnittene Werke damals zunächst einmal in großem Maßstabe Arbeiterentlassungen und Betriebsverkürzungen vornehmen mußten, war es bei Daimler gerade umgekehrt. Es mußten sogar gleich von vornherein Nachtschichten eingelegt werden, und die Zahl der Angestellten, die im Frieden in Untertürkheim über 3000, in Berlin-Marienfelde aber rund 1000 betragen haben mochte, dürfte heute nicht viel unter 10000 betragen. Nur unter Anspannung aller Kräfte und mit Hilfe bedeutender Neubauten konnten die Aufträge für Heereskraftwagen, für Flugzeugmotoren aller Art und für Dieselmotoren der Marine ausgeführt werden. Daß dabei die Heeresverwaltung „dicke Preise" zahlt, ist ebenso bekannt wie bedauerlich.

Das führt uns zum finanziellen Aufbau der Gesellschaft. Auch dieser, so erwähnten wir, war im Frieden schon außerordentlich kräftig. Man hatte bei Daimler, gewitzigt durch frühere, nicht immer günstige Erfahrungen und wohl auch aus dem Wunsch heraus, für schlechtere Konjunktur mit ihrem scharfen Wettkampf gerüstet zu sein, stets außerordentlich vorsichtig bilanziert, vorsichtiger vielleicht als bei irgendeiner anderen großen deutschen Gesellschaft. Es ist der Verwaltung oft vorgehalten worden, daß sie im Jahre 1911 erklärte, sie werde unter keinen Umständen für die nächsten Jahre mehr als 10% Dividende verteilen, gleichgültig, was auch verdient werde. Die Herren hatten den redlichsten Willen, diese Absichten durchzuführen. Indessen wuchsen ihnen die Gewinne förmlich über den Kopf, und trotzdem man offene und versteckte Abschreibungen vornahm — es ging schon 1912 nicht so weiter, man mußte damals 12%, 1913 bereits 14% Dividende zahlen. Da kam der Krieg mit seinen Millionengewinnen. Der Umsatz stieg geradezu phantastisch, er hatte 1914 wohl 35 Millionen Mark betragen und ist für heute mit 100 Millionen kaum gar zu hoch angenommen. Man wollte aber aus den verschiedensten Gründen der neidischen Welt gegenüber nicht gar zu offen die glänzenden Resultate ausweisen, und deshalb mußten immer verzweifeltere Methoden angewandt werden, um die Gewinne zu verstecken. Man trieb nicht mehr Thesaurierungspolitik, sondern nach den Worten eines Generalversammlungsredners hamsterte man förmlich Gewinne. Für 1914 gelang es noch mit 16% Dividende auszukommen, allerdings auch damals schon gegen den Willen eines Teils des Aufsichtsrates. Es war da innerhalb des Gremiums ein scharfer Gegensatz zwischen der Berliner und der Stuttgarter Richtung zu beobachten. 1915 wurden dann 24% Dividende vorgeschlagen. Da aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde die Opposition energisch; es ereignete sich etwas im deutschen Aktienwesen ganz Neues. Die opponierenden Aktionäre traten so energisch auf, daß es zur Vertagung der ordentlichen Generalversammlung kam und in einer zweiten Sitzung die Verwaltung dann „aus freien Stücken" 28% vorschlug. Sie wußte wohl, warum sie hier entgegenkam. Die Art der Bilanzierung hätte den Aktionären Gelegenheit gegeben, im ordentlichen Gerichtsverfahren die ganzen Bewertungsvorgänge anzugreifen und eine erheblich andere Berechnung zu erzwingen. Inzwischen ging der Krieg weiter, und so mußte man für 1916 35% Dividende ausschütten aus einem Reingewinn, der sogar nach der Bilanzaufstellung der Gesellschaft etwa so hoch war wie das Aktienkapital! Eine Dividende von 35% würde nun noch lange nicht den heutigen Kurs rechtfertigen. Es müssen da nach Ansicht der Börse noch allerhand Dinge vorliegen, und das ist allerdings wahrscheinlich.

Wenn man nämlich die Bilanz betrachtet, so ergibt sich ein recht eigentümliches Bild — ein Muster der schlimmsten Bilanzunklarheiten, die man sich denken kann. Früher wurde, wenn man von Gesellschaften sprach, die besonders vorsichtig bilanzierten, immer die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft genannt, weil sie ihre sämtlichen Maschinen und Einrichtungen sofort nach dem Erwerb abbuchte und nur Gebäude und Grundstücke mit ihrem Werte einstellte. Was will diese Vorsicht aber besagen gegen die Art, mit der die Daimlergesellschaft vorgeht. Dieses Unternehmen hatte früher schon wie die A. E. G. verfahren, war aber dann allmählich dazu übergegangen, auch die Gebäude vollständig abzuschreiben. Jetzt aber ist sie so weit, sämtliche Betriebsanlagen, also auch die Immobilien, die Fabriken samt ihren Einrichtungen mit einer Mark einzustellen. Welche Werte in diesen Posten stecken, ergibt sich daraus, daß sie selbst im vorigen Jahr, in dem also auch außerordentliche Abbuchungen vorgenommen waren, noch mit 6 Millionen eingestellt waren. Es ergibt sich aber ferner daraus, daß die Gesellschaft im Kriege im allergrößten Maße als Grundstückskäufer aufgetreten ist. Erst vor kurzem wieder hat sie im Industriegebiet bei Untertürkheim Neuerwerbungen für 4 Millionen vorgenommen, nachdem sie bereits im Vorjahr von der Stadtgemeinde Sindelfingen ein großes Areal für den Flugzeugbau erworben, kurz vorher aber in Berlin und Stuttgart um etwa $1^1/_2$ Millionen Terrain dazugekauft hatte. Es ist in diesem Posten ferner der große Palast Unter den Linden in Berlin enthalten, der eine ganze Reihe von Millionen gekostet hat. Daß die mit $5^1/_4$ Millionen bewerteten Waren und die mit 9 Millionen bewerteten Halb- und Ganzfabrikate nicht hoch bewertet sind, ist bei den Grundsätzen von Daimler selbstverständlich. Der mit $3^3/_4$ Millionen zugegebene Effektenbesitz ist ebenfalls auffallend niedrig, wenn man sich erinnert, welche stolzen Beträge die Gesellschaft in Kriegsanleihen gezeichnet hat, wobei allerdings an die Bezahlung von Kriegsgewinnsteuer zu erinnern ist. Die Beteiligungen sind kurzerhand mit einer Mark eingestellt, obwohl darunter, abgesehen von den großen Interessen im feindlichen Ausland, deren Schicksal ja allerdings ungewiß ist, doch auch recht aussichtsvolle Posten wie etwa die Österreichische Vertriebsgesellschaft oder aber die Beteiligung an der Kriegsautogesellschaft verbucht sind. Ein Muster von Unklarheit aber ist der Posten Debitoren mit $33^3/_4$ Millionen. Hier handelt es sich nämlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht etwa um Forderungen bei Kunden, sondern darin sind sehr ansehnliche Bankguthaben enthalten und auch sonstige Darleheu, wie etwa ein Darlehen von mindestens 5 Millionen Mark an die Stadt Stuttgart — auch ein Zeichen der Zeit; früher liehen die Städte der Industrie Geld, jetzt leiht die Industrie den Städten. Das ist freilich verständlich, wenn man sieht, wie die Gesellschaften förmlich im Geld schwimmen, wie beispielsweise die Daimler-Gesellschaft, die ihre gesamte Obligationenschuld zurückzahlen konnte. Unter den Passiven sind äußerlich kenntlich gemacht 7 Millionen Reserven. Sonst ist nur ein einziger Posten von Interesse, das sind die Kreditoren mit 26½ Millionen. Nichts aber wäre irrtümlicher, als zu meinen, daß tatsächlich die Gesellschaft in dieser Höhe richtige Schulden hätte, sondern der weitaus größte Teil dieses Postens bezieht sich auf Rückstellungen für die Kriegsgewinnsteuer, daneben sind wohl noch Anzahlungen auf Vorherbestellungen enthalten.

Die Gesellschaft erstickt also geradezu im Gelde. Sie hat sich bis jetzt einigermaßen geholfen durch Tilgung aller Verbindlichkeiten, durch Ausleihen an Staat und Kommune, durch außerordentliche Grundstückserwerbungen und vieles mehr. Was wird sie in Zukunft tun? Sie wird tatsächlich genötigt sein, sich irgendwie Luft zu machen, schon um nach außen hin die allzugroße Rentabilität nicht gar zu leicht erkennbar zu machen. Das nächstliegende Mittel dazu ist eine Kapitalsverwässerung. Diese kann entweder ausgeführt werden, wenn man das Aktienkapital durch Ausgabe von neuen Aktien zu pari verdoppelt oder verdreifacht, oder aber indem man aus vorhandenen Reserven die Aktien selbst bezahlt, also sogenannte Gratisaktien ausgibt. Mit allen diesen Methoden würde aber die Gesellschaft noch nicht ihr vieles Geld los werden. Zu diesem Zweck empfiehlt sich vielmehr die Ausschüttung eines sogenannten Bonus etwa in Form von Kriegsanleihe. Daß dahin gehende Bestrebungen im Lager der Aktionäre vorhanden sind, ist ein offenes Geheimnis. Ob die Verwaltung sich dem fügen wird, ist eine andere Frage.

So glänzend nun die Situation ist, so müßten freilich die Leute, die in Daimleraktien spekulieren, nicht vergessen, daß die Bäume nirgends in den Himmel wachsen. Man muß zu Ehren unserer Regierung annehmen und hoffen, daß sie dafür sorgt, daß die Gesellschaften, die während des Krieges so außerordentliche Gewinne erzielt haben, viel mehr als bisher zu Sondersteuern herangezogen werden, daß man mehr als bisher dem englischen Vorbild folgt, wo bekanntlich bis zu 80 % der Kriegsgewinne dem Staate gegeben werden müssen. Derartige Erwägungen aber spielen bei der heutigen Verfassung der Börse nur eine sehr geringe Rolle, sonst wären Steigerungen, wie wir sie bei Daimler erleben, gar nicht verständlich, nicht ganz unschuldig an der Überspekulation ist allerdings insofern die Verwaltung, als die gewiß sehr gut gemeinte Bilanzierungsmethode die Phantasie der Börsianer und ihrer Mitläufer in ungesunder Weise erregt. Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Österreichische Sorgen

Von Stefan Großmann (Berlin)

Dieser Aufsatz wurde vor Ausbruch der Ministerkrise Clam-Martinitz geschrieben.

er Österreicher, der die drei Kriegsjahre in Deutschland verbracht hat, ist seines Österreichertums bewußter geworden als mancher, der die schwarzgelben Pfähle nicht überschritten hat. Es gab Tage der Bangnis für den Österreicher im Deutschen Reich, die in der Isolierung der Fremde schwerer empfunden wurden als in der unwillkürlich stärkenden Anlehnung an die Heimatsgenossen; zuweilen überkam den Österreicher in Berlin eine gefährliche Reizbarkeit, und manches harte Wort — ich denke an die Tage nach dem Fall von Przemysl — verwundete. Aber solche Stunden der Empfindsamkeit vergingen bald, weil der Glaube an Deutschland heilende Kraft gab. Kein Wort bitterer Kritik, kein ungerechter Hohn, meistens aus der Unkenntnis österreichischer Schwierigkeiten erwachsen, konnten das Gemüt so ernst stimmen, wie an manchen Tagen der Blick in die Heimat. Diese Sorge ist in den letzten Wochen nicht geringer geworden. Überall hat ja die Hochzeitsstimmung von 1914 der freudigen Hingabe ans Schicksal einer kühleren Besinnung und Bedachtsamkeit weichen müssen. Militärisch ist Österreich-Ungarns Himmel heute, wenn nicht wolkenlos, so doch heiterer als vor drei oder zwei Jahren. Die russische Dampfwalze wird nicht leicht wieder vorwärtsgeschoben werden können, und die Abwehr der Italiener, wie opfervoll sie sei, stimmt keinen Österreicher pessimistisch. Gerade diese beruhigende Lage gibt dem Österreicher das Recht zur Offenherzigkeit.

Der junge Kaiser hat sich schnell die Herzen gewonnen, nicht allein durch seine Jugend. Der Staat hat Karl I. gebraucht. Ich erinnere mich sehr genau an ein leises, aber fest eingegrabenes Gespräch, das ich im zweiten Kriegsjahr mit einem österreichischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Minister hatte. Er lobte die Gewissenhaftigkeit, den Fleiß, die für einen Greis ganz ungewöhnliche Lebendigkeit Franz Josephs, und er fügte nur mit einem ganz schwachen Seufzer hinzu: „Aber wir müssen von Seiner Majestät alle Aufregungen fernhalten, das sind wir seinem ehrwürdigen Alter schuldig." Es war nicht leicht, einen Weltkrieg ohne Aufregungen zu führen. Das war nun die listige Kunst und gleichzeitig die sonst nicht erklärliche Macht des Grafen Stürgkh, daß er den greisen Kaiser in eine abgeschlossene Atmosphäre von Stille einzuhüllen wußte, durch die kein schriller Ton der Wirklichkeit dringen konnte. Dieses System der rücksichtsvollen Isolierung hat sein junger Nachfolger nicht nötig, und er würde den Staatsmann, der ihn in dieser Wolke der Sorglosigkeit einlullen wollte, mit einem jugendlichen Wink schleunigst verabschieden. Auch die Schmeichler und Süßredner haben es jetzt wohl nicht leicht. So viel wissen wir von des jungen Kaisers Drang nach rechtschaffener Orientierung, daß wir annehmen können, daß er eine unwürdig-demütige Annäherung, wie sie Herr Hermann Bahr in seinem letzten Buch „Schwarzgelb" versucht hat, mit ungeduldiger Geringschätzung unterbräche. Dort schreibt der unwahrste Schriftsteller: „Der Kaiser von Österreich, wer und was er auch sei, ist uns liebenswert, weil wir sonst nichts haben, was alle, welchen Volkes, welchen Standes, welchen Sinnes immer, lieben können. Er ist das Einzige, worin sich Alle vereinigen." Herr Bahr ahnt in seinem Huldigungsdrang gar nicht, wie fürchterlich seine Worte wären, wenn sie Wahrheit enthielten! Er predigt die gefährlichste Art von Quietismus, wenn er mit allzu hoher Stimme singt: „Weil er der Kaiser ist, wird er geliebt ... Indem er der Kaiser ist, hat er schon alles, was er braucht." Es fällt Karl I. nicht ein, bloß da zu sein und die Volkshymne singen zu lassen. Er weiß, daß er andere, festere Brücken zu seinem Volke bauen muß, er will sich, wie es in der Thronrede jüngst hieß, mit dem Geist der wahren Demokratie verbünden, er will sein großes Erbe erwerben, um es zu besitzen. Jeder, der in die Nähe des jungen Kaisers gelangt ist — und seine Tür steht weit offen — rühmt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen redlichen Eifer Karls, seine schöne Bescheidenheit. Vor einigen Wochen sprach ich in Wien einen Fachmann, der den Kaiser über die Fragen der Volksgesundheit unterrichten wollte — aus diesen Erörterungen mag das neugeschaffene Ministerium entstanden sein — und er erzählte, wie aufmerksam Kaiser Karl zuzuhören wußte und mit wie gewissenhafter Sorgfalt er sich während der stundenlangen Belehrung Notiz auf Notiz machte. Mit dem Bleistift in der Hand hörte er den Sachverständigen an. Das ist kein pompöses Bild, kein Knackfuß könnte es heroisch stilisieren, aber vielleicht spricht es eben deshalb zum nüchternen Sinn.

Karl I. hat, als er den Thron bestieg, das Testament seines Onkels Franz Ferdinand vorgefunden. Er hat es beachtet. Graf Czernin, dessen staatsmännische Ein- und Vorsicht auch Skeptiker rühmen, Prinz Conrad Hohenlohe, Graf Clam-Martinitz, der Finanzminister Spitzmüller — sie alle gehörten zum engeren Kreis des getöteten Thronfolgers. Sofort schnupperten die allzeit Huldigungsbereiten, daß Kaiser Karl nur eine andere Ausgabe Franz Ferdinands sei. Herr Bahr, der in den Salons frommer Gräfinnen heimisch geworden ist, rief in Verzückung: „In ihm ist uns Franz Ferdinand auferstanden!“ In Wahrheit war es gerade die zu lösende Aufgabe, nicht in die Unfreiheit des Erben zu geraten. Die Stunde, über Franz Ferdinands Wirken und Nachlaß freimütig zu sprechen, ist noch nicht gekommen. Jedenfalls hat er, wie die mit ihm Verbündeten, die Widerstände unterschätzt, die seinem durchaus mechanistischen Willen zur Macht sich entgegenstellten. (Mit leisem Schauder lese ich heute die letzten Sätze eines Aufsatzes, den ich an dieser Stelle am 27. Dezember 1913 zum 50. Geburtstag Franz Ferdinands schrieb: „Es gibt einen Grad der nachtwandlerischen Sicherheit, der gefährlich werden kann denen, die ihm begegnen, aber auch dem Wandler selbst.“ Ein halbes Jahr später war Franz Ferdinand ermordet.) Dieser junge, heitere Kaiser konnte nicht, mit Bahr zu sprechen, „wie ein Gewitter an unserem Horizont stehen“ (mit diesem Satz meint Bahr den Verstorbenen zu ehren), er mußte einen liebenswürdigeren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und natürlicheren Weg zu seinen Völkern finden, als den der strengen Drohung, und er hat ihn gefunden. Vielleicht wäre sogar ein oder der andere Mißgriff vermieden worden, wenn Franz Ferdinands Schatten nicht über den ersten Regierungswochen des jungen Kaisers gelagert hätte. Ernst von Körber, Österreichs geschmeidigster und freiester Staatsmann, wäre vielleicht nicht mit solcher Plötzlichkeit weggeschickt worden, wenn Kaiser Karl damals den gefährlichen Erbschaftsgedanken schon überwunden hätte. Doch mit jedem Tage wurde Karl mehr als ein Erbe!

Aus dieser ersten Epoche aber stammt das Ministerium des Grafen Clam-Martinitz, das, als es kam, von dem bisher schmollenden Adel begrüßt wurde als die Ablösung vom Regime der Bürgerlichen, als der Wiederantritt alter feudaler Geschlechter, die sich zur Regierung Österreichs nun einmal, Gott weiß warum, berufen glauben. Wer heute die Gründe prüft, die zur Entlassung Körbers geführt haben, wird finden, daß Ernst von Körber vor der Geschichte nicht schlecht abschneidet. Er wollte, daß der junge Kaiser auch in Österreich den Eid auf die Verfassung leiste (in Ungarn ist dies längst und mit berechtigter Feierlichkeit geschehen). Er weigerte sich, ohne Parlament entscheidende Sprachenverfügungen zu erlassen, und sträubte sich dagegen, sich auf eine bestimmte Lösung der galizischen Frage festzulegen. Als Körber ging, dachte man, nun werde in acht Tagen die deutsche Staatssprache und die Selbständigmachung Galiziens verkündet werden. In der Wirklichkeit steht Clam-Martinitz heute dort, wo Körber stand, nur eben hat er zu den Denkprozessen Körbers erheblich längere Zeit benötigt. Der Deutsche Körber wollte den Reichsrat. Clam-Martinitz mußte sich zögernd, unfreudig und vielleicht nur, weil seine alte tschechische Seele wieder halblebendig wurde, zur Einberufung des Parlamentes verstehen. Aber was unter Körbers sanft führender Hand mühelos ins richtige Geleise geschoben worden wäre, hat unter seines Nachfolgers zögerndem Ungeschick im Handumdrehen zur alten Kalamität geführt. In dieser ersten Stunde des neuerstandenen Reichsrates wäre ein Führer von Schwung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Größe, ein Österreichkenner mit einem Königsgedanken, ein Menschenbehandler von psychologischem Scharfblick vonnöten gewesen. Was Clam-Martinitz in seinen Reden bot, war nur abgelesenes, wohlgemeintes, aber unbedeutendes patriotisches Gefühl, keine Gedanken, nicht einmal ein Einfall, nicht eine Wendung, die dem großen Augenblick gemäß gewesen wäre. Seine Kunktatornatur spornte die Tschechen sogleich zu hitzigen Vorstößen an, an die sie unter Körber nie gedacht hatten, seine Unsicherheit trieb die Polen, die wahrhaftig Österreichs Fürsprache brauchen können, in eine unnötige Opposition. Die deutschen Sozialisten, die im Nationalitätenstaat Österreich noch ganz anders zur Mitarbeit herangezogen werden müßten, weil sie frei von chauvinistischer Besoffenheit sind — es fehlt ihnen freilich noch der Mut zur Führung —, stehen passiv, enttäuscht und besorgt in der Ecke. Wieder ist das Haus am Franzensring der Schauplatz armseligster Deklamationen.

Zuweilen müßte man glauben, die deutschen Parteien hätten dieses Versagen des Reichsrates heimlich gewünscht. Schon, daß sie den Professor Dr. Groß zum Präsidenten wählten, ist von vielen als ein bewußter Streich gegen das Parlament gedeutet worden. Zur Führung des Reichsrates, in dem die Nationen einen Modus des Miteinanderlebens finden sollten, gehörte ein Abgeordneter mit persönlicher Autorität, eine konziliante und doch willensstarke Persönlichkeit, ein Führer von Takt und Voraussicht. Es gab einen Mann im Hause, der dazu prädestiniert schien. Engelbert Pernerstorfer. Ein Deutscher, an dessen Deutschheit nicht zu mäkeln war, ein Sozialist, mit dem sich auch die Polen, Tschechen, Italiener und Ruthenen freudig einverstanden hätten, einer der ältesten Mitglieder des Hauses, von unantastbarem Gerechtigkeitssinn und wahrer „Liebenswürdigkeit des Herzens". Mit einem Schlage wäre hier auch die allzu jüngferliche, auf ihre Sittsamkeit bedachte, verantwortungscheuende Politik der Sozialdemokraten wenigstens auf einem Punkte zu beseitigen und ein natürlicher, in Österreich durchaus selbstverständlicher Kontakt mit dem jungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kaiser herzustellen gewesen. Freilich, diese Lösung war keine trivial-alltägliche, es hätte zu ihr ein führender Ministerpräsident gehört. Der ungenügenden Routine des Grafen Clam-Martinitz gelang es nicht einmal, seine zwei deutschen parlamentarischen Minister zu stärkerem Einfluß auf die deutschen Parteien zu bewegen.

Ehe der Reichsrat zusammentrat, empfing der junge Kaiser die Führer aller Parteien. Er sprach mit den Abgeordneten jeder Nation, ließ sie bitten, ihm keine vorbereiteten Ansprachen zu halten und auch sein eigenes Wort war aus dem Augenblick geboren. Die Stunde ist so bedeutsam, daß es nichts ausmacht, wenn der Kaiser einmal „ohne ministerielle Bekleidungsstücke" agiert. Aber solche Gelegenheiten müssen naturgemäß selten bleiben. Wo aber ist die Hilfe zu sehen, die Clam-Martinitz bieten kann? Als Redner ist er unbedeutend, zu Verhandlungen scheint er nicht geeignet und wer gar ein großes, tiefer angelegtes Staatsprogramm in seinen Kundgebungen sucht — und wie sehnsüchtig wird ein tiefer begründetes Nationalitätensystem, eine aus der Kriegserfahrung geschöpfte Verwaltungsreform erwartet —, der wird diese Reden ganz unbefriedigt aus der Hand legen. In keinem Augenblick aber hat die Unbedeutendheit weniger Recht auf politische Existenz gehabt! Mit politischer Lyrik — „mein Programm ist Österreich" — allein ist jetzt zu wenig getan. Kaum jemals ist ein Ministerpräsident machtloser gewesen als dieser. Er vermag nicht einmal die Deutschbürgerlichen, die ihm nach Körbers Sturz in den Sattel halfen, zur parlamentarischen Disziplin zu bewegen. Sonst könnte es sich nicht ereignen, daß ein deutschböhmischer Abgeordneter in einem Augenblick, da die Polen zur Mitarbeit gewonnen werden sollen, bei einer Schilderung galizischer Zustände dazwischenruft: „Es sind viel zu Wenige gehängt worden." Mag sein, daß es dem Zwischenrufer weniger auf die plumpe Roheit als auf die Sprengung des Reichsrats ankam — aber wozu, wenn solche hinterlistige Absichten im Werke sind, soll dies Schauspiel vor dem höhnisch horchenden Europa aufgeführt werden?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Staatsmann von Belang, der „Adler und Schlange" hat, Größe und Klugheit besitzt, könnte auf diesen Reichsrat, in dem vorläufig die besten Elemente zur knirschenden Stummheit verdammt sind, zu seiner Verantwortlichkeit bekehren.

Freilich — ein Staatsmann!

Volkskraft und Familie

Von A. Zeiler, I. Staatsanwalt in Zweibrücken

Gustav Hervé hat jüngst einen Klageruf darüber ausgestoßen, daß mit der Jahresklasse 1918 der französischen Jugend nur 200 000 Jünglinge an die Front abgingen, während Deutschland mehr als das Doppelte stelle und „von Energie und Jugendnachwuchs strotze". Das stimmt nun schlecht zu den ernsten Besorgnissen deutscher Vaterlandsfreunde, die einen gerade in Deutschland geschehenden jähen Absturz der Nachwuchszahl beklagen. Noch haben wir freilich zu unserem Glück starke Jahrgänge ins Feld stellen können, da die sinkende Geburtenzahl erst nach Jahren ihre schlimme Wirkung äußern kann, der Geburtenrückgang bei uns aber erst um die Wende des Jahrhunderts sich plötzlich verschärfte, so daß eben jetzt erst die fraglichen Jahresklassen ins wehrfähige Alter einzutreten beginnen. Wäre der Krieg um fünfzehn oder zwanzig Jahre später entbrannt, so müßten wir den Klageruf ausstoßen, den wir eben von Hervé hörten. Denn während 1901 auf 10 000 Einwohner Deutschlands noch 370 Geburten kamen; waren es 1913 nur noch 282, und es ist, wenn auch wegen der ganz besonderen Verhältnisse des Krieges nicht zahlenmäßig belegbar, dennoch leider außer allem Zweifel, daß die Geburtenzahl auch seitdem ihren scharfen Rückgang fortgesetzt hat. Und ebenso sicher ist, daß das Übel nicht von selber zum Stillstand kommen wird.

Die Fragen der Kriegszeit drängen die anderen in den Hintergrund. Darum springt auch in unserer Frage die Bedeutung des Geburtenrückgangs vor allem für unsere militärische Sicherheit in die Augen. Offenbar zwar ist für die Siegesaussichten von weit höherem Wert die Tüchtigkeit von Heer und Volk als die Zahlenmasse. So hat einst das kleine Japan den russischen Koloß überwunden; so konnten wir selbst in diesem Weltkriege eine ungeheuerliche Zahlenübermacht bestehen. Und dennoch wäre es vermessen, wollten wir auf die höhere Tüchtigkeit allein vertrauen und uns gar darauf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlassen. Denn wir standen und stehen in einem Ringen, das wahrlich schwer und heiß und zähe genug ist, um uns die Frage aufzudrängen, ob die Zahlenübermacht der Feinde noch erheblich viel größer hätte sein dürfen. Und wir leben nicht nur in der Gegenwart und für sie. Alle unsere Opfer an Gut und Blut, alles Menschenleid, all unsere Erfolge in diesem Kriege wären vergeblich, wenn eine spätere Wiederholung des jetzigen Riesenkampfes uns an Volkszahl geschwächt finden sollte. Dieser Ausblick in die Zukunft mit ihren Möglichkeiten liegt nahe genug. Rußlands Volkszahl, vor dem Kriege ohnehin 180 Millionen gegen unsere 68, hat sich jährlich um gut 3 Millionen vermehrt, die unsrige nur um knappe 800000, und wir werden nicht einmal diese unsere Vermehrungszahl beibehalten, da sie unter der Wirkung der sinkenden Geburtenzahl einen scharfen Rückgang erfahren muß.

Auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete hat uns bisher noch unser Geburtenrückgang seine schlimme Wirkung nicht zu fühlen gegeben. Zwar hat Deutschland — im Gegensatze zu ehedem, wo wir jährlich Zehntausende als Volksüberschuß mußten auswandern lassen — schon Jahre vor dem Kriege seinen Arbeiterbedarf nicht mehr decken können, und darum viele Hunderttausende von fremden Arbeitern beschäftigt; das war indessen nicht die Folge des Geburtenrückgangs, sondern die einer wirtschaftlichen Blüte, zumal des mächtigen Aufstiegs unserer Industrie. So unerfreulich nun der Zuzug der Fremden mit ihrer Gefährdung unseres Volkstums, unserer Sprache und Gesittung war, so würden wir doch nach dem Kriege, wenn eine neue Blüte unserer Wirtschaft sich entwickeln soll, von neuem nach dem Notbehelf greifen — wenn er uns dann wieder zur Verfügung stünde. Aber werden auch dann wieder jene fremden Länder, durch die Kriegserlebnisse an Menschenkraft geschwächt, unter der Wirkung politischer und wirtschaftlicher Veränderungen, noch imstande und willens sein, uns Arbeitskräfte zu senden? Versagt aber jener Notbehelf, dann wird, von Jahr zu Jahr in steigendem Maße, bei uns der Geburtenrückgang seine schlimmen Wirkungen zeigen, da die Jahrgänge seit 1900 schon begonnen haben, erwerbsfähig zu werden. Diese Wirkung, zusammen mit unseren eigenen schweren Kriegsverlusten an arbeitskräftigen Männern, wird sich als schädlicher Meltau auf den erhofften neuen Blütenansatz unserer Volkswirtschaft legen.

Mancher freilich weist beschwichtigend hin auf den gleichzeitigen Rückgang der Sterblichkeit. Aber doch kann dieser, so erfreulich er ist, die Wirkung der sinkenden Geburtenzahl nur mildern, lange nicht ausgleichen. Schon rein zahlenmäßig nicht, da die Sterblichkeit erheblich langsamer sinkt als die Geburtenzahl, und weiterhin darum nicht, weil dem Rückgange der Sterblichkeit natürliche Grenzen gezogen sind, die Geburtenzahl aber geradezu bis auf Null zurückgehen kann, und jener Grenzpunkt, unter den die Sterblichkeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch alle Verbesserung unserer volksgesundheitlichen Verhältnisse nicht hinabgedrückt werden kann, schon nicht mehr ferne zu sein scheint. Von ganz besonderem Gewichte aber ist hier zudem, daß uns die rein zahlenmäßige Vergleichung der Geburts- und der Sterbefälle ein ganz falsches Bild gibt. Kommt ja doch der Rückgang der Sterblichkeit nicht nur dem Jugendlichen, dem Gesunden und Arbeitskräftigen zugute, sondern auch dem Kranken und Schwächlichen, dem Überlebten und Greisenhaften, so daß also ein guter Teil davon ohne Wert ist für eine Betrachtung über die volkswirtschaftliche und die militärische Entwicklung unserer Volkskraft.

Darum ist es ein dringendes Gebot der Zeit, mit allen Mitteln zum wenigsten einem ferneren Sinken der Geburtenzahl entgegenzutreten. Denn glücklicherweise stehen wir der Erscheinung nicht hoffnungs- und machtlos gegenüber; ja, es darf sogar angenommen werden, daß die Verwendung geeigneter Maßnahmen noch eine gewisse Hebung unserer Geburtenzahl über ihr heutiges Maß bringen könnte.

Mannigfaltig sind die Wege, die sich uns hier eröffnen. Ich kann sie an dieser Stelle kaum andeuten. Man baut auf Erfolge religiöser und sittlicher Belehrung und Erziehung, zumal unter der Nachwirkung der erschütternden seelischen Einflüsse der Kriegserlebnisse. Andere versprechen sich greifbarere Erfolge von den vielgestaltigen Maßnahmen volksgesundheitlicher und wirtschaftlicher Art. Von Verbesserungen des Wohnungswesens, der Arbeiterschutzgesetzgebung, von besserer Fürsorge für Mutter und Kind — von Bekämpfung der Volksseuchen, der Trunksucht und der Geschlechtskrankheiten — von Landbesiedelung — von Verbesserungen des Lohn- und Gehaltswesens, von Steuererleichterungen für die kinderreiche Familie und manchem anderen der Art. Haben wir hierin Maßnahmen vor uns, die auf bestimmte begrenzte Ziele gerichtet sind, so ist eine andere Einrichtung wirtschaftlicher Art auf eine breitere, umfassende Grundlage gestellt. Von ihr im besonderen soll nachstehend die Rede sein.

Immer mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß die wirksamste Ursache des Geburtenrückgangs in der wirtschaftlichen Enge, Schwäche, Not der kinderreichen Familie liegt. Ein Bild von ganz besonders überzeugender Eindringlichkeit entwirft uns Stoffers in seinem kürzlich bei Bagel in Düsseldorf erschienenen, warmherzig geschriebenen Buche „Kinderreiche Mütter". Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand ohne tiefe Bewegung die Schilderungen aus der Hand legen könnte, die hier von dem entsagungs- und sorgenvollen Familienleben der kinderreichen Ehe gegeben werden, von dem stillen, kaum verhüllbaren Duldertum, namentlich der Hausfrau, während eines langen Ehelebens, von dem ewigen Kampfe gegen die Unzulänglichkeit eines der Vermehrbarkeit entzogenen Einkommens, von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Sorgen, angefangen mit der Beschaffung einer notdürftigen Wohngelegenheit bis hinab zu den letzten Kleinigkeiten des Haushalts. Was uns hier an einer Fülle von Beispielen, auf Grund eines umfangreichen Wirklichkeitsstoffes gezeigt wird, ergibt sich auch sonst aus einfacher Überlegung. Innerhalb einer jeden Einkommenschicht wird sich die Lebenshaltungshöhe, vielleicht unter mehrfachem Hinundherpendeln, immer ungefähr einstellen auf den Stand, den ein Durchschnittsmaß der Familienkopfzahl erlaubt. Angenommen also, in einer Einkommensschicht bilde ein Stand von drei Kindern den Durchschnitt, so wird die Lebenshaltungshöhe etwa einer fünfköpfigen Familie entsprechen. Daß dann der Unverheiratete oder das kinderlose Ehepaar weit über dem Durchschnitt stehen, daß ihnen eine behagliche und sorgenfreie Lebensführung möglich ist, die kinderreiche Familie aber empfindlich unter das Durchschnittsmaß der Lebenshaltung sinken muß, liegt auf der Hand. Diese Wirkungen aber: die starken Gegensätze der Haushalte je nach dem Familienstand, treten um so schärfer hervor, je mehr der Haushalt auf reine Geldwirtschaft eingestellt ist. Das ist aber schon in weiten Volkskreisen restlos der Fall, so vor allem fast durchweg bei der städtischen Bevölkerung, ganz besonders bei den Beamten und Privatangestellten, großenteils auch in der Arbeiterschaft. Und selbst wo dieser Übergang erst in der Entwicklung begriffen ist, macht er gleichwohl schon jetzt seine Wirkungen geltend. Denn je mehr selbst der Landwirt dazu übergeht, sein Korn, seine Milch und Butter zu verkaufen, ja sich auf einen ausschließlichen Anbau von Feldfrüchten verlegt, die zum Verkaufe bestimmt sind, je mehr er also Kleidung, Kolonialwaren, Arbeitsgeräte und die vielerlei sonstige Bedürfnisse von Wirtschaft und Haushalt von seinem Geldeinkommen zu bestreiten hat, um so mehr wird auch er dazu gedrängt, mit der Kopfzahl der Familie zu rechnen, um so mehr verliert das ehedem gute Sprüchlein sein Recht: wo sechse zu Tische säßen, würde auch ein achtes satt. Die Familie *rechnet* mit der Kopfzahl — und *beschränkt* sie, kommt in unaufhaltsamem Niedergang zur Übung einer Drei- und Zweikinderehe und darunter hinab; denn schon ist in manchen Volkskreisen eine Eheführung eingerissen, die sich mit nur einem Kinde begnügen will oder auf Nachwuchs gar verzichtet.

Diese wirtschaftliche Ursache des Geburtenrückgangs ist, dürfen wir jetzt schon sagen, zu einer *Allgemeinerscheinung* innerhalb des Volkes geworden, wenn auch natürlich, und glücklicherweise, noch nicht überall in gleich hohem Maße. Darum muß das Abwehrmittel ebenso *umfassend* und *allgemein* sein. Die Familie ist außerstande geraten, eine größere Kinderzahl aufzuziehen; an Stelle von Elternstolz und Elternfreude über eine blühende Kinderschar trat die Angst vor dem Kinde. Ihr gegenüber treten die so vielfach angeklagte Überfeinerung und Genußsucht, Bequemlichkeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Scheu vor den Beschwerden von Schwangerschaft, Wochenbett und Aufzucht an Wirkung stark in den Hintergrund, wenigstens in den ihrer Zahl nach mächtig ausschlaggebenden untersten, unteren und mittleren Schichten des Volkes.

Ist hiernach die Familie zu schwach, um die Lasten der Kinderaufzucht aus eigener Kraft vollständig zu tragen, so gilt es, ihr einen erheblichen Teil jener Lasten abzunehmen und auf die tragfähigeren Schultern der Allgemeinheit zu legen, da doch dieser auch die Vorteile eines an Zahl und Tüchtigkeit wertvollen Nachwuchses zugute kommen werden. Auf diese Weise werden wir das hauptsächlichste Hemmnis der Entfaltung eines natürlichen Familienwachstums wegräumen oder wenigstens erheblich abschwächen. Wir werden aber damit zu gleicher Zeit eine Forderung wahrer Gerechtigkeit und Sittlichkeit erfüllen. Denn mit Verbitterung fühlt sich der Familienvater wegen seiner Kinderschar hinter dem ehelosen oder kinderarmen Haushalt in der Lebenshaltung und damit nun ganz unvermeidbar zugleich in der gesellschaftlichen Wertung zurückgesetzt — er, der sein Haupt müßte stolzer tragen dürfen, um der Verdienste willen, die er durch die Aufzucht seiner Kinder sich um die Allgemeinheit erwirbt! Einkommen und Einkommen ist, wenn auch zahlenmäßig vollkommen gleich, dennoch von sehr verschiedener Kraft und Bedeutung, je nachdem es für einen bestimmt ist oder für achte. Darum muß erst wieder durch eine wirtschaftliche Stärkung der kinderreichen Familie die Verschiebung ausgeglichen werden, die durch die Familienlasten erzeugt wird.

Das beste, weil anpassungsfähigste Mittel aber für diese wirtschaftliche Stärkung der Familie gegen ihr Hinschwinden liegt in der Gewährung ausgiebiger Geldbeihilfen. Diesem Ziele gilt auch meine bei Heß in Stuttgart erschienene Schrift: „Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt". Ich habe dort einen förmlichen Beihilfenplan entwickelt und an der Hand eines der Wirklichkeit entnommenen verlässigen Zahlenstoffes in seinen Einzelheiten begründet. Nur in gedrängter Kürze mag einiges daraus hier mitgeteilt werden.

Die Forderung der Anpassungsfähigkeit führt dazu, Beihilfen von verschiedener Art nebeneinander treten zu lassen: grundlegend eine Beihilfe für den Haushalt an sich; daneben Kinderbeihilfen in mannigfacher Abstufung nach Alter, Erziehungs- und Versorgungsweise. Die Durchführung erfordert sehr hohe Mittel. Ihre Aufbringung geschieht durch ein eigenes Umlegungsverfahren. Die Deckungsumlage des einzelnen wird gegen die je nachdem auf ihn treffenden Beihilfenbeträge verrechnet, nur der Unterschiedsbetrag von dem einzelnen eingehoben oder an ihn ausbezahlt. Ein schematisches Beispiel mag die geldliche Wirkung des Planes zeigen. Während heute, ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheiten der Familienlast, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eheloſe genau wie die ſtärkſte Familie ein Einkommen hat von beiſpielsweiſe

	ℳ 1000	2000	4000	6000

würden künftighin als „berichtigtes Einkommen“ zur Verfügung ſtehen:

a) dem Unverheirateten	ℳ 904	1664	3184	4704
b) einem kinderloſen Ehepaar	ℳ 1054	1964	3784	5604
c) einer Familie mit fünf Kindern von 5, 7, 10, 11, 14 Jahren	ℳ 1444	2359	4496	6672.

Durch dieſe Ordnung und die Wahl der hier angenommenen Beihilfenſätze würde noch lange kein vollſtändiger Ausgleich der Familienlaſten bewirkt. Das iſt aber auch keineswegs das Ziel des Vorſchlages. Im Gegenteil, es muß gerade auch darauf Gewicht gelegt werden, daß die Familie immer noch ein gutes Maß von Liebe, Aufopferungsmut und Entſagungsfähigkeit aufzubringen habe, um ihre Kinder aufzuziehen. Nur darum alſo kann und darf es ſich handeln, zu verhüten, daß die Familie ganz über ihre Kraft angeſpannt werde; nur darum, ſie der Gefahr zu entrücken, daß ihr durch den wirtſchaftlichen Druck die Aufzucht eines reichlicheren Nachwuchſes überhaupt zur Unmöglichkeit werde. Es mag zwar ſchwierig ſein, bei der Bemeſſung der Beihilfenſätze die richtige Grenze zu finden. Aber unlösbar iſt die Aufgabe nicht. Mögen darum im einzelnen alle die Beihilfenſätze geändert werden, die ich verſuchsweiſe vorgeſchlagen habe, ja mögen ſelbſt die Meinungen über den Wert und die Durchführbarkeit des Planes im ganzen weit auseinandergehen, ſo iſt doch die Sachlage ſo ernſt und die Abhilfe ſo dringend geboten, daß es die Pflicht eines jeden iſt, ihr ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken — und dabei auch an dem beſcheidenen Löſungsverſuche nicht achtlos vorüberzugehen, den mein Beihilfenplan verkörpert.

„Erinnerungen“

Von Ludwig Thoma

(Schluß)

Die Zeit der ſechziger Jahre war politiſch ſo bewegt, daß ſie auch auf das Riſſer Stilleben einwirken mußte.

Mein Vater ſtand mit ſeinen Anſichten auf ſeiten jener Altliberalen, die ſich nach der Einigung Deutſchlands ſehnten, ohne ſich über Ziele und Mittel völlig klar zu ſein; ihre Abneigung gegen klerikale Forderungen und gegen Unduldſamkeit in jeder Form war beſtimmter gerichtet. Seine politiſchen Meinungen fanden ihren Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

druck in der Wahl der Zeitungen, die er las, in ein paar Briefen und in Bemerkungen, die ich, von seiner Hand geschrieben, in „Rottecks Weltgeschichte“ finde.

Leidenschaftlichkeit war ihm fremd.

Vielleicht war sie es überhaupt jener Zeit, wenigstens in den Maßen, die wir kennen.

Ich besitze Briefe, die ein kluger und hochstehender Mann an meinen Vater geschrieben hat, und das Hervorstechendste ist der maßvolle Ton und die Art, den Gegner noch immer gelten zu lassen.

Auch als der Krieg gegen Preußen ausgebrochen war, führte die Erregung nicht zu haltlosen und wüsten Schimpfereien.

Wer sich davon überzeugen will, der nehme alte Zeitschriften zur Hand, und er wird staunen, wie darin jede Eisenfresserei glücklich vermieden ist.

Die Philister allerdings, die Hohenlohe mit viel Unbehagen in Bierkellern beobachtete, mögen sich wütend gebärdet haben, aber in der Familie war der Ton nicht auf Mord und Tod gestimmt.

In der Vorderriß pflegte man in dem ereignisreichen Sommer 1866 einen regen Verkehr mit den bundesbrüderlichen Grenzern und Jägern aus Tirol, und man stellte dabei mit würdigem Ernste als unausbleibliche Folge den Untergang Preußens fest.

Ein bayerischer Oberkontrolleur, der zuweilen zur Visitation kam, schüttelte zu diesen Prophezeiungen den Kopf. Er hatte sich im Dienste des Zollvereins längere Zeit in Norddeutschland aufgehalten und versicherte auf Grund seiner Erfahrungen, daß die Geschichte auch anders kommen könne.

Man nahm dem liebenswürdigen Manne diese schrullenhafte Ansicht nicht übel und lächelte darüber.

Wie es dann sehr bald auch anders kam, wurde der Oberkontrolleur als einsichtiger Politiker betrachtet.

Der Ochsensitzer Toni sagte, der habe halt den Preußen in die Karten geschaut und leicht wissen können, wie das Spiel ausgehe.

Nach dem Kriege war der „deutsche Frühling“, den Völk im Zollparlament begrüßte, nicht durchaus hell und sonnenwarm.

Am Himmel hing als finstere Wolke die Angst vor dem Verluste der bayerischen Selbständigkeit, und sehr hohe Herren, auch der König, schauten bedenklich nach ihr und befürchteten schlimmes Wetter.

In manchen Kreisen ist das ja heute noch ein anregendes Gesprächsthema; wer sich aber in den Geist jener Zeit versetzt, wird feststellen, daß der von Ludwig II. niedergelegte Wunsch, „es möge Bayern nicht mehr als nötig mit Preußen verknüpft werden“, jeden politischen Gedanken, zum mindesten an offizieller Stelle, beherrschte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Entwurf zu einer Gründung „der Vereinigten Staaten von Süddeutschland“, den Herr von Völderndorff anfertigte, liest sich für uns wie die Vereinsstatuten einer Harmonie und Bürgereintracht; damals wurde er mit feierlichem Ernste gewürdigt.

Über die mögliche nationale Verbindung der süddeutschen Staaten, über ihr selbständiges und nicht zu nahes Verhältnis zum Norddeutschen Bunde unterhielt man sich in den Salons der Gesandten, in den Zimmern der Minister und in den Bierstuben, vielleicht nicht mit wesentlich abgestufter Einsicht.

Daß mein Vater von dieser Angstmeierei nicht angesteckt war und die deutsche Zukunft in den Händen des Fürsten Bismarck für gut aufgehoben hielt, beweist mir ein Brief, den er im Februar 1870 an seinen Freund, den Oberst Graf Tattenbach, geschrieben hat.

Darin drückt er seine Sorge aus, es könne das „weibsmäßige Getue und Sichsperren“ noch einmal zu Dummheiten führen.

Das Mißtrauensvotum, das beide Kammern gegen den Ministerpräsidenten von Hohenlohe abgaben, indem sie ihm die „Fähigkeit zur Wahrung der bayerischen Selbständigkeit“ absprachen, beunruhigte meinen Vater.

Ganz besonders aber die Tatsache, daß alle bayerischen Prinzen, mit Ausnahme des immer für ein einiges Deutschland eintretenden Herzogs Karl Theodor, dem Mißtrauensvotum zugestimmt hatten.

Nicht nur aus Zeitungsberichten, auch aus unmittelbarer Anschauung konnte mein Vater die Erkenntnis gewinnen, wie die Sorge um die Selbstherrlichkeit maßgebende Persönlichkeiten beherrschte. Der württembergische Minister Baron Varnbüler weilte öfters als Jagdgast in der Vorderriß. Der war ein Partikularist von besonderen Graden, und in seiner gut schwäbischen Offenherzigkeit machte er kein Hehl daraus. Er war übrigens kein Bureaukrat, und seine Ansichten waren nicht in der Luft der Kanzleien gediehen, vielmehr hatte er eine für damalige Zeiten sehr ungewöhnliche Laufbahn durchmessen.

Er war Direktor einer Wiener Maschinenfabrik gewesen und hatte große Reisen unternommen, ehe er ins Schwäbische heimkehrte und am Nesenbach Weltgeschichte machte.

Der Krieg von 1870 verscheuchte die Kümmernisse oder brachte sie doch zum Schweigen.

Mein Vater erlebte ihn mit freudiger Anteilnahme, und er mag oft ungeduldig auf Nachrichten gewartet haben.

Die Riß war in dem harten Winter schon im Dezember zugeschneit und damit war der Postdienst eingestellt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da taten unsere Jäger ein übriges für ihren Oberförster. Sie stapften auf Schneereifen zum Forsthaus Fall hinaus und holten die Post, die von Lenggries dorthin gebracht worden war.

Eines Abends, als wir schon bei Lampenlicht in der Stube saßen, trat der Jäger Bauer, den Bart bereift und vereisten Schnee an den Schuhen, ein.

Er brachte die Nachricht, daß Paris gefallen sei. Daran würde ich mich vielleicht nicht mehr erinnern, aber daß mein Vater und die Jagdgehilfen hinauseilten und Schuß auf Schuß vor den Fenstern abfeuerten, machte einen so starken Eindruck auf mich, daß es mir im Gedächtnis blieb.

Und daran erinnere ich mich auch, wie völlig ich im Banne der bei Gustav Weise in Stuttgart erschienenen Kriegszeitungen stand, die, zerlesen und vergilbt, mir heute noch das Andenken an meine Kinderzeit wachrufen.

Ich kannte jedes Bild, und ein Gedicht, das ich damals lernte, kann ich heute noch zum Teil auswendig.

Die Hauptperson für mich war aber keiner der Herrscher oder Heerführer, sondern „der Bismarck“, den ich zur Verwunderung unserer Jäger auch aus figurenreichen Bildern sogleich herausfand.

Die leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn schlug Wurzeln im Kinderherzen, die mit meinem Aufwachsen erstarkten, zäher wurden und sich niemals lockern ließen.

Kluge Leute haben mir späterhin ihr Mitleid zugewandt wegen meiner unbekümmerten Hingabe an den Alten; ich habe daran festgehalten und nichts davon herabgelassen bis auf heute.

Eine besondere Freude war es für meinen Vater, wenn er Nachrichten von seinem Forstgehilfen Mailer erhielt, der als Artillerieleutnant gegen Frankreich gezogen war.

Er ist nach Jahren Förster in der Valepp geworden und war dort so lange im Amt, daß ihn wohl die meisten Münchner Touristen kennen.

Nach dem Feldzuge kam er wieder in die Vorderriß und brachte als Trophäen einen französischen Küraß und mehrere Chassepotgewehre mit.

Der Küraß regte meine kindliche Phantasie an, weil er eine tiefe Schußbeule trug.

Mit den Chassepots aber machte mein Vater gründliche Schießproben, wie er überhaupt für Gewehre ein eingefleischtes Interesse zeigte. Jede Schußwaffe, die ein Jäger führte, wurde von ihm genau untersucht, zerlegt und ausprobiert. Das Werdergewehr, das den bayerischen Jägerbataillonen gute Dienste geleistet hatte, fand seine besondere Bewunderung, und eine Werderpürschbüchse, die er zu Weihnachten erhielt, machte ihm die größte Freude. Er schoß sie auf jede Entfernung ein, und als er dabei eine Henne, die sich an die Isar hinunter verlaufen hatte, auf sehr weite Distanz hinlegte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erhielt er von der Hausmutter eine eindringliche Vorlesung über Sparsamkeit und Besonnenheit in reiferen Jahren.

Zu Anfang der siebziger Jahre erregte die Welt jener Streit um das Unfehlbarkeitsdogma.

In Städten und Dörfern kam es zu heftigen Wortkämpfen und zum Eintritt in die altkatholische Kirche.

Mein Vater stand auf der Seite seines alten Rektors Döllinger und sah kopfschüttelnd, wie sich so plötzlich Gewissensfragen erheben konnten.

Allein als Forstmann und Jäger befaßte er sich nicht heftig mit den Fragen, und er bedurfte auf seiner grünen Insel keines Vereins und keiner Partei, um für sich ein Gegner des unduldsamen Wesens zu bleiben.

Meine Mutter aber hing zu sehr an der alten Sitte und den alten Formen, als daß sie sich ein Urteil angemaßt hätte.

Sie hatte sich den Grundsatz zurechtgelegt, daß man aus den Lehren der Kirche das viele Gute und Schöne für sich entnehmen und sonst nicht nachgrübeln und kritisieren solle.

Wenn sie das in späteren Jahren zu mir sagte, nickte sie bekräftigend mit dem Kopfe dazu, und ich sah ihr an, daß sie zufrieden war, einen so sicheren Standpunkt gewonnen zu haben. Sie hat nach ihrer Religion gelebt und faßte — tiefer als manche theologische Abhandlung — das Wesen des Christentums in dem Satze zusammen, „daß man niemand wehe tun dürfe“. Um religiöse Meinungen anderer hat sie sich ihr Leben lang nicht gekümmert.

Eine sich mehr gegen Zwang auflehnende Natur war unsere „alte Viktor“.

Ich bin um einen Titel verlegen, der ihre Wirksamkeit richtig bezeichnen könnte.

„Stütze der Hausfrau“ sagte man damals nicht, und es klänge mir zu fremdartig; „Kinderfräulein“ paßte nicht zur Bescheidenheit unseres Hauses und würde ihrer Tätigkeit nicht gerecht. So will ich sie, wie ehedem im Leben, die alte Viktor heißen.

Sie war die Tochter eines Handelsgärtners und Bürgermeisters von Schongau, kam zu meinen Eltern, als ich zwei Jahre alt war, und starb vierunddreißig Jahre später in meinem Hause.

Sie war eine angehende Dreißigerin, als sie kam, nicht ganz frei von altmädchenhafter Empfindlichkeit, aber so lebenstüchtig, daß sie bald die unentbehrliche Beraterin und Helferin war.

In schweren Stunden zeigte sie ihre resolute Art, tat immer das Richtige und Notwendige, und kein Schmerz konnte sie verhindern, an alles zu denken und für alles zu sorgen.

Nur in ruhigen Zeiten und ganz besonders, wenn lebhafte Heiterkeit vorherrschte, konnte sie in weltschmerzliches Mitleid mit sich selber verfallen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in ihr Tagebuch ein gefühlvolles Gedicht aus Zeitschriften oder Büchern abschreiben. Sie besaß eine ausgesprochene Neigung für die schöne Literatur und eine Neigung, sich darüber zu unterhalten.

Dabei war sie eine gründlich geschulte Kennerin aller Pflanzen, Kräuter und Blumen, sie botanisierte auf jedem Spaziergange und klebte die gepreßten Herbarien in ein Buch ein.

Ihr Vater war in den vierziger Jahren Landtagsabgeordneter gewesen und hatte seiner Tochter eine gründliche Abneigung gegen jede Art von Rückschritt und Tyrannei vererbt.

Sie blieb zeitlebens mißtrauisch gegen zukünftige Möglichkeiten, und sie war überzeugt, daß von irgendwoher und von irgendwem Unterdrückung drohe.

So frommgläubig sie war, nahm sie doch „eine gewisse Art von Geistlichen“ von diesem Verdachte nicht aus.

Sie sah in dem Dogma und in der Art, wie es durchgesetzt wurde, nur die Bestätigung ihrer schlimmen Ahnungen und den Beweis dafür, daß es allgemach wieder finsterer werde.

Sie war glücklich, wenn sie sich darüber aussprechen konnte, oder wenn gar der Herr Oberförster ihr beipflichtend sagte, daß die „Viktor wieder einmal durchaus recht habe“.

Für die kleinen Leute trat sie immer ein, auch wenn ihnen niemand zu nahe trat; sie stellte den unwirklichen Gefahren ebenso nachdrücklich ihre Prinzipien entgegen.

Alle im Hause schätzten ihre brave Art, und der Jagdgehilfe Thomas Bauer, der ein Paar gute Augen hatte und ein sicheres Urteil, schloß mit ihr dauerhafte Freundschaft.

Wenn sich der Frühling auf den Bergen einstellte und Bauer meinen Eltern einen Strauß der frühesten Blumen brachte, vergaß er auch die „Viktori“ nicht.

Sie blieb ihm dankbar und anhänglich, wie allem und jedem, was im Zusammenhange mit der schönen Vorderrisser Zeit stand.

Eine nicht unwichtige Rolle spielten in diesem kleinen Kreise auch die Jagdgäste oder „Jagdkavaliere“, wie man sie nannte.

Es lag in der Abneigung des Königs gegen alles, was Verpflichtungen mit sich brachte, begründet, daß keine Mitglieder des königlichen Hauses in die Riß kamen.

Eine Ausnahme bildete nur Herzog Ludwig, der jedes Jahr zur Pürsche — Treibjagden gab es damals nicht — eingeladen war. Den württembergischen Minister von Varnbüler habe ich schon genannt. Andere Herren gab es, die nur für ein Jahr oder eine Jagdzeit Erlaubnis erhielten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein regelmäßiger Gast war ein Graf Pappenheim, den die Jäger wegen seines Jagdfiebers den Grafen „Nackelheim“ hießen.

Aber der Jagdkavalier für meine Eltern und für alles, was in der Riß lebte, war der Oberst Graf Tattenbach, der in der Amberger Gewehrfabrik Dienst tat.

Sein Kommen war jedesmal ein Fest.

Wir Kinder liebten den kleinen Mann, der unter den buschigsten Augenbrauen, die ich je gesehen habe, klug in die Welt schaute, und wenn wir uns auch keine Rechenschaft darüber geben konnten, so fühlten wir doch das Behagen, das er um sich verbreitete.

Er machte nicht viele Worte, aber aus seinen gutmütigen Neckereien sprach eine Zuneigung zu meinen Eltern. Er ist meinem Vater ein treuer Freund geworden und geblieben; meiner Mutter hat er nach dessen Tode Beistand und freundliche Dienste geleistet, wo er konnte.

Die Jäger schätzten ihn wegen seiner weidmännischen Fähigkeiten und wegen seines sachverständigen Urteils über Gewehre.

Seine Jagdpassion gab Anlaß zu vielen Späßen, denn in ihr ging er ganz auf und jedes Jagdglück genoß er zweimal.

Wenn er es erlebte und wenn er es am Kaffeetisch erzählte.

Dabei wurde er gesprächig und schilderte — nicht in fließender Rede, sondern in häufig abgebrochenen Sätzen mit Pausen — jeden Umstand, der sich beim Pürschen, beim Schusse und bei der Nachsuche zugetragen hatte. Der Pausen bedurfte er, um am langen Pfeifenrohre zu saugen und mit dem Rauche die herrliche Erinnerung einzuschlürfen. Zuweilen dauerte eine Pause so lange, daß sich jemand mit einer Frage oder dem Glückwunsche zu früh einstellte, dann hob er beschwörend die Hand auf und sagte lachend: „Nur warten! Ich bin noch lang net fertig.“

Er war ein vornehmer Mann, dessen schlichter Charakter sich mit keiner Phrase vertrug, behaglich und harmlos, von guter altbayerischer Prägung.

Wenn er nach der Hirschbrunft Abschied nahm und das Gattertor hinter seinem davonrollenden Wagen zufiel, dann waren wir allein auf viele Monate.

Es bedurfte eines guten Willens und eines tüchtigen Verstandes, um diese Einsamkeit nicht als drückend zu empfinden.

Daran fehlte es nicht, und zeitlebens haben meine Angehörigen sich gerne jener Zeit erinnert.

Und so will ich Abschied nehmen von den schlichten Menschen, die „tätig treu in ihrem Kreise nie vom graden Wege wichen“.

Die meisten von ihnen sind tot und haben mir das Heimweh hinterlassen nach ihrer redlichen Art und nach dem Fleck Erde, der mir durch sie so teuer geworden ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über Bismarckische Staatskunst

Anläßlich einer Unterredung mit den Brüdern Gerlach (1848) fühlte sich Bismarck zu folgenden Worten veranlaßt: „Wenn wir drei hier aus dem Fenster einen Unfall auf der Straße geschehen sehen, so wird der Herr Präsident (Ludw. v. Gerlach) daran eine geistreiche Betrachtung über unsern Mangel an Glauben und die Unvollkommenheit unserer Einrichtungen knüpfen; der General (Leop. v. Gerlach) wird genau das Richtige angeben, was unten geschehen müsse, um zu helfen, aber sitzen bleiben; ich würde der Einzige sein, der hinunterginge oder Leute riefe, um zu helfen."

In diesen Worten des jungen Bismarck kündet sich sein Wesen. Er sieht nur den Kampf, er erstrebt nur die Tat. Die einzig gesunde Grundlage des Staats gilt ihm der staatliche Egoismus „und nicht die Romantik". So schreitet er den Weg zum deutschen Nationalstaat. Den königstreuen Preußen hindert auf dieser Bahn nicht die Hilfe und Unterstützung fremdländischer Revolutionäre, wenn sie ihn seinem Ziele näherbrachte. Seine schöpferische Willenskraft gibt ihm das Rüstzeug zum Verwirklicher der Träume unserer klassischen Romantik, freilich nicht zum Vollstrecker ihres überstaatlichen Vermächtnisses.

Jedenfalls: was die Besten und Größten der deutschen Denker und Dichter im Geist erschauten, er hat es, mit einer unerhört virtuosen politischen Einsicht begnadet, in der Zeitspanne weniger Jahre erfüllt: mit Blut und Eisen, mit Gewalt und Macht, weil die deutsche Frage mit feineren Mitteln nicht zu lösen war. Geist und politische Voraussicht fanden sich auch im Lager der Getreuen des Königs Friedrich Wilhelm IV., es mangelte ihm und seinen Ratgebern an der Kraft zum Entschluß. In den Gerlachs, Haller, Radowitz spiegelten sich Bismarck die geschickten Garderobiers der mittelalterlichen Phantasie des Königs, die dazu beitrugen, „daß der König über historische Formfragen und reichsgeschichtliche Erinnerungen die Gelegenheiten zu praktischem Eingreifen in die Entwicklung der Gegenwart versäumte". Bismarcks Kampf richtete sich gegen die doktrinär politische Ethik dieser einflußstarken Persönlichkeiten, die sich dagegen aufbäumte, daß er sich mit Napoleon, dem „Erzfeind", verständigen wollte, um der notwendigen Rückendeckung im Kampf gegen Österreich sicher zu sein.

In wundervoller Einfachheit hat das staatsmännische Genie der Deutschen dem neuen Reichskörper Form und Satzung gegeben. Wie seine Politik nach der Reichsgründung es verstanden hat, zwei Jahrzehnte lang durch letzte Ausnützung der jeweiligen Konstellationen der großen Mächte dem Reich nach außen hin Geltung zu verschaffen und die Eroberungsbestrebungen der Staaten in den Grenzen zu halten, die den europäischen Frieden nicht gefährdeten, so bannte der Zauber seiner eigenen Persönlichkeit die Kabinette aller europäischen Regierungen.

Wohl können wir, die wir den furchtbarsten aller Kriege gegen eine Welt durchzukämpfen haben, mit gewisser Berechtigung sagen, daß die Politik nach Bismarck mit ihrem unbedingt defensiven Ziele: der Erhaltung des Friedens, im Sinne des ersten Kanzlers weitergeführt wurde, nicht aber, daß die angewandten Richtlinien immer den Intentionen des Reichsgründers entsprochen hätten. Das Heraustreten aus dem Stadium

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Kontinentalpolitik in das der Weltpolitik, dessen kolonialpolitische und erfolggekrönte Anfänge durch die restlose Ausnützung der weltpolitischen Gegensätze: England—Frankreich und England—Rußland ganz auf Bismarck zurückgehen, ließ in seiner späteren Wesensart des Tastens bismarckische Züge vermissen. Das Gespenst gegnerischer Koalitionen, das abzuwenden Bismarck stets besorgt und geglückt war, ist heute in einer Größe erschienen, die sich der Eiserne Kanzler nicht auszudenken wagte. So scheint es durchaus nicht absurd, zu glauben, daß eine dem Genius des ersten Kanzlers kongruente Politik es vermocht hätte, den einen oder den andern unserer jetzigen Gegner von einem Kriege gegen uns fernzuhalten.

Und doch ist unser Krieg auch Bismarcks Krieg, der Krieg einer deutschen Politik, die mit gutem Gewissen der Ausschaltung Österreich-Ungarns als selbständiger Großmacht den Frieden zu opfern gewillt war. Bismarcks Geist lebt und erweist sich stärker als alle kleinbürgerliche Beschränktheit und als das wuchernde Unkraut zersetzender Gewinnsucht unserer Tage. Sorgen wir dafür, daß er uns in dieser unvergleichlich schweren Zeit nicht verläßt, indem wir nie vergessen, daß des großen Kanzlers Vermächtnis uns verpflichtet, einen Ausweg aus dem Weltkrieg zu erzwingen, der seiner gewaltigen Schöpfung gerecht wird. Sein von freiheitlich-aristokratischem Geiste durchzogenes politisches Kämpfen gemahnt uns, in einer Zeit beklemmender staatlicher Allmacht, endlich die Grundlagen aufzubauen, die freie Entfaltung der Persönlichkeit auch im politischen Leben der Nation gewährleisten. Nur so erkennen wir, als die Vollstrecker von Bismarcks Erbe, die zwingenden Realitäten der Stunde.

Das deutsche Volk hat sich stark genug gezeigt, um dem zähen Vernichtungswillen der Gegner zu trotzen, um seine außerpolitische Stellung zu erkämpfen. Wird's ihm auch gelingen, sein Haus von all den Schlacken zu reinigen, um die erdrückende Bevormundung durch die Macht der Bürokratie zu brechen?

J. P. Buss

Johann Christof in Paris

Von der deutschen Ausgabe des „Jean Christophe" von Romain Rolland ist nun endlich, durch den Krieg um gut zwei Jahre verzögert, der zweite Band erschienen: „Johann Christof in Paris", deutsch von den Geschwistern Grautoff, Literarische Anstalt Rütten und Löning in Frankfurt.

Der Band hätte früher kommen müssen, aber auch so noch ist er Tausenden willkommen, und erfüllt eine Pflicht der Gerechtigkeit, ja der Dankbarkeit. Es gibt kein Feindesland, bei dessen Volk wir jetzt so tief verhaßt sind wie in Frankreich, während wir gerade dorthin so viel Teilnahme, ja Sympathie richten. Da ist jeder Franzose, der nicht im Kriegshaß untergegangen ist, unendlich wertvoll, und unter diesen wenigen ist der Feinste und Edelste Romain Rolland.

Sein Werk sei uns doppelt willkommen, als ein Meisterwerk der Literatur und als das Buch, in dem ein Franzose das Frankreich vor dem Kriege mit allem Freimut kritisiert. Nicht jede Seite ist Dichtung, viele sind bloß Literatur, obwohl sehr gute. Geist, Überzeugung und Mut ist auf jeder Seite. Und neben dem Frank-

Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

reich, das Rolland so kühn beurteilt und das auch wir kannten, findet man in diesem reichen Buche auch viel von dem Frankreich, das wir viel zu wenig kannten und das nach dem Kriege auch für uns wieder da sein muß, von dem Frankreich, das abseits der Mode und der großen Erfolge in Kunst und Gelehrsamkeit Würde und reine Gesinnung pflegt. Als ein Vertreter dieses Frankreichs ist uns Romain Rolland ehrwürdig und wichtig. Möge er über den Leiden des Krieges, der auch ihm viel Leid und viel Schmutz ins Leben geworfen hat, den Mut und die Tatkraft zu seiner Mission nicht verlieren!

Hermann Hesse

Th. Th. Heines Kriegsheft

Im „Simplizissimus" erschienen eine Reihe von kleinen Federzeichnungen, Skizzen aus dem Heimatkrieg von Th. Th. Heine. Sie wurden jetzt zu einem Heft, „Kleine Bilder aus großer Zeit", gesammelt (Verlag A. Langen, München, 1 Mk.); neben Zilles „Vading in Frankreich" die stärkste Leistung, wie der Humor des Karikaturisten sich unpathetisch mit dem Krieg auseinandersetzen kann. Freilich: die beiden lassen sich nicht vergleichen, und Humor ist nicht das rechte Wort in der Nähe Heines; es deckt die wehmütig vergnügte Behaglichkeit des Berliner Kleinbürgers, der seine beiden Landwehrleute hinausbegleitet, aber gegenüber der fast immer geistreichen, stets witzigen, doch oft genug auch leidenschaftlichen und bösen Kritik Heines ist es etwas zu rund.

Heine ist seit Rudolf Wilkes Tod neben Gulbransson der stärkste Zeichner Deutschlands. Er hat nicht jene heitere und entwaffnende Überzeugungskraft, die sich in der sauberen Linie des letzteren ausdrückt, jene Typisierung, die zu einem hohen Stil wurde. Gewiß kann auch er „stilisieren", das zeigen seine graziösen oder grotesken Ornamenterfindungen, und in den Blättern, die einen gewissen Vignettencharakter haben, erkennen wir dieses Spiel seiner spitzen Feder. Seine Kunst liegt in der Charakterisierung, die durch ihre unerbittliche Deutlichkeit völlig zwingend ist. Karikatur ist ein Weglassen, ein leichtes Hinzufügen — aber solch allgemeine Formel kann nur dazu dienen, den Blick für die Geheimnisse des technischen Verfahrens zu öffnen. Man wird dann bei jedem großen Karikaturisten seine sehr persönliche Ausprägung finden. Heines Linearkunst hat zunächst etwas Zerknittertes, man könnte sagen Kleinliches, denn sie ist weder flott noch elegant, noch besitzt sie den „großen" Zug; aber sie ist darum um so reicher, bedachter, überlegter und gekonnter in jedem einzelnen kleinen Strich.

Heine ist aber nicht nur ein geschickter Illustrator, der zu Witzworten irgendein Bild zeichnet, sondern er ist ein geistreicher und kritischer Kopf, voll Einfälle. Seine früheren Serien „Aus dem deutschen Familienleben", „Durchs dunkelste Deutschland" haben dies gezeigt. Das neue Heft ist harmloser. Mit ironischer Skepsis ist der Heimatkrieg mit seinen Schlagworten glossiert; die Erfindungen, aphoristisch und epigrammatisch, von einer unvergleichlichen Treffsicherheit. Sicher wird das schmale Heft einmal ein Zeitdokument sein; heute ist es uns eine seelisch und künstlerisch gleich unerschöpfliche Unterhaltung, die wir unseren Freunden in die einsamen Stunden ihrer Kriegstage senden wollen.

Theodor Heuss

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Valutasorgen

Uns fehlt ein wirtschaftlicher Hindenburg! Das ist der Eindruck, den man immer und immer wieder bekommt, wenn man die Überfülle von Mißgriffen auf wirtschaftlichem Gebiete beobachtet, jenes Zuvielorganisieren, jenes Gegeneinanderregieren, der jähe Wechsel von Order und Konterorder oder das gefährliche Experimentieren mit bureaukratischen Kriegsgesellschaften an Stelle kaufmännischen Handelns. Und es ist nur ein schwacher Trost für uns, daß ganz ähnliche Klagen auch aus den Ländern unserer Gegner kommen. Ganz besonders aber verstärkt sich jener Eindruck, wenn man die Bewegung der deutschen Valuta beobachtet und dazu in Vergleich bringt etwa den Stand des englischen Pfund Sterling. In der letzten Woche sind wir einmal so weit gewesen, daß die Mark in der Schweiz kaum mehr als die Hälfte ihres Friedenswertes hatte, daß also der Unglückliche, der aus der Schweiz irgendwie Waren zu beziehen oder dort den Unterhalt eines Angehörigen zu zahlen hatte, zwei Mark schicken mußte, wo früher eine genügt hatte, während die Engländer auch heute noch mit einem recht bescheidenen Aufgeld im neutralen Ausland zahlen.

Nun ist allerdings mit dieser Schilderung die Sache stark auf die Spitze getrieben. Denn erstens ist England ganz außerordentlich bevorzugt gegenüber seinen übrigen Bundesgenossen; Frankreich beispielsweise hat immerhin heute mit einer Entwertung seiner Valuta in der Höhe von 20%, Italien mit einer solchen von fast 40% zu rechnen, von Rußland ganz zu schweigen, denn die Russen müssen heute das Zweinhalbfache des Friedenskurses zahlen.

Zweitens aber kommt jene Entwertung der Mark einstweilen doch nur für den kleinsten Teil unserer Bezüge in Betracht. Denn das, was wir in großen Massen vom Ausland hereinbekommen, wird nicht etwa mit Geld bezahlt, sondern mit Waren, also mit Kohlen, Kali, Chemikalien usw. Für diese Dinge ist somit an die Stelle der Geldwirtschaft — zum mindesten für den Augenblick — wieder die alte Tauschwirtschaft getreten, und insofern kann man tatsächlich sagen, daß die gegenwärtige Entwertung der Mark uns einstweilen praktisch nicht allzuviel kostet, namentlich deshalb nicht, weil ohnehin unser Außenhandel im Vergleich zu dem unserer Gegner außerordentlich zusammengeschrumpft ist und ein Disagio von 40% bei der Mark für die Volkswirtschaft weniger ins Gewicht fällt als ein Rückgang von 3 und 4% etwa beim Pfund Sterling, denn die Engländer können heute keine Kompensation vornehmen, da sie allmonatlich um annähernd eine Milliarde Mark mehr einführen, als sie ausführen.

Der wichtigste Entschuldigungsgrund aber, den die verantwortlichen deutschen Kreise für sich geltend machen können, ist, daß uns jegliche großzügige finanzielle Unterstützung im Auslande fehlt, daß diese aber der Entente in unbeschränktem Maße zuteil wird. Wir müssen im großen und ganzen für das, was wir mit Mühe und Not aus dem Auslande hereinbringen, auf irgendeine Weise zahlen, sei es mit Geld oder mit Waren. Der Entente dagegen steht ein geradezu unbeschränkter Kredit zur Verfügung. Allein die Vereinigten Staaten rechnen damit, monatlich die ungeheure Summe von 2 Milliarden Mark der Entente an Darlehen zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewähren. Da, so kann man sagen, ist es leicht, die Valuta aufrechtzuerhalten. Daß übrigens für die Entente das dicke Ende noch nachkommt, ist ganz selbstverständlich, denn die ungeheuren Auslandsschulden müssen auch eines Tages verzinst, getilgt oder ganz zurückgezahlt werden, und so ist man heute in ernsten britischen Kreisen der Meinung, daß das Valutaproblem für England erst mit dem Friedensschluß beginnen wird.

Das ist alles richtig. Indessen ist es doch keine ausreichende Entschuldigung. Denn auch die Entente war nicht immer in einer scheinbar so glücklichen Lage, wie sie heute ist. Die Kredite werden ihr erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit nachgeworfen. Noch im Jahre 1915 waren die Amerikaner mit derartigen Geschäften recht zurückhaltend, und trotzdem hat man damals schon die ausländischen Valuten auch durch sogenannte kleine Mittel einigermaßen aufrechterhalten können. So haben vor allem England und Frankreich rechtzeitig ihren Besitz an ausländischen Wertpapieren in der großzügigsten Weise für den Staatskredit auszubeuten verstanden, zu einer Zeit, in der man im amtlichen Deutschland noch nicht daran dachte, hier von Staats wegen vorzugehen. Daß in der Presse sehr frühzeitig eine Reihe von Maßnahmen vorgeschlagen wurden, ist in Berlin nicht genügend beachtet worden. Dort hat man es offenbar immer viel besser gewußt, und erst nachdem das Kind ins Wasser gefallen war, sann man auf Abhilfemaßnahmen.

Was den unbefangenen Urteilern der internationalen Wechselmärkte in Neuyork und anderswo immer auffiel, war aber folgendes: auch in Zeiten, in denen es an Krediten mangelte, fanden die Engländer immer Freunde, die für sie den Kurs beeinflußten und regulierten, was gewiß sehr schwierig war, da es sich um große Summen handelte. Umgekehrt war der Markt für die deutsche Reichsmark immer sich selbst überlassen, was doppelt überraschend war, da mit verhältnismäßig kleinen Beträgen sehr viel gut oder schlecht gemacht werden konnte. Und gerade diese Beobachtung ist es, die jetzt wieder bei dem erneuten Rückschlag am Devisenmarkt, z. B. in der Schweiz, sich aufdrängt. Wir haben oben schon angeführt, daß es sich bei der neuerdings zu beobachtenden Entwertung der Mark nur um verhältnismäßig kleine Beträge handelt, auf die diese Entwertung ihre Wirkung ausübt, da der große Verkehr auf dem Kompensationswege ausgeglichen wird. Wenn diese allgemeine Annahme richtig ist, so sind die geschilderten Vorgänge doppelt schmerzlich. Wenn es wirklich zutrifft, was kundige Leute aus der Schweiz berichten, daß oft geradezu lächerlich geringe Beträge auf den Wert der deutschen Valuta drücken, so fragt man sich, wo denn da die vermittelnde Hand der deutschen Regierung bzw. ihrer Beauftragten ist. Von künstlicher Beeinflussung des Kurses will man allerdings gehört haben. Dies soll aber nicht zugunsten, sondern zuungunsten unserer Valuta geltend gemacht werden, und zwar von unseren Feinden — Behauptungen, die sich freilich nicht exakt beweisen lassen. Es hätte doch längst einleuchten müssen, durch Schaffung eines verhältnismäßig kleinen Guthabens und Verwaltung dieses Guthabens durch einen Beauftragten unserer Regierung ständig Interventionskäufe vornehmen zu lassen. Nun wird die Regierung einwenden, daß das leichter gesagt als getan sei, denn es fehle an den nötigen Krediten. Selbst wenn man das für richtig hält

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und annimmt, daß es uns nicht möglich sei, einen Kredit von wenigen Millionen zu erhalten, so gäbe es doch unseres Dafürhaltens Mittel und Wege, um sich von uns aus ein Guthaben zu schaffen, ohne Kredite in Anspruch zu nehmen. Wir möchten hier nur auf einen Umstand hinweisen. Die kritischen Verhältnisse verlangen drakonische Maßnahmen. Der Krieg dauert seit drei Jahren. Es werden auf allen Gebieten die größten Opfer verlangt und gebracht. Warum scheut man sich da, einmal klipp und klar die Forderung zu stellen, daß alle Eheringe der Regierung zur Verfügung gestellt werden? Es würde da ein so großes Quantum von Gold herauskommen, daß mit Hilfe dieser eigenartigen Goldsammlung reichlich genug Mittel zur Verfügung stünden, um ein Interventionsguthaben im Ausland zur Aufrechterhaltung des Wechselkurses zu bekommen. Daß ein derartiges Opfer von der Bevölkerung verlangt werden kann, wird jeder zugeben, der sich einmal klar macht, was die Entwertung unserer Valuta für unser Wirtschaftsleben namentlich auch nach dem Kriege bedeutet.

Ein weiteres Mittel, einer Entwertung unserer Valuta entgegenzuarbeiten, wäre eine noch strikkere Beaufsichtigung unseres Außenhandels. Auch heute noch kommen Dinge aus dem Ausland herein, die zwar sehr wünschenswert sind, die aber bei dem derzeitigen Notstand eventuell auch entbehrt werden könnten. Ist es wirklich notwendig, heute, um einige Beispiele zu nennen, Uhren aus der Schweiz zu beziehen oder aber Stickereien und Kindertaschentücher in großen Mengen über die Grenze zu bringen? Man wird diese Frage um so eher verneinen, als die Unmöglichkeit, das ganze Devisenmaterial für die Einfuhr den Importeuren zur Verfügung zu stellen, neuerdings die Reichsbank veranlaßt hat, wieder den Export von deutschen Banknoten zu erlauben, die natürlich mangels jeglicher Nachfrage den Markt für unsere Valuta im Ausland fortwährend entwerten.

Daß selbstverständlich derartige Maßnahmen nur ein Hilfsmittel darstellen und daß nach dem Kriege ganz andere Faktoren, wie etwa ein besseres Verhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr oder aber die Schaffung einer großen Goldanleihe im Ausland, uns helfen können, liegt auf der Hand und wurde bereits vor einigen Wochen an dieser Stelle auseinandergesetzt.

Linter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag G. m. b. H.: Stuttgart, Neckarstr. 121/123.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

N 664

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

AP30
.M15
Jahrg. 11
1917
Bd. 1-2

JUL - 1 1969

Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-28 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913891
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google